

# Die Slawen in Deutschland

---

**EIN HANDBUCH**

# DIE SLAWEN IN DEUTSCHLAND

---

GESCHICHTE UND KULTUR DER SLAWISCHEN STÄMME  
WESTLICH VON ODER UND NEISSE VOM 6. BIS 12. JAHRHUNDERT

EIN HANDBUCH

*Herausgegeben von*

JOACHIM HERRMANN

*Mit 3 Farbtafeln,  
129 Abbildungen und 1 Faltafel*

Bearbeitet in einem Autorenkollektiv von Hans Holm Bielfeldt, Jan Brankačk, Werner Coblenz, Peter Donat, Ernst Eichler, Evamaria Engel, Siegfried Epperlein, Joachim Herrmann, Martin Kasper, Heinz Arno Knorr, Bruno Krüger, Friso Mětšk, Hanns-Hermann Müller, Klaus-Jürgen Schiller, Jan Šolta, Herbert Ullrich, Hans Walther, Teodolius Witkowski

---



AKADEMIE-VERLAG · BERLIN

1970

An der wissenschaftlich-technischen Vorbereitung dieses Bandes wirkten mit:

Dr. phil. Hansjürgen Brachmann  
Dipl. phil. Erika Faust  
Dr. phil. Reinhard E. Fischer  
Dipl. phil. Eike Gringmuth-Dallmer  
Sven Gustavs  
Ingo Ralf Heindel  
Johanna Körbel  
Dr. rer. nat. Elsbeth Lange  
Dr. phil. Gerhard Schlimpert

A 19048 + April.

Register: Dipl. phil. Erika Faust

Redaktion: Dipl. phil. Hiltrud Heinrich und Hildegard Quitta

Erschienen im Akademie-Verlag GmbH, 108 Berlin, Leipziger Straße 3--4

Copyright 1970 by Akademie-Verlag GmbH

Lizenznummer: 202 · 100/63/70 · Karten: 25/70 · 131/70

Schutzumschlag und Einband: Annemarie Wagner

Gesamtherstellung: VEB Druckhaus „Maxim Gorki“, 74 Altenburg

Bestellnummer: 5804 · EDV 751 7285 · ES 14 D · 14 C

## Inhalt

Vorbemerkung . . . . .	1
<i>I. Einwanderung und Wohnsitze der slawischen Stämme in Deutschland . . .</i>	<i>7</i>
1. Wohnsitze der slawischen Stämme und Stammesgruppen. Von Joachim Herrmann . . . . .	7
2. Namen der Stämme und Landschaften. Von Ernst Eichler und Teodolius Witkowski . . . . .	9
3. Siedlungsgefülle, Siedlungsgebiete und Stammesgebiete. Von Joachim Herrmann . . . . .	11
4. Einwanderung und Herkunft der Stammesgruppen. Von Joachim Herrmann . . . . .	14
5. Das Verhältnis zwischen slawischen Einwanderern und germanischer Restbevölkerung. Von Ernst Eichler, Teodolius Witkowski und Bruno Krüger . . . . .	22
6. Die Ausbreitung der slawischen Besiedlung westlich von Elbe/Saale und Böhmerwald. Von Hans Walther . . . . .	25
a) Die Herausbildung der politischen Grenze bis 800 . . . . .	25
b) Die Herausbildung der westlichen slawischen Siedlungsgrenze in den einzelnen Landschaften . . . . .	26
c) Germanen, Slawen und Deutsche westlich von Elbe und Saale . . . . .	31
7. Sprachen und Dialekte. Von Ernst Eichler und Teodolius Witkowski . . . . .	33
a) Gliederung und Stellung innerhalb der slawischen Sprachfamilie . . . . .	33
b) Das altsorbische Sprachgebiet . . . . .	33
c) Das altpolabische Sprachgebiet unter Einschluß des Drawehnopolabischen . . . . .	35
8. Der Mensch. Von Herbert Ullrich . . . . .	39
<i>II. Wirtschaft und Wirtschaftsentwicklung. . . . .</i>	<i>45</i>
1. Ackerbau. Von Joachim Herrmann . . . . .	49
a) Naturbedingungen und Rodung . . . . .	49
b) Bodenbearbeitung und Wirtschaftsgröße . . . . .	50
c) Ernte und Verarbeitung des Getreides . . . . .	54
2. Viehwirtschaft. Von Joachim Herrmann und Hanns-Hermann Müller . . . . .	57
a) Umfang und Bedeutung der Viehhaltung . . . . .	57
b) Die verschiedenen Haustiere . . . . .	59
c) Die Nutzung der Haustiere . . . . .	62

3. Jagd. Von Joachim Herrmann und Hanns-Hermann Müller . . . . .	66
4. Fischfang. Von Joachim Herrmann und Hanns-Hermann Müller . . . . .	69
5. Zeidelwirtschaft. Von Joachim Herrmann . . . . .	72
6. Handwerk und Gewerbe. Von Heinz Arno Knorr . . . . .	73
a) Töpferei . . . . .	75
b) Eisenproduktion . . . . .	81
c) Eisenverarbeitung . . . . .	84
d) Werkzeuge . . . . .	87
e) Verarbeitung von Edel- und Buntmetallen . . . . .	87
f) Glasverarbeitung . . . . .	95
g) Holzverarbeitung . . . . .	96
h) Herstellung von Geräten und Werkzeugen aus Geweih und Knochen . . . . .	101
i) Lederverarbeitung . . . . .	103
7. Austausch und Handel. Von Joachim Herrmann . . . . .	104
a) Mehrprodukt und Schatzbildung . . . . .	104
b) Zahlungsmittel und Geld . . . . .	104
c) Silberschätze . . . . .	105
d) Anfänge der Münzprägung . . . . .	107
e) Über Wert und Preis . . . . .	107
f) Handelsgüter . . . . .	108
g) Austausch, Handel und Marktverkehr . . . . .	112
h) Handels- und Verkehrswege . . . . .	117
<i>III. Dorfsiedlungen, Burgen und frühe Städte. . . . .</i>	<i>123</i>
1. Siedlungsweise und Siedlungsform. Von Joachim Herrmann . . . . .	123
a) Grundzüge der Siedlungsweise . . . . .	123
b) Entwicklung und Differenzierung der Siedlungsformen . . . . .	126
2. Haus und Hof. Von Peter Donat . . . . .	138
3. Burgen und Befestigungen. Von Joachim Herrmann und Werner Coblenz . . . . .	147
a) Die Burgentypen . . . . .	148
b) Volksburgen und Fluchtburgen . . . . .	151
c) Entstehung von Adelsburgen . . . . .	164
d) Fürstenburgen und Burgen des Hochadels . . . . .	166
e) Technik und Organisation des Burgenbaues . . . . .	181
4. Frühe Städte und Handwerkersiedlungen. Von Joachim Herrmann . . . . .	187
a) Voraussetzungen und Bedingungen der Frühstadt . . . . .	187
b) Frühstädte der Obodriten . . . . .	188
c) Frühstädtische Zentren bei Wilzen und Ranen . . . . .	190
d) Frühstädtische Zentren im Spree-Havel-Gebiet, in der Lausitz und bei den Sorben . . . . .	194
e) Frühstädte des 11. bis 12. Jahrhunderts . . . . .	195
f) Grundzüge frühstädtischer Entwicklung . . . . .	198
<i>IV. Gesellschaftliche und politische Struktur. Von Joachim Herrmann und Evamaria Engel . . . . .</i>	<i>200</i>
1. Die vier Entwicklungsstufen . . . . .	200
2. Soziale und politische Verhältnisse vom 7. bis 9. Jahrhundert . . . . .	201

3. Die gesellschaftliche Entwicklung im 9. und 10. Jahrhundert und die politische Organisation der Sorben und Wilzen . . . . .	206
4. Staat und Gesellschaft bei Obodriten, Hevellern und Rügenlawen vom 9. bis 12. Jahrhundert . . . . .	211
a) Obodriten . . . . .	211
b) Heveller . . . . .	215
c) Rügenlawen . . . . .	216
5. Frühstädte an der Ostseeküste seit dem 10. Jahrhundert . . . . .	219
6. Die Herausbildung der hochmittelalterlichen Territorialstaaten unter slawischen Dynastien in Mecklenburg, Pommern und auf Rügen . . . . .	221
7. Grundzüge und Wesen der slawischen Staatsbildung . . . . .	222
8. Die Slawen westlich von Elbe/Saale und Böhmerwald unter fränkischer und deutscher Feudalherrschaft. Von Hans Walther . . . . .	224
V. <i>Materielle und geistige Kultur.</i> Von Joachim Herrmann . . . . .	229
1. Grundlagen und Inhalt der materiellen Kultur . . . . .	229
a) Haus und Haushaltsgeräte . . . . .	229
b) Kleidung und Schmuck . . . . .	233
c) Körperpflege und Hygiene . . . . .	236
d) Spiel- und Schreibgeräte . . . . .	238
2. Kriegerrüstung und Bewaffnung . . . . .	239
3. Kunst und Kunstschaffen . . . . .	242
4. Religion und Kult . . . . .	249
a) Die Götter der Stämme und Stammesverbände. Tempel und heilige Haine . . . . .	250
b) Die Priester und ihre Rolle in der Gesellschaft . . . . .	253
c) Hausgötter, Geister und Dämonen . . . . .	256
d) Religiöse Feste und Feierlichkeiten . . . . .	259
e) Heidnische Religion und christliche Kirche . . . . .	259
VI. <i>Fränkische Eroberungspolitik, feudale deutsche Ostexpansion und der Unabhängigkeitskampf der slawischen Stämme bis zum 11. Jahrhundert</i> 263	
1. Die Kämpfe zwischen Slawen, Franken und Sachsen und die fränkische Eroberungspolitik. Von Siegfried Epperlein . . . . .	263
a) Politik und Kriegszüge Karls des Großen und Ludwigs des Frommen 263	
b) Politik und Kriegszüge Ludwigs des Deutschen. . . . .	269
2. Voraussetzungen, Ursachen und Charakter der ersten Etappe der feudalen deutschen Ostexpansion im 10. und 11. Jahrhundert. Von Siegfried Epperlein . . . . .	270
a) Die Eroberungspolitik des frühfeudalen deutschen Staates unter Heinrich I. (919 bis 936) . . . . .	272
b) Die Eroberungspolitik des frühfeudalen deutschen Staates unter Otto I. (936 bis 973) und Otto II. (973 bis 982). . . . .	275
c) Die Aufstände der Lutizen und Obodriten und der Zusammenbruch der deutschen Feudalherrschaft in den Gebieten östlich der Elbe . . . . .	284
3. Deutscher, böhmischer, polnischer und dänischer Feudalstaat im Kampf um die Gebiete zwischen Elbe und Oder im 11. Jahrhundert. Von Siegfried Epperlein . . . . .	289

a)	Das Bündnis Heinrichs II. (1002 bis 1024) mit den Lutizen gegen den frühfeudalen polnischen Staat . . . . .	289
b)	Die Kriege Konrads II. (1024 bis 1039) gegen die Lutizen . . . . .	298
c)	Die Entstehung eines obodritischen Großreiches und der Zerfall des Lutizenbundes . . . . .	299
4.	Die slawische Bevölkerung zwischen Saale und Neiße unter deutscher Feudalherrschaft (11. bis 13. Jahrhundert). Von Jan Brankač . . . . .	302
a)	Die Entstehung von Territorialstaaten und die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung . . . . .	302
b)	Die Herausbildung der feudalen Grundherrschaft und die Lage der unterworfenen Bevölkerung . . . . .	305
c)	Die rechtlichen und kulturellen Verhältnisse der slawischen Bevölkerung . . . . .	309
d)	Einige zusammenfassende Bemerkungen . . . . .	311
VII.	<i>Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jahrhundert und die Herausbildung der vollentwickelten Feudalgesellschaft zwischen Elbe und Oder . . . . .</i>	<i>313</i>
1.	Voraussetzungen, Ursachen und Charakter der Eroberungszüge. Von Evamaria Engel . . . . .	313
2.	Die militärisch-politische Eroberung. Von Evamaria Engel . . . . .	315
a)	Der Untergang des Obodritenreiches (1093 bis 1143) . . . . .	315
b)	Die Kämpfe des polnischen und deutschen Feudalstaates gegen den pommerschen Fürstenstaat (Anfang des 12. Jahrhunderts bis 1137/38) . . . . .	321
c)	Die Eroberungen der Askanier um Brandenburg und Havelberg (1127 bis 1147) . . . . .	323
d)	Der Wendenkreuzzug von 1147 . . . . .	325
e)	Die Eroberungspolitik Heinrichs des Löwen und die Entstehung der mecklenburgischen Fürstentümer (1147 bis 1181) . . . . .	328
f)	Die Eroberungszüge der Dänen an der südlichen Ostseeküste (Mitte des 12. Jahrhunderts bis 1227) . . . . .	332
g)	Die Begründung der Mark Brandenburg und der Kampf gegen Pommern (1147 bis Mitte des 13. Jahrhunderts) . . . . .	336
h)	Der Widerstand der slawischen Bevölkerung und die Haltung des slawischen Adels . . . . .	338
i)	Die Rolle der christlichen Kirche . . . . .	341
3.	Die bäuerliche Siedlung im 12. und 13. Jahrhundert. Von Siegfried Epperlein . . . . .	344
a)	Die Gründe für die bäuerliche Abwanderung nach Osten . . . . .	344
b)	Die Ansiedlung niederländischer und deutscher Bauern in den Gebieten zwischen Saale/Elbe und Oder . . . . .	348
c)	Die Ansiedlung niederländischer und deutscher Bauern im Gebiet zwischen Saale/Elbe und Oder und die Entstehung einer hochfeudalen Klassenstruktur . . . . .	357
4.	Die Entstehung der hochmittelalterlichen Städte im Gebiet zwischen Elbe und Oder. Von Evamaria Engel und Siegfried Epperlein . . . . .	364
5.	Die Folgen der feudalen deutschen Ostexpansion und die Herausbildung der hochfeudalen Klassengesellschaft. Von Evamaria Engel . . . . .	372

<b>VIII. Die Schichten und Klassen der slawischen Stammesgesellschaft im deutschen Feudalstaat und bei der Ethnogenese des deutschen Volkes – Ein Ausblick –</b> . . . . .	376
1. Der Prozeß der Assimilation und des deutsch-slawischen Zusammenlebens. Von Joachim Herrmann . . . . .	376
2. Die Lausitzer Sorben . . . . .	384
a) Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Von Jan Brankač . . . . .	384
b) Vom 16. Jahrhundert bis 1789. Von Friso Mětšk . . . . .	393
c) Von 1789 bis 1917. Von Jan Šolta . . . . .	400
d) Von 1917 bis zur Gegenwart. Von Martin Kasper und Klaus-Jürgen Schiller . . . . .	406
<b>IX. Anhang</b> . . . . .	412
1. Genealogische Reihen slawischer und deutscher Fürsten im 12. und 13. Jahrhundert. Zusammengestellt von Evamaria Engel . . . . .	412
2. Die slawischen Wörter in den deutschen Mundarten im ehemaligen slawischen Siedlungsgebiet westlich der Oder. Von Hans Holm Bielfeldt . . . . .	415
<b>X. Anmerkungen</b> . . . . .	424
<b>XI. Nachweise</b> . . . . .	484
1. Abkürzungsverzeichnis . . . . .	484
2. Sigelverzeichnis . . . . .	484
3. Quellen- und Literaturverzeichnis . . . . .	486
4. Abbildungsnachweis . . . . .	496
<b>XII. Register</b> . . . . .	502
1. Orts- und Stammesnamen . . . . .	502
2. Personennamen . . . . .	518
3. Autoren . . . . .	523
4. Anschriften der Autoren . . . . .	529
<b>Beilage 1 (Falttafel)</b>	



## Vorbemerkung

Über siebenhundert Jahre lang erklangen in weiten Gebieten der heutigen beiden deutschen Staaten slawische Sprachen und Dialekte. Slawische Stämme und Völkerschaften gelangten in einer Zeit, als das Erbe des zusammengebrochenen Römischen Imperiums immer neue Völker anzog, nicht nur bis zum Olymp der Griechen, nach Kärnten und Jugoslawien, sondern auch weit nach Westen, bis zur Elbe und Saale, teilweise darüber hinaus bis an den Main und in das Tal der Regnitz.

Trafen die slawischen Wanderzüge im Süden allerorts auf provinzialrömische Tradition und Reste der antiken Bevölkerung, Kultur und Zivilisation, so hatten sie im Norden und Westen unwegsame Sümpfe, breite Ströme und undurchdringliche Wälder zu bezwingen. Das Land zwischen Oder und Elbe war in dieser Zeit nur schwach besiedelt. Die germanischen Stämme, ein halbes Jahrtausend und länger hier ansässig, waren in das untergehende Römerreich eingedrungen oder hatten sich an dessen einstigen Grenzen niedergelassen.

Die erste Tat der slawischen Einwanderer war eine Kulturtat: Sie rodeten weite Teile des Landes und bestellten den Acker, sie legten Dörfer an, bald auch Burgen, und gründeten schließlich die ersten frühen Städte. Neue Wege begannen das unwegsame Land zu überziehen, Brücken und Dämme die Flüsse und Sümpfe zu überspannen und passierbar zu machen. Die Landschaften erhielten Namen, desgleichen die Siedlungen. Lausitz und Lommatzsch, Barnim und Balsamerland, Teltow, Lebus, Rügen und Pommern führen ihre Bezeichnungen auf diese Zeit zurück, ebenso wie etwa fünfzig von hundert unserer heutigen Ortsnamen – in der einen Landschaft mehr, in der anderen weniger. Eine kulturelle Entwicklung wurde in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends eingeleitet, deren Traditionslinien sich, durch vielfältige gesellschaftliche Umbrüche, politische und kulturelle Umwälzungen zwar verändert, bis auf unsere Zeit verfolgen lassen.

Die slawischen Stämme und Völkerschaften, über die hier berichtet werden soll, hatten eine bewegte Geschichte. Der Prozeß des Überganges von den Verhältnissen der späten Urgesellschaft zur feudalen Klassengesellschaft bestimmte das historische Geschehen. Erbitterte Kämpfe zwischen den sich herausbildenden Schichten und Klassen zur Bewältigung dieses Weges und unerbittliche Niederlagen im Krieg untereinander und mit den Nachbarn be-

rührten alle Zeitgenossen. Helden und Heroen, wie sie sich bei allen Völkern in solchen Kämpfen bewährten, wurden auch von diesen Stämmen hervorgebracht und besungen. Eine große Rolle in der Geschichte dieser Stämme spielten von Anfang an die Auseinandersetzungen mit dem Frankenreich.

In den Gebieten westlich des Rheins hatten die Franken am Ende des 5. Jh. die zerfallende römische Sklavenhaltergesellschaft endgültig zerschlagen und sich auf dem Boden der ehemaligen römischen Provinzen niedergelassen. Arbeitsteilung und Klassendifferenzierung entwickelten sich hier schneller als bei den Slawen zwischen Elbe und Oder. Ein starkes fränkisches Reich auf der Grundlage einer frühfeudalen Klassengesellschaft war daraus hervorgegangen, dessen herrschende Klasse immer mehr Nachbarstämme unterwarf, zunächst Alemannen und Bayern, dann Thüringer und Sachsen. Im 8. Jh. schob es seine Grenzen bis an Elbe und Saale vor und richtete die volle Kraft seiner Kriegszüge gegen die Stämme der Slawen. Als im 10. Jh. der deutsche Staat entstand, fand dessen herrschende Klasse östlich von Elbe und Saale ein Expansionsfeld, dessen Unterwerfung sie über Jahrhunderte betrieb. Gleichzeitig baute sie daraus das Sprungbrett für neue Eroberungen und Kriege.

Bis zum 12. Jh. waren es deutsche Feudalherren und feudale Heere, die erobernd und plündernd in slawisches Land einbrachen, aber von den sich erhebenden Stämmen in erbittertem Abwehrkampf zurückgeschlagen wurden. Lediglich die elbnahen Gebiete und die Lausitz konnten sie unterwerfen. Während dieser Kämpfe bildete sich bei den slawischen Stämmen die Klassengesellschaft aus, frühe Staaten entstanden und vermochten sich zeitweise zu behaupten. Im großen und ganzen gelang es jedoch der slawischen Oberschicht nicht, ihre Herrschaft im Innern zu festigen und einen erfolgreichen Kampf gegen den deutschen Feudalstaat zu führen. Außer einer teilweise geringer als im Frankenreich entwickelten Arbeitsteilung und gesellschaftlichen Schichtung waren es politische, teilweise daraus resultierende Faktoren, die die eigene Entwicklung weiterhin aufhielten. Einzelne Gruppen des Adels verbündeten sich mit deutschem Adel und deutschen Fürsten, um ihre Macht zu behaupten. Je weiter ein Gebiet sozialökonomisch entwickelt war, desto stärker prägte sich diese Tendenz aus. Dadurch wurde der Klassenkampf im Innern der Stämme und frühen Staaten für die unteren Schichten, vor allem für die große Masse der Bauern, gleichzeitig zum Abwehrkampf gegen fremde, vorwiegend deutsche Eroberer. Große Teile des Stammesadels sahen ihren Platz daher an der Seite dieser Schichten. Das wiederum bewirkte eine langsamere Klassendifferenzierung, ein Beharren oder teilweises Verharren auf älteren gesellschaftlichen Strukturformen der militärischen Demokratie. Insbesondere gilt das für die Wilzen oder Lutizen in Mecklenburg. Da feudale Klassenherrschaft und Christentum zwei Seiten ein und derselben Sache waren, spielten sich diese Kämpfe und Auseinandersetzungen weitgehend unter christlichen Losungen und Zielsetzungen auf seiten der herrschenden Schicht und unter der Losung „heidnischer“ Religion auf seiten der unteren Schichten ab.

Als im 12. Jh. im deutschen Feudalstaat vielschichtige sozialökonomische und politische Bedingungen zu einer neuen Welle der Expansion führten, setzten die slawischen Länder und frühen Staaten den erobernden Territorialfürsten, vor allem den Wettinern und Askanern, den Magdeburger Erzbischöfen und den Welfen, keinen oder nur geringen Widerstand entgegen. Zur gleichen Zeit unternahmen der erstarkte polnische und der dänische Feudalstaat ausgedehnte Eroberungszüge in die Länder der hier behandelten Stämme. Im Jahre 1168 mußten sich die Ranen – der letzte selbständige Stamm – nach dem Fall Arkonas den Dänen unterwerfen.

Die politischen Eroberungen deutscher Landesfürsten leiteten eine umfangreiche Siedlungsbewegung deutscher Bauern und Städtebürger ein. Im Rheingebiet, in Franken und Sachsen hatten tiefgreifende Veränderungen der ökonomischen Struktur breiten bäuerlichen und städtischen Schichten die Existenzgrundlage eingeschränkt oder gar genommen. Diese Volksschichten wurden von den erobernden Feudalherren in die Expansionspolitik einbezogen. Man versprach und gab ihnen Land im eroberten Gebiet und erlegte ihnen Leistungen und Abgaben auf. Deutsche Dörfer und Städte entstanden. In einem langandauernden, konfliktreichen Prozeß bildeten sich aus eingessener slawischer Bevölkerung und Siedlern unterschiedlicher ethnischer Herkunft aus Mittel- und Westeuropa die Klassen der Bauern und Städtebürger des Hochfeudalismus. Der Prozeß der Assimilation zum deutschen Volksteil verlief je nach der wirtschaftlichen Stärke und der Festigkeit der sozialen Struktur der heimischen slawischen Gesellschaft und den politischen Umständen in den verschiedenen Gebieten recht unterschiedlich.

Die Bedeutung, die der hier behandelte Geschichtsabschnitt für die Herausbildung des deutschen Volkes hat, machte ihn der Geschichtsschreibung frühzeitig interessant. Das führte zu einer nahezu unübersehbaren Literaturflut bürgerlicher deutscher, polnischer und tschechischer Mediävistik, Archäologie und Namenkunde<sup>1</sup>.

Im Kampf um die nationale Einigung und gegen den eigenen Feudaladel schrieb die deutsche Geschichtsschreibung Werke, die die Leistungen der slawischen Stämme und ihre Rolle in der Geschichte würdigten und ihren hartnäckigen Kampf gegen die Eroberungskriege deutscher Fürsten, der katholischen Kirche und des deutschen Adels hervorhoben. Mit Anteilnahme und Wehmut verfolgte sie ihren Untergang. Stellvertretend für andere sei hier vor allem das Werk von L. Giesebrecht genannt.

Schon vorher hatte Johann Gottfried Herder diesem Empfinden in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ literarisch Ausdruck verliehen:

„Allenthalben ließen sie sich nieder, um das von anderen Völkern verlassene Land zu besitzen, es als Kolonisten, als Hirten oder Ackerleute zu bauen und zu nutzen; mithin war nach allen vorhergegangenen Verheerungen, Durch- und Auszügen ihre geräuschlose, fleißige Gegenwart den Ländern ersprießlich ... Ungleich ist das Volk dadurch worden, daß es bei seiner Liebe zur

Ruhe und zum häuslichen Fleiß sich keine dauernde Kriegsverfassung geben konnte, ob es ihm wohl an Tapferkeit in einem hitzigen Widerstande nicht gefehlt hat.“

Am Ende des 19. Jh., mit den Bemühungen des junkerlich-großbürgerlichen Kaiserreiches um die Assimilation der polnischen Bevölkerung in Schlesien, Posen und Pommern und noch stärker mit dem Eintritt Deutschlands in die Periode des Imperialismus, nahmen der Nationalismus und Chauvinismus in den Konzeptionen der deutschen Mediävisten, Archäologen und Sprachforscher einen zunehmend breiteren Raum ein. Die faschistische Geschichtsschreibung und Propaganda manipulierte breite Schichten des deutschen Volkes unter Mißbrauch der Geschichte durch Thesen von der Kulturlosigkeit und rassischen Minderwertigkeit der Slawen, von slawischem Untermenschentum und deutscher Herrenmission. Der deutsche Faschismus benutzte diese Pseudotheorien zur Apologie seiner barbarischen Verbrechen, die er im zweiten Weltkrieg an den slawischen Völkern beging. Das „Amt für Sorbenfragen“ bereitete die völlige Vernichtung der Sorben in der Nieder- und Oberlausitz vor.

Die westdeutsche Geschichtsschreibung hat sich in den ersten Nachkriegsjahren von diesen Thesen distanziert. Humanistische Traditionen bestimmten die Einzelforschungen, und es entstanden teilweise wichtige Einzeluntersuchungen, die zum ersten Male nicht nur die politische Geschichte, sondern auch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse berücksichtigten.

Ein erneuter Wandel trat mit der Festigung der westdeutschen Bundesrepublik und im Zusammenhang mit der Vorbereitung und Herausbildung einer neuen Ostpolitik ein. Zur historischen Begründung dieser Politik wurde auch der hier behandelte Geschichtsabschnitt herangezogen, vor allem für die Schaffung des neuen Abendlandbegriffes. Die westslawischen Völker der Tschechen, Slowaken und Polen einschließlich der Stämme und Völkerschaften zwischen Oder und Elbe/Saale wurden in dieses Abendlandbild integriert. Die Eroberungen und die Vorherrschaft des deutschen Feudalstaates über diese Gebiete werden als bedeutende Kulturleistung mit Modellcharakter dargestellt.

Dieses neue Abendlandbild billigt den westslawischen Völkern kulturelle Leistungen zu, hebt sie jedoch gleichzeitig als Leistungen des deutschen oder westeuropäischen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Einflusses hervor. Die eigene, aus den gesellschaftlichen Verhältnissen erfolgte Entwicklung dieser Völker wird gering geschätzt, abgewertet oder übergangen.

Um so dringlicher erschien es, gestützt auf alle verfügbaren Quellen, sowohl auf Urkunden als auch auf Chroniken, archäologische Funde und Ausgrabungsergebnisse und Erkenntnisse der Namenkunde, das tatsächliche historische Geschehen und dessen Ursachen darzustellen. Es wurde der Versuch unternommen, die wirtschaftlichen und sozialökonomischen Bedingungen und die treibenden Kräfte herauszuarbeiten, die Geschichte und Schicksal jener Stämme und Völker bestimmten. Die Autoren konnten sich dabei auf eine größere Anzahl neuer marxistischer Forschungen und Darstellungen deutscher,

polnischer, tschechischer und sowjetischer Wissenschaftler und nicht zuletzt auf ihre eigenen, teilweise umfangreichen Arbeiten stützen.

Das Buch schließt mit einem Ausblick auf die bis zur Gegenwart geführte Geschichte der sorbischen Minderheiten in der Ober- und Niederlausitz. Im vollen Licht der neueren und neuesten Geschichte wird an dem Schicksal dieser nationalen Minderheit besonders deutlich, wie die Entwicklung von Sprache und Kultur, nationaler Tradition und Pflege dieser Tradition auf das engste von den sozialen Auseinandersetzungen, vom Kampf der Klassen abhängig ist. Erst die Beseitigung der Ausbeuterklassen führte auch zur Aufhebung der über tausendjährigen nationalen Gegensätze, die letztlich Gegensätze zwischen einer im wesentlichen deutschsprechenden Ausbeuterklasse und der sorbisch-sprechenden arbeitenden Klasse der Bauern und unteren Schichten der Städte waren. Damit ist der Weg geebnet für eine gemeinsame sozialistische Entwicklung. Sorbische sprachliche und kulturelle Besonderheiten haben ihre Funktion, Schild im Klassenkampf der Unterdrückten und Angriffsziel der Ausbeuterklassen zu sein, verloren. Sie haben vielmehr den Rang von kulturpolitisch bedeutsamen Erscheinungen und Besonderheiten angenommen, in denen und über die sich die sozialistische Menschengemeinschaft voll entfalten kann und zu deren Pflege und Entfaltung die sozialistische Gesellschaft Möglichkeiten und Mittel aufbringt. Artikel 40 der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik legt daher fest: „Bürger der Deutschen Demokratischen Republik sorbischer Nationalität haben das Recht zur Pflege ihrer Muttersprache und Kultur. Die Ausübung dieses Rechtes wird vom Staat gefördert.“

Möge das Handbuch all denen von Nutzen sein, deren Interesse sich der Geschichte und Kultur dieser Stämme und Völker zuwendet, die wissen wollen, wie sich die Entstehung des deutschen Volkes im Mittelalter vollendete, oder die einfach zu erfahren wünschen, wer die Menschen waren, denen die Namen unserer Dörfer und Städte, manche kulturelle Gewohnheit und selbst Spuren in der Landschaft ihren Ursprung verdanken.

# I. Einwanderung und Wohnsitze der slawischen Stämme in Deutschland

## 1. Wohnsitze der slawischen Stämme und Stammesgruppen

Zum Jahre 631 berichtet der fränkische Chronist Fredegar über ein bedeutendes Ereignis an der Ostgrenze des fränkischen Reiches: In Böhmen-Mähren und im mittleren Donaugebiet war im Kampf gegen die Awaren das slawische Großreich des Samo entstanden. Diesem Großreich schlossen sich auch die Sorben – „die seit alters zum fränkischen Reich gehört hatten“ – unter ihrem Fürsten (dux) Dervan an. Das ist der erste Bericht über einen slawischen Stamm auf dem Gebiet des späteren Deutschland. Einem Lichtstrahl gleich beleuchtet er die großen Veränderungen, die die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung des östlichen Mitteleuropa im Verlauf der Völkerwanderungszeit erfahren hatte.

Ausführlicher werden jedoch die Nachrichten erst im 9. Jh. (Abb. 1). Der sogenannte Bayrische Geograph<sup>1</sup>, dessen Beschreibung um 850 entstand, kannte folgende Stämme: Obodriten mit mehreren Teilstämmen; Wilzen mit vier Teilstämmen; Linonen, Bethenici, Smeldinger, Marčane oder Müritzer; Heveller; Sorben mit mehreren Teilstämmen; Daleminzier; Lusizer; Milzener; Besunzanen. Ohne Zweifel sind damit die wichtigsten Stammesverbände und Stammesnamen genannt. Sie kehren im wesentlichen auch in der um 890 verfaßten Chorographie des angelsächsischen Königs Alfred des Großen wieder; zusätzlich führt diese die Siusler auf.<sup>2</sup>

Mit dem Beginn direkter chronikalischer und urkundlicher Überlieferungen werden seit dem 10. Jh. neben diesen im allgemeinen größeren und bedeutenderen Stämmen sehr viele kleinere genannt.

An der südlichen Ostseeküste, zwischen Kieler Förde und mittlerer Warnow, saßen die Obodriten. Sie werden zum ersten Male von fränkischen Chronisten im Zusammenhang mit den Sachsenkriegen Karls des Großen zum Jahre 781 erwähnt. Damals kämpften sie an der Seite der Franken gegen die Sachsen.

Seit alters gehörten zu den Obodriten vier Teilstämme: Wagrier in Ostholstein, Polaben zwischen Trave und Elbe, Warnower an der oberen Warnow und Mildnitz sowie die für den Stammesverband namengebenden Obodriten von der Wismarer Bucht bis südlich des Schweriner Sees. Von den genannten Stammesnamen wurde der Name der Obodriten vor der Einwanderung wahrscheinlich von einem Stamm geführt, der sich im Verlauf der Wanderung teilte. Ein Stammesteil zog in das Donaugebiet und hieß dort „Osterabtrezi“;

<sup>2</sup> Slawen in Deutschl.

aus dem anderen Stammesteil gingen die Obodriten hervor. Vom Bayrischen Geographen werden sie auch „Nortabtrezi“ genannt. Dagegen haben die zu den Obodriten gehörenden Teilstämme der Polaben und vielleicht auch der Warnower ihre Namen nach den Flüssen Elbe und Warnow gebildet. Die Wagrier oder Teile von ihnen nannten sich wohl Travnjane nach dem Fluß Trave. Die Aufgliederung der Obodriten in Einzelstämme war um 850 bereits vollzogen.

Zeitweise in enger Verbindung zu den Obodriten standen die Linonen (erw. 808) an der Elbe um Lenzen. Auch die Drevänen im hannoverschen Wendland und in der nördlichen Altmark scheinen in älterer Zeit bisher nicht klar zu bestimmende, engere Beziehungen zu den Obodriten unterhalten zu haben.

Östlich der Obodriten wohnten die Wilzen, seit dem Ende des 10. Jh. von deutschen Chronisten auch als Lutizen bezeichnet. Möglicherweise ist dieser Name jedoch wesentlich älter. Die Wilzen werden 738 zum ersten Male indirekt bezeugt; 789 waren sie Ziel eines fränkischen Kriegszuges, der zu ihrer zeitweisen Unterwerfung unter fränkische Herrschaft führte (S. 265). Auch die Wilzen gliederten sich um 850 in vier Teilstämme. Im 10. Jh. werden diese namentlich genannt: Kessiner an der unteren Warnow; Zirzipanen zwischen Recknitz, Trebel und Peene; Tollenser östlich und südlich der Peene an der Tollense; Redarier südlich und östlich des Tollensesees an der oberen Havel. Die wichtigsten waren die Redarier.

Rügen bewohnten die Rujane oder Ranen, die möglicherweise bereits in der angelsächsischen Kirchengeschichte des Beda Venerabilis um 703 als Rugini überliefert sind. Um Wolgast und Usedom siedelten kleinere Gruppen, deren Gebiet in späterer Zeit Wanzlow (erw. 948) hieß. Größer und bedeutsamer waren die Stämme der Ukranen an der Ucker (erw. 934) und der Müritzer an der Müritz (erw. um 850; 948). Kleinere Stämme lebten an der Dosse (Došane, erw. 948), im Ruppiner Gebiet (Zamzizi, erw. 948), an der oberen Havel (Rěčanen, erw. 948) sowie an der unteren Havel und im Elb-Havel-Winkel (Nelětici, Liezizi, Zemzizi, erw. 948; Smeldinger und Bethenici, erw. um 850).

Das mittlere Havelgebiet und das Havelland wurden von den Hevellern oder Stodoranen bewohnt (erw. um 850). Teilweise zu den Wilzen oder Lutizen gerechnet, waren sie doch seit frühester Zeit ein selbständiger Stamm neben den vier wilzischen Teilstämmen (Chorographie Alfreds um 890). Östlich davon lebten an der unteren Dahme und Spree die Sprewanen (erw. 948), während sich südlich der Gau Ploni erstreckte, vielleicht ehemals hevelliges Teilgebiet. Kleinere Stämme siedelten an der mittleren Elbe (Moriciani, Zerwisti, Serimunt, Nicici).

Eine ähnlich selbständige Stellung wie die Heveller nahmen seit frühester Zeit die Lusizer (erw. um 850) in der Niederlausitz und die Milzener (erw. um 850) in der Oberlausitz ein. In ihrer Nachbarschaft wohnten einige kleinere Stämme oder Teilstämme, die Selpoli (erw. 948) und die Besunzanen (erw. um 850). An der mittleren Oder werden am Ende des 11. Jh. die Lebuser (Leubuzzi) genannt. Jedoch handelt es sich bei diesen kaum um einen selbständi-

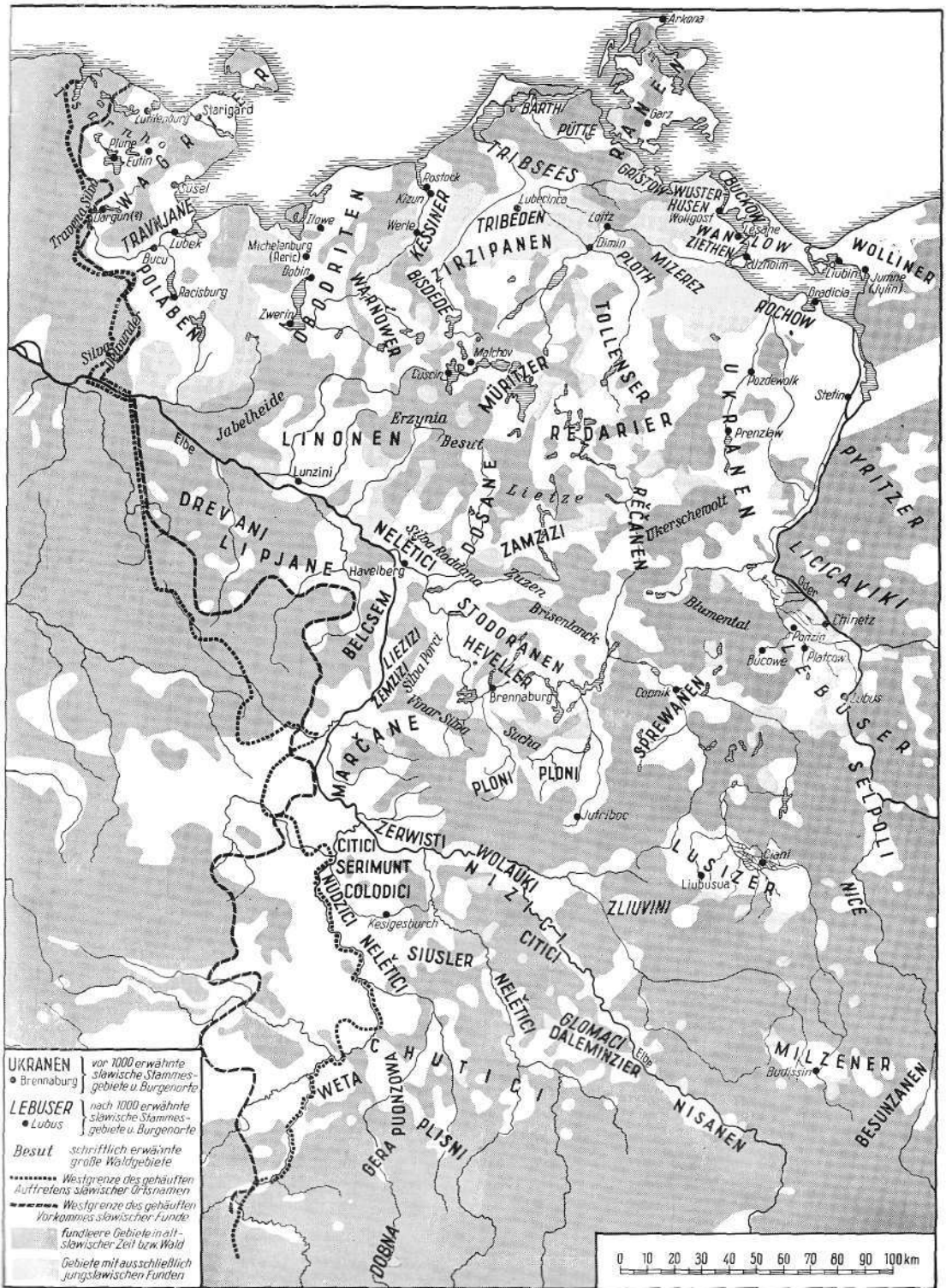


Abb. 1. Die slawischen Siedlungs- und Stammesgebiete westlich der Oder und Neiße im frühen Mittelalter



gen Stamm, sondern eher um eine Bezeichnung für die Bewohner des am Ende des 10. Jh. gebildeten polnischen Landes Lebus. In dieses wurden kleinere Siedlungsgefülle, vor allem aber größere Teile des ehemaligen Stammes Selpoli, einbezogen.

Im Elbe-Saale-Gebiet bildeten die Sorben die bedeutendste Stammesgruppe. Zu ihnen zählten vor allem die Stämme zwischen mittlerer Saale und Elbe. Bereits im 9. Jh. werden Colodici, Siusler und Daleminzier oder Glomaci namentlich genannt. Neben diesen früh bezeugten Stämmen gab es jedoch Stämme unterschiedlicher Größe, die sich teilweise nach landschaftlichen Gegebenheiten bezeichneten bzw. bezeichnet wurden (Chutici, Nisanen, Plisni, Gera, Puonzowa, Tucharin, Weta, Nelëtics).

An Main und Regnitz um Bamberg und in Nordostbayern ließen sich slawische Siedler wahrscheinlich seit dem 7./8. Jh. im bereits fränkischen und bayerischen Gebiet nieder. Sie bildeten daher keine selbständigen politischen und gesellschaftlichen Einheiten, d. h. Stämme, sondern wurden in die bestehenden Verwaltungseinheiten einbezogen (S. 26 ff.).

Die slawischen Siedlungsgebiete endeten zwischen der Kieler Förde und Magdeburg im wesentlichen an den natürlichen westlichen Grenzzonen. Nördlich der Elbe lag das große Waldgebiet des Limes Saxoniae mit Isarnhoe, Trave- und Delvenauwald. Südlich der Elbe setzte sich dieser Grenzwald in der Lüneburger Heide und der Letzlinger Heide fort. In dem dichtbesiedelten und fruchtbaren Mitteldeutschland blieb kein derartig geschlossener Grenzwaldgürtel zwischen slawischen und thüringischen Siedlungsgebieten erhalten. Diese berührten einander oder gingen sogar ineinander über. Die Gebiete beiderseits der Saale, vereinzelt bis zum Harzvorland, wurden daher von sorbischen Siedlern besetzt (Abb. 1). Sorbische und thüringische Siedlungen lagen westlich der Saale häufig in unmittelbarer Nachbarschaft; teilweise lebten sorbische und thüringische Bauern in einer Ansiedlung. Selbständige politische Einheiten, Stämme oder Kleinstämme, bildeten die sorbischen Siedler im Gebiet westlich der Saale nicht.

Das Frankenreich errichtete im 9. Jh. den Limes Sorabicus als Sorbengrenze. Der genaue Verlauf dieser Grenzzone ist nicht überliefert, jedoch dürfte sie vorwiegend der Saale gefolgt sein. Im letzten Drittel des 8. Jh. wird die Saale als Grenze zwischen Thüringern und Sorben durch Einhard bezeugt. Dort heißt es, daß Kaiser Karl die Grenze „an Saale und Elbe von den Vätern übernommen habe“.<sup>3</sup>

## 2. Namen der Stämme und Landschaften

Im altsorbischen Sprachgebiet ist ein enger Zusammenhang zwischen Stammes- und Landschaftsnamen zu beobachten. Das historisch überlieferte Namenmaterial kann nach seiner sprachlichen Herkunft eingeteilt werden.

Vorslawische Namen: *Daleminze*, *Rochelinze*, *Serimunt* (?); möglicherweise auch *Orla* (übereinstimmend mit dem Flußnamen *Orla*). Die Erklärung dieser

Namen bereitet zum Teil beträchtliche Schwierigkeiten, sie sind nicht slawisch. Sicher germanisch sind die Namen des *Warnenfeldes* (*Hwerenofelda*) und der Landschaft *Geraha* und *Weta*, die wieder auf Flußnamen beruhen (S. 22).

Slawische Namen: *Citici* (dreimal), *Lusici*, *Nicici* gehören zu Appellativen (wohl *sitz* ‚Binse‘, *lgb* ‚Sumpf, Wiesenland‘, *nik-* ‚niedrig gelegenes Gelände‘). Zu einem Personennamen *Nelet* (bzw. *Nelēt*) gehört *Nelētici* (zweimal), wahrscheinlich auch *Nudzici*. Unklar ist der Name *Colodici*. Beim Landschaftsnamen *Chu(n)tici* wurde eine Slawisierung eines germanischen Namens (etwa *Huntari*?) vermutet. Bildungen mit dem slawischen Bewohnernamensuffix *-jane* sind: *Nisane* und *Besunzane* sowie *Milzeni* (möglicherweise wieder mit Slawisierung eines vorlawischen Reliktes). Verschiedene Bildungen im slawischen Munde liegen den Namen *Dobna*, *Glomaci*, *Selpoli*, *Zerwisti*, *Siusli*, *Tucharin* und *Zlivini* zugrunde. Der Name *Plisni* beruht wohl auf einem vorlawischen Gewässernamen \**Plisa* (heute Pleiße). *Mezumroka* und *Zagost* dürften jüngere slawische Landschaftsbezeichnungen darstellen, dagegen bewahren der Name *Surbi* (seit dem 7. Jh. überliefert) und die in einigen Ortsnamen erhaltenen Bezeichnungen *Chorvati* (vgl. Ortsnamen wie *Korbetha* usw.) alte slawische Stammesbezeichnungen, die auch aus dem ost- und südslawischen Sprachgebiet bekannt sind.

Einige Landschaftsnamen kehren in Ortsnamen wieder: zum Beispiel steht neben *Colodici* der Name der Stadt *Colditz*, neben *Serimunt* der des Dorfes *Sermuth*.

Wichtigste Quelle für die slawischen Stammes- und Landschaftsnamen sind außer den annalistischen Werken des Mittelalters die Kaiser- und Königsurkunden und der Bayrische Geograph.<sup>4</sup>

Von den altpolabischen Stammesnamen lassen sich einige mit vorlawischen Substraten in Verbindung bringen. So scheinen zwar die *Warnower* nach dem Fluß *Warnow* benannt zu sein, der sich slawisch erklären läßt (‚Krähenfluß‘), doch kann der Fluß- oder der Stammesname auch an den Namen der germanischen *Warnen* anknüpfen.<sup>5</sup> Ähnliches gilt für die *Ranen*, deren Name im Zusammenhang mit den germanischen *Rugiern* zu sehen sein dürfte.<sup>6</sup> Ob sich noch weitere Stammesnamen mit vorlawischen Substraten verbinden lassen, muß vorläufig offen bleiben. Auffällig ist, daß die *Stodoranen* in einigen Quellen auch unter dem deutschen Namen *Heveller* (*Hevelli* o. ä.) ‚Havelanwohner‘ erwähnt werden.<sup>7</sup> Vielleicht ist auch der Name *Desseri*, der in der einschlägigen Literatur gern auf das Siedelgebiet der *Došane* bezogen wird<sup>8</sup>, als deutsche Benennung der letzteren aufzufassen.

Von besonderem Interesse ist es, wenn sich aus den Stammesnamen Rückschlüsse auf die frühere Heimat oder zumindest auf Wanderwege der Stämme ziehen lassen. So könnte der Name *Obodriten* auf ältere Wohnsitze dieser Stämme im Odergebiet hinweisen, doch ist die Etymologie dieses Namens bis heute nicht sicher geklärt.<sup>9</sup> Immerhin läßt die Tatsache, daß im 9. Jh. auch an der Donau *Obodriten* erwähnt werden, darauf schließen, daß der Name nicht erst in Mecklenburg entstanden ist, sondern aus anderen Gegenden mit-

gebracht wurde. Hinweise auf derartige Namenwanderungen liegen vor im Ortsnamen *Karft* (Kr. Hagenow), der sprachlich mit dem Namen der *Kroat*en in Verbindung gebracht wird<sup>10</sup>, und im Landschaftsnamen \**Nelětici* (alter Stammesname?), der in drei altsorbischen Landschaftsnamen seine Entsprechung findet.<sup>11</sup>

Von den übrigen Stammesnamen<sup>12</sup>, die hier nur in Auswahl besprochen werden können, sind mehrere von Flußnamen abgeleitet, so die Namen *Polaben*, *Došane*, *Sprewanen*, *Tollenser* und *Ukranen* („Anwohner der Elbe, Dosse, Spree, Tollense, Uecker“) sowie *Zirzipanen* („jenseits der Peene Wohnende“, die Benennung erfolgte offensichtlich von seiten slawischer Nachbarn östlich der Peene). Einige dieser Flußnamen (*Elbe*, *Dosse*, *Spree*) sind vorlawisch. Der Name \**Rěčanen* meint einfach die „Flußanwohner“.

Von einigen Stammesnamen sind offensichtlich falsche oder unsichere Erklärungen weit verbreitet. Dazu zählt der Name der *Redarier*, der allgemein als „Bauern, Pflüger“ oder als „Kämpfer“ aufgefaßt wird. Diese Deutungen lassen sich aber nicht aufrechterhalten. Vielmehr dürfte der Name der *Redarier* mit dem Namen des in Redigost („Rethra“) verehrten Gottes *Redigost* zusammenhängen.<sup>13</sup> Von den *Lutizen* heißt es, ihr Name gehe auf slawisch \**ljut-* zurück und bedeute etwa „die Grimmigen, Grausamen“. Diese Erklärung ist sprachwissenschaftlich nicht gesichert, ebenso die Erklärung der *Wilzen* als „Wölfe“. Der Name für die erst im 18. Jh. sprachlich völlig eingedeutschten *Drawehnopolaben* (S. 38 f.) ist wissenschaftlicher Herkunft und knüpft an den Landschaftsnamen *Drawehn* an, der wiederum ein alter Bewohnername in der Bedeutung „Waldbewohner“ ist.

### 3. Siedlungsgefilde, Siedlungsgebiete und Stammesgebiete

Die slawischen Einwanderer des 6. bis 7. Jh. ließen sich nicht wahl- und regellos in den neuen Siedlungsgebieten nieder, sondern berücksichtigten dabei die landschaftlichen Gegebenheiten. Die Grundzüge der Besiedlung wurden von zwei wichtigen, durch die pleistozäne Vereisung geprägten landschaftlichen Voraussetzungen wesentlich bestimmt.

Mehr oder weniger siedlungsabweisende Endmoränenzüge wie der Lausitzer Grenzwall, der Fläming, die Letzlinger Heide, der Drömling, die Frankfurter Staffel und der Pommersche Landrücken gliedern das Land annähernd in west-östlicher Richtung. Diesen Höhenzügen vorgelagert sind die weniger fruchtbaren und trockenen Sanderzonen sowie die breiten Urstromtäler. Südlich einer Lößzone folgt schließlich der Mischwald tragende Saum der Mittelgebirge vom Thüringer Wald über Frankenwald, Erzgebirge, Elbsandsteingebirge, Lausitzer Gebirge und weiter bis in die Sudeten.

Die in den Mittelgebirgen entspringenden Flüsse, wie Oder, Neiße, Spree, Elbe, Mulde, Pleiße, Weiße Elster und Saale, fließen vorwiegend in Süd-Nord-Richtung. Sie bildeten mit ihren Neben- und Zuflüssen wesentliche Leitlinien

für die Inbesitznahme und Erschließung des Landes. Die südliche Landes-scheide war nur an wenigen Stellen, vor allem an Flußdurchbrüchen, zu überwinden. Solche naturgegebenen Pässe, die seit der Jungsteinzeit und Bronzezeit benutzt wurden, verliefen zwischen Werratal und fränkischer Saale, zwischen Plauen und Eger, an der oberen Mulde, im Elbtal und südlich von Zittau. Das Odertal erschloß das Karpatenvorland und stellte gleichzeitig über die Mährische Pforte die Verbindung zum Donautal und damit nach Südost-europa her.

Innerhalb dieser Großgliederung des Landes fanden mannigfaltige Einzel-landschaften ihren Platz. Dort, wo Flüsse und Fließchen in die Gebirgsränder und Endmoränenzüge einschneiden oder den Urstromtälern folgen, schufen sie siedlungsfreundliches und wirtschaftsgünstiges Gelände. Solche Kleinland-schaften wurden auch von den zahlreichen Seen mit ihren Uferzonen und Zu-flüssen gebildet. Trockene Hochflächen, oft steinig und schwer zu beackern oder auch sandig und wenig fruchtbar, trennten die siedlungsgünstigen Land-schaften voneinander. Der Wechsel der Vegetation unterstrich diese land-schaftliche Gliederung und machte sie besonders sichtbar.

Wenn auch die Zahl der vorliegenden pollenanalytischen Untersuchungen im Verhältnis zur Größe des Siedlungsgebietes noch gering ist, so erlaubt sie doch gewisse Aussagen über die Vegetationsgliederung zur Zeit der slawischen Besiedlung. In den feuchten Niederungen dominierte die Erle, auf den noch vom Grundwasser beeinflussten Böden herrschte die Stieleiche vor, während die trockenen Sanderflächen von der Kiefer bestockt wurden, der Birken bzw. Traubeneichen mehr oder weniger häufig beigezelt waren. Der Nährstoff-gehalt der Grundmoränenböden nimmt von Norden nach Süden mit dem zu-nehmenden geologischen Alter und der dadurch längeren Auswaschungsdauer ab. Dadurch waren die Böden der südlichen Grundmoränen wenig buchen-freundlich. Auf den besseren Böden im Norden des Gebietes, wie im Bereich des Pommerschen Stadiums oder der Rügener Staffeln, war die Buche zur Zeit der slawischen Landnahme noch nicht zur vollen Ausbreitung gelangt, so daß anzunehmen ist, daß die Buche – und auch die Hainbuche – im gesamten Diluvialgebiet zu Beginn der Besiedlung nur eine untergeordnete Rolle spielte.<sup>14</sup> In den Lößgebieten an der Elbe und Saale, der Oberlausitz und des Flämings ist nur dort mit Offenlandschaften zu rechnen, wo eine Besiedlungs-kontinuität sich erweisen läßt.

Die Einwanderer folgten den oben beschriebenen Leitlinien der Landschaf-ten und wählten aus ihnen die ihren wirtschaftlichen Interessen und Möglich-keiten entsprechenden günstigen Gebiete zur Ansiedlung aus. Flüsse, Bäche und Seen zogen die Einwanderer an, an ihren Ufern schlugen sie Lichtungen in den Wald – nach den bisher vorliegenden pollenanalytischen Untersuchen-ergebnissen vorwiegend in eichenreichen Mischwäldern – und bauten ihre Siedlungen. Mehrere Siedlergruppen ließen sich in der Regel in engerer Nach-barschaft nieder. Die Wälder zwischen ihren Ansiedlungen wurden durch An-lage von Feldern, Vieheintrieb und Holznutzung allmählich lichter, und es

bildete sich bald eine kleine Kulturlandschaft. Auf diese Weise entstanden Siedlungsgefülle oder Siedlungskammern.

Bereits seit dem 7./8. Jh. wurde mit der Anlage von Burgen begonnen. In der Regel entstand in jedem Siedlungsgefülle eine Burg. Die Siedlungsgefülle wurden damit zu Burgbezirken; Siedlungsgefülle oder Burgbezirke bildeten die eigentlichen Grundeinheiten der Stammesgliederung. In den lateinischen Quellen werden sie als „civitates“ bezeichnet; bei den Sorben hießen sie vielleicht „župa“, die Polen nannten sie „opole“, die Ostslawen „mir“ oder „verŷ“ (S. 201).

Mehrere benachbarte Siedlungsgefülle, zwischen denen die isolierenden Grenzwälder nach und nach zurückgedrängt oder aufgelichtet wurden, bildeten größere Siedlungsgebiete. Ein Fluß-, Seen- oder Talsystem bot stets die landschaftliche Grundlage für ein altes Siedlungsgebiet.

In einem solchen Siedlungsgebiet wohnte jeweils ein Stamm oder Teilstamm. In manchen Fällen erstreckte sich ein Stammesgebiet jedoch über mehrere Siedlungsgebiete; die Wagrier bewohnten drei, die Obodriten wenigstens zwei. Über drei bis vier Siedlungsgebiete verteilten sich auch die Zirzipanen.

Große Wälder oder andere Naturhindernisse schieden diese Siedlungsgebiete voneinander. Zwischen Došane und Müritzen erstreckte sich der sogenannte Besut, nach einem Chronisten ein Urwald von 15–25 km Breite; nach Südosten fand er seine Fortsetzung in der Lietze, diese wiederum im Ukerschewolt. Zwischen Obodriten/Wilzen im Norden und den Stämmen im Havelgebiet verlief also ein breiter Waldgürtel von der Elbe bis zur Oder. Er folgte vorwiegend den breiten Sanderzonen der äußeren baltischen Eisrandlage oder den eiszeitlichen wasserarmen Hochflächen. Ein anderer breiter Waldgürtel reichte von der Lüneburger Heide über Letzlinger Heide, Fläming, Lausitzer Grenzwald bis zur Neiße. Dieser Grenzwald trennte die Stämme des Havelgebietes von denen des Elbe-Saale-Gebietes und bildete eine teilweise 50 km breite Grenze zwischen Lusizern und Milzenern.

Am Ende des 1. Jahrtausends und vor allem im 11. und 12. Jh. gingen beträchtliche Veränderungen vor sich. Durch Rodungen und Landesausbau wurde die ursprüngliche Gliederung in Siedlungsgefülle und Siedlungsgebiete teilweise stark verwischt. Die Grenzwälder wurden dort, wo ackerbaugünstiger Boden lag, teilweise gerodet. Das geschah besonders augenfällig im Grenzgebiet zwischen Polaben, Obodriten und Wagriern. In der alten Grenzzone zwischen diesen drei Stämmen legten die Obodritenfürsten programmatisch den Vorort des entstehenden Obodritenstaates, Lübeck (Alt Lübeck), an. Gerodet wurde auch im Peenegebiet, das seit etwa 1125 zum pommerschen Staat gehörte. Auf Teilen der Lebuser Hochfläche ließen sich Ansiedler nieder. Auch im Lausitzer Grenzwald und im Lausitzer Bergland entstanden in dieser Zeit kleine Siedlungsgefülle, so zum Beispiel um Muskau oder Sagost. Im Vogtland bildete sich wahrscheinlich im 12. Jh. der slawisch benannte Gau Dobna. Trotz vieler Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, dort eine ältere slawische Besiedlung nachzuweisen.<sup>45</sup>

Dieser Prozeß des Landesausbaus setzte sich in noch größerem Umfang in der sogenannten Kolonisationszeit, nach Einbeziehung der Gebiete in den deutschen Feudalstaat, fort. Neben deutschen Bauern nahmen auch slawische an der Rodung alter Waldlandschaften teil, vor allem wohl im Fläming, in der mittleren Lausitz, im Lausitzer Bergland, selbst im Harz und in Thüringen, in der äußeren und inneren baltischen Endmoräne und auf Rügen. Sie legten in den Rodungsgebieten ihre Dörfer an und gaben ihnen oft slawische Namen. Als Vorläufer dieses Prozesses sind die bereits im 10. Jh. unmittelbar östlich der Saale auf Rodungsboden eingerichteten Marken zu betrachten. Diese Vorgänge sind noch verhältnismäßig wenig erforscht; sie verliefen von Landschaft zu Landschaft recht unterschiedlich.<sup>16</sup>

Die während der Einwanderungszeit von kleineren Siedlungsgruppen geschaffenen Siedlungsgefülle und Siedlungsgebiete wiesen über die Jahrhunderte eine beachtliche Dynamik auf. Bisher lassen sich drei Hauptphasen unterscheiden:

1. Entstehung von Siedlungsgefüllen und Siedlungsgebieten während der Einwanderungszeit vom Ende des 6. Jh. bis zum Ende des 7. Jh. und allmählicher Ausbau in altslawischer Zeit.
2. In den einzelnen Landschaften verschiedene intensive Erweiterung bzw. Neuanlage von Siedlungsgefüllen und Siedlungsgebieten durch Neurodungen in den Grenzwäldern im 11. und 12. Jh.
3. Teilnahme der slawischen Bauern am Landesausbau in der Kolonisationszeit (12./13. Jh.), in deren Verlauf vielfach eine beachtliche Veränderung der Siedlungsverhältnisse erfolgte. Teltow, Barnim, Fläming, Greifswald-Stralsunder Gebiet, Gebiet um Karl-Marx-Stadt usw., das heißt alte Grenzräume, wurden nun wichtige Siedlungsgebiete, während benachbarte Altsiedelgebiete mitunter beträchtlich an Bedeutung einbüßten.

#### 4. Einwanderung und Herkunft der Stammesgruppen

Aus den spärlichen Nachrichten der schriftlichen Überlieferung lassen sich zwar die Namen der Stämme und zumeist die ungefähre Lage ihrer Wohnsitze entnehmen (S. 1 f.), in manchen Fällen werden auch einige Orte genannt, die in diesen Stammesgebieten lagen. Wo es gelingt, diese Orte wieder aufzufinden, bilden sie sichere Anhaltspunkte bei der Bestimmung der ehemaligen Stammessitze. Ein annähernd vollständiges Bild von der Ausdehnung dieser Stammesgebiete und ihrer Umgrenzung ergibt sich daraus jedoch nur für wenige Stämme an der mittleren Elbe und Saale.

Eingehendere Kenntnisse darüber sind den archäologischen Quellen, den Bodenfunden und Bodendenkmälern zu verdanken. Aus dem ehemals slawischen Siedlungsgebiet sind diese bisher von ungefähr 5000 Fundstellen bekannt. Mit ihrer Hilfe, unter Berücksichtigung der Morphologie, der Bodenbeschaffenheit und der Vegetation des Landes, läßt sich das beschriebene

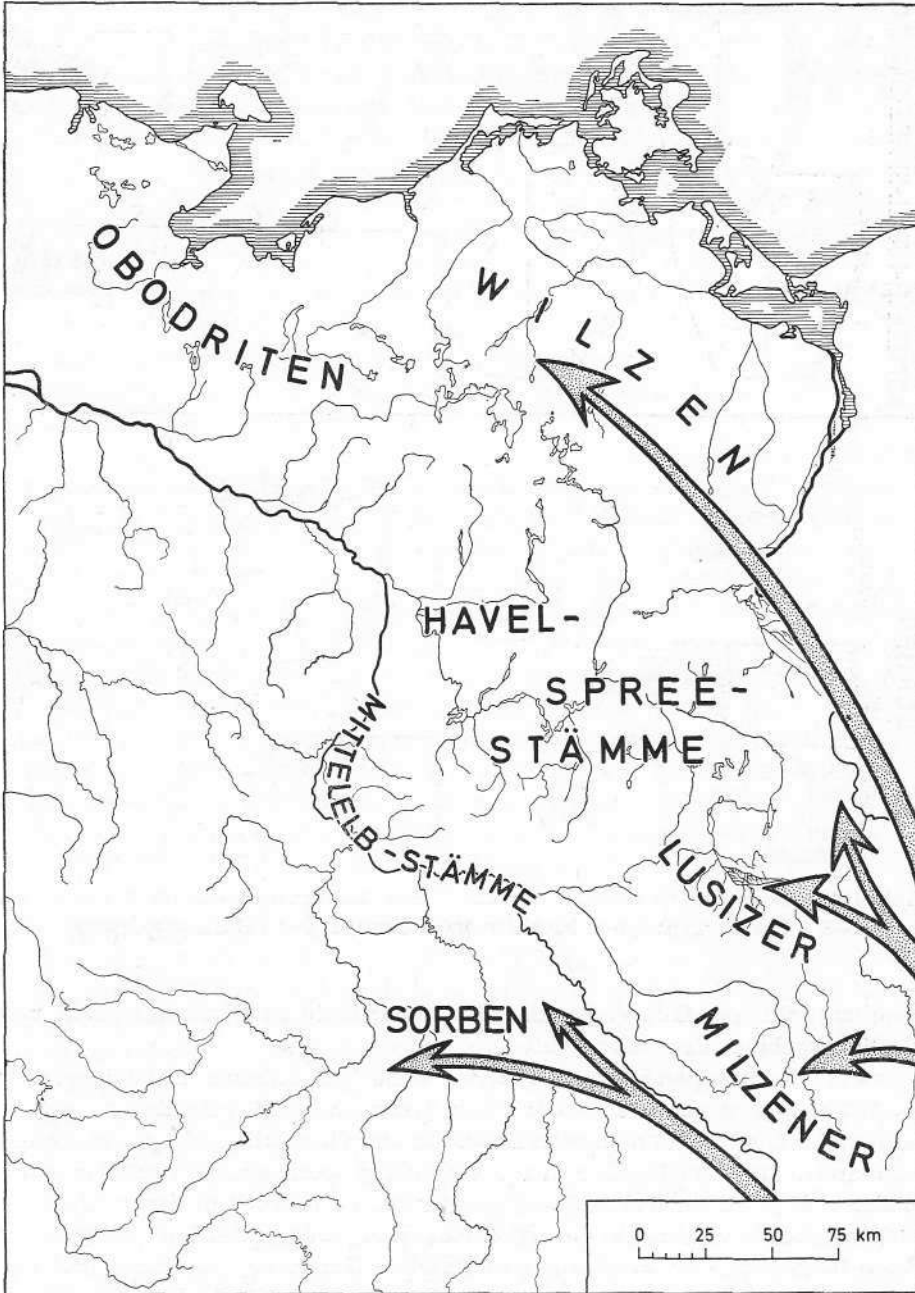
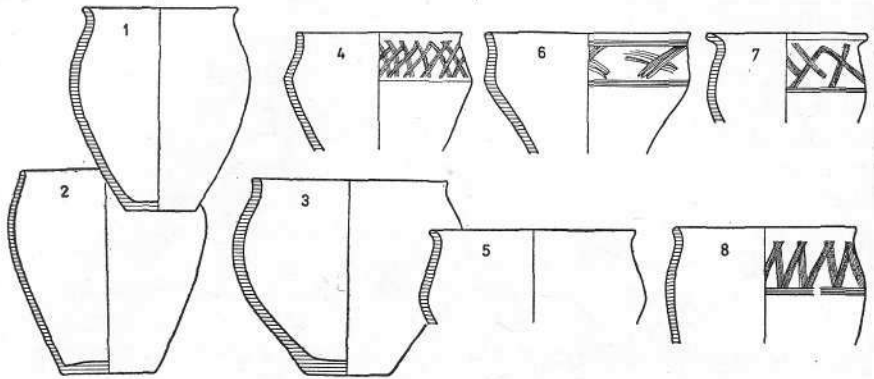


Abb. 2. Gruppengliederung und Einwanderungsrichtung der slawischen Stämme westlich der Oder und Neiße im frühen Mittelalter

MITTELELB-HAUEL-SPREE-STÄMME



SORBEN

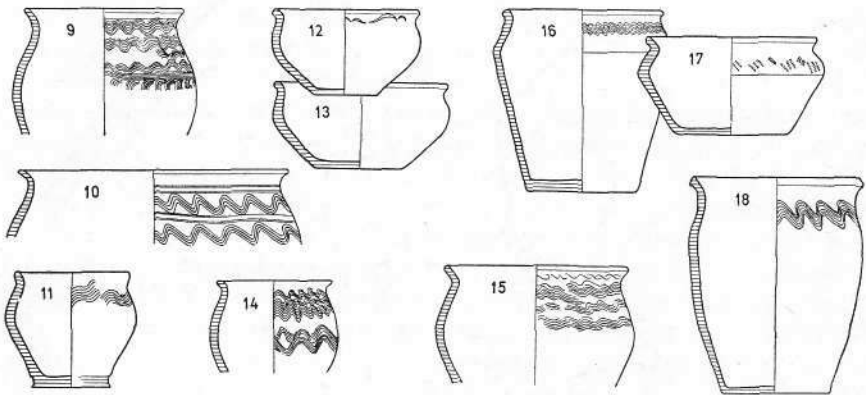


Abb. 3. Typische Keramikformen der slawischen Stammesgebiete im 6. bis 10. Jh.  
1—3, 5 Prager Typ; 4, 6—8 Menkendorfer Gruppe; 9—15 Rüssener Gruppe

Siedlungsbild, die Gliederung der Stammesgebiete in Siedlungsgefülle und Siedlungsgebiete, darstellen (Abb. 1).

Die in den einzelnen Siedlungsgebieten ansässigen Stämme, Teilstämme oder Stammesgruppen entwickelten in ihrer Lebenstätigkeit verschiedene Eigenheiten; das enge Zusammenleben einerseits und die relative Abgeschlossenheit nach außen andererseits führten zur Ausbildung spezifischer Formen der materiellen und geistigen Kultur. Diese haben ihren Ausdruck in den vielfältigen archäologischen Quellen, in der Art der Siedlungsanlage, des Burgenbaues, des Bestattungsritus, der Produktion materieller Güter, der Kleidung und des Schmuckes gefunden. Auf dieser Grundlage ist es möglich, diejenigen Siedlungsgebiete zu ermitteln, die durch Gemeinsamkeiten in der materiellen Kultur gekennzeichnet sind und deren Bewohner in enger Verbindung zueinander



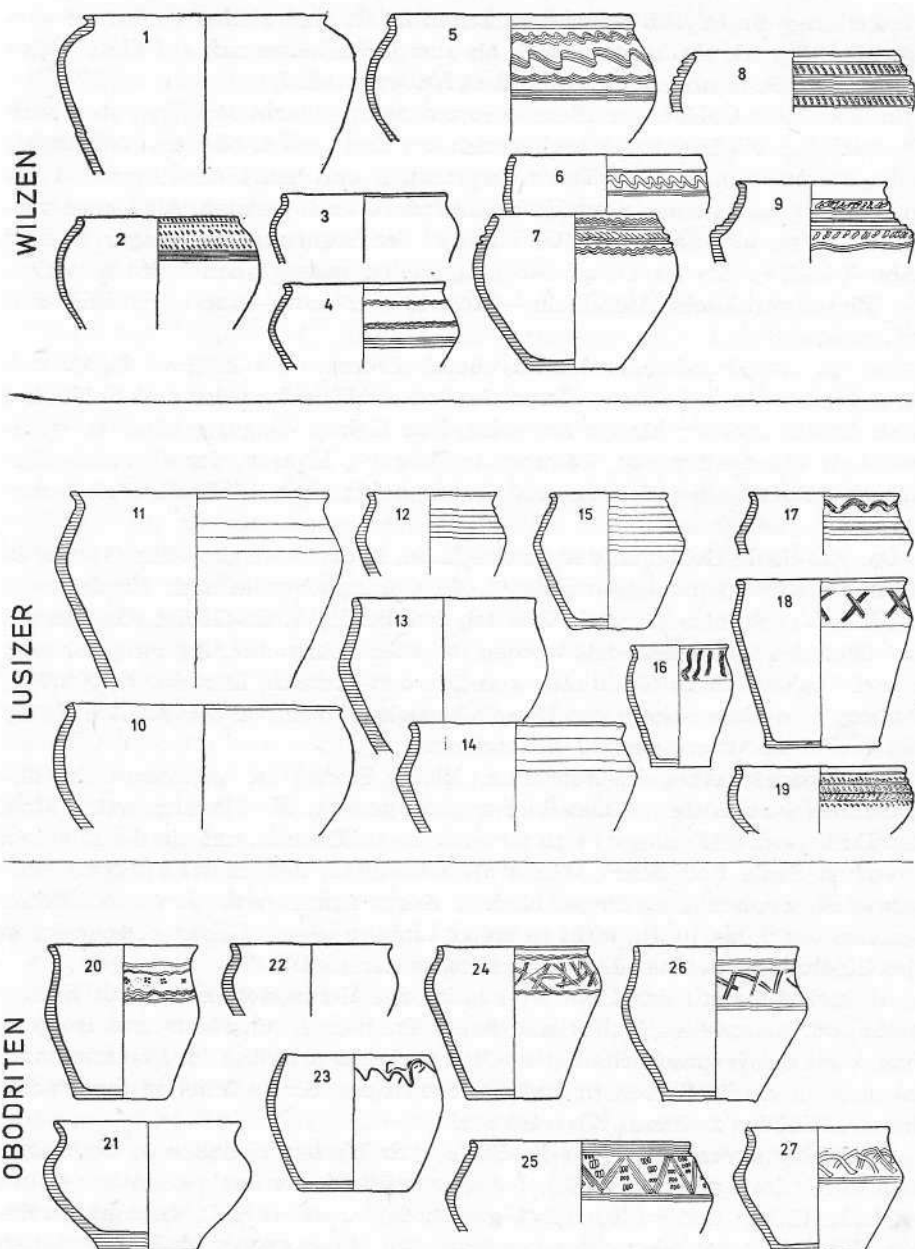


Abb. 4. Typische Keramikformen der slawischen Stammesgebiete im 6. bis 10. Jh.  
 1–5, 19 Feldberger Gruppe; 6–8 Fresendorfer Gruppe; 9 Woldegker Gruppe; 11–15,  
 17 Tornower Typ; 16, 18, 20, 23–27 Menkendorfer Gruppe; 21, 22 Sukower Gruppe

standen und die folglich Gemeinsamkeiten in der materiellen Kultur hervorbrachten. Für die Frühzeit des 6./7. bis zum 8. Jh. lassen sich auf diese Weise mehrere große Stammesgruppen unterscheiden (Abb. 2).

Im Elb-Saale-Gebiet, vor allem zwischen unterer Saale und Elbe, aber auch elbeaufwärts bis Dresden, siedelten sich am Ende des 6. oder zu Anfang des 7. Jh. Stämme an, die ihre Toten verbrannten und den Leichenbrand in flachen, häufig mit Steinen ausgekleideten Erdgruben beisetzen. Als Urnen verwendeten sie eine besondere Gefäßform, den sogenannten „Prager Typus“ (Abb. 3, 1–3, 5). Soweit bisher Siedlungsstellen ausgegraben wurden, waren die Häuser verhältnismäßig klein – etwa 16 m<sup>2</sup> Fläche – und in die Erde eingetieft (Abb. 60).

Bis auf zwei Fundstellen im Havelland (Prützke und Zachow) finden sich diese Eigenarten in keiner anderen Gegend westlich der Oder und Neiße und auch kaum darüber hinaus im polnischen Gebiet. Dagegen sind es wohlbekannte Eigenheiten von Stämmen in Böhmen, Mähren, der Slowakei, dem unteren Donaugebiet östlich der Karpaten bis nach Wolhynien und zum Dnjestr.<sup>17</sup>

Das Elb-Saale-Gebiet ist das einzige Land, in das diese slawische Gruppe in nennenswertem Umfang über die große Gebirgsschwelle nach Norden vorstieß. Es besteht also kaum ein Zweifel, daß das Elb-Saale-Gebiet von Böhmen her über das Elbtal besiedelt worden ist. Diese Einwanderung ging vor sich, wie einige datierbare Grabfunde von Dresden-Stetzsch, Merschwitz, Kr. Wittenberg, und die Siedlung von Dessau-Mosigkau zeigen, in der zweiten Hälfte des 6. oder zu Anfang des 7. Jahrhunderts.

Die genauere ethnische Zuordnung dieser Siedler ist unbekannt. Im allgemeinen werden sie mit den Sorben gleichgesetzt, die 631 zum ersten Male erwähnt werden (Fredegar) und von denen es 782 heißt, daß sie die „Gebiete zwischen Saale und Elbe“ (Einhard) bewohnten. Jedoch muß darauf hingewiesen werden, daß die sorbischen Kernstämme nach den schriftlichen Quellen des 9. bis 10. Jh. nicht in erster Linie in diesen Gebieten, sondern in den Siedlungsgebieten südlich davon anzusetzen sind.<sup>18</sup>

Auch sind sie mit den Gebieten südlich der Gebirgsschwelle durch Einzelheiten der materiellen Kultur und durch Traditionen im Haus- und Burgenbau sowie durch sprachliche Eigenheiten verbunden. Selbst der Stammesname ist dort durch die Serben in Jugoslawien belegt. Sie besiedelten die fruchtbaren Lößböden zwischen Elbe und Saale.

Frühzeitig überschritten sie die Saale nach Westen, siedelten in Thüringen und in Nordostbayern (S. 25 ff.). Jedoch nur östlich der Saale konnten sie ihre wirtschaftlichen und kulturellen Eigenheiten für mehrere Jahrhunderte relativ selbständig entfalten. Hier begegnen wir ihren großen, früh befestigten Stammesvororten mit unbefestigter und vielleicht auch gelegentlich schon befestigter Vorburg-Siedlung. Der Wehrbau ist wenig kompliziert, charakteristisch sind sauber aus Steinen geschichtete, ungemörtelte Mauern an Vorder- oder/und Rückfront der Wälle (S. 154). In Burgen und offenen Siedlungen

errichteten die Sorben ihre Häuser teils zu ebener Erde, teils in den Boden eingetieft. Über ihren Bestattungsbrauch wissen wir nichts; lediglich im Bereich christlichen Einflusses westlich der Saale kennen wir Körpergräber bereits aus dem 8. Jahrhundert. Charakteristisch ist ihre Keramik. Diese zur Rüssener Gruppe<sup>19</sup> (Abb. 3, 9–15) zusammengefaßten Gefäße sind auf der Schulter im allgemeinen mit waagerechten Wellenbändern reich verziert und durch eine gute Qualität ausgezeichnet. Sie wurden von Spezialisten produziert, die an antike handwerkliche Traditionen, insbesondere wohl des Donauraumes, anknüpften. Zusammen mit den Sorben werden die Daleminzier, Nisanen und kleinere Stämme in das Elb-Saale-Gebiet eingewandert sein.

Von dieser Gruppe der Altsorben sind – wie das auch die Chronisten des 9. bis 11. Jh. wußten – die Stämme in der Ober- und Niederlausitz zu unterscheiden. Diese Stämme brachten andere archäologisch-kulturelle Eigenheiten hervor. Den Bestattungsbrauch der Sorben kannten sie offenbar nicht. In der Anlage der Burgen und Siedlungen sowie in der Herstellung von Keramik und anderen Gütern entwickelten sie ebenfalls eigene Formen. Während oder bald nach der Einwanderung entstanden in der Ober- und Niederlausitz verhältnismäßig kleine Burgen von nur 30–40 m Durchmesser des Innenraumes, die zunächst als dörfliche Fluchtburgen dienten, später jedoch ihre Funktion änderten (S. 164 f.). Die Konstruktion der Wehrmauern geschah in Rostbauweise. Die bisher bekannten Häuser waren verhältnismäßig groß (bis zu 128 m<sup>2</sup> Wohnfläche) (S. 141). Die Keramik wurde vorwiegend auf der Drehscheibe hergestellt, teilweise bereits in Werkstätten, und zeichnet sich durch hohe Qualität aus. Sie wird als Keramik vom Tornower Typus bezeichnet (Abb. 4, 11–15, 17). Die Töpfer knüpften an Vorbilder aus dem Karpaten- und Sudetenvorland an, d. h. an Formen, die in der völkerwanderungszeitlichen Keramik Kleinpolens und Schlesiens verwurzelt waren und die ihrerseits wiederum auf provinziäl-römische Traditionen zurückgingen.

Auch in der Agrarwirtschaft weisen einige Merkmale auf derartige Beziehungen hin (S. 51).

Auf Grund der vielfältigen Besonderheiten ist es wahrscheinlich, daß die in dem genannten Gebiet ansässigen Stämme der Selpoli, Lusizer, Milzener – zusammen mit den Dadošanen, östlich der Neiße an der Oder um Glogów – aus dem Karpaten-Sudetenvorland oder über dieses Gebiet eingewandert sind. Der Zeitpunkt der Einwanderung ist nicht ganz sicher bestimmbar, spätestens in der ersten Hälfte des 7. Jh. war sie wohl abgeschlossen.<sup>20</sup>

Gewisse Ähnlichkeiten zu dieser Lausitzer Gruppe weist in der materiellen Kultur, in der Anlage von Großhäusern und der Herstellung von formvollendeter Keramik, eine archäologisch-kulturelle Gruppe zwischen Warnow und Oder auf. Die Keramik wird nach dem Fundort Feldberg, Kr. Neustrelitz, als Feldberger Keramik bezeichnet. Sie ist auf der Töpferscheibe hergestellt, reich und eindrucksvoll verziert und gut und sauber gebrannt. Die Herstellung solcher Gefäße erforderte ohne Zweifel handwerkliche Fertigkeiten (Abb. 86 b; 4, 1–5). Eine andere Eigenheit bestand darin, sehr konzentriert in

großen Gemeinschaften zu siedeln und diese Siedlungen häufig zu befestigen. Oft wurden die Siedlungen auf Höhen angelegt. Auf diese Weise entstanden schon im 7. bis 8. Jh. die sogenannten Feldberger Höhenburgen. Neuere Ausgrabungen in Feldberg, Kr. Neustrelitz, haben ergeben, daß in einer solchen Burg 60 bis 80 Großhäuser stehen konnten, d. h. in einer Burg etwa 600 bis 1000 Menschen lebten. Die Stämme mit Feldberger Keramik und Großburgen siedelten in dem Gebiet, das auf Grund schriftlicher Nachrichten den Wilzen zuzuordnen ist; außer den vier Kernstämmen der Kessiner, Zirzipanen, Tolenser und Redarier gehörten dazu auch die Ukranen und Müritzer.

Die materielle Kultur und Bauweise dieser Gruppe weist enge Beziehungen zu Schlesien und zum Karpatenvorland auf. Eine ähnliche Gruppe findet sich im Osten nur noch um Kolobrzeg. Daher wird prinzipiell derselbe Wanderweg zu erschließen sein wie für die Lausitzer Stämme oderabwärts bis zur mittleren Oder, von dort der äußeren baltischen Endmoräne folgend bis zur unteren Warnow (Abb. 2).<sup>21</sup>

Einige Fundstellen in Mecklenburg, besonders Sukow, Kr. Teterow, scheinen zu zeigen, daß vor der Ankunft der Gruppe mit Feldberger Keramik bereits slawische Siedlergruppen eingewandert waren, die nur eine unverzierte, einfache Keramik kannten.<sup>22</sup> Die Siedlungen dieser Gruppe sind bisher kaum untersucht, Anlagezeit, Siedlungsform und übrige materielle Kultur bleiben also noch weitgehend unbekannt. Jedoch weist die Keramik darauf hin, daß diese über das Land verstreuten Gruppen möglicherweise kulturelle Züge mit den Siedlergruppen in Westmecklenburg, Ostholstein, aber auch Mittel- und Westbrandenburg gemeinsam hatten. In jüngster Zeit ist auch in Tornow, Kr. Calau, eine Siedlung entdeckt worden, deren materielle Kultur diesen einfachen Charakter besaß. Die Häuser waren verhältnismäßig klein, mitunter eingetieft. Nach der Ankunft der Gruppe mit Keramik vom Tornower Typus verschwand diese Siedlung, und auch ihre Hausbauweise und materielle Kultur fanden keine Fortsetzung.

Diese Formen einfacher Keramik und eine einfache Burgenkonstruktion stehen am Anfang der Geschichte der materiellen Kultur in Westmecklenburg, Ostholstein, Brandenburg und im mittleren Elbegebiet. In Oldenburg, dem Zentrum der Wagrier, wurde der Vorburgwall untersucht; er war in Plankenwand-Schalenbauweise aufgeführt (S. 155 f.). Gleichartige Bauweisen wurden im Ukleiwall, Kr. Eutin, in Berlin-Köpenick sowie in Leegebruch, Kr. Oranienburg, beobachtet. Die Burgen dieser Art waren verhältnismäßig klein, ihr Innenraum maß zumeist nur 40–80 m im Durchmesser; sie dienten einer vor der Burg ansässigen Bevölkerung als Zuflucht und Stützpunkt.

In den genannten Gebieten sind die Obodriten und die Heveller sowie zahlreiche kleinere Stämme ansässig gewesen. Die Einwanderung dieser Gruppen muß verhältnismäßig früh erfolgt sein. Bereits um 595 kamen nach fünfzehnmönatiger Reise im Vorfeld von Byzanz Gesandte eines Stammes an, der „am äußersten Ende des westlichen Ozeans“, d. h. an der südwestlichen Ostseeküste, seinen Wohnsitz hatte.<sup>23</sup>

Noch im 6. Jh. wurde auch Mittelbrandenburg besiedelt. Davon zeugt u. a. das Kultbild von Altfriesack (Abb. 121). Es läßt sich spätestens ans Ende des 6. Jh. datieren. Wenn man nicht annehmen will, daß dieses Bildwerk aus Eichenholz bei der Einwanderung mitgebracht wurde, müssen um 600 also bereits slawische Siedler in dieser Gegend gewohnt haben.

Die Gruppen in Holstein/Westmecklenburg und Brandenburg sind wahrscheinlich nicht über das Elbegebiet, das heißt aus dem Raum südlich der Gebirge, eingewandert, da bisher die für diese südlichen Stämme charakteristische Grabsitte bei ihnen fehlt. Vielmehr muß mit einem breiten Einwanderungsstrom gerechnet werden, der über das polnische Flachland die Gebiete westlich der Oder erreichte. Die Stämme im Mittelbe- und Havel-Spree-Gebiet erlangten mit der Zeit, offensichtlich infolge des Zusammentreffens mit den Trägern der Keramik vom Prager Typ und vom Tornower Typ, eine gewisse Sonderstellung. Diese wird, wenn auch vorerst noch wenig deutlich, in Eigenheiten der materiellen Kultur, in Besonderheiten des Burgenbaus und der Bestattungsriten sichtbar. Auch die zeitweilig politisch eigenständige Entwicklung dieser Gebiete ist ein Ausdruck jener Sonderstellung.

Die Kenntnisse über den Ablauf der Einwanderung sind noch zu gering, um ein sicheres Bild zu zeichnen. Streckenweise sehr hypothetisch läßt es sich gegenwärtig folgendermaßen skizzieren:

In der zweiten Hälfte des 6. Jh. wanderten aus den Wohnsitzen in Osteuropa größere Stammesgruppen nach Westen, überquerten die Oder und siedelten sich – mehr oder weniger dicht – bis zu den beschriebenen Grenzen am Limes Saxoniae, der Lüneburger Heide, der unteren Saale usw. an.

Zur gleichen Zeit wanderten über das Elbtal slawische Stämme ein. Sie gelangten etwa bis in die Gegend von Magdeburg, in kleineren Gruppen wohl bis in das Havelland. Die auf gleichem Wege eindringenden sorbischen Kernstämme besetzten die fruchtbaren Lößböden zwischen Elbe und Saale, drangen in Thüringen ein und kamen bis nach Nordostbayern.

Schließlich wanderten am Ende des 6. oder in der ersten Hälfte des 7. Jh. die Gruppen der Lausitzer Stämme und die Wilzen ein. Sie stießen auf bereits früher eingewanderte Stämme, in Mecklenburg besonders auf die Obodriten. Eine der ersten schriftlichen Nachrichten über die Wilzen und Obodriten stellt daher fest, daß beide seit alters in erbitterter Feindschaft miteinander lebten. Diese Feindschaft führte in der durch schriftliche Überlieferung beleuchteten Zeit des späten 8. und frühen 9. Jh. zu häufigen Kriegen (S. 265 f.)

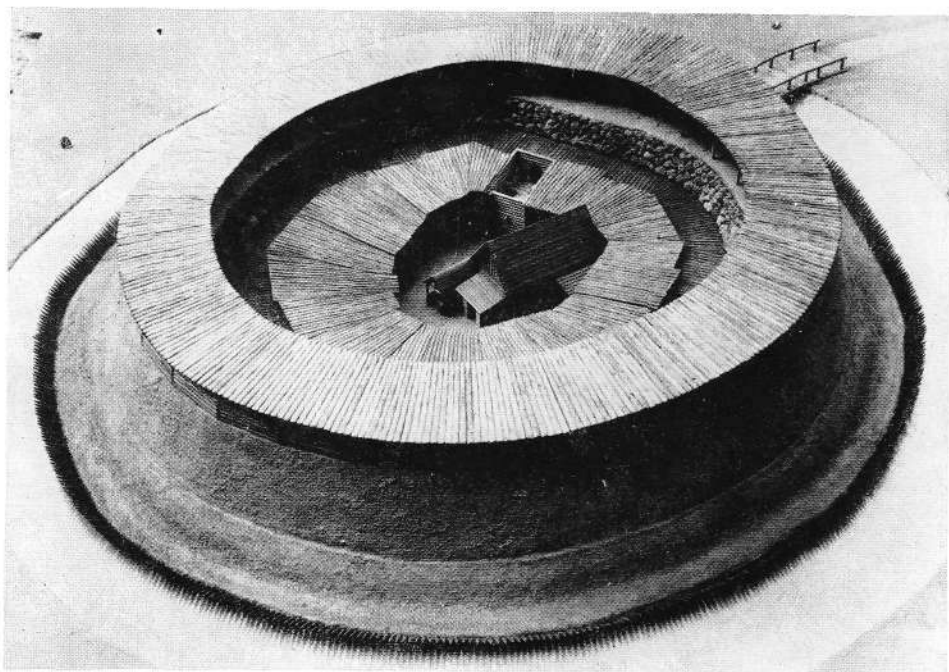
Die slawische Einwanderung, das darf heute als sicher gelten, erfolgte in verschiedenen größeren Gruppen und aus mehreren Richtungen. Diese Wandergruppen trafen hin und wieder auf kleinere Bevölkerungsteile, die sich den germanischen Wanderzügen nach Süden und Westen nicht angeschlossen hatten. Vor allem namenkundliche, in jüngster Zeit aber auch archäologische Forschungen lassen Umfang und Verteilung solcher Restgruppen erkennen.

## 5. Das Verhältnis zwischen slawischen Einwanderern und germanischer Restbevölkerung

Historische Ereignisse wie die Abwanderung alter und die Zuwanderung neuer Völkerschaften spiegeln sich in den geographischen Namen eines Gebietes wider. Die von den alten (abgewanderten oder unterworfenen) Bewohnern stammenden Namen werden von den neuen Bewohnern gehört, teilweise akzeptiert und ihrer eigenen Sprache angeglichen, so daß diese Namen als Substrat- oder Reliktnamen weiterleben. Über das slawische Namengut sind auf diese Weise vorslawische Namen überliefert, darunter auch eine Anzahl germanischer Namen.

Es ist anzunehmen, daß die germanische Restbevölkerung slawisiert wurde und germanisches wie vorgermanisches Namengut an die slawischen Einwanderer weitergab. Östlich der Saale lebten bis ins ausgehende 6. Jh. die germanischen *Warnen*. Nach ihnen ist das 805 als *Hwerenofelda* überlieferte *Warnenfeld* genannt. Auch der Name der polabischen *Warnower* in Mecklenburg kann an diesen germanischen Stammesnamen anknüpfen (S. 10). Gleiches gilt für den slawischen Stamm der *Ranen* (\**Rujane*) auf Rügen, dessen Name mit dem der germanischen *Rugier* zusammenhängen dürfte. Der einst an der mittleren Havel im Raum von Brandenburg siedelnde Stamm der *Stodoranen* wird in den Quellen auch unter dem germanischen Namen *Heveller* erwähnt (S. 10). Den Germanen dürfen wir die Flußnamen *Elster*, *Mulde* (so in slawisierter Lautgestalt, ursprünglich \**Milt-aha*), *Nuthe*, *Havel* und *Spree* zuschreiben. Vielleicht gehört auch der Fluß- und Ortsname *Teltow* südlich von Berlin hierher. Er kann aber auch zu einer älteren, vorgermanischen Schicht von Namen gehören. Für das Erzgebirge wird zum Jahre 805 der Name *Ferguna*, die althochdeutsche Entsprechung zu gotisch *fairguni* ‚Berg, Gebirge‘ (indoeurop. \**perkuus* ‚Eiche‘) überliefert. Zu Beginn des 11. Jh. heißt bei Thietmar von Merseburg (VI 8) zum Jahre 1004 das Erzgebirge *Miriquid*: ‚Dunkel-, Schwarzwald‘, worin eine altsächsische Gebirgsbezeichnung zu erblicken ist. Diese und eine Anzahl anderer, weniger sicher germanisch erscheinender Namen zeugen davon, daß auch nach der slawischen Landnahme engere Kontakte zwischen Slawen und Germanen bestanden haben müssen.

Im Namenschatz östlich der Elbe und Saale gibt es nicht nur sicher erklärbare slawische, deutsche und germanische Namen, sondern auch solche, für die auch eine germanische Etymologie nicht beigebracht werden kann, die aber durch eine Restbevölkerung an die slawischen Einwanderer im Raum östlich von Saale und Elbe weitergegeben worden sein müssen. Nach unserer Kenntnissen kommt dafür nur eine germanische Restbevölkerung in Betracht, die ihrerseits die betreffenden Namen von einer vorgermanischen (indoeuropäischen) Bevölkerung übernahm und so ein Substrat konservierte, dessen linguistische Bearbeitung heute infolge der vielen Umgestaltungen große Schwierigkeiten bereitet. Die Namen größerer und kleinerer Flüsse wie *Elbe*, *Oder*, *Dosse*, *Flöha*, *Luppe*, *Meisa* (Bach, dazu der Ortsname *Meißen*), *Neiße*.

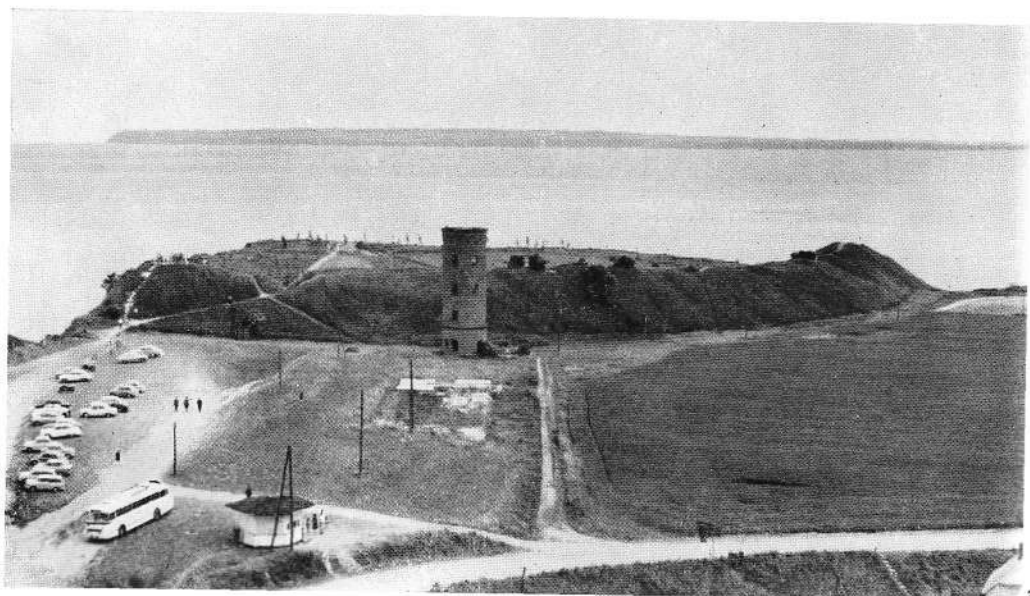


a

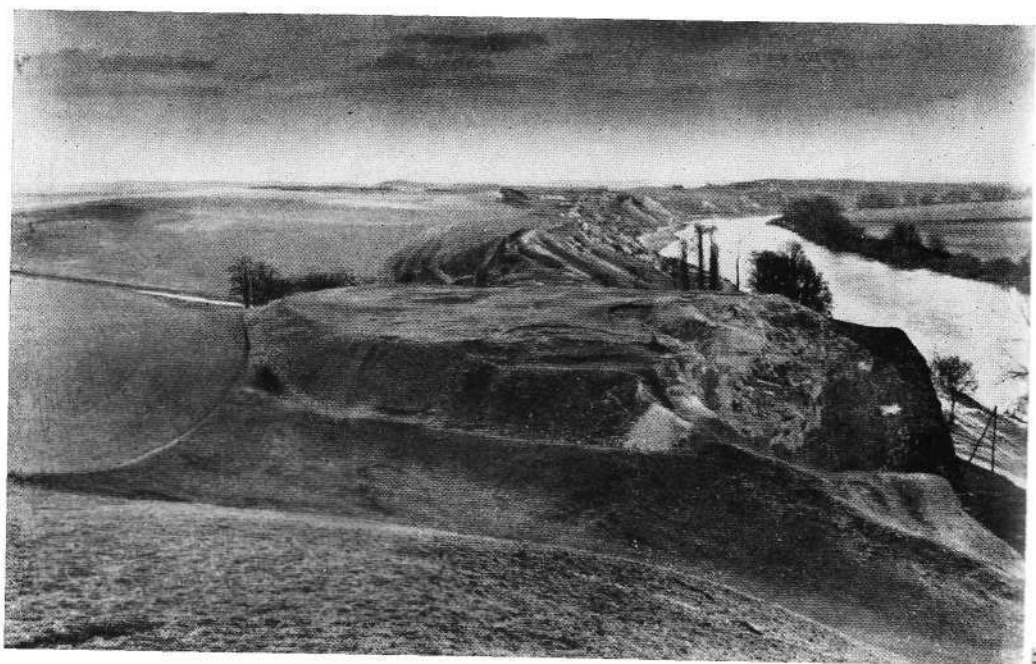


b

Abb. 5. a) Modell der Burg B von Tornow, Kr. Calau, Ansicht von Südwesten;  
b) ausgegrabene Reste der Holzkonstruktion der älteren Burg von Behren-Lübchin,  
Kr. Teterow



a



b

Abb. 6. a) Der Burgwall von Arkona auf Rügen; b) der Burgwall Ziegelberg bei Brachwitz, Saalkreis



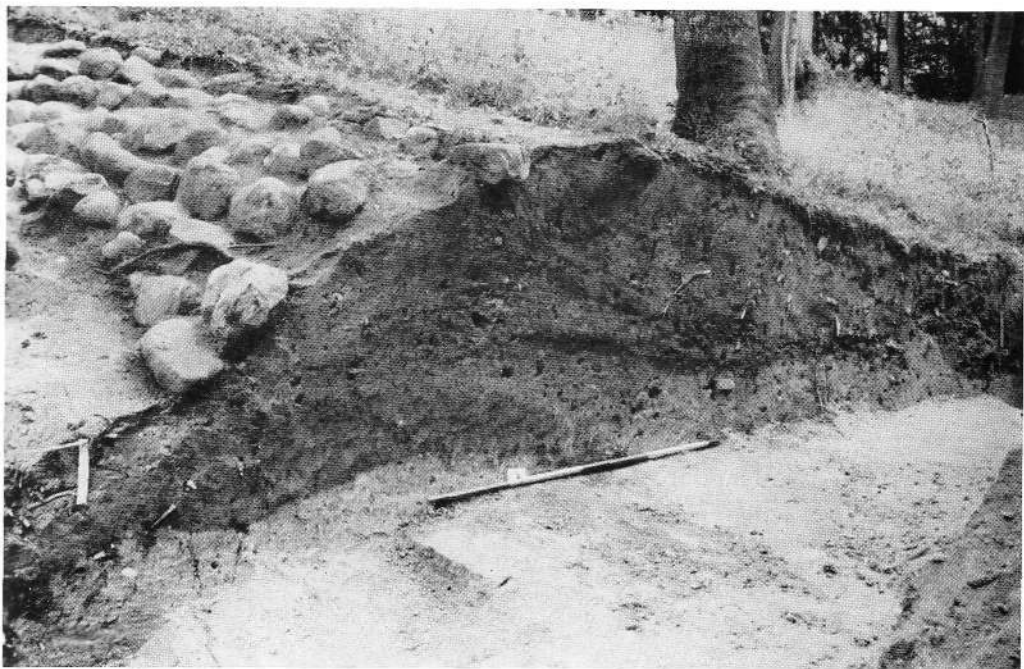


Abb. 7. a) Schnitt durch die Wehrmauer auf dem Schloßberg bei Feldberg, Kr. Neustrelitz, im Vordergrund die Steinpackung der Berme; b) Schnitt durch den Befestigungswall der Burg von Liepen, Kr. Rostock

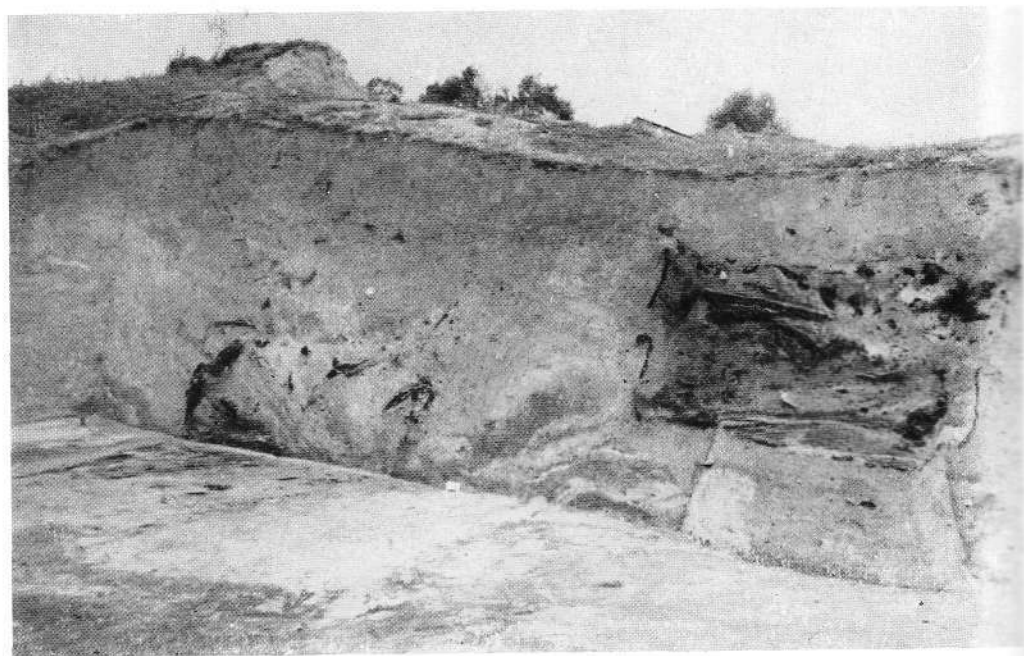
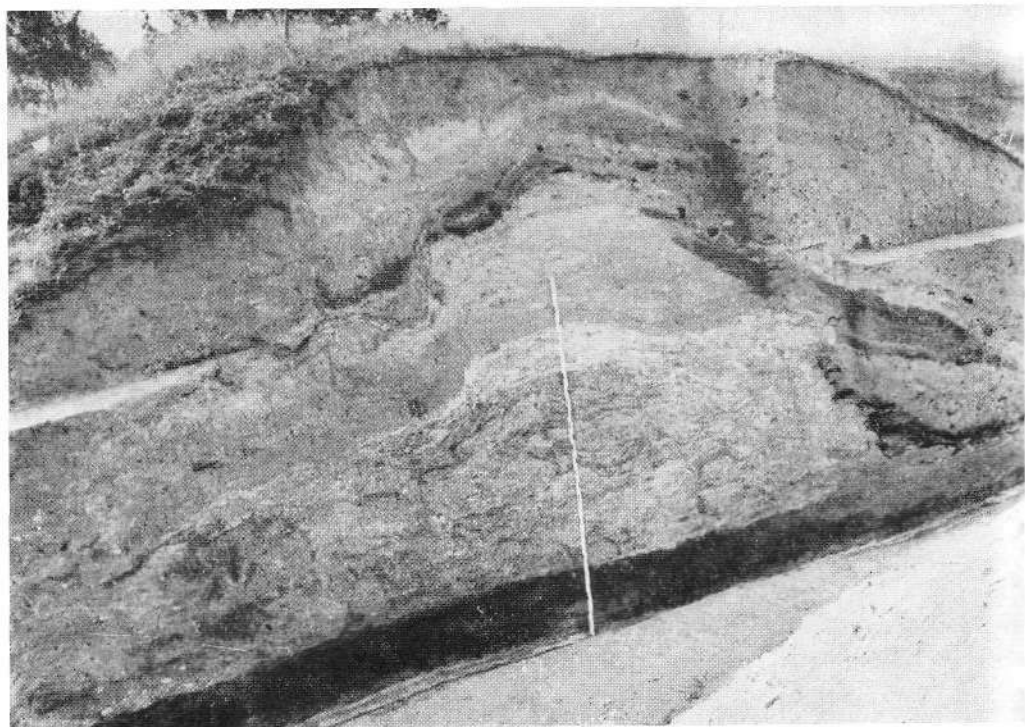


Abb. 8. Tornow, Kr. Calau. a) Schnitt durch den Wall der Burg A; b) verbrannte Reste der Tunnel Tore von Burg A (links) und B (rechts)

*Parthe*, *Pleiß*, *Queiß* und vielleicht auch *Teltow* können zu einer solchen indoeuropäischen Schicht gehören (einige Namen wie *Elbe*, *Oder* und *Luppe* haben in anderen europäischen Ländern ihre Entsprechungen), wenn man sie nicht der von H. Krahe herausgearbeiteten alteuropäischen Hydronymie zuordnen will. Als alteuropäisch sah Krahe eine große Zahl von Gewässernamen in weiten Teilen Europas an, die gemeinsame Merkmale besitzen, nicht mehr gemeineuropäisch und noch nicht einzelsprachlich seien.<sup>24</sup> Krahes Theorie wird in Kreisen der Sprachwissenschaft diskutiert und verdient Beachtung auch von seiten der Archäologie, da sich aus der Bestätigung ihrer Richtigkeit außerordentlich wichtige Konsequenzen – z. B. für die Frühgeschichte der Slawen – ergäben.<sup>25</sup> Es fällt jedenfalls auf, daß es sich bei den als alteuropäisch bezeichneten Namen<sup>26</sup> im wesentlichen um Gewässernamen handelt, die bekanntlich mitunter ältestes Sprachgut enthalten. Vorslawische Landschaftsnamen (*Daleminze*, *Rochelinze*) oder Ortsnamen (z. B. *Eythra* bei Leipzig, im 10. Jh. *Itera*) finden sich nur vereinzelt.<sup>27</sup>

Durch archäologische Forschungen, besonders in den letzten Jahren, ist eine dünne germanische Besiedlung auch im 6. Jh. belegt, wobei sich in einzelnen Gebieten (Riesaer Gegend, das mittlere Havel- und untere Spreegebiet sowie der südliche Teil von Ostmecklenburg) die Siedlungsplätze zu häufen scheinen. In diesem von Germanen nur noch schwach besiedelten Land ging noch in der zweiten Hälfte des 6. Jh. die slawische Landnahme vor sich.

Die von Böhmen und Mähren ausgehende und die Elbe abwärts führende slawische Einwanderung im Süden der DDR steht in engem Zusammenhang mit der spätgermanischen Besiedlung in diesen Ausgangsgebieten, insbesondere der Böhmens, das bis in das 6. Jh. u. Z. hinein wahrscheinlich von Langobarden bewohnt wurde, die kulturell eng mit dem thüringischen Gebiet verbunden waren. Sowohl die im Jahre 531 erfolgte politische Unterwerfung der Thüringer durch die Franken und Sachsen als auch die Abwanderung der Langobarden aus dem nördlichen Donaauraum im Jahre 526/27 nach Pannonien und schließlich von Bevölkerungsgruppen, die im Alpenvorland zusammen mit provinzialrömischen Bevölkerungsteilen den Stamm der Bayern bildeten, öffneten Böhmen und Mähren der slawischen Einwanderung. Nur hin und wieder blieben anscheinend germanische Gruppen wohnen, die von den slawischen Einwanderern aufgesogen wurden. Die Ausgrabungen in Březno bei Louny in Nordwestböhmen haben die Gleichzeitigkeit von germanischen und slawischen Siedlungsresten in einem Siedlungsverband nachgewiesen.<sup>28</sup>

Nördlich des Erzgebirges bildeten in dieser Zeit Saale und mittlere Elbe bereits die Ostgrenze der geschlossenen germanischen Siedlung.<sup>29</sup> Lediglich die germanischen Warnen scheinen im späten 6. Jh. noch östlich der unteren Saale gewohnt zu haben. Ihre Unterwerfung durch die Franken im Jahre 595 zeigt, daß sie bis zu diesem Zeitpunkt verhältnismäßig selbständig waren, zum anderen aber auch, daß der politische Machtbereich der Franken zeitweise über die Saale nach Osten ausgriff. Obwohl der fränkische Geschichtsschreiber Fredegar 630/31 von Bindungen der Sorben an das fränkische Reich „seit

alters her“ berichtet<sup>30</sup>, ist das Verhältnis der frühesten slawischen Siedler in diesem Bereich weder zu den Warnen noch zu den fränkisch-warnischen Auseinandersetzungen geklärt. Es muß deshalb offenbleiben, ob die slawische Landnahme mit beider Zustimmung oder nur im Einverständnis mit den Franken vor sich gegangen ist.

Die Ausgrabung einer frühslawischen Siedlung in Dessau-Mosigkau hat ebenfalls Hinweise auf germanisch-slawische Kontakterscheinungen ergeben.<sup>31</sup> Die zeitliche Staffelung des weiteren slawischen Vordringens unmittelbar östlich des Elbelaufes nach Norden ist bisher nur andeutungsweise möglich. Mit dem frühslawischen Gräberfeld von Prützke, Kr. Brandenburg, liegt aber nicht nur ein in die Zeit um 700 datierbarer Fundkomplex, sondern auch eine Lokalität vor, die durch eine baltische Armbrustsprossenfibul im Grab 2<sup>32</sup> ebenfalls auf Kontakte zu anderen ethnischen Gruppen, evtl. sogar auf einen überregionalen Handel hinweist (Abb. 114 a).

Der Fundplatz gehört zu einer frühslawischen Fundgruppe im mittleren Havel- und unteren Spreegebiet, aus dem die zahlenmäßig größte Fundstreuung spätgermanischer Funde im gesamten Gebiet zwischen Elbe und Oder bekannt geworden ist. Sichere Hinweise auf unmittelbare Kontakte zwischen Germanen und Slawen in diesem Bereich liegen bisher nicht vor. Eine ähnliche Deckungsgleichheit zwischen spätgermanischer und frühslawischer Besiedlung deutet sich auch im südlichen Mecklenburg an. Wie sehr sich das Bild durch neue Forschungen klarer zeichnen läßt, vermögen die Ausgrabungen in Tornow, Kr. Calau, zu zeigen. Germanische Siedlungsreste der Kaiser- und Völkerwanderungszeit sind hier an gleicher Stelle mit frühslawischen Siedlungselementen verbunden, so daß zumindest von einer möglichen Siedlungskontinuität oder einer Fortführung des germanischen Siedlungsplatzes durch die frühesten Slawen gesprochen werden darf.<sup>33</sup>

Die jetzt in größerer Anzahl bekannten spätgermanischen Fundplätze im Raum zwischen Elbe und Oder sind deutliche Spuren einer germanischen Restbevölkerung. Ihre geographische Lage setzt sie unverkennbar in Beziehung zu den im gleichen Raum nachzuweisenden altslawischen Fundplätzen.

In welchem Umfang es dabei zur Anlage gemischter germanisch-slawischer Siedlungen kam, ist nur auf Grund von Ausgrabungen an einzelnen Objekten zu entscheiden. Daß mit solchen Möglichkeiten zu rechnen ist, deuten die Beobachtungen in Dessau-Mosigkau und Tornow, Kr. Calau, an.

Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung benutzt häufig die Tatsache, daß bis zum 6. Jh. germanische Bevölkerungsgruppen in den hier behandelten Gebieten siedelten, dazu, um diesen ein besonderes Wirken bei der Gestaltung der weiteren Entwicklung zuzuweisen. Die Gebiete wurden als „germanisches Kraffeld“ bezeichnet, die germanischen Bevölkerungsreste sollen eine Herrschicht gebildet haben; wenn sie auch slawische Sprachen angenommen hätten, so seien sie im Kern und rassisch doch die hochwertigen Träger der Kultur und des gesellschaftlichen Fortschritts, bis hin zur Staatenbildung, ge-

wesen. Zur Zeit der deutschen Ostexpansion seien daraus Kräfte hervorgegangen, die mit den deutschen Eroberern zusammenarbeiteten und die slawischen Stämme in den deutschen Reichsverband einbezogen. Die deutsche Eroberung wird als Wiedereroberung alten germanischen Kulturbodens ausgegeben, wobei Germanen und Deutsche gleichgesetzt werden. Alle diese Theorien sind rein apologetischer Natur und entbehren jeder Grundlage in den Quellen. Dieser klare Tatbestand hat auch in den Nachkriegsjahren einen Teil der westdeutschen Forscher veranlaßt, sich von diesen Thesen zu distanzieren.

## **6. Die Ausbreitung der slawischen Besiedlung westlich von Elbe/Saale und Böhmerwald**

### **a) Die Herausbildung der politischen Grenze bis 800**

Als seit dem ausgehenden 6. Jh. slawische Siedler von Osten und Südosten entlang den von der Natur vorgezeichneten Bahnen, den großen Flüssen Donau, Elbe und Oder in die Mitte Europas vorstießen, gebot ihnen das frühfeudale fränkisch-merowingische Großreich im Donaauraum und an Saale und Mittelelbe ein vorläufiges Halt. Mit der Zerstörung des Thüringerreiches im Jahre 531, mit Feldzügen gegen die im ehemaligen Nordthüringen sesshaft gewordenen rebellierenden Sachsen (555/56), mit der Umsiedlung von Sweben in den späteren Schwabengau zwischen Wipper und Bode um 556/565 und schließlich mit der endgültigen Niederwerfung der Warnen im Gebiet östlich der unteren Saale (595) und dem anschließenden Einzug von Slawen dorthin hatten die Merowinger das Mittelelbe-Saale-Gebiet unter eine lockere Kontrolle gebracht. Von einer festen Begrenzung der beiderseitigen realen Macht- und Einflußgebiete konnte noch längere Zeit keine Rede sein, vielmehr wechselten gegenseitige Annäherung und Anlehnung mit Abwehr und Feindschaft je nach den Schwankungen und Wechselfällen der politisch-militärischen Lage und des jeweiligen Berührungsräume.

So konnten sich im Laufe des 7. Jh., während der ersten Krise des fränkischen Großreiches, die slawischen Landnahmegruppen östlich und südlich der Donau, im Osten von Böhmerwald, Saale und Mittel- und Niederelbe politisch-militärisch stabilisieren. Das völkerwanderungszeitliche Gebilde des Frankenreiches war bis in das beginnende 8. Jh. hinein nicht in der Lage, die mehr als tausend Kilometer lange Grenzzone so zu sichern, daß in jedem ihrer Abschnitte Völkerbewegungen und damit auch das Einwandern slawischer Siedler hätte verhindert werden können. Erst die Festigung des sächsischen Stammesverbandes im Laufe des 7. und 8. Jh. im Norden und des bayerischen im Süden führte dazu, daß den slawischen Siedlern ein weiteres Vordringen nach Westen unmöglich gemacht wurde.

Im mittleren Bereich dieses langen Kontaktgebietes, an Mittelelbe und Saale sowie am oberen Main, bestanden dagegen nach der Zerstörung des Thü-

ringerreiches (531) und der Niederwerfung der Warnen durch die Franken günstige Möglichkeiten für das Vordringen slawischer Siedler. Vor allem nach der fränkischen Niederlage gegen die böhmisch-mährischen Slawen unter Samo bei Wogastisburg im Jahre 631 konnten sich die eingesetzten Thüringerherzöge nur mühsam der andringenden Sorben erwehren. Aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser Zeit, also im wesentlichen während der zweiten Hälfte des 7. Jh., haben sich sorbische und andere slawische Gruppen gebietsweise westlich der Saale und Mittelelbe niedergelassen und angesiedelt.

Nach erneuter Machtentfaltung unter den Karolingern während des 8. Jh., vor allem nach der gewaltsamen Eingliederung der Sachsen in das fränkische Großreich, wurde fränkischerseits angestrebt, die Ostgrenze des Frankenreiches an Donau, Böhmerwald, Saale und Elbe als politisch-staatliche Grenze gegen die slawischen Stammesverbände im Osten zu festigen. Die slawischen Siedlergruppen, die über diese Grenze nach Westen vorgedrungen waren, wurden politisch-staatlich in den fränkischen Feudalstaat eingegliedert. Auch an anderen Stellen des Großreiches wurden seitdem Flüsse als politische Grenzen bestimmt, die zuweilen die beiderseits derselben liegenden, doch zusammengehörigen Siedlungsbereiche schematisch trennten. Denn in der Regel trennten Flüsse nicht die Siedlungsgebiete, sondern verbanden sie. Auf die westlich dieser politischen Grenze angesiedelten Slawen begann damit die direkte fränkisch-frühdeutsche kulturelle Einwirkung schon im 8./9. Jh., während sie auf ostelbisch-ostsaalisches Gebiet erst seit dem 10. Jh. mit der sächsisch-deutschen Ostexpansion einsetzte.

#### **b) Die Herausbildung der westlichen slawischen Siedlungsgrenze in den einzelnen Landschaften**

Als die Karolinger sich um die Mitte des 8. Jh. wieder den Problemen der östlichen Reichsgrenze zuwenden konnten, fanden sie in dem Altsiedelgebiet am oberen Main, nordöstlich, östlich und südöstlich Hallstadt/Bamberg eine inzwischen stärker angewachsene slawische Gruppe vor, die Ende des 8. Jh. als ‚Main- und Rednitzwenden‘ (Moinwinida und Radanzwinida) bezeichnet werden. Ihre Niederlassung auf den Terrassen der Flußauen und im Vorland der Fränkischen Alb muß während des 7. Jh. erfolgt sein, wohl in enger Nachbarschaft zu resthaft verbliebener ‚thüringischer‘ Bevölkerung, wie einige erhalten gebliebene spätgermanische Siedlungsnamen (etwa Banz, Hallstadt und Gaustadt) erkennen lassen. Bemerkenswerterweise fehlen hier auch die weiter westlich häufig vorkommenden merowingischen Reihengräber. Karl der Große bemühte sich um die volle Integration dieser auch in den Quellen als ‚terra‘ bzw. ‚regio Sclavorum‘ bezeichneten Landschaft in das Frankenreich, indem er, wahrscheinlich 793/94, die Errichtung von Slawenkirchen im Radenzgau anordnete (um 822 bestanden bereits 14), um diese Slawen, die schon 741 als im Würzburger Bistum neben Franken ansässig erwähnt werden, rascher zu christianisieren. Im Diederhoffer Kapitular von 805 wurden

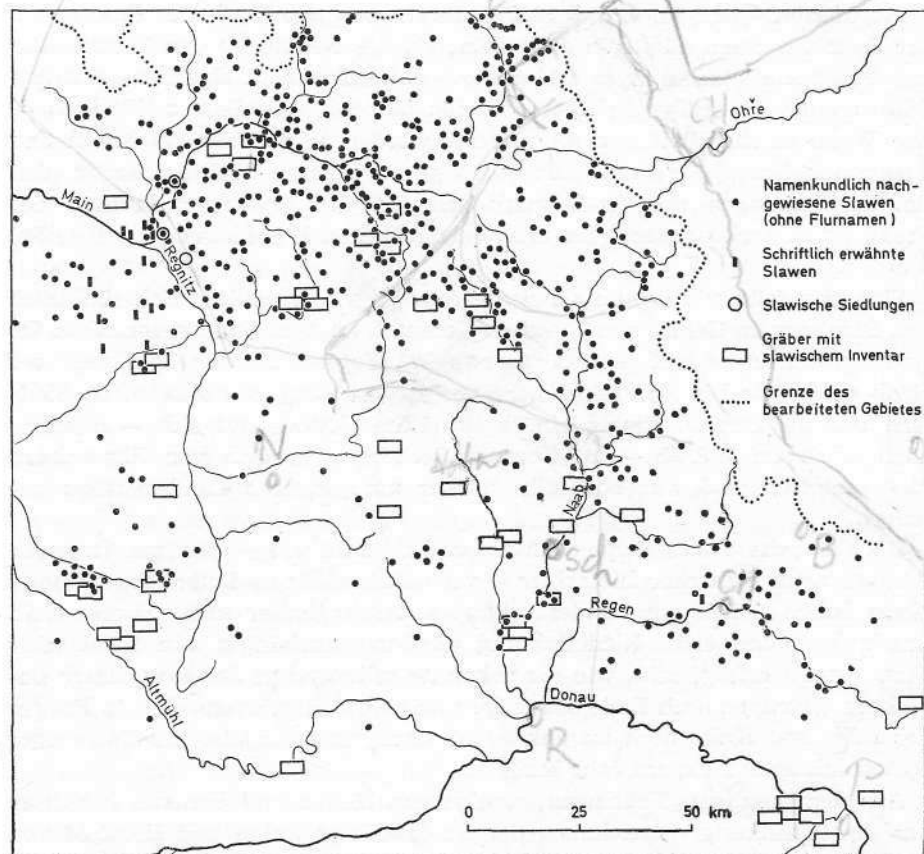


Abb. 9. Zeugnisse slawischer Besiedlung im Main-Regnitz-Gebiet

Hallstadt und Forchheim nördlich Erlangen als Handelsplätze mit den Slawen bestimmt.

Im Siedlungsbild (Abb. 9) vereinigen sich Älteres und Jüngerer, autochthon Slawisches und Erscheinungen, die durch das deutsch-slawische Zusammenwirken beim gemeinsamen Landesausbau entstanden sind. Das älteste slawische Landnahmegebiet dürfte sich entlang der Terrassen des Maintales zwischen Hallstadt/Bamberg und Bayreuth und entlang der Rednitzfurche zwischen Hallstadt/Bamberg und Forchheim erstreckt haben. Da sich in der letzteren ein stärkerer fränkisch-karolingischer Landesausbau mit mancherlei Umgestaltungen des älteren Siedlungsbildes entwickelte, ist das slawische Namengut hier offensichtlich wesentlich stärker beseitigt und verändert worden als im Bereich des Mainbogens von Lichtenfels/Staffelstein bis Bayreuth, wohin der Landesausbau des fränkischen Staates – abgesehen von frühen

Stützpunkten – erst im 9. und 10. Jh. stärker ausgriff. Ein hoher Prozentsatz der Rednitzwenden dürfte in die beiderseits der Rednitz in den Seitentälern angelegten Ausbausiedlungen mit deutsch-slawischen bzw. slawisch-deutschen ‚Mischnamen‘ (vom Typ Adelhardswinden und mit dem Zusatz Windisch –, wie Windisch[ensch]letten u. ä.) versetzt worden sein (südwärts bis in den Ansbacher Raum), während die Wenden am oberen Main mehr an den Rodungssiedlungen des Itz-Baunach-Gebietes, des Coburger Raumes, des Frankenwaldvorlandes und der höheren nördlichen Fränkischen Alb beteiligt wurden.

Eine ebenfalls relativ alte slawische Siedlungsinsel schließt sich südöstlich von Bamberg im Gebiet von Creußen-Kemnath an, von der aus vor allem die Rodungssiedlungen auf den Böhmerwaldausläufern, an den Zuflüssen zur Naab (südwärts bis Kallmünz dicht vor Regensburg) mit slawischen Siedlern besetzt wurden. Eine kleinere slawische Gruppe hat sich – offenbar auch schon im 7./8. Jh – im Chamer Becken nordöstlich von Regensburg niedergelassen und war ebenfalls stärker am jüngeren Landesausbau beteiligt.

Die slawische Volksgruppe an Main und Rednitz war – entgegen früheren Auffassungen deutscher Historiker – verhältnismäßig umfangreich; sie hatte einen hohen Anteil am Landesausbau in karolingischer und späterer Zeit. Landnahme und erste Niederlassung dürften unabhängig von fränkischer Staatsgewalt erfolgt sein, wie die erkannte selbständige Stellung dieser Bevölkerungsgruppe noch Ende des 9. Jh. sowie ihre Ungebrochenheit in Fragen des religiösen Kults noch im Jahre 1059 nach einer Angabe der Bamberger Synodalakten aus diesem Jahr bezeugen.<sup>34</sup>

Aus dem heutigen Thüringen, südlich von Helme und Unstrut, berichten uns die Schenkungsverzeichnisse der Reichsklöster Fulda und Hersfeld von slawischen Bewohnern bereits im 8. und 9. Jahrhundert. Sie finden sich über ganz Thüringen und das anschließende Werra- und Fuldagebiet verstreut. Offenbar nahmen sie in nicht unbeträchtlichem Umfang am karolingischen Landesausbau teil. Sie sind anscheinend im Laufe des 8. Jh. aus den dichter slawisch besiedelten Bereichen unmittelbar westlich der Saale an diese neuen Wohnplätze verpflanzt worden. Schon kurz nach 700 berichtet eine zwar gefälschte, doch in ihrem Kern inhaltlich zutreffende Urkunde von Dörfern im Waldgebiet südöstlich von Erfurt, die mit königlicher Billigung von Slawen angelegt und dem Erfurter Peterskloster übereignet worden seien.<sup>35</sup> Diese und ähnliche Nachrichten setzen voraus, daß sich die Slawen im Laufe der zweiten Hälfte des 7. Jh., etwa nach Herzog Radulfs Zeit, im linkssaalischen Thüringen niedergelassen hatten. Das Flußgebiet der oberen Saale mit seinen Randhöhen von Camburg bis Saalfeld muß bis etwa 750 beiderseits des Flusses in freiem Zuzug von ihnen von Norden her in Besitz genommen worden sein, wobei ältere späthüringische Siedlungsinseln (Wichmar bei Camburg, Jena, Reinstädt/Gumperda, Heilingen/Engerda, Uhlstädt, Volkstedt) offenbar erhalten blieben.



Erst nach 750 setzte sich die fränkische Staatsgewalt in den linkssaalischen flußnahen Bereichen wieder durch und bemühte sich, den Fluß zur politisch-militärischen Grenze auszubauen und durch den allmählichen Aufbau von Brückenköpfen, etwa im Orlagau, bei Camburg, bei Halle und Magdeburg, diese Position zu festigen.

Im Gebiet südlich der Ilm sind die Slawen des engeren Saalebereiches dann in hohem Maße am spätkarolingischen Landesausbau beteiligt gewesen, wie unser Ortsnamen-Kartenbild und auch die bisher geborgenen Bodenfunde bestätigen (Abb. 9).<sup>36</sup> Das Eindringen slawischer Siedler von Norden, Süden und Osten (Regnitzland um Hof) in den Frankenwald dürfte allerdings erst nach der Jahrtausendwende, in erster Linie wohl seit dem 12. Jh., erfolgt sein, denn im Jahre 1039 wird das Waldgebiet südlich Saalfeld als ‚Waldgebirge der Slawen, in ihrer Sprache Lovia genannt‘, bezeichnet.<sup>37</sup>

Von Bad Sulza bis zur Mündung der Saale in die Elbe sind alle linken Nebentäler des Flusses mit slawischen Siedlungen besetzt. Auch in diesem Abschnitt liegen germanisch-deutsche und slawische Siedlungen zuweilen dicht beieinander. An der unteren Saale und Mulde, zwischen Bernburg, Dessau und Bitterfeld, hatten sich Slawen schon um die Wende des 6. zum 7. Jh. niedergelassen. Wenig später besiedelten Sorben das Gebiet zwischen mittlerer Saale und Elbe, seit 631 drangen sie in kleinen Gruppen auch weiter in das linkssaalische Hinterland ein. So wurden dichter besiedelt: das Unstruttal unterhalb Nebra, das Geiseltal südwestlich Merseburg, das Laucha-/Schwarzeichtal, das Würdebach- und untere Salzatal, das untere Laweke-, Schlenze- und Fleischbachtal, das Gebiet zwischen Aschersleben, Alsleben und Bernburg sowie der ganze Teil zwischen Staßfurt, Bodemündung, Barby und Schönebeck. Allein zwischen Aschersleben und Bernburg lassen sich 36 slawische Siedlungen nachweisen, von denen allerdings ein hoher Prozentsatz später wüst wurde.<sup>38</sup> Weiter im Hinterland wurden slawische Siedler wiederum zum Landesausbau angesetzt, so etwa südöstlich von Nordhausen und nördlich von Sangerhausen–Allstedt sowie an den östlichen Ausläufern des Harzes. Auch zwischen Querfurt und Schraplau muß eine größere Gruppe ansässig gewesen sein.

Reste slawischer Siedlungen sind schließlich südwestlich und nordwestlich von Magdeburg nachzuweisen, vor allem entlang der Ohre. Wolmirstedt an der Ohremündung trug noch um 1000 den slawischen Namen Ustiure (= deutsch ‚Ohremünde‘).<sup>39</sup>

Die Altmark war während der Völkerwanderungszeit von der bis dahin ansässigen germanischen Bevölkerung weitgehend verlassen worden. Die Verbreitung der slawisch benannten Wohnplätze erweckt den Eindruck, daß die slawische Besiedlung vor allem den Flußläufen folgte, die vorwiegend vom Norden her (Jeetze, Aland, Milde, Uchte und Tanger) den Zugang ins Landesinnere öffneten. Der weithin sandige oder moorige Boden der Altmark war dem Ackerbau nicht günstig und für Siedler kaum verlockend, weshalb auch nicht mit einem allzu frühen Eindringen von Slawen gerechnet werden kann.

Da aber im Jahre 956 slawische Siedlungen in der ‚Mark Lipani‘ (um Lüchow-Salzwedel) genannt werden<sup>40</sup>, wird das slawische Vorrücken aus dem hannoverschen Wendland in die westliche und nördliche Altmark doch wohl noch vor 900 begonnen haben. Dagegen ist der elbnahe Südosten (Belcsemgau und Ohremündungsgebiet) schon vor 800 von Slawen besiedelt worden, wie auch die erst kürzlich geborgene frühslawische Keramik von Grieben, Kr. Tangerhütte, nahelegt.<sup>41</sup> Der slawische Anteil am hochmittelalterlichen Landesausbau (12./13. Jh.) ist anscheinend beträchtlich gewesen, wie die allgemeine Verbreitung slawischer Siedlungs- und Flurnamen über alle Teilgebiete der Landschaft erkennen läßt. Spuren verschiedenster Art reichen westlich und südwestlich bis zur Ise bei Gifhorn, zur oberen Aller und unteren Ohre und künden von slawischer Ansiedlung in breiter Streuung.

Noch mehr als in der Altmark häufen sich die Zeugen slawischer Besiedlung im hannoverschen Wendland. Sie liegen besonders dicht im oberen und unteren Drawehn (slaw. Drevanen = deutsch ‚Waldleute‘) westlich und nordwestlich Lüchow bis dicht vor Uelzen, westlich und nordwestlich Dannenberg und Hitzacker, also zwischen Jeetze und Ilmenau. An der Elbe reihen sie sich beiderseits des Stromes bis Bleckede und Lauenburg. Die deutschnamigen Orte an beiden Ufern der Ilmenau von Uelzen bis dicht vor Lüneburg und Bardowiek weisen eine beträchtliche Zahl slawischer Flurnamen auf; im Landkreis Lüchow-Dannenberg machen diese sogar mehr als 50 Prozent des gesamten Flurnamenbestandes aus. Hier ist das Drawehnopolabische als slawischer Dialekt bis zum 18. Jh. gesprochen worden (S. 38).

Kürzlich wurden in diesem Raum die Siedlungsformen, insbesondere die vorherrschenden Rundlinge, neu untersucht, wobei sich eine deutliche Beziehung zwischen diesen Siedlungen und der slawischen Volkszugehörigkeit ihrer Bewohner ergab.<sup>42</sup> Da sie als schematische, planmäßige Anlagen vorwiegend erst seit etwa 1150 entstanden sind, hat man damit gerechnet, daß die systematische Besiedlung erst im 12. Jh. unter Leitung der Grafen von Lüchow und Dannenberg, die Heinrich der Löwe einsetzte, durch Verpflanzung von Slawen aus dem angrenzenden Mecklenburg erfolgt ist. Die vor allem im Umkreis von Hitzacker—Dannenberg und Lüchow geborgenen slawischen Bodenfunde gehören aber dem 9. bis 12. Jh. an.<sup>43</sup> Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß um diese beiden Zentren Slawen auch schon Ende des 8. Jh. sesshaft wurden, die dann von hier aus an der weiteren Aufsiedlung der Landschaft breiten Anteil nahmen, zumal slawisch benannte Siedlungen um Lüchow und Salzwedel in der ‚Mark Lipani‘ schon in einer Urkunde von 956 erwähnt werden.

Im Norden der Elbe verlief die Grenze zwischen Holsteinern (ursprünglich Holtsēten, hochdeutsch „Waldbewohner“) und Slawen entlang der fast nord-südlich verlaufenden Wasserscheide zwischen den Nordsee- und den Ostsee-zuflüssen in einer natürlichen Waldzone mit größeren moorreichen Flächen. Diese Zone wurde seit etwa 817/19 als Limes Saxoniae („Sachsengrenze“) angesehen. Auf sächsischer Seite legte man an den durch diese Grenzzone füh-

dann ‚Mischnamen‘ vom Typ Arnoltitz (slaw. \*Arnoltici = Leute des Arnolt), in deutscher Umgebung solche vom Typ Kettmannshausen (älter: \*Chotémers-husen), Bogumilsdorf (heute Bommelsdorf), Časlavendorf (heute Zaschen-dorf), Radvansgrün (heute Rabensgrün).

Nicht immer freilich mußte das Zusammenwohnen von Deutschen und Slawen seinen Niederschlag im Siedlungsnamen finden. Im westsaalisch-west-elbischen Bereich begegnen öfter deutschnamige Siedlungen mit einer ganzen Anzahl slawischer Flurnamen in ihrer Gemarkung, die die Anwesenheit von Slawen ebenfalls dokumentieren, so z. B. in Eichfeld, Teichel, Lichstedt, Kleinhettstedt, Königsee westlich Rudolstadt und in vielen Siedlungen der westlichen Altmark und des hannoverschen Wendlandes. Manchmal fehlen auch diese slawischen Flurnamen, und doch haben in den anscheinend rein deutsch besiedelten Orten auch Slawen gewohnt, wie wir aus Traditionsurkunden z. B. der Klöster Fulda und Hersfeld entnehmen können (z. B. vor 796 in Ober-/Unterhaid westlich Bamberg: in Sclavis in Heidu; in Haina, Suhl und anderen Orten Südwestthüringens). Einschränkend ist aber zu bemerken, daß nicht jede slawisch benannte Siedlung auch mit Slawen besetzt gewesen sein muß, denn öfter haben kolonisierende deutsche Bauern slawische Bach- oder Waldnamen von in der Nähe wohnenden Slawen übernommen und diese zum Namen ihrer Neusiedlung gewählt.

Wenn sich ankommende deutsche Bauernsiedler neben einem slawischen Dorf niederließen, wurde meist auch der slawische Siedlungsname beibehalten, die beiden Parallelsiedlungen dann auch durch den charakterisierenden Zusatz Deutsch- bzw. Wendisch- unterschieden, so etwa bei Deutsch- und Wendisch-Luppa, Deutsch- und Wendisch-Bork (später Alt Bork). Der Zusatz Deutsch- konnte wegen seiner allgemeinen Geltung auch wegbleiben oder ein anderer an seine Stelle treten, wie etwa die beiden Holzhausen östlich Erfurt, heute Mönchen- und Windischholzhausen.

Zuweilen war aber die slawische Volkszugehörigkeit der Bewohner für die Benennung nicht so ausschlaggebend wie andere bemerkbare Unterschiede, z. B. die Größe der gleichnamigen Siedlungen, und hinter manchem Siedlungsnamenpaar auf Groß- und Klein- (bzw. in älterer Zeit Wenigen-) steckt ein Gegensatz deutsch und slawisch besiedelter Orte, so z. B. bei den Doppelorten Taft, Fahner, Sömmerda, Ballhausen, Brembach, Schwabhausen, Eutersdorf in Thüringen. Wiederum muß einschränkend gesagt werden, daß nicht alle so benannten Zwillingsiedlungen diesen ethnischen Unterschied dokumentieren müssen. Zuweilen hat sich auch ein Feudalherr neben einer schon bestehenden bäuerlichen Altsiedlung niedergelassen, und der Gegensatz Groß-/ Klein- bezieht sich wirklich nur auf diesen Größenunterschied bzw. die ständige Verschiedenheit der jeweiligen Siedlungsinsassen.

In den mittelalterlichen Städten wohnten slawische Bevölkerungsteile meist geschlossen in „Wendischen Vierteln“ oder in den Vorstädten. Oft künden heute noch Namen wie „Windische Gasse“, „Windisches Tor“, „Wendische Kirche“ von den slawischen Mitbürgern.

## 7. Sprachen und Dialekte

### a) Gliederung und Stellung innerhalb der slawischen Sprachfamilie

Alle slawischen Einzelsprachen lassen sich auf eine Vorstufe zurückführen, die wir Urslawisch nennen und die wir etwa zwischen dem 5. Jh. v. u. Z. und etwa dem 5. Jh. u. Z. ansetzen können. In dieser Zeit dürfte das Slawische bereits mundartlich differenziert gewesen sein; in der folgenden gemeinslawischen Zeit (bis etwa ins 9. Jh.) entfaltete es sich weiter. Die traditionelle Einteilung der slawischen Einzelsprachen kennt ostslawische, südslawische und westslawische Sprachen, wobei die westslawischen Sprachen die reichste Gliederung aufweisen. Die Ausgliederung dieser slawischen Sprachen aus dem Urslawischen und ihre vielfältigen Beziehungen zueinander und zu anderen indoeuropäischen Sprachen waren Gegenstand vieler Hypothesen und Vermutungen. Wir kennen folgende westslawische Sprachen: Tschechisch, Slowakisch, Obersorbisch, Niedersorbisch, Kaschubisch-Slowinzisch, Polabisch und Polnisch. In den Gebieten westlich von Oder/Neiße haben wir es vor allem mit dem Polabischen und dem Obersorbischen und Niedersorbischen zu tun. Das sorbische Sprachgebiet war zeitweise viel weiträumiger als heute. Es liegt auf der Hand, daß die polabischen und sorbischen Dialekte besonders enge Beziehungen zum Polnischen bzw. zum Tschechischen aufwiesen, und daß sich solche Parallelen auch in der Namengebung aufdecken lassen.<sup>46</sup>

### b) Das altsorbische Sprachgebiet

Als altsorbisches Sprachgebiet<sup>47</sup> betrachten wir einen Siedlungsraum, in dem nach Ausweis der Sprachdenkmäler (vor allem der Namen) westslawische Stämme (z. B. die Sorben, Daleminzier, Siusler, Nisanen, Lusizer, Milzener u. a.) (S. 8 f.) ansässig waren, deren Dialekte eine Gruppierung von sprachlichen Merkmalen aufweisen, die wir im weit später aufgezeichneten Obersorbisch und Niedersorbisch wiederfinden. Andererseits repräsentieren natürlich die rekonstruierten altsorbischen Mundarten einen weit älteren Status des Sorbischen überhaupt, der eben nur aus Namen erschlossen werden kann.

Für die Herausarbeitung einer Gliederung des altsorbischen Sprachgebietes erweisen sich Lautstand, Namenbildung (Namentypologie) und Namenwortschatz von grundlegender Bedeutung.

Innerhalb des Lautstandes nennen wir folgende, das Sprachgebiet umfassende Charakteristika: die sogenannte Liquidametathese, d. h. die Umstellung der Lautgruppen *tort, tolt, tert, telt* in *trot, tlot, tret, tlet* (*t* bezeichnet hier jeden beliebigen Konsonanten), z. B. urslaw. \**gordъ* ‚befestigte, umzäunte Stätte‘ = altsorb. *grad* (obersorb. *hród*, niedersorb. *gród*), in Übereinstimmung mit dem Polnischen (*gród*) und im Gegensatz zum Tschechischen (*hrad*). Die nasalierten Vokale *ę* und *ǫ* kannte das Altsorbische noch bis ins 12. Jh.,

hat sie aber wie das Tschechische aufgegeben, hingegen blieben sie im Polnischen bewahrt, vgl. urslaw. \**dǫbъ* ‚Eiche‘ = altsorb., obersorb., niedersorb. *dub*, tschech. *dub*, aber poln. *dąb*. Bei der Entwicklung der urslawischen silbischen Liquiden *ɾ* und *ʃ* zeigt sich in der Entwicklung eine große Vielfalt, meist wird vor der Liquida in Abhängigkeit vom folgenden bzw. vorangehenden Konsonanten ein Vokal entwickelt, z. B. heißt es für urslaw. \**vǫkъ* ‚Wolf‘ im Altsorbischen *vil'k* und *volk*, im Obersorbischen und Niedersorbischen heute *wjelk*, älter aber ebenfalls *wilk* (poln. *wilk*).

Die Gliederung des altsorbischen Sprachgebietes kann nicht allein nach lautlichen Kriterien (eigentlich nach diesen am wenigsten) ermittelt werden, vielmehr müssen die strukturellen Untersuchungen der Namenbildung, der Namentypen, hinzukommen. Als Vorstudien zu einem künftigen Sorbischen Namenatlas und zum Slawischen Onomastischen Atlas wurde eine Reihe altsorbischer Namentypen bearbeitet. Die altsorbische Namengeographie zeigt eine deutliche Zweiteilung des Sprachgebietes in einen Westflügel zwischen Saale und Elbe und einen Ostflügel zwischen Elbe/Schwarze Elster und Bober/Queiß. Die betreffenden Flügel sind durch Namentypen gekennzeichnet, die hier eine charakteristische Verbreitung haben. Im Westflügel finden wir vor allem die zweigliedrigen Bewohnernamen vom Typ *Kosobody*, *Seběkury*, *Žornosěky* usw. und besondere Gruppen (Subtypen) der mit dem possessivischen Suffix *-j-* gebildeten Ortsnamen, z. B. solche aus Personennamen (Vollnamen) mit dem Zweitglied *-byl*, *-gost*, *-mysl* (also *Radobyl'*, *Radogošć* und *Radomysl'* usw.), die Bewohnernamen auf *-jane* und *-ici* (*Nizane*, *Zagorici*). Ständig werden neue Strukturen aufgedeckt, die die Teilung in zwei Flügel bestätigen. Im Ostflügel, der die Ober- und Niederlausitz und angrenzende Gebiete umfaßt, finden wir andere Namentypen (z. B. *Podgora*, *Zalěs*, deminutivische Ortsnamen mit dem Suffix *-k-* wie obersorb. *Budyšink*). Innerhalb des Ostflügels ist eine Nord-Süd-Teilung (Niederlausitz-Oberlausitz) gemäß den natürlichen geographischen Gegebenheiten (Trennung durch einen Heidestreifen) aufgedeckt worden: die Niederlausitz kennt viele possessivische Ortsnamen auf *-ov* (Typ *Zylow* usw.), aber nur wenige patronymische Bildungen auf *-ici* bzw. *-ovici*, die Oberlausitz dagegen weist im Gebiet der Milzener etwa 100 Patronymika auf. Dazu ist diese Landschaft durch namengeographische Bindungen mit dem Westflügel enger verbunden als die Niederlausitz. Wie die sorbisch-ostslawischen Parallelen (z. B. bei Ortsnamen auf *-ovik*) gedeutet werden müssen, werden künftige Untersuchungen zeigen.

Der Namenwortschatz liefert ein ähnliches Bild und bestätigt im ganzen die Zweiteilung: Zwar gibt es eine stattliche Reihe von Wörtern, die im gesamten altsorbischen Sprachgebiet im Namenschatz vertreten sind und zudem ihre Entsprechungen in den benachbarten westslawischen Sprachen haben, doch eine Anzahl von Appellativen finden wir nur im Westflügel, etwa *kyrč* ‚Rodung‘, *mogyla* ‚Grab (Hügel)‘, andere nur im Ostflügel, z. B. *dubrava* ‚(Eichen)Wald‘. Viele Wörter dürften untergegangen sein, so daß die heutige obersorbische und niedersorbische Wortgeographie nicht immer den altsorbi-

schen Zustand widerspiegeln wird, aber gewisse Hinweise können dennoch gewonnen werden. Wie die sprachliche Gliederung in einen Ost- und Westflügel entstanden ist, läßt sich mit Hilfe namenkundlicher Quellen bisher nicht erklären. Möglicherweise liegt dieser Gliederung eine unterschiedliche Herkunft der Stämme der Lausitz und des Elbe-Saale-Gebietes zugrunde, wie archäologische Forschungen zu zeigen vermögen (S. 18 f.).

Im 8. Jh. erreichte das altsorbische Sprachgebiet seine größte Ausdehnung. Im Süden erstreckten sich sorbische Siedlungen nicht nur bis an das Lausitzer Gebirge und an das Elbsandstein-, Erz- und Fichtelgebirge, sondern darüber hinaus bis nach Oberfranken, im Westen bis über die Saale hinaus an Ilm und Gera; vereinzelte Spuren slawischer Siedler finden sich sogar im Eichsfeld. Die deutsche Ostexpansion führte dann mit militärischer Eroberung und Ansiedlung von Bauern rasch zur Einengung des altsorbischen Sprachraumes, vor allem im Westflügel; im Ostflügel hielten sich bis heute das Obersorbische und Niedersorbische.

Nach 1945 nahmen Kultur und Sprache des sorbischen Volkes durch großzügige Förderung in der DDR einen neuen Aufschwung.

### c) **Das altpolabische Sprachgebiet unter Einschluß des Drawehnopolabischen**

Das ehemals altpolabische Sprachgebiet läßt sich in seinem ganzen Umfang nur mit Hilfe der Namenforschung genauer bestimmen, da die slawische Bevölkerung mit Ausnahme der Drawehnopolaben, über die noch zu sprechen sein wird, bereits vor Abfassung eigener schriftlicher Denkmäler die slawische Sprache aufgab und die deutsche annahm. Im Westen reichte das Altpolabische bis an die deutsche Sprachgrenze. Die Südgrenze des Altpolabischen zum Altsorbischen konnte in jüngster Zeit durch onomastische Untersuchungen weiter präzisiert werden.<sup>48</sup> Festpunkte sind im Westen etwa Burg bei Magdeburg und im Osten Frankfurt/Oder (Abb. 10). Nach Osten zu setzen wir hypothetisch die Oder als Grenze zum Pomoranischen (Kaschubischen) an, lassen aber offen, ob eine Scheidung zwischen Altpolabisch und Pomoranisch berechtigt ist oder nicht. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß man beide als Einheit sehen kann. Im Norden bildete die Ostsee eine natürliche Grenze. Die vorgelagerten Inseln Usedom, Rügen, Hiddensee, Poel und Fehmarn waren ebenfalls von Slawen besiedelt.

Die Grenzen zum Altsorbischen (und möglicherweise zum Pomoranischen) sind nicht als Grenzlinien im modernen Sinn aufzufassen. Vielmehr haben wir sie uns als mehr oder weniger breite Übergangszonen zu denken.<sup>49</sup> Unter anderem sind folgende Gründe hierfür maßgebend: 1. Die starke Ähnlichkeit der slawischen Sprachen untereinander, die vor rund 1000 Jahren größer war als heute. Diese Ähnlichkeit bedingte, daß die Grenzen der späteren Sprachen sehr fließend waren. 2. Es lassen sich dementsprechend nur sehr wenige, bis jetzt vorwiegend lautliche Kriterien für die Abgrenzung des Altpolabischen

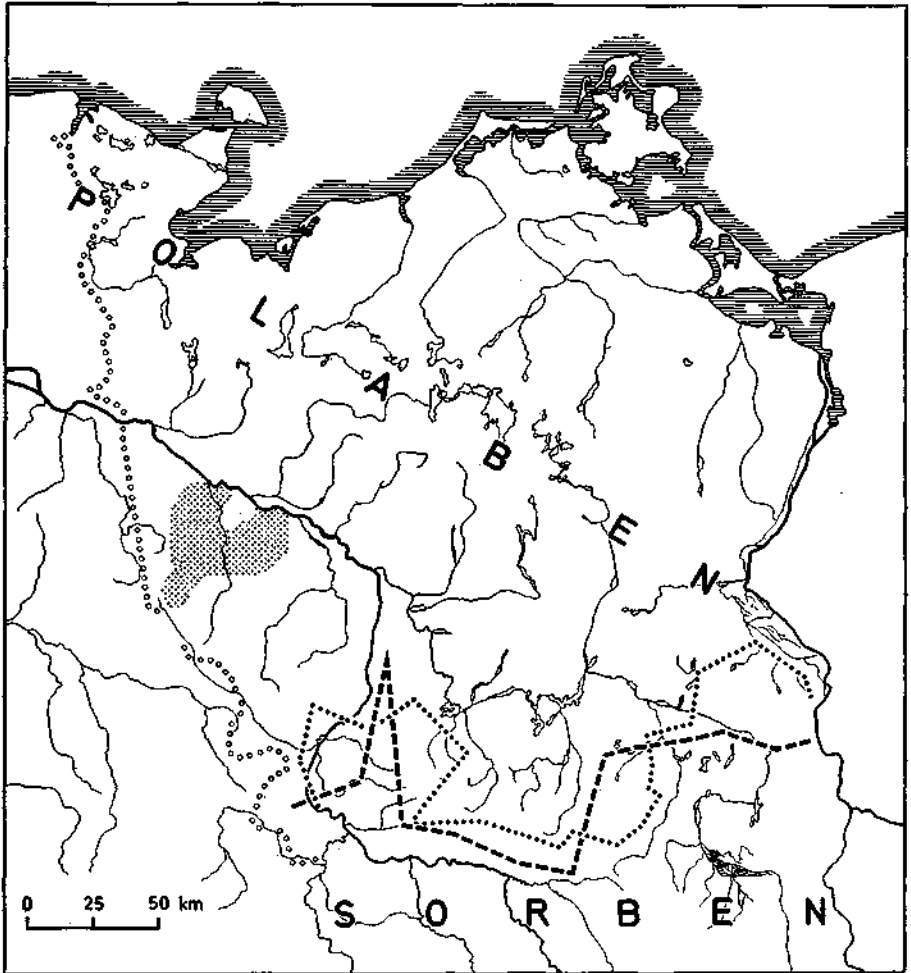






Abb. 10. Die sorbisch-polabische Sprachgrenze und das drawehnopolabische Sprachgebiet

-  Das drawehnopolabische Sprachgebiet um 1700
-  ..... Südlichste Vorkommen polabischer Orts- und Flurnamen
-  - - - - - Nördlichste Vorkommen sorbischer Orts- und Flurnamen
-  ..... Westgrenze des gehäuftten Auftretens slawischer Ortsnamen

vom Altsorbischen und noch weniger Kriterien für den Übergang zum Pomoranischen eruieren. 3. Was sich uns heute infolge der relativ späten Überlieferung als eine sprachliche Ebene darstellt, ist in Wirklichkeit das Produkt einer mehrere Jahrhunderte dauernden Entwicklung, in deren Verlauf

mit Sicherheit kleinere oder größere Bevölkerungsbewegungen und dementsprechend auch Verschiebungen von Dialekt- und Sprachgrenzen stattfanden. 4. Diese Veränderungen von Sprachgrenzen konnten sich auch nach der Einbeziehung der Gebiete westlich von Oder und Neiße in den deutschen Feudalstaat vollziehen, da das slawische Volkstum und damit seine Sprache nicht in allen Gegenden gleichzeitig erloschen, sondern sich teilweise über viele Jahrhunderte und im Ober- und Niedersorbischen bis in unsere Zeit erhielten.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die heute feststellbare sorbisch-polabische Sprachgrenze tatsächlich nur jene Punkte markiert, nördlich derer keine sorbischen und südlich derer keine polabischen Sprachreste heute sicher nachweisbar sind. Das Altpolabische wurde von den Lutizen (Wilzen), Obodriten und einer Reihe kleinerer Stämme gesprochen. Dabei ist zu beachten, daß der Ausdruck „Altpolabisch“ wissenschaftlicher Herkunft ist (ähnlich wie Altsorbisch, Lechisch u. a.). Die namengebenden Drawehnpolaben haben als letzte die slawische Sprache aufgegeben. Die Gesamtheit der hier als (alt)-polabisch bezeichneten Stämme hat sich selbst nicht so genannt. Man muß auch trotz aller Gemeinsamkeiten mit einer mundartlichen Differenzierung des Altpolabischen rechnen.<sup>50</sup>

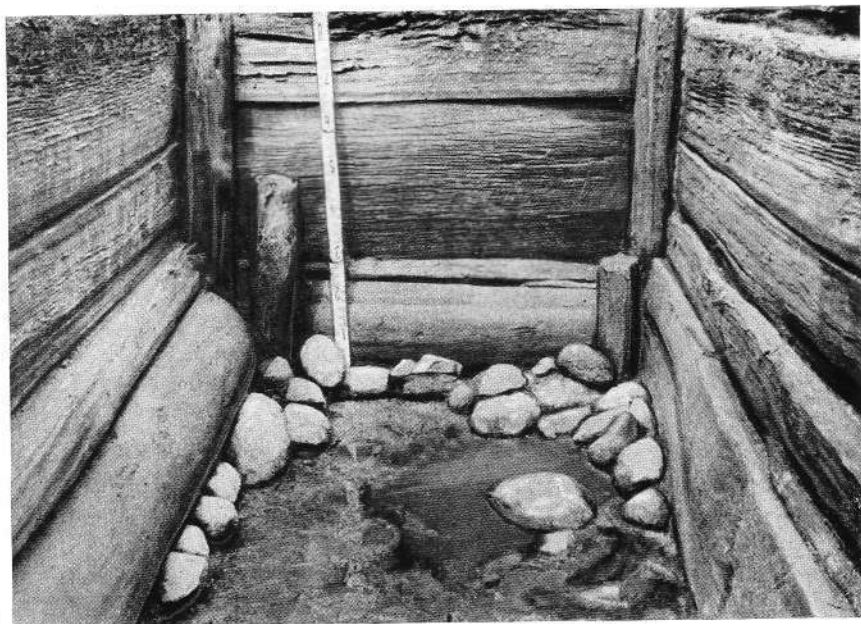
Als sprachliche Merkmale des Altpolabischen, die es vom Altsorbischen abgrenzen, kann man unter anderen folgende lautliche Kriterien nennen<sup>51</sup>: 1. Bewahrung der urslawischen Nasalvokale *o* und *e*; vgl. die Ortsnamen *Damerow* (altpolab.) und *Dubrau* (sorb.) zu urslaw. \**dobъ* ‚Eiche‘. 2. Teilweiser Wandel von urslaw. \**ž* vor harten Dentalen zu *a*; vgl. *Stralow* (altpolab.) gegenüber *Strehla* (altsorb.) zu urslaw. \**strěla* ‚Pfeil, Strahl‘. 3. Wandel der urslawischen Verbindung \**tort* (*t* steht hier für jeden beliebigen Konsonanten) zu *tart*; vgl. *Gartz* (altpolab.) gegenüber *Gröditz* (altsorb.) zu urslaw. \**gordъ* ‚Burg‘. 4. Weiches \**t'* und \**d'* bleiben erhalten, werden also nicht (mehr) zu *ts'* und *dz'* gewandelt; vgl. *Techin* (altpolab.) gegenüber *Zischkowitz* (sorb.) und ehemals *Zechinen* (pomoranisch) zu urslaw. \**těcha* ‚Trost, Freude‘.

Die Frage, wie lange sich das Altpolabische als Sprache gehalten hat, läßt sich nicht generell für das ganze Sprachgebiet beantworten. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Slawen im 13. und 14. Jh. ihre Sprache aufgegeben haben. Selbst auf der Insel Rügen, die als Rückzugsgebiet der Slawen gilt, soll nach Aussagen des niederdeutschen Chronisten Thomas Kantzow<sup>52</sup> bereits 1404 die letzte Frau gestorben sein, die noch slawisch sprechen konnte. Die Richtigkeit dieser Angabe läßt sich nicht nachprüfen, doch dürfte der Schluß berechtigt sein, daß hier das Slawische spätestens im 15. Jh. aufgehört hat, als Sprache zu existieren. In den meisten anderen Gegenden wird dies schon wesentlich früher geschehen sein, während sich an einigen Stellen slawische Sprache und slawisches Brauchtum wahrscheinlich länger gehalten haben.<sup>53</sup> Dies dürfte etwa für das Gebiet um Ludwigslust und Grabow im Südwesten Mecklenburgs gelten, wo sich ein relativ hoher Prozentsatz slawischer Flurnamen bis in die Gegenwart erhalten hat.<sup>54</sup> In der Altmark hielt sich die sla-

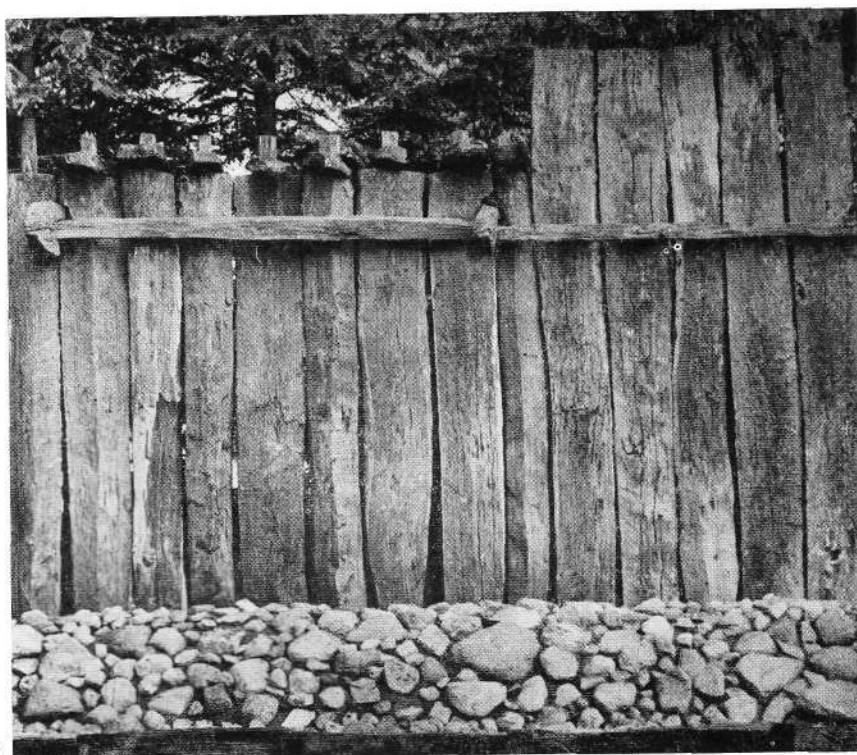


wische Sprache stellenweise bis ins 17. Jh.<sup>56</sup>, am längsten jedoch in dem sich nordwestlich anschließenden „hannoverschen Wendland“. Hier, im Gebiet des heutigen Kreises Lüchow-Dannenberg, starb das Slawische erst in der ersten Hälfte des 18. Jh. aus. Man nennt diese Sonderform des Polabischen Drawehnopolabisch nach der Landschaft Drawehn (S. 30). Es gelang interessierten Sprachfreunden, von denen der Gastwirt und Bauer Johann Parum Schultze (1677–1740) selber Polabe war, einige Wörterverzeichnisse zusammenzustellen sowie einige kürzere Texte aufzuschreiben, darunter ein Lied, das übersetzt in Goethes Singspiel „Die Fischerin“ Eingang fand. In die Bemühungen um die Aufzeichnung drawehnopolabischen Sprachgutes hat sich übrigens auch Leibniz aktiv eingeschaltet.

Ein selbständiges drawehnopolabisches Schrifttum gab es nicht. Die erhaltenen Aufzeichnungen stammen durchgehend von Nichtphilologen, die überdies fast alle Deutsche waren. So verwundert es nicht, daß diese Aufzeichnungen vielfach mehrere Lesarten der gleichen Wörter zulassen. Dennoch kann man die wesentlichen sprachlichen Merkmale des Drawehnopolabischen (vor allem auf dem Gebiet der Lautlehre, Flexion und Wortbildung) erkennen.<sup>57</sup> Zu ihnen gehören<sup>57</sup>: 1. Eine starke Umgestaltung des urslawischen Vokalismus wie sie in anderen slawischen Schriftsprachen nicht zu beobachten ist: a) Entwicklung von urslaw. \*a in fast allen Positionen zu (offenem) o (*brot* ‚Bruder‘ aber poln., tschech., obersorb., niedersorb. *brat* aus urslaw. \**brats*). Dieses *o* entwickelte sich stellenweise zu engem, u-artig gesprochenem *ö*. b) Die gleiche Entwicklung trifft u. a. auch für das aus *ě* und für das in der Verbindung urslaw. \**tort* entstandene *a* zu (*l'otü* ‚Jahr [Sommer]‘ gegenüber poln. *latc* tschech. *léto*, obersorb., niedersorb. *lěto* aus urslaw. \**lěto*; *gord* ‚Burg, Schloß‘ aus \**gard* gegenüber poln. *gród*, tschech. *hrad*, obersorb. *hród*, niedersorb. *groč* aus urslaw. \**gordz*). c) Weitgehende Diphthongierung von urslaw. \**i*, \**y* und \**u* zu *ai*, *äi*, *oi*, *au* (*pait* ‚trinken‘ gegenüber poln. *pić*, tschech. *píti*, obersorb. *pić*, niedersorb. *piš* aus urslaw. \**piti*; *doim/däim* ‚Rauch‘ gegenüber tschech. *dým*, poln., obersorb., niedersorb. *dym* aus urslaw. \**dymz*; *dausa/doisz* ‚Seele Atem‘ gegenüber poln. *dusza*, tschech. *duše*, obersorb., niedersorb. *duša* aus urslaw. \**duša*). d) Weitgehende Entwicklung von urslaw. \**o* zu *ü*, *ö* (*vákni* ‚Fenster‘ gegenüber poln., tschech. *okno*, obersorb. *wokno*, niedersorb. *hokno* aus urslaw. \**okno*; *möst* ‚Brücke‘ gegenüber poln., tschech. *most*, obersorb. niedersorb. *móst* aus urslaw. \**mostz*). 2. Weitgehende Entwicklung — auch in sogenannter schwacher Position — der urslawischen Halbvokale \**ɔ*, \**ɔ\** zu *i* oder *ä* (*dan* ‚Tag‘ gegenüber poln. *dzień*, tschech. *den*, obersorb. *dzeń*, niedersorb. *žen* aus urslaw. \**dɔnb*; *m'āglz* ‚Dampf, Nebel‘ gegenüber poln. *mgła* tschech. *mhla/mlha*, obersorb. *m(h)la*, niedersorb. *mła* aus urslaw. \**māglz*). 3. Übergang von *g*, *k* in bestimmten Positionen zu weichem *d* oder *t* (*d'ōr* ‚Berg‘ aus urslaw. \**gora*; *t'ün* ‚Pferd‘ aus urslaw. \**konz*). 4. Entwicklung der urslawischen silbischen Liquiden \**l* und \**ɫ* zu *äu* (*dāud'ě* ‚lang‘ aus urslaw. \**dālgz*). 5. Bewahrung des Aorists und Imperfekts im Gegensatz zu den meisten anderen slawischen Sprachen.



a



b

Abb. 11. a) Brunnen in der Burg A von Tornow, Kr. Calau; b) wieder aufgerichtete Bohlenwand der Wehrmauer der jüngeren Burg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow

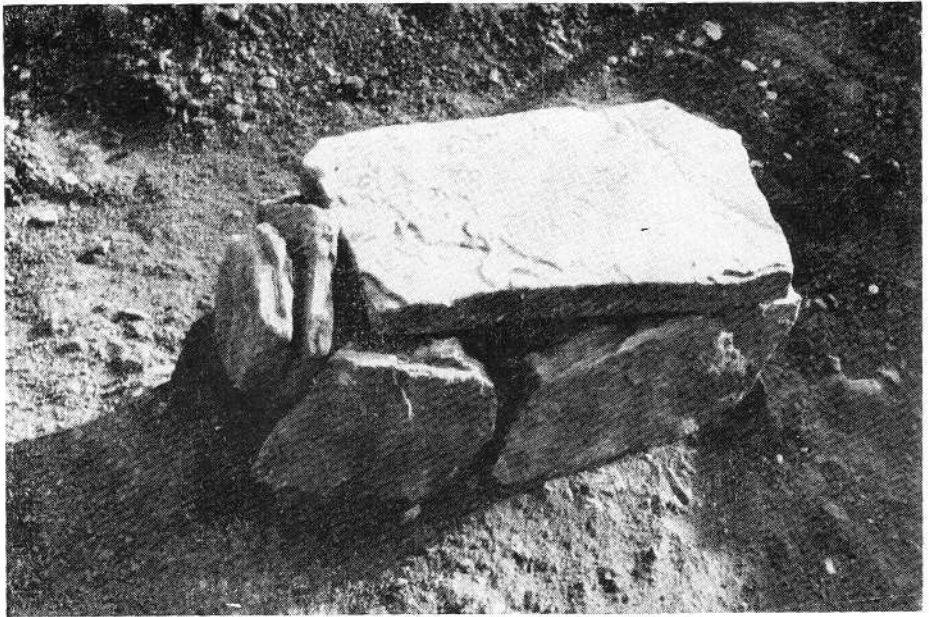
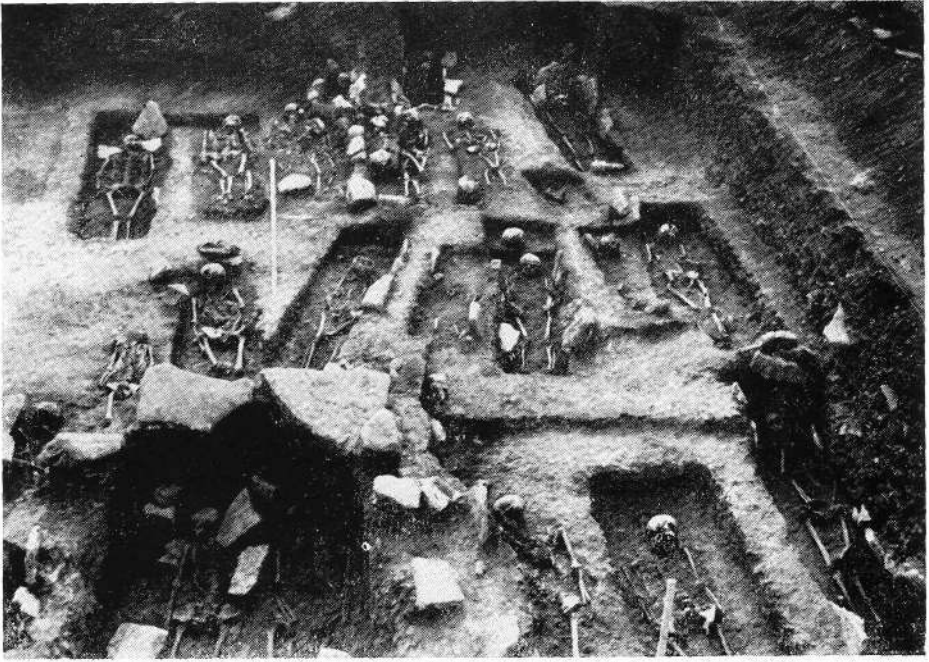


Abb. 12. Espenfeld, Kr. Arnstadt. Gräberfeld (a) und Steinkistengrab (b)

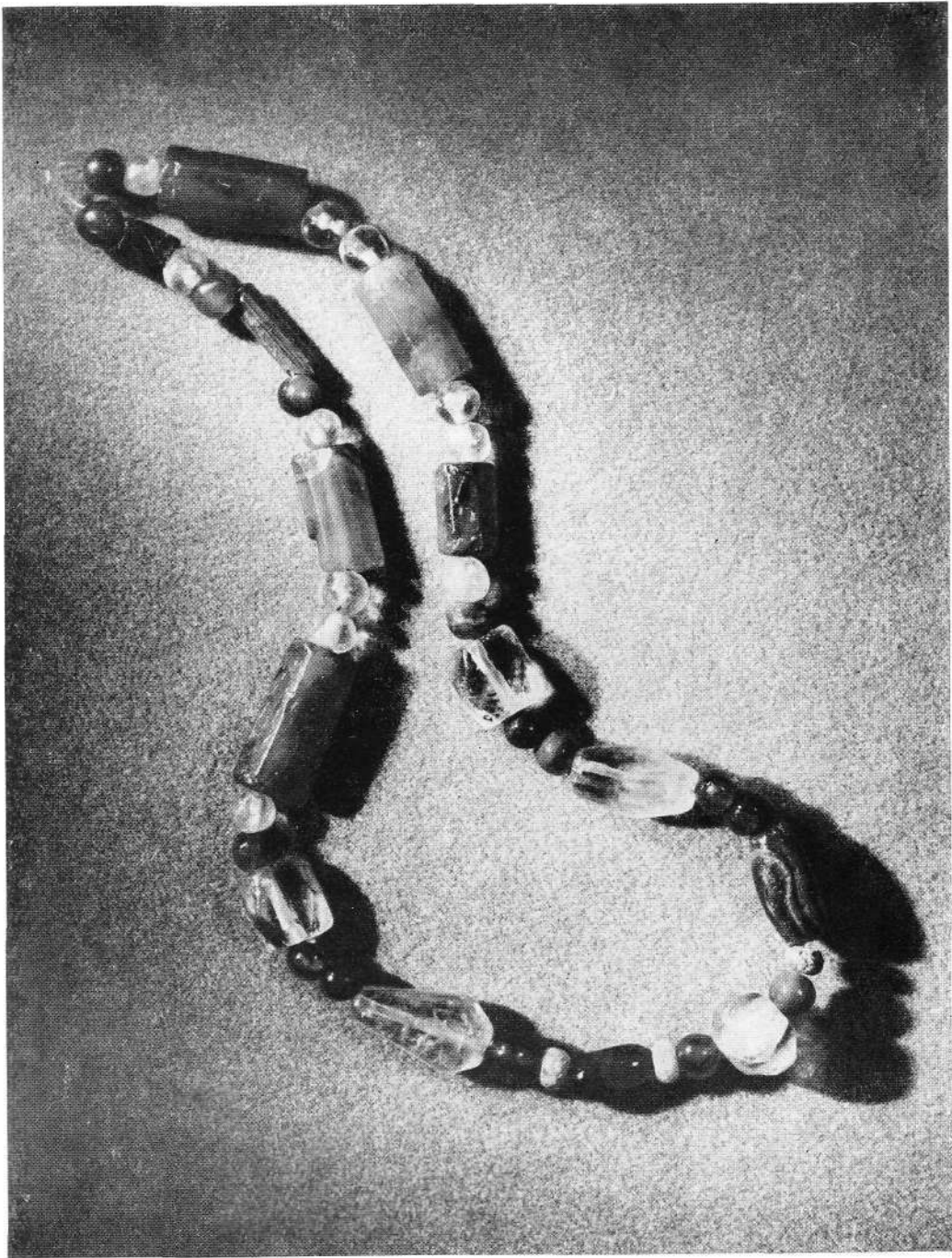


Abb. 13. Perlenkette von Espenfeld, Kr. Arnstadt

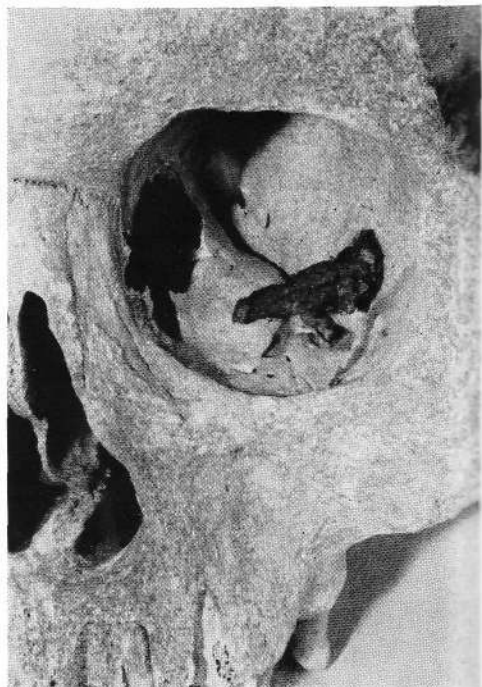
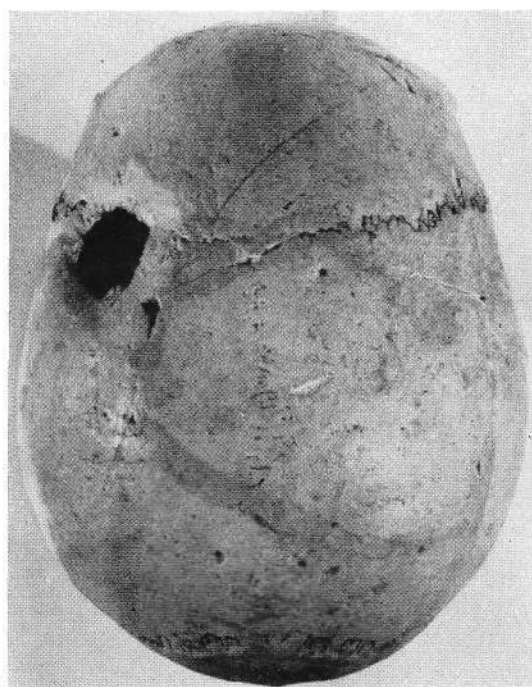
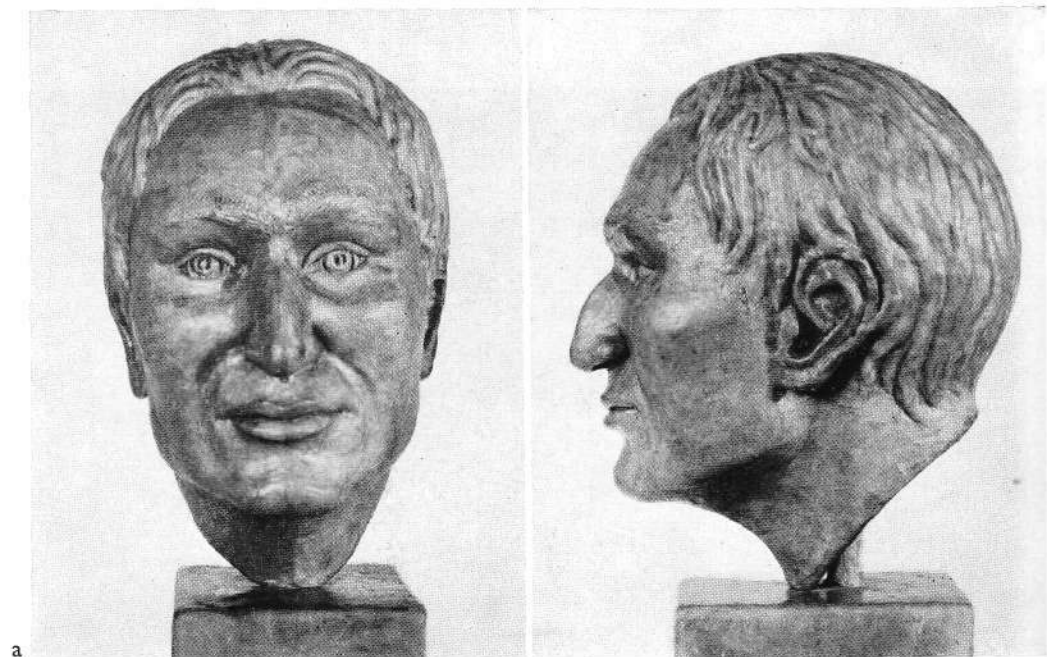


Abb. 14. a–b) Plastische Rekonstruktion der Gesichtsteile eines spätslawischen Mannes von Gustävel, Kr. Sternberg; c) männlicher Schädel aus Lancken-Granitz, Kr. Rügen, mit verheilter Trepanationsöffnung; d) Schädel eines 45- bis 50jährigen Mannes aus Sanzkow, Kr. Demmin, mit in der linken Augenhöhlenwand eingewandelter eiserner Pfeilspitze

Die hier in Auswahl erwähnten Besonderheiten lassen deutlich erkennen, daß das Drawehnpolabische eine sehr eigenständige Entwicklung durchgemacht hatte. Für sie wird man den starken Einfluß des Deutschen<sup>58</sup>, die geographisch abgeschlossene Lage abseits der wichtigsten Verkehrsstraßen<sup>59</sup> und vor allem die periphere, von jeder Verbindung mit den übrigen slawischen Sprachen abgeschnittene Lage des Drawehnpolabischen verantwortlich machen dürfen.

Im 17. Jh. setzte ein großes Interesse für diese Sprache ein. Christian Hennig von Jessen, Pfarrer von Wustrow und Verfasser der wichtigsten Quelle des Drawehnpolabischen, des „Vocabularium Venedicum“, schreibt 1710: „Jetziger Zeit reden hier herum nur noch einige von den Alten Wendisch, und dürffen es Kaum vor ihren Kindern und andern jungen Leüten thun, weil sie damit ausgelachet werden . . . Dahero unfehlbar zu vermuthen, daß innerhalb 20. zum Höchsten 30. Jahren . . . die Sprache auch wird vergangen seyn . . .“<sup>60</sup> Und der bereits erwähnte Johann Parum Schultze äußert sich im Jahre 1725 in seiner „Wendländischen Bauernchronik“ wie folgt: „Ich bin ein Mann von 47 Jahren, wenn mit mir und denn noch drey Personen es vorbey ist in unserm Dorf, alsdann wird wohl niemand recht wissen, wie ein Hund auf Wendisch genannt wirdt.“<sup>61</sup> So verzeichnet denn auch das Sterberegister der Gemeinde Wustrow zum Jahre 1756 den Tod der letzten drawehnpolabisch sprechenden Frau.<sup>62</sup>

Obleich über 200 Jahre seit dem Untergang des Drawehnpolabischen vergangen sind, weisen die deutsche Mundart<sup>63</sup> ihrer Nachfahren ebenso wie das Brauchtum<sup>64</sup> zahlreiche Besonderheiten auf, die sich nur aus dem Nachwirken des slawischen Elementes erklären lassen. Dieses Beispiel zeigt, wie nachhaltig der Einfluß des slawischen Elementes auch auf die innere Geschichte des deutschen Volkes gewesen ist.<sup>65</sup>

## 8. Der Mensch

Die Kenntnis vom Aussehen des Menschen der hier behandelten Geschichtsperiode verdanken wir einzig und allein den Aussagen, die die Anthropologie aus der Untersuchung menschlicher Skelettreste jener Zeit gewinnt. Bis zum 9./10. Jh. verbrannte man jedoch die Toten und legte die Reste in Urnen, erst in den folgenden Jahrhunderten wurde der ganze Körper bestattet. Die zu einer anthropologischen Bearbeitung gelangten Skelette stammen bis auf wenige Einzelfunde aus dem 11. und 12. Jh., so daß Aussagen lediglich über die spätslawische Bevölkerung möglich sind. Die vor allem aus den Gräberfeldern untersuchten Menschenreste<sup>66</sup> liefern wichtige Aufschlüsse über die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse, Krankheiten, Verletzungen und Unfallfolgen sowie über das körperliche Erscheinungsbild und die rassische Zugehörigkeit der einstigen Bewohner.

Die spätslawische Bevölkerung erreichte, gemessen an heutigen Verhältnissen, nur ein sehr niedriges Durchschnittsalter. Etwa ein Drittel bis über die

Hälfte der in einem Dorf lebenden Menschen starb noch vor Eintritt in das Erwachsenenalter. In Sankow, Kr. Demmin, waren von 139 Bestatteten 51 Kinder und Jugendliche (37 Prozent), in Espenfeld, Kr. Arnstadt, von 442 sogar 231 (52 Prozent). Sehr hoch ist vor allem die Zahl der Säuglinge und ein- bis sechsjährigen Kinder. Aus anthropologischen Untersuchungen anderer früh- und urgeschichtlicher Gräberfeldskelette ist jedoch bekannt, daß die Sterblichkeit der Kinder, besonders der Säuglinge und bis zu 6 Jahre alten Knaben und Mädchen, zu allen Zeiten sehr hoch gewesen ist. Das Durchschnittsalter einer Dorfbevölkerung lag infolge der hohen Kindersterblichkeit nur wenig über 20 Jahre (Sankow bei 24 Jahren) und entspricht durchaus noch den schon in der Jungsteinzeit und Bronzezeit bestehenden Verhältnissen. Die erwachsenen Männer wurden durchschnittlich etwa 34 bis 37 Jahre alt, die Frauen kaum über 30 Jahre; das 50. Lebensjahr überschritten nur sehr wenige Menschen. Ein entscheidender Anstieg des Durchschnittssterbealters und damit auch der Lebenserwartung setzte erst in viel späterer Zeit ein, am Ende des 18. Jh. und vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Anzahl der Männer ist auf fast allen slawischen Bestattungspätzen etwas höher als die der Frauen.

Die durchschnittliche Körperhöhe betrug beim männlichen Geschlecht 165 bis 170 cm und ist als mittelgroß bis übermittelgroß zu bezeichnen. Die Frauen waren 151–159 cm groß, also untermittelgroß bis übermittelgroß. Die beachtliche Differenz zwischen beiden Geschlechtern entspricht den Befunden aus anderen frühgeschichtlichen Gräberfeldern.

Die Schädelform ist nicht nur für die Charakterisierung des anthropologischen Typus von besonderer Bedeutung, sondern bestimmt zugleich maßgeblich das individuelle Gepräge des menschlichen Gesichts. Eine nach der Methode des bekannten sowjetischen Wissenschaftlers Gerasimov ausgeführte plastische Rekonstruktion der Gesichtsweichteile auf dem Schädel eines Mannes aus dem Gräberfeld von Gustävel, Kr. Sternberg (12. Jh.), vermittelt eine gewisse lebensnahe Vorstellung vom Aussehen der slawischen Bewohner (Abb. 14 a–b). Sie stellt jedoch nur ein individuelles Abbild, nicht aber den typischen Mecklenburger Slawen dar. Die Haartracht ist völlig willkürlich gestaltet.<sup>67</sup>

Die slawischen Bewohner des hier behandelten Gebietes bildeten keinen einheitlichen anthropologischen Typus. Sie lassen vielmehr Merkmale zwei verschiedener Typen erkennen, wie sie gehäuft in Osteuropa und in Nord-europa auftreten. Während unter der mecklenburgischen Bevölkerung die Merkmale der nordeuropäischen und osteuropäischen Rasse etwa in gleicher Verteilung vorkamen, zeigen die menschlichen Schädel aus Sachsen-Anhalt ein Vorwiegen der nordeuropäischen.

Es darf damit gerechnet werden, daß diese Unterschiede in der anthropologischen Typenstruktur auf unterschiedliche Herkunft bzw. ungleich starke Assimilation von älteren Bevölkerungsgruppen (S. 14 ff.) zurückgehen. Keineswegs ist diesen rassischen Unterschieden jedoch eine Wertigkeit beizumessen.

„Rassen“ sind im Sinne der wissenschaftlichen Anthropologie biologisch gleichwertige systematische Untereinheiten innerhalb der Art *Homo sapiens*, der alle heute auf der Erde lebenden Menschen angehören. Die Ergebnisse der Rassenforschung sind während der Zeit des deutschen Faschismus jedoch mit dem Ziel mißbraucht worden, die den imperialistischen Machtbestrebungen dienende Irrlehre von der biologischen Ungleichwertigkeit der Menschenrassen zu begründen und zu verteidigen. Die Haltlosigkeit und der pseudowissenschaftliche Charakter dieser reaktionären Rassentheorie von den „höheren“ und „niederen“, von den „besonders wertvollen“ und „minderwertigen“ Rassen sind von der anthropologischen Forschung wiederholt aufgezeigt worden.

Über die verwandtschaftliche Struktur der auf den Gräberfeldern bestatteten Dorfbewohner liegen bis jetzt noch keine Angaben vor. Erst in den letzten Jahren ist es gelungen, eine Methode zu entwickeln, die die Feststellung verwandtschaftlicher Beziehungen anhand des Schädels und Körperskeletts erlaubt. Ihre erste Anwendung bei der Untersuchung der vier Erwachsenen-skelette aus dem Hügel I von Pulitz, Kr. Rügen, lieferte bereits überaus interessante Ergebnisse.<sup>68</sup> Alle vier Pulitzer Slawen gehören einer Sippe an. Einige erbliche Anomalien machen es sogar wahrscheinlich, daß in diesem Hügel zwei Brüder mit jeweils einer Tochter bzw. einem Sohn beigesetzt wurden.

Besonders wertvolle Einblicke in den Gesundheitszustand der Slawen lassen sich ebenfalls anhand ihrer Skelette gewinnen. Es können allerdings nur solche Krankheiten festgestellt werden, die zu Veränderungen an den Knochen führen oder diese selbst betreffen. Im Verhältnis zur Gesamtheit menschlicher Erkrankungen nehmen sie jedoch nur einen geringen Prozentsatz ein. An den Knochen aus slawischer Zeit sind krankhafte Veränderungen recht oft beobachtet worden. Im Bereich des Schädels sind es vor allem Zahn- und Kieferleiden. An erster Stelle stehen Zahnfäule (Karies) — etwa 20 bis 30 Prozent der Erwachsenen — und knöcherner Zahnbettchwund (Parodontose), der in fortgeschrittenem Stadium zur Lockerung und zum Ausfall der Zähne führt. Von der Wurzelspitze der Zähne ausgehende Eiterungen haben im Kiefer nicht selten rundliche Hohlräume (Zysten) entstehen lassen. Als Ursache für die zuweilen auffallend hohe Zahl von zu Lebzeiten ausgefallenen bzw. extrahierten Zähnen (vor allem Backenzähnen) sind sowohl Karies und Parodontose als auch die starke Abkautung der Zahnkronen verantwortlich zu machen. Eine starke Zahnabrasion findet sich bereits im Jugendalter und ist auf den der Nahrung beigemengten hohen Anteil von Gesteinsgrus zurückzuführen, der bei der Zerkleinerung des Getreides mit Handdrehmühlen entstand (S. 55). Beachtliche Asymmetrien der Gesichts- und Hirnschädelhälften eines Mannes aus Altlommatzsch, Kr. Meißen, sind durch eine einseitige Unterentwicklung des am Warzenfortsatz ansetzenden Halswendermuskels hervorgerufen worden. Sie bewirkt eine nach der Seite geneigte und gleichzeitig etwas gedrehte Kopfhaltung (muskulärer Schiefhals).

Im Bereich der Wirbelsäule finden sich am häufigsten Randwulst- und Randzackenbildungen an den Wirbelkörpern, deren Ursache in einer Schädigung



der Zwischenwirbelscheiben zu suchen ist. Die als Spondylosis deformans (Bandscheibenschaden) bezeichnete Krankheit hat man lange als „Zivilisationskrankheit“ betrachtet. Das häufige Vorkommen bei ur- und frühgeschichtlichem Skelettmaterial läßt heute eine solche Deutung nicht mehr zu. In Sanzkow zeigt z. B. etwa die Hälfte der Erwachsenen, darunter auch viele noch relativ junge Individuen, solche Veränderungen. Es muß daher angenommen werden, daß sie bereits in jungen Jahren einer schweren körperlichen Beanspruchung ausgesetzt gewesen sind. Wirbelverwachsungen sowie Verkrümmungen (z. T. rachitischer Art) und seitliche Verbiegungen der Wirbelsäule wurden ebenfalls festgestellt.

An den Gliedmaßenknochen sind es vor allem Entzündungen der Gelenke (besonders Hüft-, Knie- und Schultergelenk), die sich am Fundmaterial beobachten lassen. Aber auch Knochenhautentzündungen kamen gelegentlich vor. In einem Fall wurde eine rheumatische Erkrankung nachgewiesen, die zu einer einseitigen Verwachsung der Darmbein-Kreuzbeinfuge geführt hatte.

Knochenbrüche sind im allgemeinen recht selten zu beobachten. Unter den gesamten bisher anthropologisch bearbeiteten Slawenskeletten finden sich nur drei Fälle. Die Befunde aus dem Gräberfeld von Sanzkow verdienen deshalb um so größere Bedeutung. Bei 12 Erwachsenen (darunter drei Frauen) lassen sich verheilte Frakturen der Unter- und Oberarmknochen, Schlüsselbeine, Kniescheibe, des Schien- und Wadenbeines sowie der Rippen feststellen. Eine so große Häufigkeit von Knochenbrüchen innerhalb einer Bevölkerung (14 Prozent der Erwachsenen) ist ganz außergewöhnlich. In Altlommatzsch war z. B. unter 31 Erwachsenen skeletten nur eine Fraktur nachzuweisen. Offenbar haben die Sanzkower Slawen (besonders die Männer) sich die Knochenbrüche größtenteils bei Kampfhandlungen zugezogen. In einigen Fällen dürfte es sich jedoch um Unfallbrüche handeln.

Zeugnisse kämpferischer Auseinandersetzungen sind am Schädel nicht allzu selten. Allein das Sanzkower Material hat dafür sechs Belege vorzuweisen: vier flach-rundliche Schädelverletzungen von stumpfen Gegenständen, eine leichte Schwertverletzung und eine Pfeilspitzenverletzung des Auges. Die schräg von vorn in die äußere linke Augenhöhlenwand eingedrungene eiserne Pfeilspitze hat zur Erblindung des Auges geführt (Abb. 14 d). Der 45 bis 50-jährige Mann hat diese Verletzung lange Zeit überlebt. Auch von anderen Fundstellen liegen Verletzungen des Schädeldaches vor, die durch stumpfe oder scharfe Gegenstände herbeigeführt worden sind. Bis auf ein Individuum haben alle anderen überlebt.

Über die medizinischen Kenntnisse und Hilfeleistungen bei den Slawen ist unser Wissen noch sehr gering. Hinweise auf Betäubungsmittel, Salben und andere Drogen, die ihnen sicher bekannt waren, sind aus Bodenfunden nicht zu gewinnen. Für die Verheilung von Knochenbrüchen war eine Ruhestellung des betreffenden Gliedes oder Körperabschnittes unumgänglich. Bei nur unvollkommener Ruhestellung konnte eine Verwachsung der sich bei jeder Bewegung gegeneinander verschiebenden Knochenteile nicht erfolgen, und an

der Bruchstelle entstand ein falsches Gelenk. Aus dem Gräberfeld von Sanzkow liegen ein Unterarmknochen und einige Rippen mit solchen unechten Gelenkbildungen vor. Eine Schienung des verletzten Arm- bzw. Beinteiles mit dem Ziel der Wiederherstellung der ursprünglichen Knochenform ist seinerzeit offenbar nicht erfolgt. Für die Behandlung von Schädeldachverletzungen (Entfernen der Splitter und eventuell Glätten der Wundränder) spricht ein männlicher Schädel aus Fahrland, Kr. Potsdam. Obwohl durch Bodenfunde nicht zu belegen, muß den Slawen auch das Wissen, wie man kranke Zähne zog, zugesprochen werden.

Die bereits in der Jungsteinzeit und Bronzezeit in unserem Gebiet mit großem Erfolg geübte Trepanation ist auch von den Slawen ausgeführt worden. Als Trepanation wird eine im voraus bis in die Einzelheiten geplante Eröffnung des völlig intakten und gesunden Schädeldaches zu Lebzeiten des betreffenden Individuums bezeichnet.<sup>69</sup> Es handelt sich bei diesem chirurgischen Eingriff am Schädel (nicht am Gehirn!) demnach weder um eine Versorgung einer lokalen Verletzung noch um die Behandlung eines pathologischen Prozesses im Schädeldachbereich. Die Trepanation war bei bestimmten Völkern in ur- und frühgeschichtlicher Zeit in erster Linie eine der Heilung von schmerzauslösenden und schmerzverursachenden Krankheiten dienende indirekte Behandlungsmaßnahme. Von den vier trepanierten spätslawischen Männern von Alt Bukow, Kr. Bad Doberan, Lancken-Granitz, Kr. Rügen, Sanzkow und Sixdorf, Kr. Bernburg,<sup>70</sup> haben zwei die Operation lange Zeit überlebt. Nach einer Betäubung des Patienten, dem Anlegen der Hautschnitte und dem Zurückklappen der Kopfschwartenteile wurde mit einem geeigneten Gerät der Knochen an einer bestimmten Stelle flächenartig bis zum Durchscheiden abgeschabt und dann ausgebrochen. Die Öffnung ist im allgemeinen nicht wieder bedeckt, sondern nur durch Darüberziehen der Kopfschwarte geschlossen worden. Am Schädel von Lancken-Granitz befindet sich der etwa  $25 \times 25$  mm große, annähernd viereckige Trepanationsdefekt in der linken Schläfengegend hinter der Kranznaht (Abb. 14c). Der Sanzkower Mann dürfte bereits während der Operation gestorben sein, denn mit dem aus dem rechten Scheitelbein herausgeschnittenen Knochenstück war die entstandene Öffnung wieder geschlossen worden. Die Herkunft der Trepanation bei den Slawen unseres Gebietes ist bis jetzt noch ungeklärt. Entsprechende Funde aus der Slowakei (10. Jh.) und Böhmen (10. bis 12. Jh.) lassen jedoch einen Zusammenhang nicht unmöglich erscheinen.

Ein kulturhistorisch und medizingeschichtlich besonders wertvoller Fund gelang bei der Freilegung des Gräberfeldes von Sanzkow. Eine etwa 30 bis 35jährige Frau trug im Unterkiefer eine künstliche Zahnbefestigung. Die lockeren, etwas vor die benachbarten Zähne gedrückten beiden mittleren Schneidezähne wurden mit einer Kittmasse umgeben, die hinten über das Zahnfleisch herabreichte und an der vorn ein Bronzeplättchen angebracht war. Die durch die veränderte Zahnstellung entstandene neue Schlißfläche zeigt, daß die Frau nach dem Eingriff offenbar noch viele Jahre gelebt hat. Da die

Frontzahnregion des Oberkiefers vollständig erhalten ist und durch die Zahnbefestigung im Unterkiefer die sonst durch Zahnausfall unvermeidlich entstandene große Lücke im Gebiß wieder geschlossen werden konnte, liegt der Verdacht auf eine aus kosmetischen Gründen heraus erfolgte Zahnbefestigung nahe. Der Fund von Sankow ist bisher der einzige derartige Nachweis aus ur- und frühgeschichtlicher Zeit Mitteleuropas.

Nach dem Tode entstandene Verletzungen an den Unterkiefern und im Bereich des Hinterhauptsloches zeigen drei männliche Schädel aus dem Burgwall von Ketzin, Kr. Nauen. Ebenfalls aus einem Burgwall stammt der in einem Gefäß entdeckte Frauenschädel von Landsberg, Saalkreis, mit fünf Halswirbeln und eindeutigen Schnittflächen am letzten Wirbel. In Behren-Lübchin, Kr. Teterow, wurde ein einzelner Schädel mit abgeschlagenen Hinterhaupts-gelenkhöckern und Warzenfortsätzen im Moor vor dem Burgwall gefunden. Bei diesen Funden handelt es sich eindeutig um Schädel von Enthaupteten. In Ketzin waren die Schädel, wohl von überwundenen Gegnern, auf einem Pfahl auf der Burgmauer, gleichsam als Trophäen, aufgestellt worden. In Burgwällen und in Siedlungen sind wiederholt menschliche Schädeldächer, Unterkiefer und Einzelknochen gefunden worden. Einige Knochen wiesen eindeutige Schnitt- und Schlagspuren auf. Daher sind diese Funde wohl – wenigstens zum Teil – als Reste von Menschenopfern aufzufassen.

## II. Wirtschaft und Wirtschaftsentwicklung

Zwischen dem 6. und dem 12. Jh. veränderte und entwickelte sich die Wirtschaftstätigkeit der slawischen Stämme erheblich. Immer blieben jedoch Ackerbau und Viehzucht die Grundlagen der Wirtschaft. In diesen Produktionsbereichen war der größte Teil der Bevölkerung tätig, und die Entwicklung dieser Wirtschaftszweige bestimmte weitgehend die Stellung, die die einzelnen Stämme oder Stammesgemeinschaften, Fürstentümer und Staaten im Verlauf des geschichtlichen Prozesses einnahmen. Die Fortschritte in Ackerbau und Viehzucht bildeten die unmittelbare Grundlage für die gesellschaftlichen Arbeitsteilungen – für die Herausbildung verschiedener Handwerke, für Handel und Verkehr, aber auch für die Macht oder Ohnmacht der entstehenden herrschenden Schicht. Die Höhe der Tribute und Abgaben, über die sie verfügen konnte, hing von den Erträgen vor allem dieser beiden Wirtschaftszweige ab.

Es ist unter diesen Bedingungen sehr verständlich, wenn Helmold von Bosau berichtet, daß der Obodritenfürst Heinrich um 1100 die Bewohner seines Landes in Ackerbau und nützlicher Arbeit unterwiesen habe. In den Stammesagen der Nachbarvölker, der Polen und Tschechen, erscheint der Stammesfürst oder der Begründer der fürstlichen Dynastie der Piasten bzw. der Přemysliden als Pflüger. Přemysl wird vom Pflug weg an die Regierung geholt.

Noch in jüngster Zeit wurde von einem namhaften westdeutschen Historiker die Fähigkeit der sorbischen Bevölkerung zu geregelter Ackerbauwirtschaft vor der deutschen Ostexpansion in Zweifel gezogen. Deutsche Königsknechte und ihre Frauen hätten die Bevölkerung „zu nutzbringenderer Wirtschaft anzuleiten vermocht“.<sup>1</sup> Diese Lehre wurde über ein Jahrhundert in der bürgerlichen deutschen Wissenschaft mehr oder weniger nachhaltig vertreten und bot vielfach die Grundlage für Aussagen über die slawische Minderwertigkeit, vor allem in der populären Literatur. Die große Zahl neuer Entdeckungen, nicht zuletzt die umfangreichen archäologischen Forschungen, haben gezeigt, daß derartige Lehren unbegründet sind. Das schließt nicht aus, daß es – wie ja z. T. auch heute noch – Jäger, Fischer und Zeidler gab, die im Rahmen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung keinen oder nur geringen Ackerbau betrieben (S. 66 ff.). Diese kleine Gruppe von Menschen bestimmte aber auch nicht annähernd das Bild der Gesellschaft und ihrer wirtschaftlichen Entwicklung.

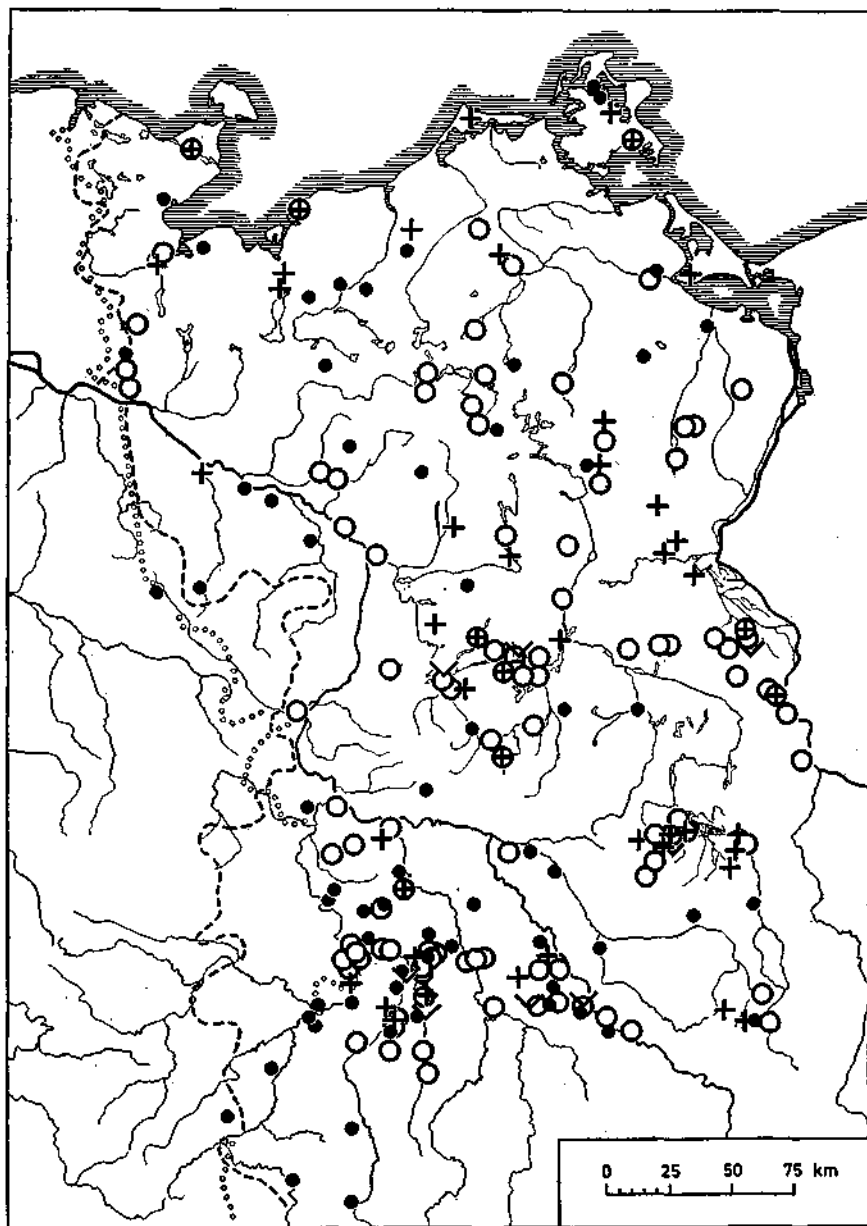


Abb. 15. Archäologische Hinweise auf Ackerbau im frühen Mittelalter  
 ○ Mühlstein; + Botanischer Nachweis (Pollenanalyse bzw. pflanzliche Großreste);  
 ∇ Pflugschar; ● Ortsname; Westgrenze des gehäuften Vorkommens: --- slawischer Funde; ..... slawischer Ortsnamen

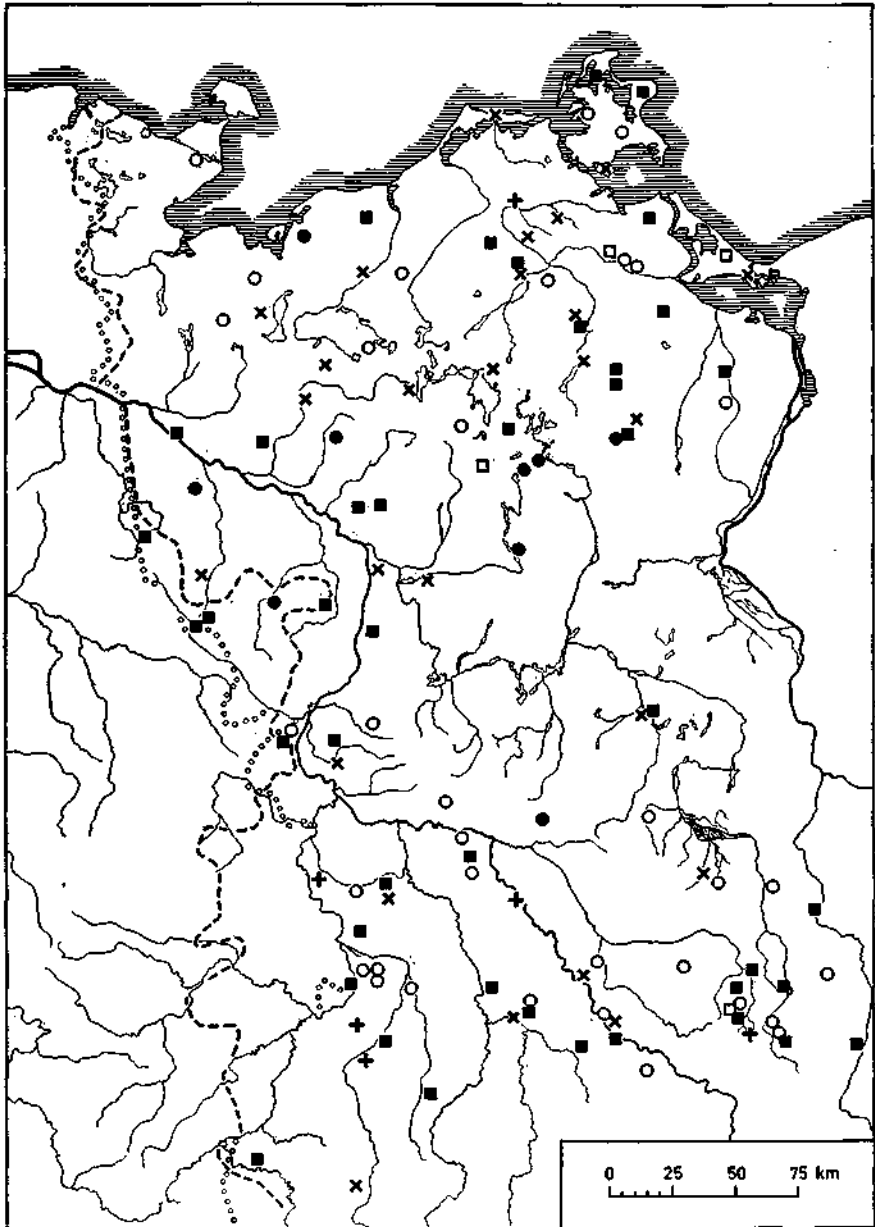


Abb. 16. Auf Viehzucht hinweisende slawische Ortsnamen im frühen Mittelalter  
(Nachweis der Ortsnamen vgl. S. 483)

■ Pferd; □ Schwein; ● Rind; ○ Schaf/Ziege; + Geflügel; × Sonstige;  
Westgrenze des gehäufteten Vorkommens: --- slawischer Funde; ..... slawischer  
Ortsnamen

Nicht nur über die verschiedenen Zeitperioden, sondern auch bei nebeneinander lebenden Stämmen wiesen die wirtschaftlichen Verhältnisse teilweise sehr beträchtliche Unterschiede auf. Die Ergebnisse der Wirtschaftstätigkeit fielen sehr verschieden aus, d. h. die Produktivität unterlag größten Schwankungen. Unterschiedliche Kenntnisse und Fähigkeiten hatten die Stämme bereits aus ihren früheren Wohnsitzen in die neuen Siedlungsgebiete mitgebracht. Die wechselnden natürlichen Bedingungen, die sie in den einzelnen Landschaften vorfanden, beeinflussten die Produktivität ganz erheblich. Außerdem wirkten die Beziehungen zu den Nachbarn, ob friedlich oder kriegerisch, ob den Bauern Schutz in ihrer Arbeit zuteil wurde oder ob sie schutzlos den Verwüstungen feindlicher Heere ausgesetzt waren, sehr differenzierend. Die hin und wieder überlieferten Berichte über verheerende Kriegszüge lassen sehr deutlich die hemmende Wirkung gerade dieses Faktors erkennen. Während die in den Burgzentren ansässige Bevölkerung sich mit ihren Produktionsmitteln und ihrem Reichtum in den befestigten Plätzen vor derartigen Einfällen bergen konnte, waren die Dörfer solchen Einfällen schutzlos ausgesetzt — den fränkischen und wohl schon awarischen Kriegszügen vom 7. bis 9. Jh., den Raubzügen der Ungarn in der ersten Hälfte des 10. Jh., den Eroberungszügen deutscher, dänischer und polnischer Feudalherren vom 10. bis 12. Jahrhundert.

„Das ganze Obodritenland und die zum Herrschaftsgebiet der Obodriten gehörenden Nachbarländer waren durch die dauernden Kriege, besonders aber durch den letzten, völlig zur Einöde gemacht . . . Soweit noch letzte Reste der Slawen sich erhalten hatten, wurden sie durch Mangel an Getreide und die Verwüstung der Äcker so von Hungersnot heimgesucht, daß sie scharenweise zu den Pommern oder den Dänen flüchten mußten, die sie erbarmungslos an Polen, Sorben und Böhmen verkauften“.<sup>2</sup> Sieben Jahre nach dem polnischen Einfall in das Müritzgebiet (1121) war das Land noch immer verwüstet und fast menschenleer.<sup>3</sup> Diese Kriegs- und Raubzüge zehrten über Jahrhunderte an der Substanz des Ackerbaus und der Viehzucht: sie führten zur Verwüstung fruchtbarer Felder, zum Tod oder zur Vertreibung der Bauern oder nahmen ihnen Zug- und Nutzvieh.

Da es zu keiner Zeit einen Staatsverband gab, der diesen Einfällen wirklich Einhalt zu gebieten vermochte, war die Wucht, mit der diese außerökonomischen Faktoren die Wirtschaftstätigkeit zerrütteten, in den hier behandelten slawischen Gebieten, etwa im Vergleich zu den polnischen und tschechischen Ländern, besonders groß. Es gab Jahrzehnte, in denen sich die Kriegszüge häuften (z. B. 789—812; 928—960; 983—1003; 1004—1031; 1127—1160. S. 265 ff.).

Dennoch verlief die wirtschaftliche Entwicklung im ganzen gesehen erstaunlich kontinuierlich. Und so warb ein Aufruf von 1108 zur Kreuzfahrt gegen die Slawen: „Die Heiden sind die schlechtesten Menschen, aber ihr Land ist sehr gut an Fleisch, an Honig, an Mehl, an Vögeln. Wenn es gut bebaut wird, ist es mit solch einem Überfluß aller Ertragnisse gesegnet, daß kein Land mit ihm verglichen werden kann“.<sup>4</sup>

## 1. Ackerbau

### a) Naturbedingungen und Rodung

Die einzelnen Landschaften boten unterschiedliche Bedingungen für den Ackerbau. Östlich der Elbe lagen die besten Ackerböden in den Gebieten der Wagrier, Obodriten, Tollenser, Ukranen, Lebuser und Milzener. Westlich der Elbe hatten die Sorben Anteil am fruchtbaren mitteldeutschen Lößboden. Alle diese Stämme verfügten nach Boden und Klima über Voraussetzungen für den Anbau aller anspruchsvollen Feldfrüchte, die der damaligen Zeit bekannt waren, insbesondere für den Weizenanbau. Eine größere Anzahl von Stämmen besiedelte Böden mittlerer Qualität und einige Stämme gar vorwiegend arme Böden. Das waren vor allem die Réčanen an der oberen Havel, die Sprewanen südöstlich von Berlin, die Ploni und die Lusizer.

Von Natur aus sind alle diese Böden unter den klimatischen Bedingungen Mitteleuropas bewaldet. Der Anlage von Äckern mußte also die Rodung von Land vorausgehen, häufig wohl in Form der Brandrodung. In einigen Fällen waren die slawischen Einwanderer zweifellos auf alte, noch von älteren Bevölkerungsteilen besiedelte Offenlandschaften gestoßen, deren Ackerland sie erweitern konnten. Das mag an Elbe und Saale häufiger geschehen sein, aber auch in Tornow in der Niederlausitz ist in jüngster Zeit ein solches Zusammenreffen nachgewiesen worden.

Der durch die Asche des niedergebrannten Waldes gedüngte Boden wurde unter den Pflug genommen. Es dauerte sicherlich viele Jahre, bis auch die letzten größeren Baumstümpfe und Wurzelreste auf der Ackerflur ausgerottet waren.<sup>5</sup> War erst einmal eine Siedlungsinsel geschaffen, so konnten von dort das Siedlungsgefilde ausgebaut, die Äcker nach Bedarf erweitert werden. Vieheintrieb und Viehverbiß mögen nun die geplanten Rodungsflächen vorbereitet haben (S. 64). Mit dem Anwachsen der Dörfer und Burgzentren nahm auch der Umfang des Ackerlandes zu. Sehr eindrucksvoll war dieser Zusammenhang in Berlin-Köpenick. Nach der Gründung einer großen Burganlage um 1000 u. Z. dehnte sich die Ackerflur durch Neurodung auf das Vielfache aus. In Tornow, Kr. Calau, erfolgte eine solche Ausdehnung vor allem im Zusammenhang mit der Anlage der Burg B. Andererseits wurden bei Zerstörung der Burgzentren und Siedlungen auch die Felder verwüstet. In der Regel nahm die Intensität des Ackerbaues nach solchen Verwüstungen ab. Auf den verwüsteten Siedlungsstellen und Äckern konnten sich lichtliebende Gehölze ausbreiten.

Trotz lokaler Rückschläge dehnte sich insgesamt die Ackerflur vom 6. bis 12. Jh. sehr erheblich aus. Es lassen sich auf Grund des heutigen Forschungsstandes drei Perioden unterscheiden, in denen diese Ausdehnung des Ackerlandes vor sich ging:

1. Eine Einwanderungsperiode mit ersten Rodungen bis zur Konsolidierung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens der eingewanderten



Gruppen einschließlich der Assimilation der angetroffenen Vorbevölkerung (etwa zweite Hälfte 6. bis Anfang 9. Jh.).

2. Eine Periode stärkeren Wachstums der Wirtschaftskraft und der Bevölkerung, verbunden mit der umfangreichen Herausbildung von Burgzentren und mit einer gesellschaftlichen Differenzierung (Anfang 9. bis 10. Jh.).
3. Eine Periode der allmählichen Festigung von staatlichen Institutionen, der Entstehung des Obodritenreiches, der Ausdehnung Pommerns und Polens in die lutizischen Gebiete, der Bildung von kleinen Fürstentümern in Brandenburg und Köpenick, der endgültigen Einbeziehung der Lausitz und der sorbischen Gebiete in den deutschen Feudalstaat. In dieser Periode nahm die Neurodung sehr großen Umfang an, was zur Beseitigung alter Grenzgebiete, z. B. in Mecklenburg, an der unteren Peene, auf der Lebuser Hochfläche, am Barnimrand führte (10. bis Mitte 12. Jh.).

Diese Entwicklung läßt sich gegenwärtig erst in groben Umrissen erfassen, und es werden noch längere Untersuchungen erforderlich sein, um das von der siedlungsarchäologischen Forschung erschlossene Bild zu differenzieren und für die einzelnen Gebiete schärfer zu zeichnen.

### b) Bodenbearbeitung und Wirtschaftsgröße

Der gerodete Boden wurde mit dem Hakenpflug beackert. Während der auch heute noch verwendete Pflug den Boden in Schollen zerlegt und diese wendet, ritzte der Haken in der Regel nur das Ackerland und zerkrümelte und lockerte den Boden. Durch kreuzweises Pflügen wurde der ganze Ackerhorizont mehr oder weniger systematisch durchgearbeitet. Unkraut und Wurzelwerk ließen sich auf diese Weise besonders wirksam beseitigen. Größeren Hindernissen wie Baumstümpfen und Geschieben konnte man mit dem Haken verhältnismäßig leicht ausweichen. Der Haken, bis zum frühen Mittelalter das bevorzugte Pflugggerät der Menschheit überhaupt, war also sehr geeignet, frisch gerodetes Land unter Kultur zu nehmen.

Durch die Funde von hölzernen Haken in Dabergotz bei Neuruppin (Dabergotzer Haken) (Abb. 17) und Kamień Pomorski östlich der Odermündung ist das Aussehen des slawischen Hakens bekannt. Das Hakengestell bestand aus Grindel und Sohle und war aus einem Eichenast zugeschlagen. Im hinteren Teil der Sohle fußte ein Sterz, mit dessen Hilfe der Pflüger das Gerät führte. Das Arbeitsteil des Gerätes bildete die Schar. Am Dabergotzer Haken fand eine sogenannte Stielschar aus Holz Verwendung. Der Stiel war in eine Öffnung im Grindelbaum eingelassen. Durch Keile ließ sich der Neigungswinkel verändern. Die Spitze war dem Sohlenende angepaßt. Sie drang wie ein schräg gehaltener Pfeil in den Boden. Die Erde schob sich auf der verbreiterten Scharspitze nach oben und krümelte ab. Der Haken von Dabergotz ist durch die Radiocarbonanalyse in das 8. Jh. ( $733 \pm 80$  u. Z.) datiert. Die hölzerne Stielschar konnte durch eine eiserne ersetzt werden. Damit waren größere Dauerhaftigkeit und leichteres Arbeiten verbunden. In einem Hause des 12. Jh. in

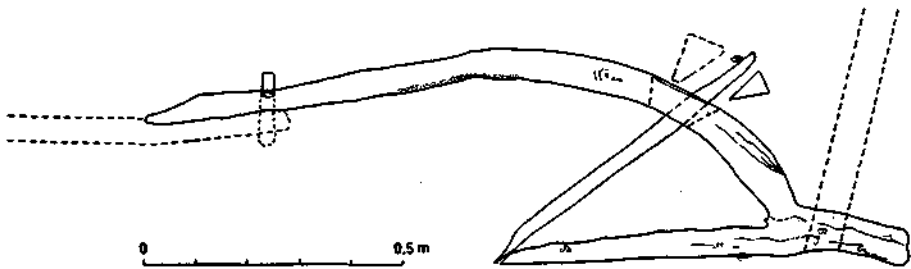


Abb. 17. Hölzerner Pflug von Dabergotz, Kr. Neuruppin

Tornow, Kr. Calau, fand sich eine solche Stielschar (Abb. 22 c) neben einer anderen eisernen Schar, die nur die Arbeitsspitze der Sohle überzog. Der Haken von Kamień Pomorski war offenbar mit einer solchen Schar versehen. Vom Dabergotzer Haken unterschied er sich insofern, als Sohle und Grindel durch eine sogenannte Griessäule verbunden waren. Dadurch wurde eine Versteifung der arbeitenden Teile erreicht. Derartige Pflugschare, die nur die Arbeitsspitze der Sohle oder der Schar bewehrten, sind häufiger bekannt, so aus Platkow, Kr. Seelow, Krampnitz und Uetz bei Potsdam, Dabrun, Kr. Wittenberg, Leipzig, Rötha, Kr. Borna, Baderitz bei Mügeln und Zehren bei Meißen.<sup>6</sup>

Eiserne Pflugschare wurden in der Antike im Mittelmeergebiet erstmals entwickelt und angewendet. Auf verschiedenen Wegen gelangte die Kenntnis davon zu den frühmittelalterlichen slawischen Stämmen. Nach den bisherigen Funden gebrauchten zunächst die Stämme südlich der Mittelgebirge und der Karpaten eiserne Pflugschare. Von dort übernahmen sie die Sorben im Elbgebiet und auch sehr früh die Stämme der Lausitz. Dagegen ist aus dem ganzen Gebiet nördlich der mittleren Elbe und Havel bisher keine eiserne Pflugschar aus dem 1. Jahrtausend u. Z. bekannt. Möglicherweise fand hier zunächst vorwiegend die hölzerne Schar Verwendung, wie der Fund von Dabergotz belegt.

Der Haken wurde von einem Paar Ochsen im Joch gezogen. Die Bespannung mit einem Pferd, die uns Helmold überliefert, setzt wohl die Anwendung eines Radvorgestells voraus, dieses aber wiederum ermöglichte die Führung des Hakens in einer Weise, die nicht nur ein Zerkrümeln, sondern ein Wenden des Bodens bewirkte. Diese Zusammenhänge scheinen sich anzudeuten, jedoch gestattet das bisher nur spärlich bekannte Quellenmaterial noch keine definitiven Aussagen. Helmold berichtet über die offenbar nicht seltene Verwendung von Pferden als Zugtiere seit dem 10. Jahrhundert. Die Pflugforschung ihrerseits erkannte Zusammenhänge zwischen Haken mit Radvorgestell und Pferdebespannung und einer sich daraus ergebenden Steigerung der Produktivität.<sup>7</sup> Auf Grund dessen darf die Vermutung geäußert werden, daß der beachtliche Aufschwung, den die Neurodung und der Landesausbau vom 10. bis 12. Jh. in Mecklenburg, Pommern und einigen anderen Gebieten nahm, in hohem Maße

mit der Anwendung des pferdebespannten Hakens mit Radvorgestell in Zusammenhang steht.

Wenig abgewandelt und mit unwesentlichen Veränderungen hat sich dieser Haken bis in das 19. Jh. in Form des „Mecklenburger Hakens“ im ehemaligen Mecklenburg behauptet.

Der Haken (obersorb., poln. usw. radlo) war Grundlage für das slawische Landmaß: „Ein slawischer Pflug Landes (slavica aratrum) ist das, was ein Paar Ochsen oder ein Pferd bearbeitet“.<sup>8</sup> Daraus hat sich im 12./13. Jh. wohl die Hakenhufe entwickelt, die in späterer Zeit 10,4 ha groß war. Unter Vorbehalt darf darin eine Orientierungszahl für die Größe des vorkolonisationszeitlichen Hakens, d. h. wohl der normalen Bauernwirtschaft, gesehen werden. Nach einer nicht sicher datierten Mitteilung von Helmold soll die Abgabe von einer solchen Einheit im 10. Jh. 1 Scheffel Korn (korec), 40 Bündel Flachs und 13 Pfennige betragen haben (bzw. 3 Scheffel Weizen im 12. Jh.).<sup>9</sup> Die ausführlichste Überlieferung zum Haken als Pflug und Haken als Ackergerät findet sich zwar für Mecklenburg; jedoch auch in der Lausitz war vor 1150 der Haken durchaus die Grundlage des landwirtschaftlichen Betriebes. In der Gegend von Havelberg scheint der Haken (radewer) 948 bereits Grundlage für die von den deutschen Eroberern auferlegten Abgaben gewesen zu sein.

Dem kreuzweisen Pflügen mit dem Haken wurden am besten Felder gerecht, die etwa so lang wie breit waren, d. h. Blockform hatten. Die siedlungskundliche Forschung hat in vielen Gebieten Blockfluren nachgewiesen und deren slawischen Ursprung häufig behauptet; jedoch haben jüngere Untersuchungen gezeigt, daß z. B. in Teilen Mecklenburgs derartige Blockfluren seit dem 17. Jh. auf älteren Langstreifenfluren entstehen konnten. Das geschah im Zusammenhang mit dem Bauernlegen und der Ausbildung der mecklenburgischen Gutswirtschaft.<sup>10</sup>

Das umgebrochene Land wurde wahrscheinlich durch hölzerne Eggen, in manchen Fällen wohl durch sperrige Baumkronen, geglättet und dabei die Saat eingebracht. Nach dem Bericht des jüdischen Kaufmanns Ibrahim ibn Jacub, der 965 die westslawischen Länder bereiste, war dort Winter- und Sommergetreide bekannt, d. h. man säte im Herbst und im Frühjahr. Die bisherigen Getreidefunde aus etwa 30 verschiedenen Orten zeigen, daß seit ältester Zeit, d. h. seit dem 6./7. Jh., in erster Linie Roggen und Weizen angebaut wurden. Gerste und Hafer fanden sich nur selten, dagegen spielte die Hirse eine größere Rolle. Daneben wurde Lein als Ölfrucht und zur Fasergewinnung ausgesät.

Bohnen und Erbsen hatten neben Zwiebeln, Möhren, Mohn, Rüben, Hanf u. a. Pflanzen ihren Platz im Garten. Die Bearbeitung des Gartenlandes erfolgte wohl mit dem hölzernen Spaten (Abb. 19) und mit der Hacke aus Geweih oder Holz. Eiserne Hacken sind bisher nicht bekannt.<sup>11</sup>

Auch der beste Boden verarmte bei mehrfachem Anbau der gleichen Frucht, zumal es bisher keine Hinweise gibt, daß Stalldung oder Mergelung zur Verbesserung der Bodenqualität angewandt wurden; größere Ertragsminderun-

gen konnten daher nicht ausbleiben. Aus diesem Grunde mußten dem Ackerland Ruhepausen, Brachejahre, zugestanden und eine möglichst zweckmäßige Fruchtfolge eingehalten werden. Die verschiedenen Thesen über Dreifelder- und Zweifelderwirtschaft oder Feld-Graswirtschaft mit Umlage usw. entbehren bisher wirklicher Grundlagen. Sicher dürfte lediglich sein, daß – in den einzelnen Gebieten wohl unterschiedlich – Brache und Fruchtfolge bekannt waren. In Tornow gestattete die botanische Analyse der außergewöhnlich großen Anzahl von 84 verschiedenen Getreidelagern, die zur Ernte eines Jahres gehörten, die Fruchtfolge zu rekonstruieren. Danach wurden auf einem Ackerstück nacheinander Weizen, Roggen und Hirse angebaut. Dann begann der Zyklus wieder von neuem (Abb. 18). Sichere Hinweise auf eine Brache ließen sich nicht finden, mit zeitweiligem Aussetzen des Anbaus ist jedoch zu rech-

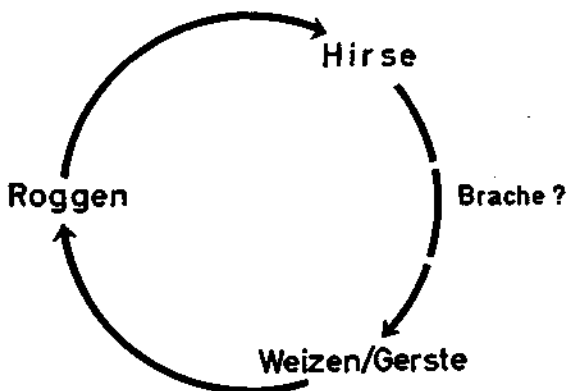


Abb. 18. Schema der Fruchtfolge für den Ackerbau in der Umgebung von Tornow, Kr. Calau

nen.<sup>12</sup> Dieser Zyklus vollzog sich auf den Feldern von mindestens 8 Wirtschaften, die vor der Burg lagen und deren Spuren in den letzten Jahren ausgegraben werden konnten (Abb. 58). Werden für jede Wirtschaft Äcker im Gesamtumfang von etwa 10 ha zugrunde gelegt, ein Wert, den die oben geführten Erörterungen über die Größe des Landmaßes möglich erscheinen lassen, so muß die Ackerflur in Tornow wenigstens 80 ha umfaßt haben. Diese Größe kann durchaus angenommen werden, denn die pollenanalytischen Untersuchungen haben ergeben, daß der Wald in der Burgzeit weit zurückgedrängt war und in der näheren und weiteren Umgebung der Burg Ackerflächen dominierten.<sup>13</sup>

Zu ähnlichen Werten führten anscheinend auch siedlungskundliche Untersuchungen in Lauenburg.<sup>14</sup>

Die Höhe des Ertrages im Verhältnis zur Aussaat ist nicht bekannt. Jedoch läßt sich aus der Untersuchung der Getreidefunde ersehen, daß diese Erträge sehr unterschiedlich gewesen sein dürften. Während in Tornow entwickelte Getreidesorten mit teilweise beachtlicher Korngröße vorherrschten, war in Dessau-Mosigkau im 7. Jh. geringe Korngröße noch weit verbreitet. Die Her-

ausbildung einer Sorte war noch nicht abgeschlossen, d. h. der gefundene Weizen stand zwischen Zwerg- und Saatweizen. Auch in Vipperow, Kr. Röbel wurden auf der Burginsel Getreidefunde geborgen. Obwohl diese in das 12. Jt. gehören, blieb die Korngröße ganz wesentlich hinter der des Weizens aus Tornow zurück (die Böden in beiden Gebieten besitzen etwa die gleiche geringe Qualität). Diese Beispiele deuten an, daß auch in der Produktivität des Ackerbaues, in der Entwicklungshöhe seiner Anbaupflanzen größere Unterschiede in den einzelnen Stammesgebieten bestanden haben können, die jedoch noch nicht genügend erfaßbar sind.<sup>15</sup>

### c) Ernte und Verarbeitung des Getreides

Das Getreide wurde mit der Sichel geerntet, das Stroh blieb zum großen Teil auf dem Felde, wurde vielleicht niedergebrannt oder nach Niederwitterung als Dung verwandt. Das wohl mit Flegeln und Klopfstöcken ausgedroschene Getreide verwahrte man entweder in großen Vorratsgefäßen aus Torf in etwa quadratmetergroßen Lehmwannen, in Säcken, Beuteln, Holz- oder Rindengefäßen auf den Böden der Häuser, z. T. auch in besonderen Speichern. Die Aufbewahrung in freier Luft erforderte keine weiteren Konservierungsmethoden. Weiterhin wurden Getreidevorräte in großen Silogruben unter der Erde gelagert. Diese Gruben waren oftmals birnenförmig, der Durchmesser der Öffnung war kleiner als der des Speicherraumes; Stroh, Geflecht oder Rinde verkleideten die Silowände (Abb. 23). Um das Getreide vor Schimmel und Fäulnis zu bewahren, wurde es vor der Einlagerung gedarrt, d. h. die Feuchtigkeit wurde ihm entzogen. Die Aufbewahrung in Erdgruben war zwar gegenüber der in Speichern oder auf Böden sicherer. Feinde konnten diese Vorräte weniger leicht auffinden, und von den Rügenlawen heißt es ausdrücklich, daß sie bei Herannahen eines Gegners ihr Getreide und andere Schätze vergraben haben. Neben dem bereits erwähnten größeren technischen Aufwand setzte das jedoch voraus, daß der umgebende Boden trocken war. Da aber ein sehr großer Teil der slawischen Dörfer in der Niederung lag, konnte diese Art der Getreideaufbewahrung dort nur eine geringe Rolle spielen. Derartige Silos sind daher, im Unterschied zu Böhmen und Mähren, bisher nur in Lebus und Frankfurt/O.-Birnbäumsmühle nachgewiesen.

Bei Bedarf wurde das Getreide auf Handdrehmühlen gemahlen. Über einer feststehenden Boden- oder Unterstein, der in einem hölzernen Kasten angebracht war, drehte sich ein Läufer- oder Oberstein. Eine Achse, die in der Durchbohrung des Untersteins befestigt war, hielt den Oberstein in regulierbarem Abstand. Mit ihrer Hilfe ließ sich die Größe des Mahlmundes und damit die Feinheit des Mehles bestimmen. Das Getreide wurde in die Mittelöffnung des Läufers eingeschüttet und durch dessen drehende Bewegung allmählich über die schräg nach außen abfallende Mahlfäche des Bodensteins gedrückt. Da sich der Mahlmund vom Zentrum zur Peripherie verengte, wurde das Getreide zunächst nur grob zerquetscht und dann allmählich immer feiner zer-

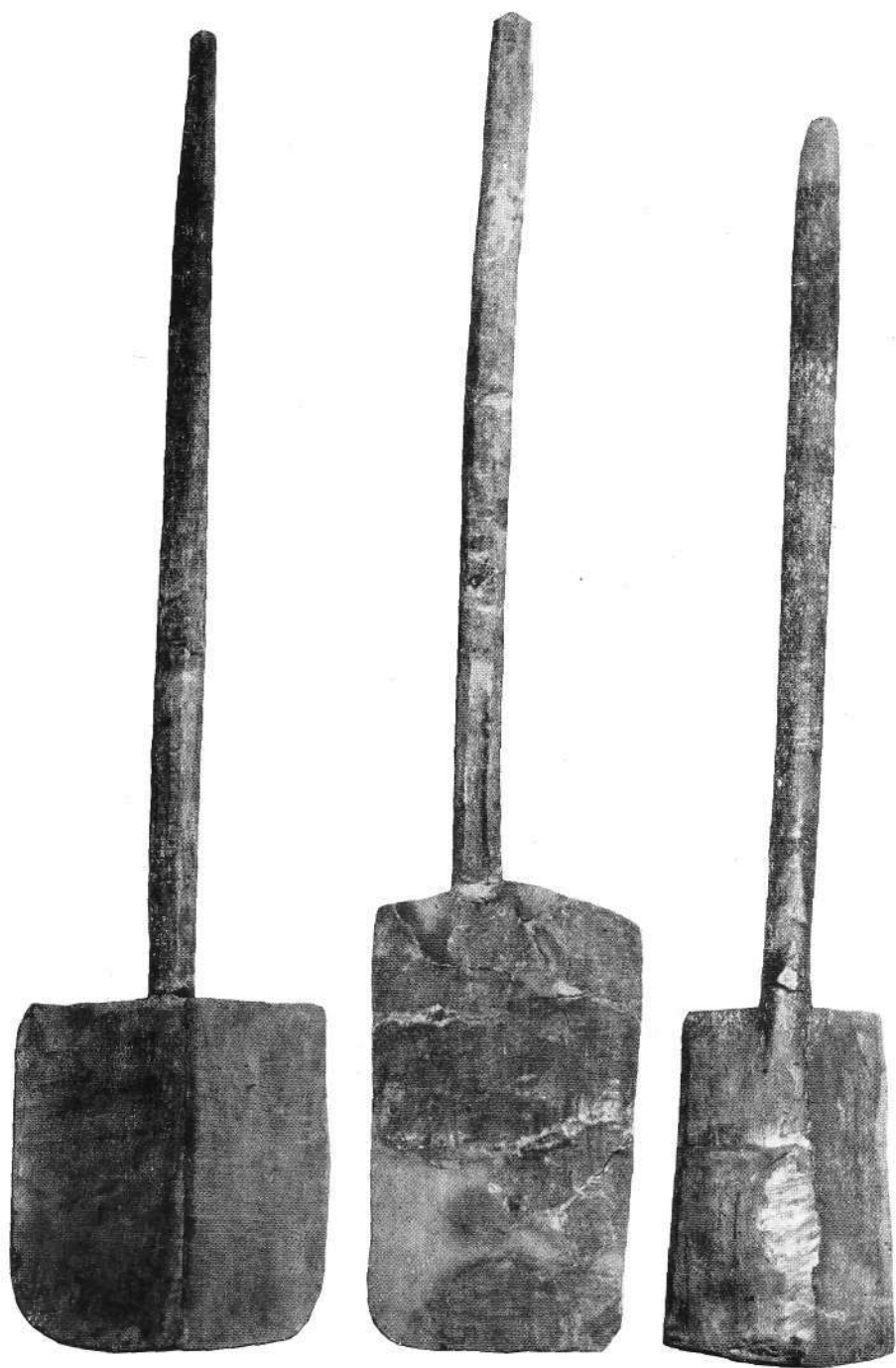
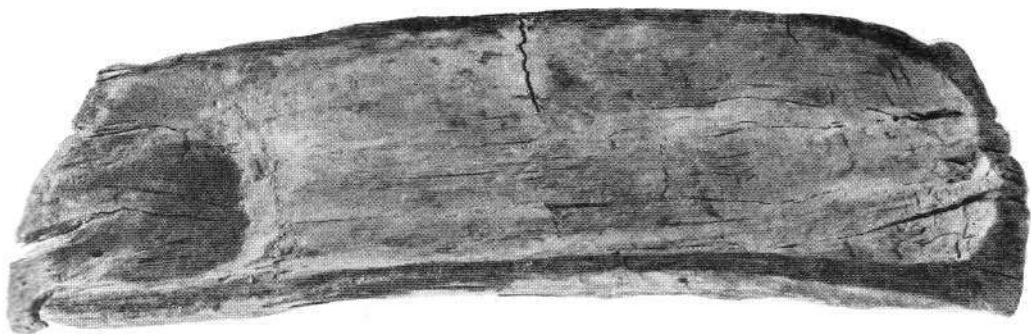


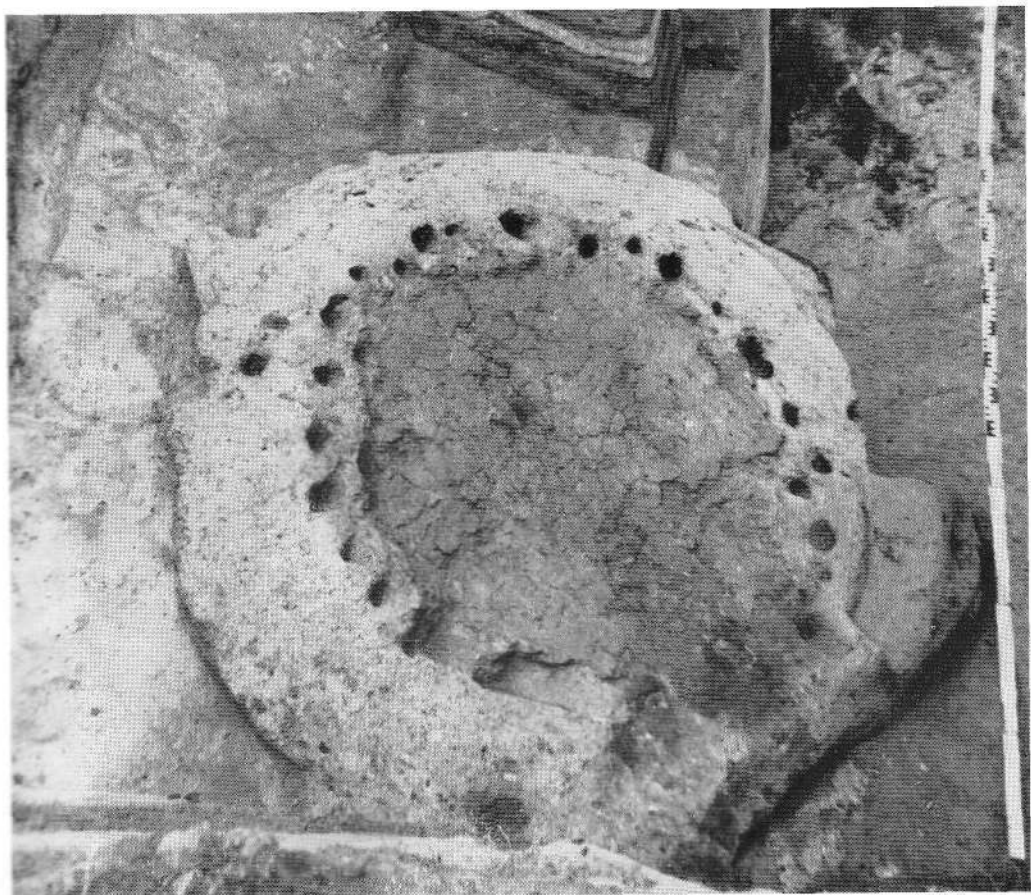
Abb. 19. Hölzerne Spaten von Behren-Lübchin, Kr. Teterow



Abb. 20. Mahlsteine von Tornow, Kr. Calau



a



b

Abb. 21. Brandenburg. Hölzerne Backmulde (a) und Backofen (b)



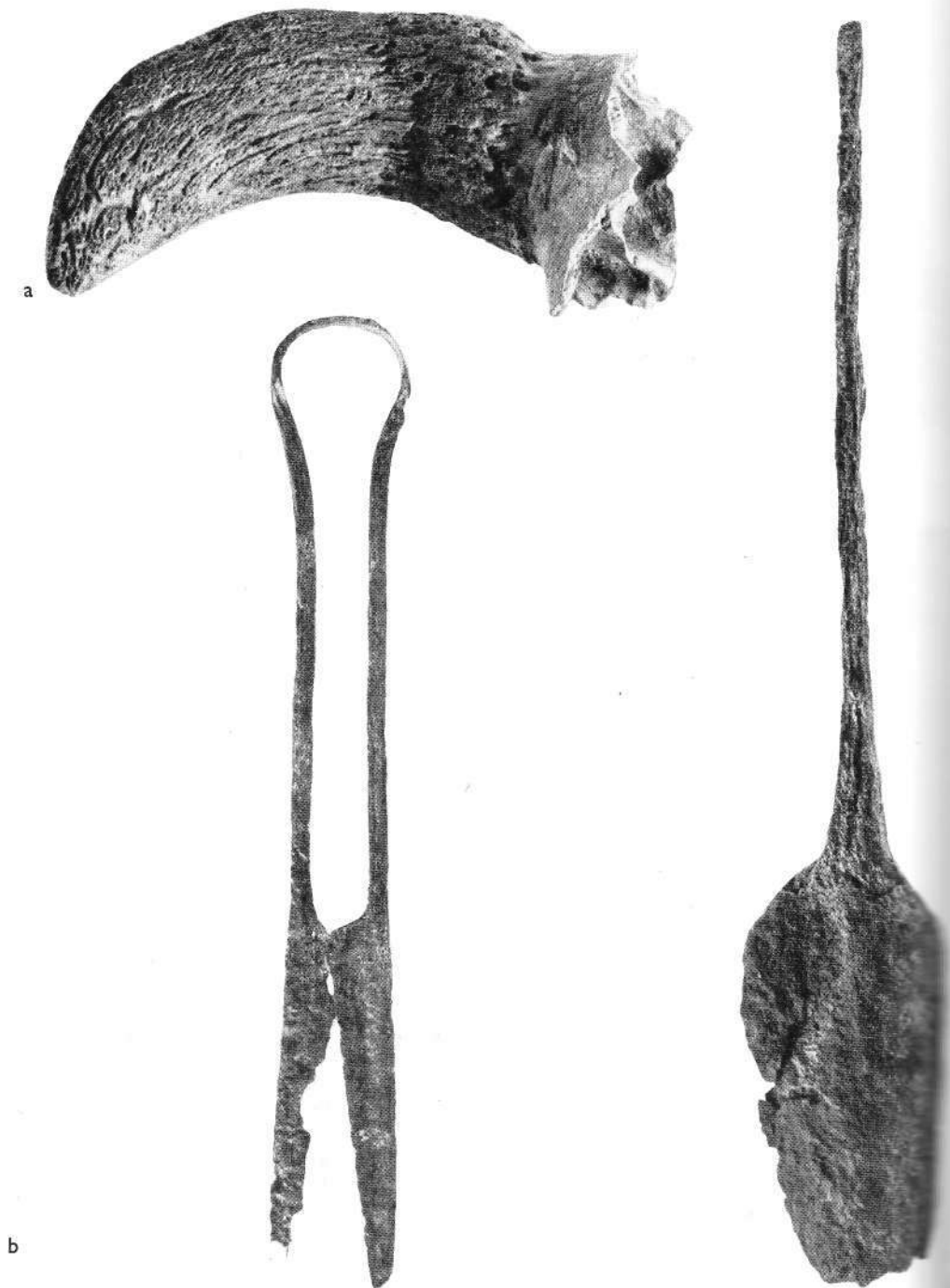


Abb. 22. a) Rinderhornzapfen von Teterow mit einer durch das Stirnjoch verursachten Einschnürung; b) eiserne Schere von Tornow, Kr. Calau; c) eiserne Pflugschar von Tornow, Kr. Calau

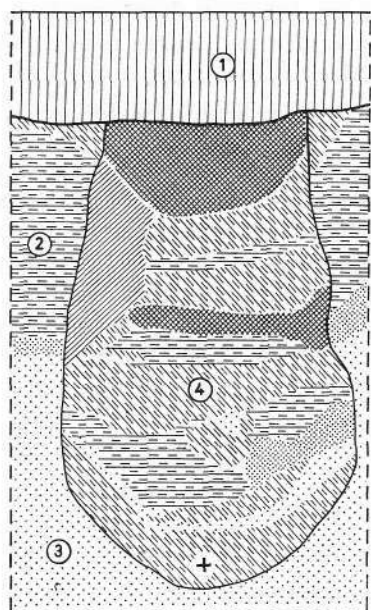


Abb. 23

Vorratsgrube von Frankfurt/Oder-  
Birnbaumsmühle

1 Humus; 2 Lehm; 3 Sand; 4 Gruben-  
füllung; + Scherbe

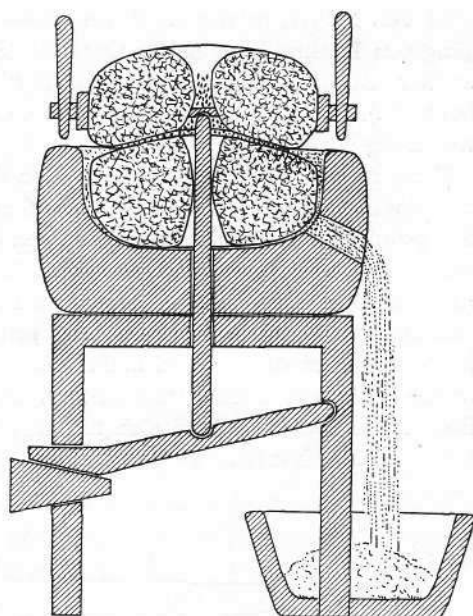


Abb. 24

Rekonstruktion einer slawischen Drehmühle

mahlen, bis es am Rande der Steine ausgeworfen und in dem darunterstehen-  
den Kasten aufgefangen wurde (Abb. 20 und 24).

Das Mehl enthielt, je nach der Qualität der Steine, nicht wenig Gesteinsgrus.  
Die Folge war eine starke Abrasion der Zähne bei Genuß des Brotes oder  
Breies. Von der Qualität der Mahlsteine hing es auch ab, wie leicht oder wie  
schwer die Mühlen sich drehten, d. h. wie sehr sich der Mensch, der sie in  
Bewegung setzte, anzustrengen hatte. Mahlsteine wurden häufig aus den im  
ehemaligen Vereisungsgebiet vorhandenen harten, kristallinen Geschieben her-  
gestellt. Das war jedoch nicht die beste Lösung, da es sich um meist uneinheit-  
liche und oft stark verwitterte Gesteine handelte. Immerhin griffen dörfliche  
Bewohner auf dieses Rohmaterial zurück. Auf Rügen wurde z. B. ein mehr als  
3 m hoher Geschiebeblock bei Quoltitz regelrecht als Mahlsteinbruch benutzt.  
In Tornow waren in der ersten dörflichen Fluchtburg die Mühlen ebenfalls  
aus Geschieben hergestellt worden. Höhere Qualität weisen jene Mühlen auf,  
die in speziellen Steinbrüchen gewonnen und von Spezialisten bearbeitet wur-  
den. Solche Brüche befanden sich im Rochlitz-Mügelner Porphyrgelände in  
Daleminzien und Chutici sowie bei Halle und Altenburg. Außerdem versorg-  
ten die Mahlsteinbrüche und Mahlsteinhauer von Crawinkel in Thüringen

oder von Mayen in der Eifel vor allem die Höfe der Oberschicht mit leichtgängigen Drehmühlen hoher Qualität (S. 109). In Tornow waren nahezu alle in der Burg B vorhandenen Mühlen aus Rochlitzer Porphyrt hergestellt (Abb. 20). Ihr Ursprungsort lag also über 140 Wegkilometer von der Tornower Burg entfernt (S. 74).

Hirse mußte, bevor sie zu Brei oder Fladen verarbeitet und genossen werden konnte, gestampft werden. Dazu dienten Hirsestampfen (Abb. 25). Aus den polnischen frühstädtischen Zentren des 9. bis 12. Jh. sind derartige Hirsestampfen oder Teile davon bekannt. Mehl oder Hirse wurde zu Teig angerührt und im Ofen oder auf erhitzten Platten zu Fladen oder Fladenbrot gebacken. Porös aufgetriebene Klumpen gestampfter Hirse, möglicherweise Reste von Hirsefladen, sind mehrfach gefunden worden (u. a. bei Bad Freienwalde, auf dem Tobbenberg und in Tornow). In der Burg auf der Weiten Bleiche bei Bautzen fand sich hinter der Burgmauer ein Backofen aus dem 8. bis 10. Jahrhundert. Derartige Öfen sind auch in Brandenburg (Abb. 21 b),

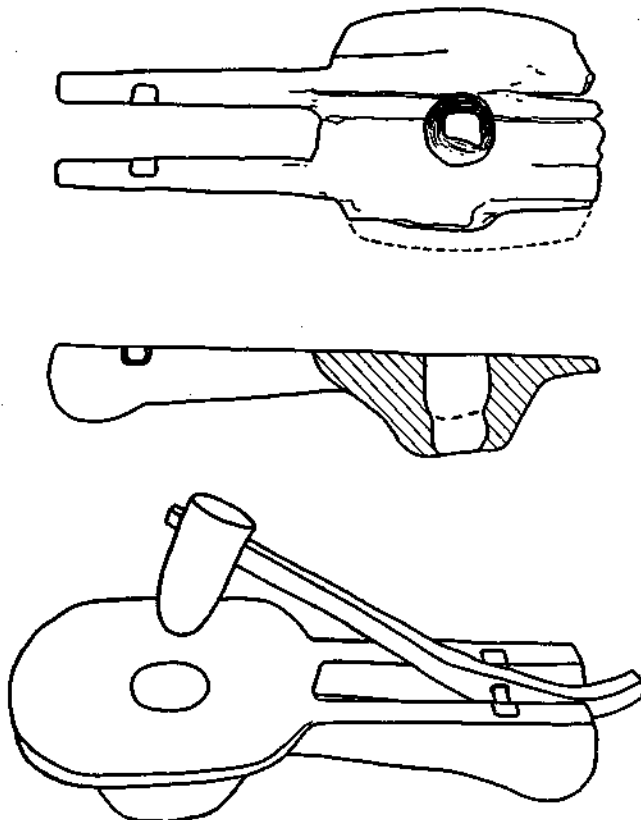


Abb. 25. Hirsestampfe aus Opole mit Rekonstruktion

in Teterow und Behren-Lübchin in Schichten des 11. Jh. nachgewiesen. Diese Öfen dienten nicht nur dem Backen, sondern wohl auch dem Darren des Getreides oder dem Dörren von Früchten und Obst.

Die Verarbeitung des Leins zu Fasern wird sich nicht erheblich von der bis in die jüngste Zeit üblichen unterschieden haben. Archäologisch ist nur die Flachshechel bekannt, mit der die Fasern von der gebrochenen und verwitterten, lockeren Spreu abgetrennt wurden. Leinfasern waren neben der Schafwolle der wichtigste Rohstoff für die Textilherstellung (S. 75).

## 2. Viehwirtschaft

Viehhaltung und Viehzucht bildeten den zweiten wichtigen landwirtschaftlichen Produktionszweig. In der Vergangenheit wurde oft fälschlicherweise behauptet, daß die Viehwirtschaft bei den Slawen nur gering entwickelt gewesen sei und daß ein großer Teil der Fleischnahrung durch die Jagd beschafft worden sei. Diese Meinung beruhte im wesentlichen auf einer unzulässigen Verallgemeinerung der Befunde weniger Fundplätze, insbesondere aus dem Spree-Havel-Gebiet.

### a) Umfang und Bedeutung der Viehhaltung

Die systematische Analyse der bei archäologischen Ausgrabungen zutage geförderten Tierreste von slawischen Fundplätzen versetzt uns heute in die Lage, ein annähernd reales Bild vom Umfang, von der Entwicklungshöhe und von der Bedeutung der Viehhaltung und Viehzucht bei den Slawen zu entwerfen.<sup>46</sup>

Im allgemeinen vermochte seit ältester Zeit die Viehwirtschaft die Bewohner der Siedlungen und Burgen mit Fleisch zu versorgen. Die Jagd spielte für die Fleischversorgung nur eine untergeordnete Rolle. Von den ausgegrabenen Tierknochenmaterialien stammten im allgemeinen nur knapp 10 Prozent von Jagdtieren.

Wie der Karte (Abb. 26) zu entnehmen ist, gab es jedoch bei einzelnen Stämmen gewisse Unterschiede im Niveau der Viehwirtschaft. So zeigte das Spree-Havel-Gebiet – also das Stammesgebiet der Sprewanen und der östlichen Heveller – einen wesentlich höheren Anteil an Jagdtierknochen, und zwar sowohl in den Burgen als auch in den dörflichen Siedlungen. Die Jagd war bei diesen Stämmen eine wirtschaftliche Notwendigkeit, um die Fleischversorgung zu sichern.

Zunächst ist man geneigt, diese unterschiedliche Entwicklung mit verschiedenen geographischen Bedingungen zu erklären, die in Holstein, in Mecklenburg oder im Elbgebiet im Vergleich zum Berliner Gebiet vorhanden waren. Die Gegend an der unteren Spree und der mittleren Havel ist seenreich. In breiten Flußauen und Talsandflächen wuchsen dichte Auwälder sowie Kie-

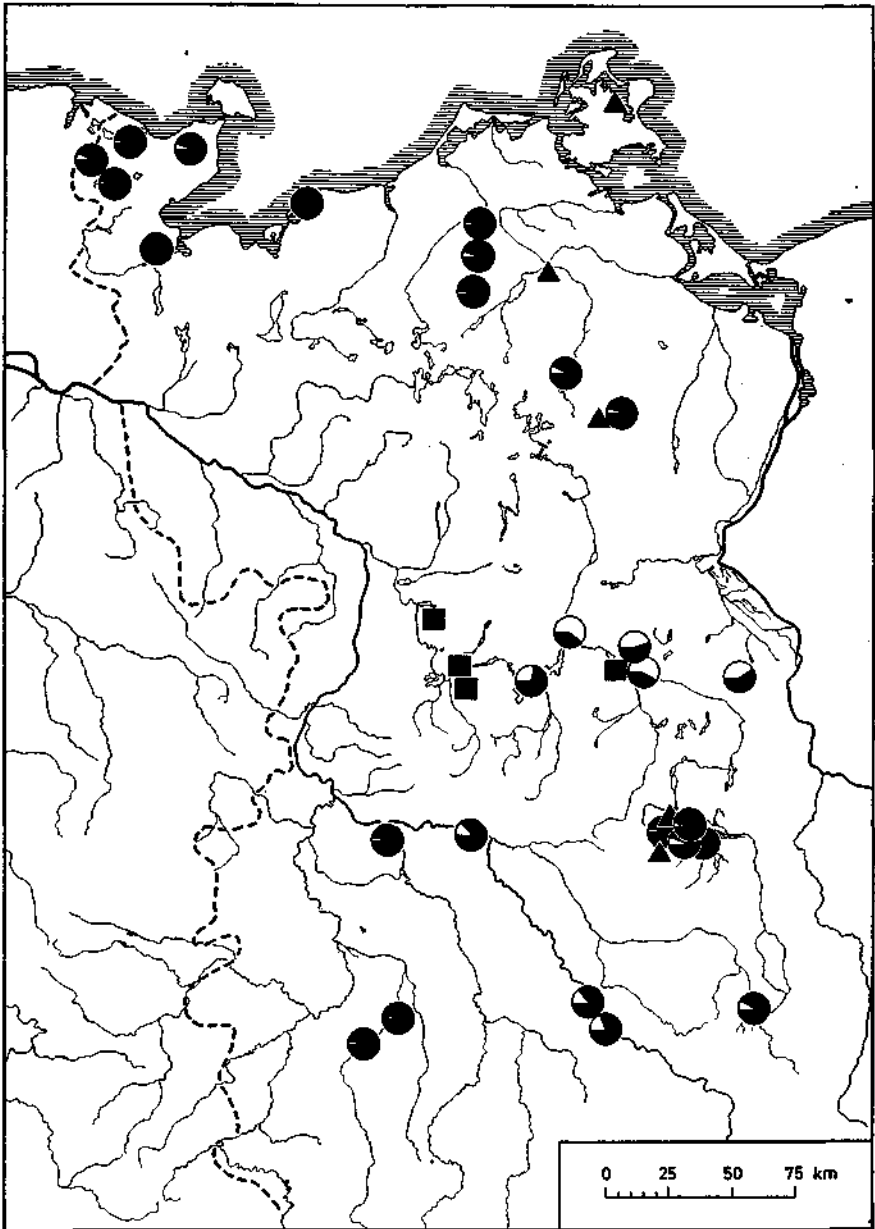


Abb. 26. Biologische Aussagen zur Landwirtschaft des frühen Mittelalters. ● Verhältnis von Haustierknochen (schwarz) zu Wildtierknochen (weiß); Verhältnis von Getreide zu Wegerich (Weideunkraut): ▲ < 3 (gut entwickelte Haustierhaltung); ■ > 6 (Überwiegen des Ackerbaues)

fern- und Kiefern-mischwälder. Die Möglichkeit der Waldweide war also vorhanden. Der Boden, der für den Ackerbau zur Verfügung stand, war allerdings kärglich. Aber alles das gilt auch für andere Landschaften, wie das Müritzgebiet, Teile der Neustrelitzer Seenplatte oder – wenn man von dem Seenreichtum absieht – auch für die Niederlausitz, also für Gebiete, die eine gut entwickelte Viehzucht aufwiesen. Die Ursachen für die geringe Ausdehnung der Viehhaltung können also nur im Bereich der minder entwickelten Ökonomie dieser Stämme gesucht werden. Bereits bei der Darstellung des Ackerbaues wurde deutlich, daß eine größere Ausdehnung des Getreideanbaues um Berlin-Köpenick erst zur Jahrtausendwende einsetzte, also mit der Errichtung einer großen Burganlage auf der Schloßinsel – wohl im Zusammenhang mit dem polnischen Vordringen in diese Gebiete. Da die oben beschriebenen Verhältnisse sich bereits am Material aus der älteren Siedlungszeit des 8. und 9. Jh. beobachten ließen, beruhen die Ursachen vielleicht auf Fehlen der Tradition in Ackerbau und Viehzucht. Es läßt sich vermuten, daß diese Stämme aus einem größeren Waldgebiet mit geringen Möglichkeiten für Ackerbau und Viehzucht eingewandert waren (S. 21). Im Gesamtgefüge der Wirtschaft überwog im Spree-Havel-Gebiet der Ackerbau gegenüber der Viehzucht und der Viehhaltung, wie Indexberechnungen auf der Grundlage pollenanalytischer Untersuchungen zeigen (Abb. 26).

Eine Besonderheit stellen die Verhältnisse in den deutschen Burgen von Meißen und Zehren, Kr. Meißen, sowie in Dabrun, Kr. Wittenberg, dar, da hier der Anteil der Jagdtierknochen etwa 15 bis 20 Prozent beträgt. Für Meißen und Zehren ließ sich an Hand der Wildtierknochen eine deutliche Bevorzugung des Hochwildes (Bär, Hirsch, Elch, Ur, Wisent und Wildschwein) feststellen. Die Jagd war hier offensichtlich ein bevorzugtes Vergnügen, ein Sport des Burgherren und keine wirtschaftliche Notwendigkeit.

#### b) Die verschiedenen Haustiere

Unter den Haustieren spielten das Rind und das Schwein die größte Rolle für die Fleischversorgung, dann folgten Schaf und Ziege sowie das Pferd. Von untergeordneter Bedeutung waren Huhn und Gans, während die Ente nur ganz selten nachzuweisen ist. Hund und Katze wurden wohl nur in Ausnahmefällen gegessen. Erwähnenswert ist der Fund eines Eselknochens in einer Schicht des 12. Jh. in Berlin-Köpenick, der bisher älteste Nachweis des Esels in unserem Gebiet.

Das Verhältnis von Rind und Schwein ist auf den einzelnen Fundplätzen unterschiedlich (Abb. 27), wahrscheinlich durch verschiedene Umweltfaktoren bedingt. Mischwälder boten reiche Möglichkeiten zur Eichelmast und förderten die Schweinehaltung, während größere waldfreie Gebiete die Rinderhaltung begünstigten. In Dessau-Mosigkau überwog unter den Haustieren das Rind gegenüber dem Schwein, dagegen gehörten in der etwa zeitgleichen großen Siedlung von Feldberg, Kr. Neustrelitz, die von ausgedehnten Wäl-

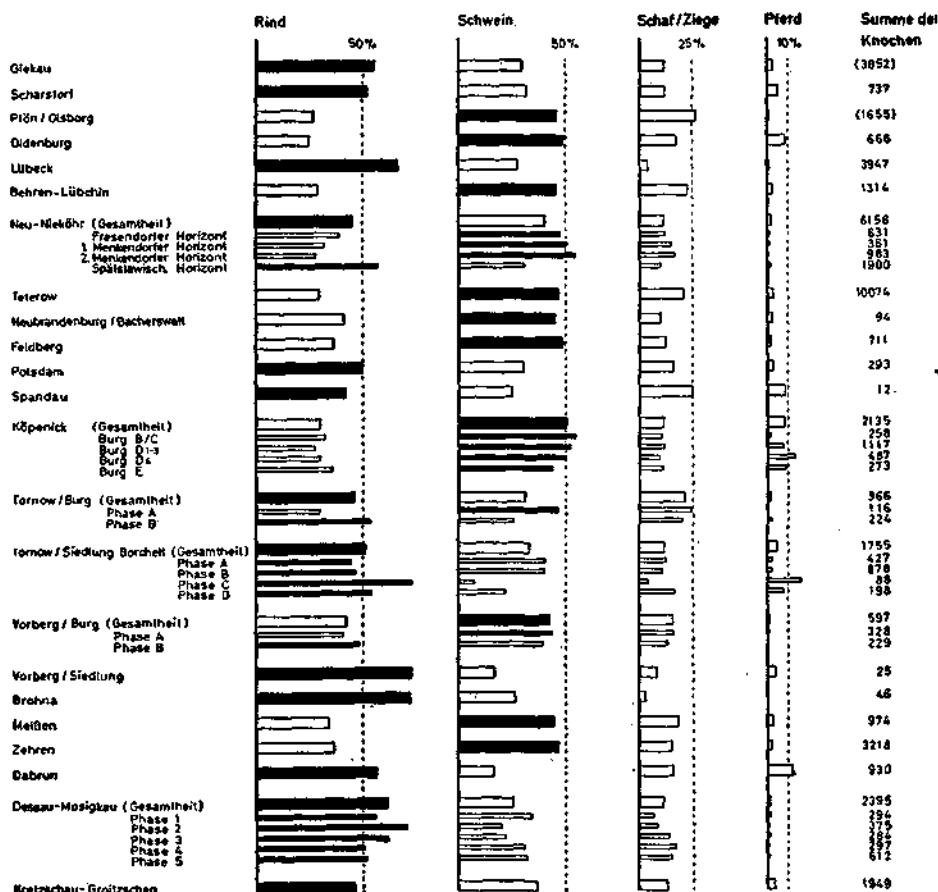


Abb. 27. Der prozentuale Anteil der wichtigsten Haustierarten auf slawischen Fundplätzen (schwarz = vorherrschende Tierart)

dem mit Eiche, Linde und Buche umgeben war, fast 50 Prozent der Haustierknochen zum Schwein, jedoch nur 36 Prozent zum Rind.

Bemerkenswert ist bei den über mehrere Jahrhunderte bestehenden Burgen von Neu Nieköhr, Kr. Teterow, Berlin-Köpenick, Tornow und Vorberg, Kr. Calau, ein Sinken der Prozentwerte für das Schwein sowie ein Ansteigen der Werte für das Rind in den jüngeren Phasen. Diese Erscheinung kann dadurch verursacht sein, daß durch die Waldweide der Schweine eine Auflichtung der Wälder erfolgte, die schließlich günstigere Bedingungen für die Rinderhaltung bot. Bisher sind lediglich in Tornow Burg und dörfliche Siedlungen untersucht worden. Zwischen den Dörfern A (7. bis 8. Jh.) und B (8. bis 9. Jh.) gab es geringe Unterschiede in der Zusammensetzung des Haustierbestandes, während in den jeweils gleichzeitigen Burgen A und B diese

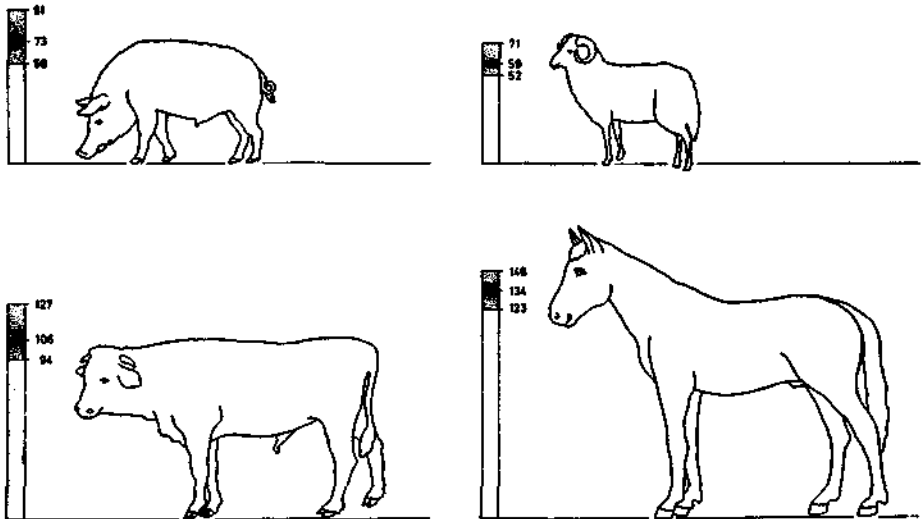


Abb. 28. Größenvergleich der Haustiere von slawischen Fundplätzen  
(Zahlen = Mittel- und Grenzwerte der Widerristhöhen)

bedeutend waren. Die Beobachtung spricht dafür, daß mit der Wandlung der Stellung der Burg im gesellschaftlichen Gefüge die Abgabenverhältnisse verändert wurden (Abb. 27).

Wenn die Schweinehaltung gegenüber der Rinderhaltung überwog, ging damit zuweilen ein Anstieg der Schaf- und Ziegenhaltung einher. Das mag auch damit zusammenhängen, daß man das Milchaufkommen, das durch die geringe Rinderzahl nicht ausreichend war, durch Ziegenhaltung aufbessern wollte. Auf die Verwendung von Ziegen als Milchtiere auch in Adelsburgen weist der Befund von Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz, hin.

Die Haustiere waren damals sowohl im deutschen und westeuropäischen Wirtschaftsgebiet als auch bei den slawischen Stämmen relativ klein, gewisse Größenvariationen mögen landschaftlich bedingt gewesen sein. So betrug die Widerristhöhe der Rinder in Dessau-Mosigkau durchschnittlich 109 cm, in Tornow und Vorberg dagegen nur 101 cm. Auf Grund der Widerristhöhenberechnungen<sup>17</sup> kann gesagt werden, daß die kleinsten Rinder des hier besprochenen Gebietes nur 94 cm und die größten 127 cm erreichten (Abb. 28). Als Mittelwert wurden 106 cm ermittelt, woraus zu ersehen ist, daß Tiere mit einer Widerristhöhe von über 115 cm relativ selten waren. Heutzutage sind die Rinder bedeutend größer, beim schwarzbunten Niederungsvieh, der am weitesten verbreiteten Rinderrasse, erreichen die Kühe im Durchschnitt 135 cm und die Stiere 149 cm.

Die Pferde der damaligen Zeit entsprechen in der Größe etwa den heutigen Islandponies. Der Variationsbereich der Widerristhöhe lag zwischen 123 und 146 cm, mit einem Mittelwert von 134 cm.



Besonders klein waren die Schafe, die man hinsichtlich der Größe mit heutigen Heidschnucken vergleichen kann. Die kleinsten Tiere erreichten nur 52 cm, die größten 71 cm. Als Mittelwert wurden 59 cm ermittelt. Bei den Merinolandschafen, den wohl am weitesten verbreiteten Schafen unserer Zeit, variiert die Widerristhöhe zwischen 66 cm und 83 cm, Hammel können sogar noch etwas größer werden. Allerdings sind unsere Hochzuchtrassen im Futter wesentlich anspruchsvoller, so daß sich in Gebieten mit dürftigeren Weidemöglichkeiten die kleineren Tiere, wie z. B. die Heidschnucken, noch erhalten konnten.

Die Schweine waren teilweise beachtlich groß, doch die Hauptmasse bildeten kleinere Tiere von durchschnittlich 73 cm Widerristhöhe. Als Minimalwert konnten 62 cm und als Maximalwert 91 cm errechnet werden. Bei den großen Tieren muß die Möglichkeit in Erwägung gezogen werden, daß sich hin und wieder größere Wildschweine in den Haustierbestand eingekreuzt haben, was bei Tieren, die auf die Waldweide getrieben wurden, leicht geschehen konnte. Die Schweine waren damals noch nicht so fettwüchsig wie in heutiger Zeit. Sie waren relativ hochbeinig, hatten einen langen, keilförmigen Kopf, Stehohren und einen kräftigen Borstenkamm entlang der Rückenlinie, so wie sie von Albrecht Dürer auf dem bekannten Kupferstich des verlorenen Sohnes dargestellt sind.

### c) Nutzung der Haustiere

Die Viehhaltung lieferte eine umfangreiche materielle Grundlage für das tägliche Leben. In erster Linie sicherte sie die Fleischnahrung. Daneben trat die Versorgung mit Milch durch Rind und Ziege. Pferde und Rinder wurden auch als Zugtiere verwendet. Verschiedentlich lassen sich an Hand des Knochenmaterials Ochsen nachweisen, die offensichtlich als Zugtiere gedient haben, denn man wird in der damaligen Zeit kaum Stiere kastriert haben, um sie noch längere Zeit zu halten, ohne sie zu nutzen. An den Hornzapfen der Rinder sind in einigen Fällen (Teterow, Zehren) Einschnürungen festzustellen, die auf die Druckwirkung der Bindungen des Zugjoches, speziell des Nackenjoches, zurückzuführen sind (Abb. 22 a).

Während Kühe und Ochsen schwere Feldarbeit zu verrichten hatten, wurde das Pferd zwar ebenfalls vor den Hakenpflug gespannt, in erster Linie aber hatte es den leichten Wagen der Angehörigen der Oberschicht zu ziehen oder den Reiter in den Krieg zu tragen. Das Pferd als einzelnes Individuum war ganz offensichtlich so eng mit dem täglichen Leben des einzelnen Menschen verbunden, daß man es nur selten schlachtete und verzehrte. Der schon mehrfach zitierte Ibrahim ibn Jacub konnte um 965 feststellen, daß das Obodritenland „reich an Pferden“ war, „so daß solche von dort ausgeführt werden“. In den schriftlichen Berichten werden häufig Kriegspferde erwähnt, u. a. soll 982 ein obodritisches Kontingent von 1000 Reitern an dem Italienfeldzug Ottos II. teilgenommen haben. Die Zirzipanen hatten um 1114 aus drei Pro-

vinzen 300 Reiterkrieger zu stellen, und in Pommern maß man um 1128 den Reichtum des Adels u. a. an der Anzahl seiner Pferde.<sup>18</sup> Ein Pferd kostete das doppelte und dreifache des Rindes und ebensoviel oder sogar mehr als ein Sklave (S. 108).

Aus allen diesen Gründen legte die Oberschicht besonderes Gewicht auf die Nachzucht von Pferden. Offenbar wurden zur Nachzucht regelrechte Gestüte in besonderen Siedlungen geschaffen.<sup>19</sup>

Die Pferde wurden in geeigneter Weise angeschirrt, gezäumt und gesattelt (S. 241 f.). Auch die Pferdepflege wurde nicht vernachlässigt, wie z. B. ein Pferdestriegel aus der Burg von Altruppin, Kr. Neuruppin, zeigt.

Die hohe Wertschätzung des Pferdes bei den Slawen geht bereits in die Einwanderungszeit zurück. In Kult und Kunst hat daher das Pferd, insbesondere das weiße Roß, eine besondere Stellung eingenommen (S. 255). Hin- und wieder wurde dem Krieger das Pferd mit in das Grab gegeben. Während in anderen slawischen Ländern diese Sitte im frühen Mittelalter weit verbreitet war, scheint ihr in dem hier behandelten Gebiet jedoch nur eine geringe Bedeutung zugekommen zu sein.

In Pausnitz bei Riesa ließ um 600 ein Krieger sein Pferd verbrennen und in einer Urne bestatten. In Ralswiek auf Rügen und bei Rheinsberg auf der Remusinsel sind anscheinend in früheren Jahren Gräber gefunden worden, in denen jeweils ein Krieger mit seinem Pferd beigesetzt war.

Vom Schaf nutzte man nicht nur das Fleisch, sondern auch die Wolle, die man für die Herstellung von Kleidungsstücken benötigte. Eine größere Anzahl von Scheren (Abb. 22 b) aus slawischen Siedlungen, die den bis in die Neuzeit üblichen Schafscheren ähneln, legen die Vermutung nahe, daß die Schafe geschoren wurden. Daneben wurde die Wolle auch gerupft. Warme Kleidungsstücke für den Winter wird man ebenso aus Schafpelzen und aus Pelzen verschiedener Wildtiere gefertigt haben. Pelze dienten wohl auch als Unterlagen und Decken.

Das aus der derberen Haut der Rinder gegerbte Leder war ein wichtiger Rohstoff zur Herstellung von Riemen für Gürtel und Pferdegeschirr sowie für die Anfertigung der Bundschuhe. Derartige Schuhe sind an zahlreichen Orten gefunden worden (u. a. in Berlin-Köpenick; Vipperow, Kr. Röbel; Tornow, Kr. Calau; Brandenburg) (Abb. 95 b). Die dünnere und noch durchscheinende Kalbshaut nutzte man vermutlich zur Bespannung der Fenster.

Die Knochen der Haustiere wurden zur Herstellung zumeist spitzer Knochengewehre, sogenannter Pfriemen, verwendet. Dazu bevorzugte man die Schienbeine von Schafen und Ziegen, während die Mittelfußknochen und Speichen von Pferden und Rindern häufig als Schlittknochen dienten, die man sich wahrscheinlich als Schlittenkufen denken muß oder die als eine Art Schlittschuhe unter die Füße gebunden wurden.

Die Feinde der Haustiere waren zahlreich. Insbesondere der Wolf wird sich oft seinen Tribut aus den Viehherden geholt haben, doch auch durch Bär und Luchs waren besonders die auf die Waldweide getriebenen Tiere gefährdet.

Die Jungtiere von Schaf, Ziege und Schwein sowie das Hausgeflügel wurden nicht selten vom Fuchs, Dachs und Marder sowie von Greifvögeln, wie Habicht und Seeadler, geraubt. Zum Schutz der Herden waren daher starke Hirtenhunde erforderlich. Tatsächlich weisen die Hundeknochen aus slawischen Siedlungen vorwiegend auf mittelgroße bis große Hunde hin. Bestimmte Hunderassen lassen sich allerdings noch nicht erkennen. Man wird vielmehr unspezialisierte Gebrauchshunde gehalten und davon einzelne Tiere, die für bestimmte Zwecke geeignet erschienen, ausgewählt und als Jagdhunde, Hirtenhunde oder Hofhunde abgerichtet haben.

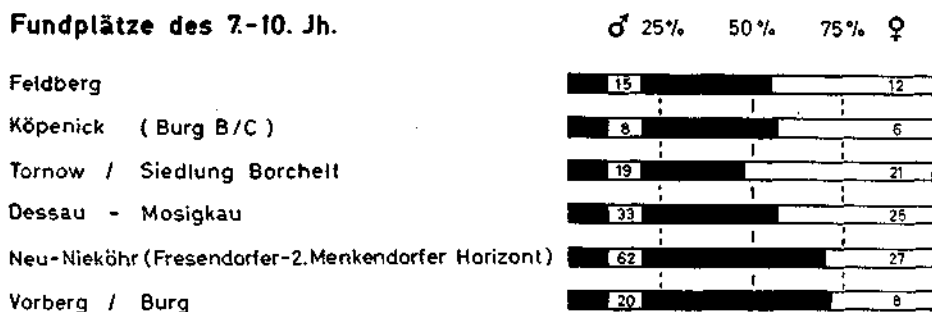
Hauskatzen gab es vermutlich in jedem Gehöft; im Knochenmaterial sind sie jedoch lediglich in geringer Zahl nachweisbar, da sie nur ausnahmsweise gegessen wurden. Es waren meist relativ kleine und schlankwüchsige Tiere, wie sie in der damaligen Zeit allgemein in Mitteleuropa anzutreffen waren. Sie sollten die Vorratsschädlinge, also Mäuse und Ratten, vertilgen.

Die Umstände, unter denen das Vieh an den Höfen der Bauern gehalten wurde, sind bisher nur sehr ungenügend bekannt. Die Zuchttiere hatten ihren Platz wohl – mindestens zeitweilig – im Stall, und zwar die Rinder unmittelbar neben dem Wohnhaus, während die Schweine in mitunter eingetieften Ställen in einigem Abstand vom Wohnhaus untergebracht waren<sup>20</sup> (S. 145). Die große Masse der Nutztiere dagegen dürfte sommers wie winters auf die Weide getrieben worden sein. In Tornow, Vorberg und Presenchen in der Niederlausitz z. B. wiesen die Pollenanalysen neben dem Ackerland auf größere Weideflächen hin, das heißt, Baum- und Strauchwerk waren infolge des stetigen Viehverbisses eingegangen und hatten dem Gras weichen müssen. Die Nutzung von Talniederungen als Grünland begann zwischen dem 7. und 9. Jh. und dauert bis auf den heutigen Tag an.

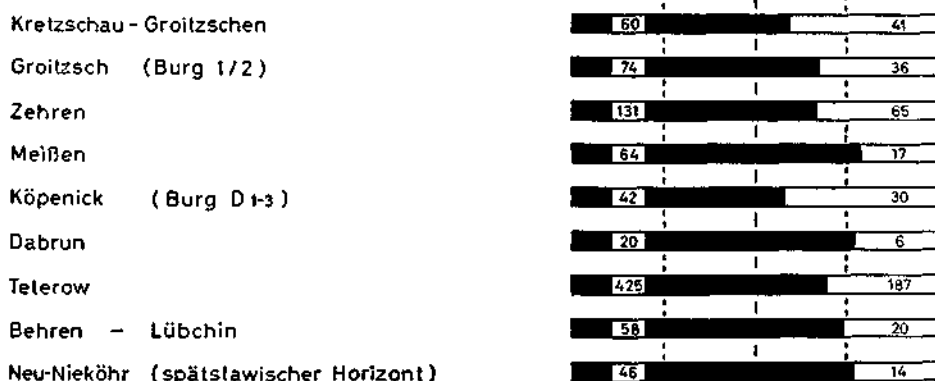
Zeitweise ist das Vieh sicherlich auf die Waldweide getrieben worden. Der Jungwuchs von Laubgehölzen sowie der Unterwuchs wurden abgeweidet, und der ständige Vieheintrieb führte dadurch eine weitgehende Auflichtung der Wälder herbei. Auf diese Weise wurde die Rodungsarbeit, die Erweiterung des Ackerlandes, vorbereitet (S. 49). Das Brachland diente ebenfalls als Weide. Eine Reihe von Ortsnamen weist auf diese Weidegründe hin.<sup>21</sup>

Die Erträge der Viehzucht waren so groß, daß zu den häufigsten Abgaben, die man den slawischen Siedlern westlich der Saale oder nach der deutschen Eroberung auch den Stämmen östlich der Elbe und Saale auferlegte, Viehabgaben gehörten. 937 hatten die Müritzer, Liezizi und Heveller an das Magdeburger Moritzkloster Schweine abzuliefern.<sup>22</sup> 968 entrichteten die Bewohner von Nicici, Lusizi, Selpoli und der Civitas Sulpize den Viehzehnt an die Meißener Kirche.<sup>23</sup> 970 und 971 wurden Daleminzier, Nisanen, Milzener und Dadošanan zur Viehabgabe verpflichtet, vor allem zur Schweineabgabe.<sup>24</sup> Die Bewohner von 22 Orten um Orlamünde hatten 1083 u. a. Schweine, Hühner, Schinken, Honig, Käse, Eier, Hafer, Brot und Weizenmehl an den Abgesandten des Mainzer Erzbischofs, wenn sich dieser zu Amtshandlungen in Orlamünde aufhielt, zu liefern.<sup>25</sup>

## Fundplätze des 7.-10. Jh.



## Fundplätze des 11.-12. Jh.



## Fundplätze des 12.-13. Jh.



Abb. 29. Der Anteil männlicher (♂) und weiblicher (♀) Schweine auf Fundplätzen des 7. bis 13. Jh.

Im großen und ganzen jedoch scheint aus den Nachrichten hervorzugehen, daß die Getreideabgabe an erster Stelle stand. In den spärlichen und zudem umstrittenen Nachrichten über den Obodritenzehnt spielen die Viehabgaben überhaupt keine Rolle. Vielleicht läßt sich darin ein Hinweis finden, daß die obodritische Oberschicht ihren Bedarf an Vieh weitgehend aus eigenen Herden zu decken vermochte, während Getreide nicht nur für die menschliche Ernährung, sondern vor allem auch als Viehfutter den Bauern abverlangt wurde (z. B. haben nach einer Festlegung von 948 die Bewohner eines Dorfes bei Burg 6 Wagen Getreide für Pferdefutter, 6 Scheffel Weizen, Schweine, Gänse, Hühner, Met und Bier an den Bischof von Brandenburg liefern müssen).<sup>26</sup>

Dem steht jedoch entgegen, daß in vielen slawischen Burgen unter den Schweineknochen die Reste der männlichen Tiere gegenüber denen der weiblichen Tiere stark überwiegen (Abb. 29). Bei einer Deckung des Bedarfs aus eigenen Herden müßte aber das Zahlenverhältnis etwa dem natürlichen Geburtenverhältnis entsprechen. Dieses Überwiegen der Knochen von männlichen Tieren spricht für gewisse Abgaben, die an den Burgherrn entrichtet werden mußten, denn man wird vorwiegend zur Weiterzucht untaugliche Tiere, in erster Linie überzählige Eber, abgegeben haben. Bemerkenswert ist, daß in der Siedlung von Dessau-Mosigkau das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Schweinen 55 : 45 beträgt und damit urgeschichtlichen Siedlungsplätzen gleicht, also etwa dem natürlichen Geburtenverhältnis der Schweine entspricht. Gleiche Umstände sind allerdings auch in den Burgen von Feldberg und Berlin-Köpenick (Burg B/C und D 1—3) festzustellen, was darauf hindeutet, daß hier die Viehzucht von Bewohnern der Burg betrieben wurde. In Berlin-Köpenick tritt in der frühdeutschen Phase jedoch eine Änderung ein, indem die männlichen Schweine nun fast dreimal so stark vertreten sind wie die weiblichen. Hier mußten in frühdeutscher Zeit offensichtlich auch Abgaben an den Burgherrn entrichtet werden.

### 3. Jagd

Die bisherigen Untersuchungen zeigten, daß Viehzucht überwiegend oder ausschließlich die Fleischversorgung sicherte. Daneben freilich kam auch der Jagd ein mehr oder weniger bedeutsamer Platz im wirtschaftlichen Gefüge zu. Für Sprewanen und Heveller im unteren Spree- und mittleren Havelgebiet stellte die Jagd um des Fleischertrages willen offensichtlich bis in das 12. Jh. eine wirtschaftliche Notwendigkeit dar (Abb. 26).

Die Wälder, die besonders vor Beginn des 11. Jh. noch riesige, zusammenhängende Flächen bedeckten (S. 13), beherbergten Wildtiere in großer Zahl. Bär, Luchs und Elch sowie Ur und Wisent gehörten in der damaligen Zeit noch zum normalen Standwild unseres Gebietes. Die Ansprüche, die die einzelnen Tierarten an die Umwelt stellten, waren natürlich unterschiedlich. So waren Bär und Luchs vorwiegend im tieferen Wald zu finden, während Hirsch, Wildschwein und Wisent den etwas lichterem Wald bevorzugten. Der Elch hielt sich zumeist in Auwäldern auf, und Reh, Hase, Fuchs und eventuell auch der Ur bevorzugten lockere Waldungen mit größeren Lichtungen.

Je nach den Möglichkeiten wurden die Tiere mit Pfeil und Bogen oder mit Speeren erlegt oder in Fallgruben und mit Schlingen oder Fallen gefangen. Ein Teil der in den Siedlungen gehaltenen Hunde war sicher für die Jagd abgerichtet.

Das Bild, das uns die Knochenfunde über das gejagte Wild vermitteln, ist recht vielgestaltig. In Berlin-Köpenick war nicht nur die Zahl der Wildtiere sehr hoch, sondern auch die Artenzahl beachtlich. Die wichtigsten Jagdtiere

waren hier Hirsch, Wildschwein und Reh, man hat aber auch Ure, Wisente und Bären erlegt sowie verschiedene kleinere Tiere, wie Biber, Dachse und Hasen. Daneben ließen sich mehrere Tierarten nachweisen, die wahrscheinlich des Pelzes wegen gejagt wurden, wie Fischotter, Fuchs, Iltis, Luchs, Steinmarder und Wildkatze sowie der Wolf. Auch die Jagd auf Wildgeflügel bereicherte den Speisezettel. Neben Birkhuhn und Auerhuhn waren es vor allem Wasservögel, die man jagte, wie Höckerschwan, Singschwan, Stockente und Knäckente, aber auch Fischreiher und Rohrdommel. Eine Besonderheit stellt der Nachweis eines Pelikans dar. Ob man auch Seeadler, Habicht und Krähe verzehrte, läßt sich allerdings schwer beurteilen.

So wie in Berlin-Köpenick konnten Hirsch, Wildschwein und Reh auf fast allen Fundplätzen als die wichtigsten Jagdtiere nachgewiesen werden. In Gebieten mit ausgedehnten Auwäldern erlangte der Elch als Jagdtier eine besondere Bedeutung, z. B. in Tornow und Vorberg, Kr. Calau, sowie in Zehren und Meißen.

Der Nachweis des Seehundes in Alt Lübeck sowie der Sattelrobbe in Reric deutet darauf hin, daß auch Meerestiere gejagt wurden. Ob allerdings der Wirbel eines Wales aus Wolgast von einem Tier stammt, das bei der Küstenjagd erlegt wurde, ist sehr fraglich. Möglicherweise war ein Wal, der sich in die Ostsee verirrt hatte, am Strand den Menschen eine leichte Beute geworden.

Eine besondere Rolle spielte die Pelztierjagd. Das Bild, das die Knochenfunde in den Siedlungen uns hierüber vermitteln, ist nicht zuverlässig, denn das Fleisch der meisten Pelztiere diente nicht zur Ernährung. Man balgte die erlegten Tiere an Ort und Stelle ab, ließ den Kern liegen und nahm nur den Pelz (Balg) mit.

Verschiedenen slawischen Stämmen wurden von den deutschen Eroberern Pelzabgaben auferlegt. So hatten Daleminzier, Nisanen, Milzener und Lusizer 971 einen Pelzzehnt an das Bistum Meißen zu entrichten.<sup>27</sup> Die Zirzipanen sollten 1114 je Hakenpflug Landes einen Fuchspelz liefern.<sup>28</sup> Das Kloster Nienburg, Kr. Bernburg, verlangte von den Bewohnern des Niemitzscher Landes um Guben die Felle von Rehböcken, Mardern, Hirschen, Katzen und anderen Waldtieren.

Außer Fleisch, Häuten und Pelzen erlangte man durch die Jagd auch Geweihe und Knochen für die Herstellung von Kämmen und anderen Knochen- und Geweihgeräten. Für diesen Zweck hatte man oft auch Abwurfstangen vom Hirsch gesammelt.

Die Geweihe von Hirsch und Elch sowie die mächtigen Hörner von Ur und Wisent schmückten möglicherweise als Trophäen die Häuser. Der direkte Nachweis von derartigen Trophäen ist allerdings nur in seltenen Fällen möglich.

Die Jagd war auch notwendig, um die Felder vor Verwüstungen durch Wildschweine, Rehe und Hirsche oder den Ur zu schützen. Vor allem galt es jedoch, Wölfe und Bären zu bekämpfen, die in den Viehherden großen Scha-

den anrichten konnten. In der frühslawischen Siedlung von Dessau-Mosigkau fand sich der Schädel eines sehr starken Wolfes, bei dem die Nasenpartie vollständig zertrümmert und die großen Eckzähne, mehrere Schneidezähne und etliche Backenzähne herausgeschlagen waren. Der Wolf, von dem dieser Schädel stammt, war vermutlich in eine Viehherde des Dorfes eingebrochen und von den Bewohnern schließlich überwältigt worden.

Des weiteren mußte man immer wieder Jagd auf kleinere Raubtiere und Greifvögel machen, um das Kleinvieh, vor allem das Hausgeflügel, zu schützen.

	Zehren		Meißen	
	Anzahl	in Prozent	Anzahl	in Prozent
Haustiere	3379	84,7	987	80,2
Wildtiere	613	15,3	244	19,8
Bär	5	0,8	13	5,3
Biber	2	0,3	1	0,4
Elch	10	1,6	16	6,5
Fuchs	1	0,2	—	—
Hase	4	0,7	2	0,8
Hirsch	158	25,7	127	52,0
Reh	48	7,5	7	2,9
Ur/Wisent	9	1,5	36	14,7
Wildschwein	366	59,6	40	16,4
Birkhuhn	3	0,5	—	—
Fischreiher	1	0,2	—	—
Habicht	—	—	1	0,4
Krähe	1	0,2	—	—
Rebhuhn	5	0,8	—	—
Roter Milan	—	—	1	0,4
Sperber	1	0,2	—	—
Stockente	1	0,2	—	—

Die Einbeziehung von Pelzabgaben in die Tributforderungen deutet darauf hin, daß die Jagd noch nicht Privileg einer Oberschicht war, sondern noch von breiten Volkskreisen ausgeübt werden konnte. In den Fundschichten der dörflichen Siedlungen jener Zeit wie auch in den Burgen findet sich daher etwa das gleiche Verhältnis von Jagdtier- zu Haustierresten. Während in Polen, der Tschechoslowakei und in anderen slawischen Ländern zahlreiche Ortsnamen darauf schließen lassen, daß es spezialisierte Jäger in adligem oder fürstlichem Dienst gab<sup>29</sup>, finden sich solche Ortsnamen bei den Stämmen westlich der Oder nur selten. Im Fürstentum Rügen bestand z. B. für die Jagd auf Hirsche und Rehe ein fürstliches Regal.<sup>30</sup> In den seit dem 10. Jh. fester in den deutschen Feudalstaat eingegliederten Gebieten ist allerdings eher mit einer derartigen Entwicklung zu rechnen. So deutet die Zusammensetzung der Wild-

tierfauna in den Burgen von Meißen und Zehren darauf hin, daß hier bevorzugt Wild gejagt wurde, das wir der hohen Jagd zurechnen. Wie der Tabelle zu entnehmen ist, waren Hirsch und Wildschwein die Hauptjagdtiere, sodann aber, ganz besonders in Meißen, Bär, Elch, Ur und Wisent. Das Niederwild, also Reh, Hase und Fuchs, spielte nur eine untergeordnete Rolle. Aus den Vogelknochen läßt sich zudem noch die Beizjagd erschließen, da Habicht und Sperber häufig verwendete Beizvögel waren und Fischreiher, Krähe, Rebhuhn und Stockente als bevorzugtes Beizwild galten.

#### 4. Fischfang

Die Küstengewässer und die zahlreichen Seen und Flüsse des Binnenlandes boten günstige natürliche Voraussetzungen für den Fischfang, zumal der Fischreichtum der Binnengewässer in damaliger Zeit noch sehr groß gewesen ist. Selbst kleine Teiche und Bäche sind abgefischt worden, wie eine Anzahl von Fischresten in Siedlungen neben solchen Gewässern zeigt.

Infolge der Zerbrechlichkeit und Winzigkeit der Fischreste sind die Bergung und Identifizierung allerdings mit großen Schwierigkeiten verbunden. Am häufigsten konnte bisher der Hecht nachgewiesen werden, der relativ derbe Schädelknochen hat. Weiterhin fanden sich Barsch, Blei, Brassen, Karpfen, Plötze, Rapfen, Rotfeder und Schleie, also Fische, die noch heute in unseren Seen und Flüssen gefangen werden können. Bemerkenswert ist lediglich der Stör, der in Berlin-Köpenick und Neu Nieköhr, Kr. Teterow, nachgewiesen werden konnte und der heute in unseren Gewässern fehlt. Als Besonderheit ist der Nachweis der Flunder in der Olsborg bei Plön zu erwähnen. Die Flunder ist normalerweise ein Küstenfisch, geht jedoch auch in das Brackwasser der Flußmündungen und steigt gelegentlich in den Flüssen auf. Der Flunderrest aus der Olsborg kann von einem solchen Exemplar stammen, kann aber auch durch den Fischhandel von der Küste ins Binnenland gelangt sein.

Gefischt wurde mit Netzen, Reusen, Angelhaken und Fischspeeren. Teile eines Netzes fanden sich in dem altslawischen Burgwall von Phöben bei Potsdam. Die Maschenweite betrug 25 mm. Netzsenker zogen die Unterkante des Netzes in die Tiefe und Netzschwimmer hielten die obere Leine über Wasser und gaben deren Lage an. Sehr verbreitet waren anscheinend Reusen. In der gleichen Weise wie heute wurden sie in ruhigen Gewässern niedergelegt. In Behren-Lübchin bei Teterow fanden sich Reste von mindestens 10 verschiedenen Reusen zwischen den Pfählen der Brücke und in der Nähe des Tores der Burg. Mit dünnen Weidenruten oder Wurzelfasern waren Weidenstäbe auf Bügel aus stärkeren Weidenästen gebunden.<sup>31</sup>

Taucher fanden während der Ausgrabungen im Jahre 1967 in Feldberg, Kr. Neustrelitz, bei systematischer Untersuchung unterhalb der Burg in den Sedimenten des Seegrundes, in einer Tiefe, die auch Spuren des Burgenbaues und



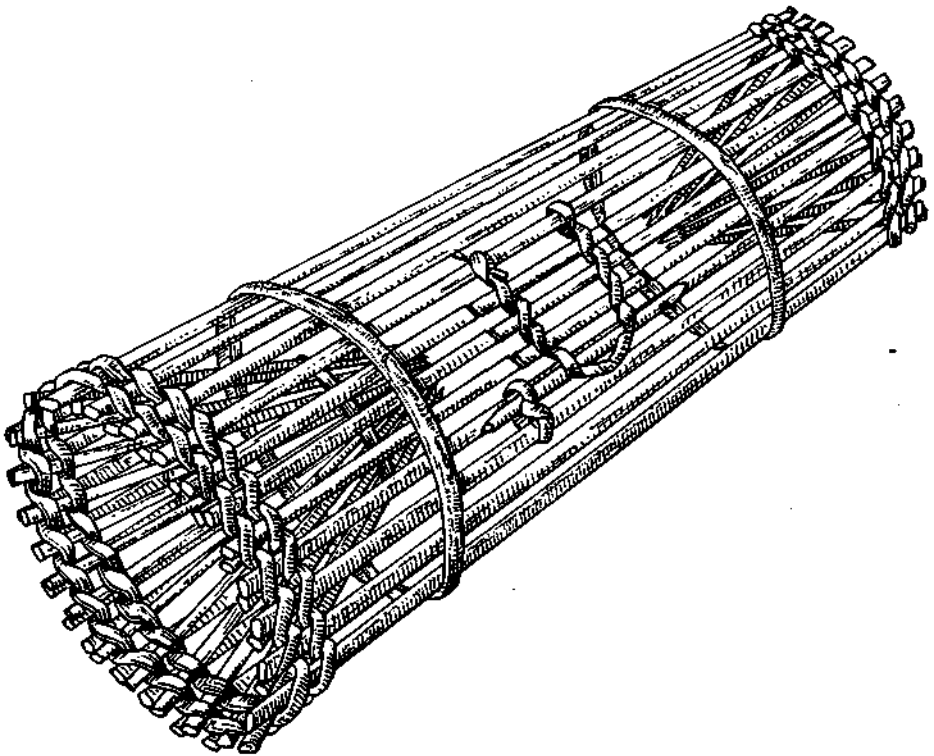


Abb. 30. Rekonstruktion einer slawischen Fischreusen (nach Resten aus dem Breiten Luzin-See bei Feldberg, Kr. Neustrelitz)

des Burgbrandes aufwies, mehr oder weniger gut erhaltene Teile von 8 Reusen; Stäbe von 80 bis 100 cm Länge, aus jungen Kiefern geschnitten, waren auf Bügeln aus Weidenzweigen mit Hilfe von Bast und Weidenruten befestigt worden. Kurze, zugespitzte Stäbe bildeten auf jeder Seite den Reusenmund. Die Reusen hatten einen Durchmesser von etwa 20–30 cm und waren wohl vorwiegend für den Krebsfang bestimmt (Abb. 30).

Durch die Zerstörung der Burg sind diejenigen, die die Reusen ausgelegt hatten, vertrieben oder getötet worden. Die Reusen wurden von den Ablagerungen des Sees allmählich begraben. Bei dieser Gelegenheit mag auch der Einbaum verlorengegangen sein, dessen Reste sich etwa in gleicher Tiefe wie die Reusen fanden. Die Oberteile des Einbaumes waren abgewittert. Ursprünglich ist er weit über 3 m lang gewesen. Derartige Einbäume aus Eichenstämmen sind mehrfach bekannt geworden, ohne daß sie sich jedoch sicher datieren lassen. In slawischer Zeit war der Einbaum wohl das wichtigste Fahrzeug auf den Binnengewässern.

Vom Ufer, von Brücken und anderen Bauwerken am Wasser (S. 99) oder von Einbäumen legte man die Angel aus (Abb. 49 b). Zahlreiche große und kleine Angelhaken aus Eisen fanden sich in Ketzin, Kr. Nauen, Krakow und Hohen Spreng bei Güstrow, Neuendorf bei Brandenburg, Dambeck bei Röbel, Schwedt, Teterow, Berlin-Köpenick usw. Hechte und andere große Fische wurden auch gespeert. Mehrzackige Fischepeere (Abb. 49 a) mit Widerhaken aus Eisen waren weit verbreitet und sind aus den altslawischen Burgen von Potsdam, Ketzin, Deetz bei Brandenburg, Neubrandenburg, Feldberg und anderen belegt.

Die Fischerei brachte in damaliger Zeit bei geringem Aufwand einen stetigen Ertrag. Man darf deshalb annehmen, daß die entstehende slawische Oberschicht sich sehr bald Rechte über das Fischereiwesen verschaffte und den Fischern für die Vergabe des Rechtes auf Fischfang Abgaben und Leistungen auferlegte. Ursprünglich hatten die Gewässer dem Stamm oder den Bewohnern der Siedlungsgefilde gehört; nun wurden sie von Adel und Fürsten in Anspruch genommen.

Die deutschen Eroberer des 10. Jh. legten den unterworfenen slawischen Stämmen auch Abgaben von Fischen auf, die vor allem an geistliche Institutionen in Magdeburg, Meißen, Brandenburg usw. zu leisten waren. Besonders an den etwa 150 Fastentagen, die die katholische Kirche vorschrieb, kam man kaum ohne Fischspeisen aus. Das Kloster Nienburg an der Saale hatte Anfang des 11. Jh. in der nördlichen Niederlausitz um den Schwielochsee sieben Seen vom deutschen Kaiser erhalten: jeder, der in einem der sieben Gewässer fischen wollte, hatte eine Abgabe von 300 Schock Fischen und 72 Mark jährlich an den Verwalter der Nienburger Besitzungen zu leisten.

Fische wurden – nicht zuletzt in Zusammenhang mit der Christianisierung in den slawischen Gebieten oder in deren Nachbarschaft – zu einem begehrten Produkt, das, sofern man es sich nicht durch Abgaben oder Tribute beschaffen konnte, durch Handel erworben wurde.

Um Fische länger haltbar oder überhaupt erst transportfähig zu machen, mußte man sie einsalzen, trocknen oder räuchern. Die sich entwickelnde Fischereiwirtschaft wurde daher spätestens seit dem 10. Jh. zu einem großen Abnehmer von Salz (S. 109).

Die Aneignung der Gewässer und des Fischregals durch die Oberschicht – nachweisbar für die deutschen Eroberer, vermutlich bereits für die slawischen Herren vor der deutschen Eroberung – dürfte seit dem 10./11. Jh. größeren Umfang angenommen haben. Dieser Umstand sowie die zunehmende Nachfrage nach Fischen förderten die Herausbildung regelrechter Fischersiedlungen.

Wenn wir der Forschung über die sogenannten Kietzsiedlungen folgen dürfen, sind die Kietze des 13. und 14. Jh. aus Dienstsiedlungen, deren Bewohner sich zu einem sehr erheblichen Teil mit Fischfang beschäftigten, entstanden. Diese Siedlungen lagen häufig bei slawischen Burgen, stets jedoch im alten slawischen Siedlungsgebiet.

An der Küste entwickelte sich spätestens seit dem 10./11. Jh. die Seefischerei. Man hat sie vorher sehr wahrscheinlich schon mit größeren Plankenbooten unter Segeln betrieben (S. 100). Die Erträge waren oft bedeutend; so kam bei Arkona auf Rügen jährlich im November „eine große Menge von Händlern wegen des Fischfanges dort zusammen“. <sup>33</sup> Es wurde dann ein regelrechter Heringsmarkt abgehalten, und die Kaufleute, zumeist aus den Ländern westlich der Elbe, fuhren mit vollbeladenen Schiffen heim. An anderen Küstenorten gab es wohl ähnliche Märkte. Einige dieser slawischen Fischmärkte haben sich zweifellos in jenen Orten erhalten, die seit dem 12./13. Jh. an den Küsten im Deutschen als Vitten bezeichnet werden (beispielsweise Vitt südlich Arkona, Vitte auf Hiddensee). <sup>33</sup> In den Vitten wurden die Fische in Tonnen eingesalzen und auf bereitstehende Schiffe verladen.

Im 13. Jh. reichte der Heringshandel weit ins Binnenland hinein, nachweisbar bis nach Mähren. Bisher sind die Fischreste aus den Kulturschichten der Siedlungen jedoch nur in geringem Maße untersucht, und es läßt sich nicht feststellen, wann dieser weitläufige Handel einsetzte. Aus Neubrandenburg/Fischerinsel und Fergitz, Kr. Templin, sind in oder neben slawischen Burgen kleine amulettartige Anhänger aus Blei gefunden worden, die vermutlich einen karpfenähnlichen Fisch und einen Hecht darstellen (Abb. 101 c–d). Auch im Schmuck und in der künstlerischen Betätigung kam dem Fisch Bedeutung zu.

## 5. Zeidelwirtschaft

Weite Wälder und Heiden zwischen den Siedlungsgebieten boten eine breite Grundlage für die Zeidelwirtschaft. Die Nutzung der Waldbienen als Honigspender ist seit der mittleren Steinzeit sicher zu belegen. Bereits in der Bronzezeit fertigte man – u. a. nachgewiesen in Berlin-Lichterfelde – Bienenbeuten an, um die Biene in Zucht zu nehmen. Beuten wurden wohl auch von den Slawen in hohen, starken Stämmen im Wald angelegt, die die Marke des Zeidlers trugen; dabei bevorzugte man Kiefern, aber auch Linden, Ahorne und Eichen. Es entwickelte sich ein bescheidenes Inventar zur Durchführung der Bienenwirtschaft, von dem jedoch kaum etwas aus dem frühen Mittelalter erhalten ist. Anlage der Beuten, Einsetzen des Schwarms, Pflege des Bienenstocks und schließlich das Zeideln, d. h. die Honig- und Wachsentnahme, waren die wichtigsten Arbeiten des Zeidlers.

Allein die Zeidelwirtschaft lieferte den Slawen einen Süßstoff – den Honig. Honig war gleichzeitig der Ausgangsstoff für ein Rauschgetränk, den Met oder Honigwein. Das Wachs der Bienenwaben war von vielen Handwerkern begehrt und wurde in den christlichen Gebieten in großem Umfang für die Kerzenherstellung benötigt. Aus diesen Gründen bildete die Zeidelwirtschaft einen sehr wichtigen Wirtschaftszweig, der nicht nur den eigenen Bedarf befriedigte, sondern ein vielbegehrtes Handelsprodukt schuf, auf das die herrschende Oberschicht bzw. die eindringenden Eroberer daher sofort ihre Hand

legten. In diesem Zusammenhang wurde eine Maßeinheit für die Honigabgabe festgesetzt – das Stürnitz.

Infolge der ausgedehnten Zeidelwirtschaft war das Land reich an Met, wie Ibrahim ibn Jacub 965 feststellte. Die Keller der Burg Meißen enthielten um 1015 soviel davon, daß man aus Wassermangel auf diesen Vorrat zurückgegriffen haben soll, um den Burgbrand zu löschen.

Bereits 889 hatten linkssaalische Slawen ebenso wie ihre fränkischen Nachbarn den Honigzehnten zu entrichten. Die Verpflichtung zur Abgabe von Honig, Met und Wachs zieht sich durch eine Vielzahl von Urkunden, die die feudalen Leistungen in den unterworfenen slawischen Gebieten festsetzen. Welche Bedeutung die herrschende Klasse dieser Leistung beimaß, drückt die Aufzeichnung der Gerechtsame des Erzbischofs von Köln aus, die Kaiser Heinrich 1056/74 verliehen hatte: „Wenn die Slawen zum festgesetzten Termin keinen Honig liefern, sollen sie so lange in Ketten gelegt werden, bis sie dem nachkommen“.<sup>34</sup>

Die weite Verbreitung der Honigabgabe, ihre Bindung (nach den feudalen Urkunden) an die Bauernfamilien der Dörfer, an die Wirtschaften der Bauern, aber auch die Verflechtung mit den übrigen Naturalabgaben weisen darauf hin, daß die Zeidelwirtschaft von den Bauern betrieben worden sein muß. Allerdings entstand wohl spätestens im 11. Jh. der Beruf des Imkers, des Bienenmeisters (*magister apum*), wie Thietmar jenen Mann nennt, den ein deutsches Heer in der Waldeinsamkeit Niederschlesiens antraf.

Ortsnamen wie Barzig, Kr. Calau, Barz, Kr. Teterow, Baruth leiten sich von Bartce her und bedeuten „kleine Waldbienenstöcke“. Medow, Medewitz, Mödnitz, Magdeborn (Medeburu im 11. Jh.) enthalten das Grundwort *med* = Honig. In dem Ortsnamen Dankwitz, Kr. Bautzen, findet sich wohl der Begriff *děnka* = Bienenstock.<sup>35</sup> Alle diese Hinweise auf Zeidelwirtschaft in den Ortsnamen sind über das ganze hier behandelte Gebiet verbreitet und legen Zeugnis davon ab, daß in diesen Orten, sofern nicht eine einfache Übertragung des Ortsnamens aus einem anderen Gebiet vorliegt, Leute gewohnt haben müssen, die sich besonders mit der Zeidelwirtschaft beschäftigten.

Über die Art und Weise, wie diese Zeidler sich in das gesellschaftliche Leben ihrer Zeit einfügten, ist nichts Sicheres bekannt. Möglicherweise bildeten die Zeidler in manchen Gebieten eine besondere Schicht, deren Basis die Großfamilie war (S. 201).<sup>36</sup>

## 6. Handwerk und Gewerbe

Die Herausbildung von Handwerk und Gewerbe erfolgte in engem Zusammenhang mit der Festigung und Ausdehnung der Produktion von Ackerbau und Viehzucht, mit der ständigen Erzeugung eines Mehrprodukts und der Konzentration des Mehrprodukts an wichtigen ökonomischen Zentren, sei es durch den Handel, sei es durch die Abgaben und Tribute, die die herrschende

Klasse einzog. Andererseits bedurfte die Gesellschaft zur Befriedigung der zunehmenden Anforderungen an Produktionsinstrumente und Verbrauchsgüter sowie an Waffen und Schmuck der Spezialisten, die diese Güter herstellten. Infolge seiner Verbindung mit der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung vollzog sich der Prozeß der Herausbildung des Handwerks in den einzelnen Landschaften und bei den einzelnen Stämmen unterschiedlich. Die einwandernden Siedlergruppen verfügten über ein bestimmtes Produktionsniveau, über Arbeitsmittel, verbunden mit technischen Fertigkeiten und Fähigkeiten zur Erzeugung von Gebrauchsgütern aus Ton, Knochen, Holz, Stein und Eisen. Deren Herstellung erfolgte innerhalb der Siedlergemeinschaften jedoch zunächst im Hauswerk.

Die Hauswerker, Spezialisten innerhalb der gentilgesellschaftlichen Gruppen oder an den entstehenden Adelshöfen, arbeiteten in der Regel nur für den Bedarf der eigenen Gemeinschaft, der sie angehörten. Ihre Produkte wurden nur ausnahmsweise zu Waren für den Austausch oder zu Handelsgütern. Die hauswerkliche Produktion der Spezialisten bereitete jedoch die handwerkliche Erzeugung vor, sowohl durch die Entwicklung der Produktionsinstrumente und Fertigkeiten als auch durch die teilweise Herstellung von Produkten, die an Rohstoffquellen gebunden waren und infolgedessen nicht von allen Gemeinschaften selbst erzeugt werden konnten. In erster Linie gilt das für die Mahlsteinerzeugung und die Salzgewinnung (S. 109f.). Eine funktionsfähige Mühle mit Läufer- und Unterstein herzustellen, erforderte Erfahrung und technisches Können. Das Gesteinsmaterial mußte besonders ausgesucht werden. Beispielsweise sind alle in der altslawischen Siedlung bei Dessau-Mosigkau gefundenen Mahlsteinreste aus Grauwacke gefertigt, deren nächstes Vorkommen in 20 km Entfernung festgestellt werden konnte.<sup>37</sup> In den nördlichen Gebieten standen nur Geschiebe zur Verfügung. So bestehen alle Mahlsteinreste aus der jungslawischen Burg Behren-Lübchin, Kr. Teterow, aus Granit, obwohl die harten Granite weniger geeignet waren, da im Laufe der Nutzung die Griffigkeit der Reibflächen verloren ging und diese sich glatt schliffen. Es ist anzunehmen, daß die Herstellung durch einzelne Spezialisten erfolgt ist. In welchem Maße man auf leistungsfähige Mühlen bedacht war, haben die Untersuchungen in Tornow, Kr. Calau, ergeben.<sup>38</sup> In der älteren Burg des 7./8. Jh. wurde mit Mahlsteinen aus Granit gemahlen, in der jüngeren Burg des 8./9. Jh. bestanden die Mahlsteine zu 90 Prozent aus Rochlitzer Porphyr aus der Gegend von Colditz und Lastau in Nordwestsachsen. Außerdem läßt sich an den dünner gearbeiteten Läufern eine technische Verbesserung erkennen. Die guten Eigenschaften des Porphyrs für Mahlzwecke – hohe Griffigkeit und geringe Abnutzung sowie die leicht erschließbaren und umfangreichen Rohstofflager – haben seit der zweiten Hälfte des 8. Jh. zu einer gewerblichen Spezialisierung geführt. Die Bewohner, die dieses Gewerbe besonders betrieben, wurden als Zornoseki, als Mahlsteinhauer, bezeichnet. Südlich von Mügeln im ehemaligen Daleminzien verdanken der Ort Sornzig (1120 als Surnezec bezeichnet) und bei Rochlitz im ehemaligen

Chutizi der Ort Sörnzig (1208 als Zorneske bezeichnet) der Mahlsteinherstellung ihre Namen. In einem Bruch bei Altenburg fand man eine gestapelte Gruppe von Mahlsteinrohlingen (Halbfabrikaten).<sup>39</sup> Das Vorkommen von Mahlsteinen aus Crawinkler Porphyr und hallischem Quarzporphyr in slawischen Burgen der Niederlausitz und im Havelland weist auf weitere Produktionszentren bei Arnstadt und bei Halle hin.<sup>40</sup>

Auf die Salzgewinnung spezialisierten sich die Bewohner ganzer Orte, so in Mecklenburg bei Altentreptow, an der Recknitz bei Oldesloe in Holstein, im Nuthgebiet südlich von Berlin und in einigen anderen Gegenden.<sup>41</sup>

Einen breiten Raum in der häuslichen Produktion nahm die Herstellung von Textilien ein. Die Wolle der Schafe und die Fasern des Flachses, in jeder Bauernwirtschaft erzeugt und aufbereitet, wurden mit einfachen Handspindeln zu Garn versponnen. Wenigstens in jedem Hofverband gab es einen Webstuhl, in ältester Zeit als Vertikalwebstuhl, in jüngerer Zeit als Horizontalwebstuhl ausgeführt, auf dem Tuch und Leinen in verschiedener Bindungsart hergestellt wurden. Im 6. bis 8. Jh. bevorzugte man anscheinend die Leinenbindung, während danach auch Köperbindungen zunehmend Verbreitung fanden. Zu einer besonderen gewerblichen Spezialisierung kam es jedoch bei der Textilherstellung nicht. Die auf viele Haushalte verteilte Produktion versorgte auf dem Wege der Feudalabgabe nicht nur die einheimische Oberschicht, sondern auch – besonders im 10. Jh. – die eingedrungenen geistlichen und weltlichen deutschen Feudalherren.<sup>42</sup>

Die Grundlage, auf der sich das Handwerk und die gesellschaftliche Schicht der Handwerker entwickelten, bildete jedoch die Zusammenführung von verschiedenen Spezialisten an großen wirtschaftlichen und politischen Zentren, vor allem seit dem 10. Jahrhundert. Im folgenden soll die Vorstufe der hauswerklichen Produktion, die wichtige Grundlagen für die Herausbildung des Handwerks schuf, in Zusammenhang mit der Entwicklung der einzelnen Zweige der handwerklichen Produktion betrachtet werden.

### a) Töpferei

Die ältere slawische Keramik, wie sie aus dem mittleren Elbe-Saale-Gebiet, aus Mecklenburg und aus dem Odergebiet vorliegt und die als Prager und Sukower Gruppe bezeichnet wird (S. 18 ff. und Abb. 3, 1–3, 5; 4, 21, 22), fällt nicht nur durch ihre weitgehende Übereinstimmung in der Grundform und durch das Fehlen der Verzierung, sondern auch durch ihre einheitliche Produktionstechnik auf. Der Aufbau der Gefäße erfolgte meist ohne besondere technische Hilfsmittel durch Aufwulstung in Zonen und anschließende Modellierung und Glättung, was besondere Geschicklichkeit erforderte. Ebenso mußte bei der Unterschiedlichkeit der angetroffenen Tone eine entsprechende Magerung mit Steingrus beachtet werden. Der nach dem Trocknen sich anschließende Brennprozeß erfolgte in der Regel im offenen Feuer oder in Brenngruben. Wie eine Untersuchung von Keramik aus der älter-slawischen

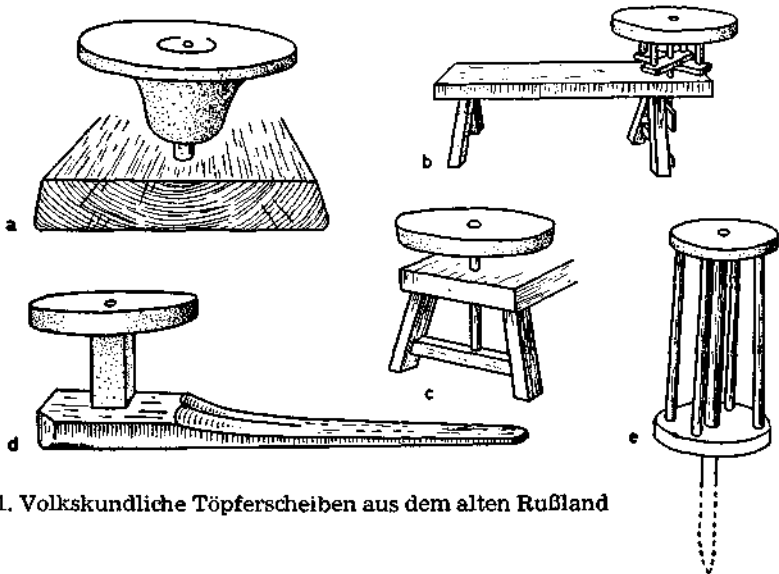


Abb. 31. Volkskundliche Töpferscheiben aus dem alten Rußland

Siedlung bei Dessau-Mosigkau (Mitte des 6. Jh. bis zum Anfang des 8. Jh.) ergeben hat, konnte mit diesem Verfahren eine Brenntemperatur von 520 bis 560 Grad erreicht werden.<sup>43</sup> Komplizierte Hilfsmittel und besondere Kenntnisse waren also für die Keramikherstellung nicht erforderlich; entscheidend blieb die Handfertigkeit. Die Bewohner jeder Siedlung waren in der Lage, ihren Bedarf durch eigene Produktion selbst zu decken, möglicherweise saisonmäßig.

Die Stämme der Lusizer in der Niederlausitz und an der mittleren Oder, auf deren fortgeschrittene sozialökonomische Entwicklung mehrfach hingewiesen wurde (S. 133), stellten bereits im 7./8. Jh. eine vollkommene Keramik her. Technische und stilistische Merkmale des Tornower Gefäßtypus (Abb. 4, 11–15, 17 und 86 a)<sup>44</sup> weisen darauf hin, daß dies unter unmittelbarer Anknüpfung an Traditionen im oberen Odergebiet oder in Kleinpolen geschah, wo die Anwendung der Töpferscheibe auf die Römerzeit zurückgeht. Die Gefäße wurden auf einer drehbaren Unterlage hergestellt, die auf den Böden Achsabdrücke hinterlassen hat. Nach volkskundlichen russischen Parallelen handelte es sich um eine Drehscheibe, deren Achse auf einer Sitzbank oder auf einem Holzsockel gelagert war (Abb. 31). Der Töpfer konnte also den auf der Scheibe hochgewulsteten Gefäßkörper zwecks Formung nach Bedarf drehen. Mit dieser einfachen Konstruktion in Art eines Drehtisches, den wir als Handtöpferscheibe bezeichnen, ließ sich zwar kein Rotationsschwung zum Aufbau eines Gefäßes aus einem Tonklumpen erreichen, wie bei der späteren Spindelscheibe mit Schwungscheibe und Fußantrieb; der nicht zu übersehende Vorteil lag jedoch in der Möglichkeit, den Gefäßrohling mit Hilfe der Drehbewegung leichter und gleichmäßiger zu modellieren und zu verzieren.

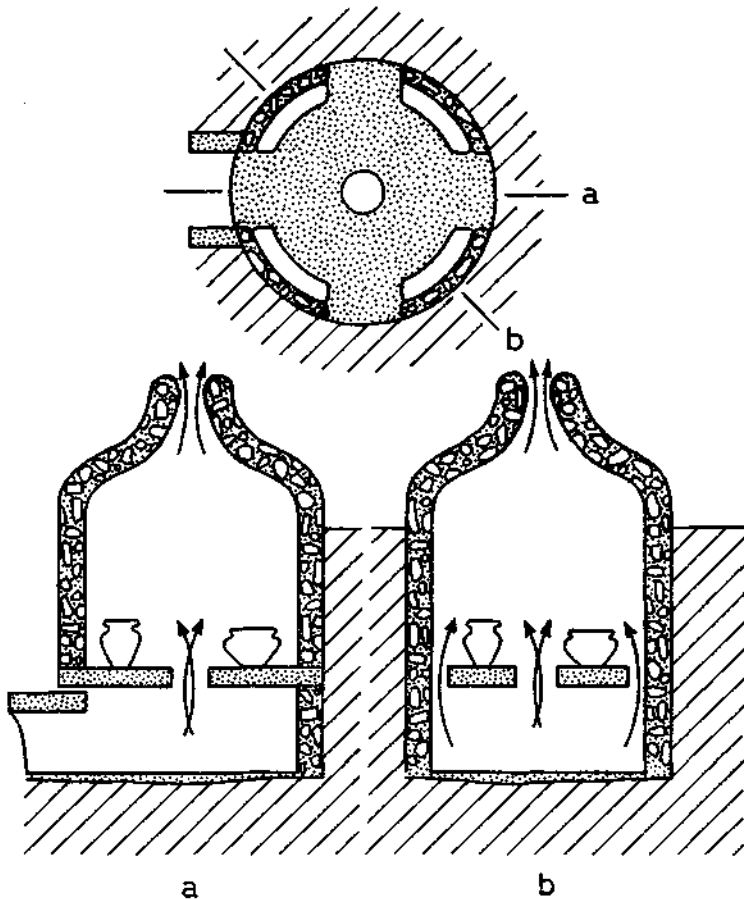


Abb. 32. Rekonstruktion des slawischen Töpferofens von Kremitz, Kr. Jessen

Durch Nachmessungen der Achseindrücke auf den Gefäßböden aus Tornow konnten mehrere gleichzeitig benutzte Töpferscheiben erschlossen werden, unter anderem eine mit wenigstens fünf Scheiben arbeitende Töpferei. Die Feststellung einer oder mehrerer kontinuierlich und mit hoher Produktionseffektivität arbeitenden Werkstätten unmittelbar vor der Burg, wo auch Eisenverarbeitung betrieben wurde, läßt keinen Zweifel daran, daß im Zuge sozialer Strukturveränderungen spezielle Produktionszweige ausgesondert waren und sich im Übergang zur handwerklichen Produktion befanden. Im Gegensatz dazu scheint die Töpferei in den Dorfsiedlungen weiterhin in den Händen eines noch eng mit der landwirtschaftlichen Produktion verbundenen Personenkreises verblieben zu sein.

Eine ähnliche Entwicklung hat sich bei den Stämmen der Wilzen in Mecklenburg vollzogen. Die jüngere Feldberger Keramik (Abb. 86 b) gehört zu den



besten Erzeugnissen altslawischer Töpferei zwischen Elbe und Oder. Die Herstellung erfolgte auf der Handtöpferscheibe; besondere Kennzeichen sind, abgesehen von den charakteristischen Ornamenten, eine sorgfältige Aufbereitung der Tonmasse und die Behandlung der Gefäßwandung mit einem Überzug aus Tonschlicker (Engobe). Dadurch erhielten die Töpfe eine mattglänzende Oberfläche. Ferner wurden die Randpartien sauber abgedreht und in einem bestimmten Duktus modelliert. Die in dieser einheitlichen Ausbildung spürbare Praxis geht über das Hauswerk hinaus.

Die Feldberger Keramik bildete die Grundlage für die weitere Entwicklung der keramischen Formen im nördlichen Mecklenburg und im Odermündungsgebiet im 10. Jahrhundert. So entstand die sogenannte Fresendorfer Gruppe, bezeichnet nach den Funden vom Burgwall Fresendorf, Kr. Rostock (Abb. 4, 6–8). Während bei den Stämmen der Lausitz und bei den wilzischen Stämmen die Merkmale handwerklicher Produktion bereits im 8. und 9. Jh. erkennbar sind, lassen sich diese bei den westlich bis zur Elbe siedelnden Stämmen vorerst noch schwer fassen. Die teilweise schon früh nachweisbare Handtöpferscheibe scheint sich nicht auf den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß ausgewirkt zu haben.

Ganz im Gegensatz zu der in großen Mengen gefundenen Keramik liegen nur spärliche Hinweise auf Produktionsstätten vor. Das ist durchaus erklärlich, denn eine Töpferwerkstatt verfügte nur über einfache Einrichtungen aus Holz, die vergangen sind, und die Verarbeitung des Werkstoffes hat keine im Fundgut erkennbaren Abfälle wie bei der Holz- und Metallbearbeitung hinterlassen. In einer sorbischen Siedlung des 9./10. Jh. bei Sehlis, Kr. Leipzig, fanden sich in der Vorratsgrube eines Hauses gelagerter Töpferton und in dem Haus selbst Steingrus, wie er von den Töpfern als Magerungsmittel benutzt wird. Dieser Befund läßt sich als Töpferwerkstatt deuten.<sup>45</sup> In einer Siedlung bei Kremitz, Kr. Jessen, aus dem 9./10. Jh. konnten die Reste eines Töpferofens festgestellt werden (Abb. 32).<sup>46</sup> Es handelt sich um den schon in der Antike bekannten Schachtofen von etwa 1 m Durchmesser, der in die Erde eingelassen war. Der Mantel war aus Lehm und kleinen Steinen hergestellt. In dem aus der Oberfläche herausragenden Kuppelabschluß befand sich der Rauchabzug. Der Ofen gliederte sich in den unteren Heizraum mit seitlich herangeführtem Feuerungsschacht und in den darüber befindlichen eigentlichen Brennraum, getrennt durch eine dicke Brennplatte mit Kanälen für die Zuführung der Brennhitze. In Kremitz ließen sich noch wesentliche Konstruktionsteile erkennen. Hier war der Ofen mitsamt der gebrannten Keramik in sich zusammengebrochen. Gegenüber dem Brand am offenen Feuer oder in Brenngruben ermöglichte der Brennofen eine höhere und gleichmäßige Temperatur, was sich auf die Qualität des Geschirrs auswirkte. Doch ist neben dem Töpferofen noch lange die einfache, weniger aufwendige Brenngrube benutzt worden.

Eine verbesserte Produktionstechnik setzte sich erst seit der Mitte des 10. Jh. durch. Der weitgehend vereinheitlichte Gefäßtyp in Form eines gleichmäßig gearbeiteten hochschultrigen Topfes mit gut abgedrehtem Rand einer-

seits, die einheitliche Verzierung mit spiralgig umlaufenden Gurtlinien andererseits, kennzeichnen die Keramik als ein routinemäßig hergestelltes Produkt eines warenproduzierenden Töpferhandwerks (Abb. 87 b). Nach den technischen Kriterien wurde eine Scheibe mit größerem Rotationsschwing verwendet, die besser zentriert war. Obwohl der Aufbau der Rohlinge weiterhin durch Aufwulstung erfolgte, konnte dank der beschleunigten Rotation das ganze Gefäß gleichmäßig abgedreht und der Rand mit der Schiene sicherer profiliert werden. Im Zusammenhang mit der rotierenden Scheibe stehen die auf der Gurtkeramik seit dem 11. Jh. auftretenden Bodenmarken, die als Abdruck einer auf dem Scheibenkopf eingeschnittenen Figur (Matrize) sich auf dem Gefäßboden als plastisches Zeichen abheben. Zunächst erscheinen einfache Ringe und Kreuze, dann auch sehr komplizierte Formen wie Vierpässe, Sterne, Kreuze im Kreis (Abb. 95 a). Jedoch trägt nur ein kleiner Prozentsatz der Gefäße derartige Marken. Ob es sich um das Signum des sozialen Auftraggebers oder eher um Werkstattzeichen der Produzenten selbst handelt, ist noch nicht befriedigend geklärt.

Töpfergeschirr als Marktware kann man aus dem Auftreten kongruenter Bodenmarken im Bereich der Burg Brandenburg und in bis zu 23 km entfernten Dorfsiedlungen erschließen.<sup>47</sup> In dem lokalen Marktverkehr hat das Geschirr sicher keine geringere Rolle gespielt als in den nachfolgenden Jahrhunderten. Dazu läßt sich auf ein weiteres Beispiel hinweisen.

In Ramin, Kr. Pasewalk, wurden, in ein Bachbett eingeschwemmt, sieben völlig werkstattfrische Gefäße aus der zweiten Hälfte des 11. Jh. bis ersten Hälfte des 12. Jh. gefunden. Sie waren als Satz in der Größenordnung von 9,5 bis 28 cm Höhe zusammengestellt und wohl zum Verkauf bestimmt. In jedem Falle wuchs das Töpferhandwerk mit den wachsenden Bedürfnissen, bedingt durch die allgemeine Zunahme der Bevölkerung, im besonderen durch die Agglomeration in den frühstädtischen Siedlungen. Die Siedlungsstellen und die Keramikfunde der spätslawischen Zeit sind daher zahlreicher als die in der vorangegangenen Periode.

Die jungslawische Keramik des 11. bis 12. Jh. zeigt ein weitgehend einheitliches, funktionsbetontes Gepräge. Eine Analyse ergibt jedoch ein regional differenziertes Bild; in der Produktion spiegelt sich deutlich die unterschiedliche sozialökonomische Entwicklung der einzelnen Gebiete wider.

In dem langgestreckten Küstenraum von der Odermündung bis Lübeck, also im wesentlichen im Gebiet der obodritischen und lutizischen Stämme, erreichte die Töpferei ein hohes Niveau. Das Produktionsbild verrät einen eigenen Stilausdruck mit vielen regionalen Varianten (Teterower, Vipperower, Weisdiner Gruppe, S. 231). Beispielgebend für die schöpferische Leistung ist das aus dem Fresendorfer Topf des 10. Jh. unter Einwirkung der rotierenden Scheibe entwickelte kugelige Deckelgefäß, das im 11. Jh. aufkommt und bis zum 12. Jh. im Gebrauch bleibt.

Die Deckelgefäße südlich der Grenzwaldzone zeugen von der kulturellen Ausstrahlungskraft des mecklenburgischen Töpferhandwerks. Es profitierte

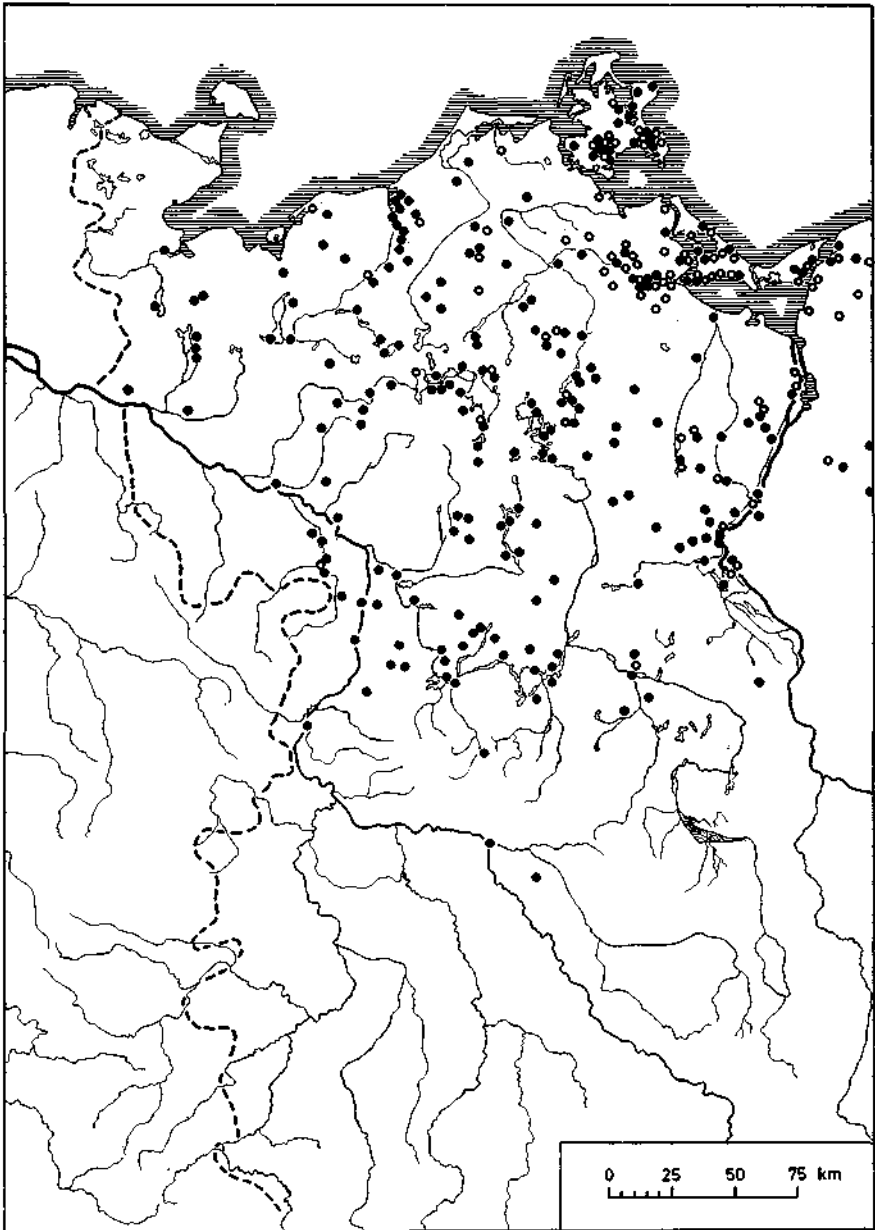


Abb. 33. Verbreitung spätslawischer Gefäßtypen Mecklenburgs im 11./12. Jh.

- Schalen vom Garzer Typ      ● Deckelgefäße vom Bobziner Typ
- Westgrenze des gehäuftten Vorkommens slawischer Funde

davon vor allem das Herrschaftsgebiet der Heveller, das zeitweilig stark unter dem politischen Einfluß der Obodriten stand, ebenso wie die nördlichen Gebiete der Altmark (S. 211 f.; Abb. 33).

In einem anderen Licht ist die Garzer Schale zu sehen, eine gedrehte, schrägwandige Speiseschale, innen und außen gurtverziert, meist auch mit Randkerbung versehen. Ihre Herstellung fällt in das Ende des 11. und in das volle 12. Jahrhundert. Aus dem Fundbild (Abb. 33) hebt sich ein Kerngebiet ab, von der unteren Oder über die Inseln Wolin und Usedom zur unteren Peene bis zur Insel Rügen, deren Fundort Garz für den Schalentyp namensgebend wurde. Die Verbreitung deckt sich im wesentlichen mit den ranischen und pommerschen Territorien. Die Schalen waren dort eine marktgängige Ware; ihre massenhafte Herstellung erfolgte durch Kleinproduzenten. Schon in dem unmittelbar westlich benachbarten obodritischen Gebiet kommen die Schalen seltener vor und reichen kaum über das Müritzgebiet hinaus nach Westen. Über weitere Strecken ist die Schale also bis auf wenige Ausnahmen nicht gehandelt worden. So scheint die Garzer Schale als typisches Erzeugnis des pommerschen und ranischen Töpferhandwerks ein geeignetes Beispiel dafür zu sein, wie sich in den entstehenden feudalistischen Territorien eigene Züge in der materiellen Kultur und im Brauchtum herausbildeten.<sup>48</sup>

In der Zeit des 10. Jh., als die entscheidenden Veränderungen in der Produktion der Keramik sich vollzogen, waren die Gebiete an der mittleren Elbe bereits unter deutscher Herrschaft. In diesen Gebieten hielten daher die Dorftöpfereien noch lange an der alten Produktionstechnik mit der traditionellen Handtöpferscheibe fest. Das gilt auch für einige andere Gebiete, in denen die frühstädtische Entwicklung nur geringe Fortschritte machte (S. 191).

In den sorbischen Gebieten östlich der Saale gingen seit der Mitte des 11. Jh. die Töpferwerkstätten ebenfalls zu einer effektiveren Produktionstechnik über, wofür eine Reihe von Merkmalen spricht: feinere Tonstruktur, härterer Brand, verbesserte Scheibentechnik und Vereinheitlichung des Formenbestandes.<sup>49</sup>

Insgesamt gesehen ermöglicht die besonders günstige Quellenlage ein sicheres Bild über die Entwicklung der Töpferei und über die Herausbildung des Töpferhandwerks zu geben. In dem archäologisch-kulturellen Bild zeichnen sich räumlich und zeitlich unterschiedliche Tendenzen ab, die mit der jeweiligen historischen Situation zusammenhängen, wie bei den Stämmen in der Lausitz oder in Mecklenburg. Bei diesen wahrt die Keramik bis in das 12. Jh. ihr eigenes Gepräge.

## b) Eisenproduktion

Von weitaus größerer Bedeutung als die Töpferei waren die Eisenproduktion und Eisenverarbeitung.<sup>50</sup> Die Eisengewinnung war den einwandernden slawischen Stämmen bekannt. Rohstoff lieferte das Raseneisenerz, das sich in den sandig-feuchten Niederungsgebieten der großen Urstromtäler und ihrer

zufießenden Gewässer bildet und das in Form von Klumpen und Nestern mit wechselnder Mächtigkeit bis zu höchstens 1 m vorkommt.<sup>51</sup> Der Eisengehalt erreicht maximal 50 bis 55 Prozent. Die Verhüttung erforderte Produktionserfahrung und eine aufwendige Arbeit, angefangen beim Abbau der fündigen Lagerstätten und der Aufbereitung durch Pochen und Auslese. Das Schmelzen, d. h. das Zerrennen erfolgte in Rennöfen durch ein mit Hilfe von Windzufuhr hochgetriebenes Holzkohlefeuer bis zu 1100 bis 1250 Grad. Erst nach weiterer Behandlung in Ausheizöfen zur Beseitigung der Schlacken entstand ein für das Schmieden geeignetes Roheisen. Die kleinen, in den Boden eingetieften Rennöfen bestanden aus einem etwa 1 m hohen zylindrischen bis kegelförmigen, mit Ruten und kleinen Steinen versteiften Lehm mantel. Im unteren Teil befand sich der Feuerungsherd. In die offene Mündung – die Gicht –, die zugleich Rauchabzug war, wurde das Material eingefüllt. Löcher bzw. Düsen im Mantel dienten zur Luftzufuhr und zum Ablassen der flüssigen Laufschlacken. Die Umwandlung zu metallischem Eisen erfolgte in einfacher Reduktion durch Vermengung mit Holzkohle, deren Verbrauch sehr hoch war. Man kann mit der zehnfachen Menge Holzkohle im Verhältnis zum eingebrachten Rohmaterial rechnen. Während des Brandes sackte das Schmelzgut als teigiger Eisenblock, Luppe genannt, nach unten und mußte dann aus dem Schlackenbett herausgeschlagen werden. Derartige Verhüttungsanlagen sind in der Tschechoslowakei und in Polen untersucht worden. Auch im Gebiet zwischen Elbe und Oder ist die Verhüttung durch Bruchstücke von der Ummantelung des Ofens, Eisenluppe und eisenhaltige Schlacken nachzuweisen. In einer Siedlung bei Tramnitz, Kr. Kyritz, fanden sich Reste eines Rennofens mit der noch vorhandenen Luppe. In Tornow vollzog sich die Verhüttung auf einem Werkplatz vor der Burg. Die Eisengewinnung setzte spezielle, durch Tradition weitervermittelte Kenntnisse voraus und kann nur von einem bestimmten, darauf spezialisierten Personenkreis ausgeführt worden sein. Möglicherweise hat man die Verhüttung auch saisonmäßig betrieben, aber sie war eine allgemeine, im breiten Umfang ausgeübte Tätigkeit. Darauf weist das häufige Vorkommen von Schlacken und Luppe in slawischen Siedlungen hin (Abb. 34), ebenso die aus -ruda (Raseneisenerz) gebildeten slawischen Ortsnamen. Nach den Untersuchungen am Material aus Tornow wird der Ertrag des aus Roherz gewonnenen Roheisens eines Ofenbrandes nicht höher als 10 Prozent veranschlagt. Das erzielte Endprodukt, die Eisenluppe, war also verhältnismäßig gering. Nur gebietsweise reichten die Produktionsergebnisse über den örtlichen Bedarf einer Siedlergruppe hinaus. Im Odergebiet und auch einige Male in der Lausitz sind flache Eisenschüsseln verschiedener Größenklassen gefunden worden. In diese Form wurde anscheinend das Roheisen geschmiedet, wohl damit es sich besser transportieren und austauschen ließ. Der häufige Austausch von Roheisen in Schüsselform führte anscheinend dazu, daß es in den genannten Gebieten den Charakter eines Zahlungsmittels überhaupt, also Geldform, annahm. Eine ähnliche Entwicklung fand etwa zur gleichen Zeit in Mähren statt. Dort schmiedete man aller-

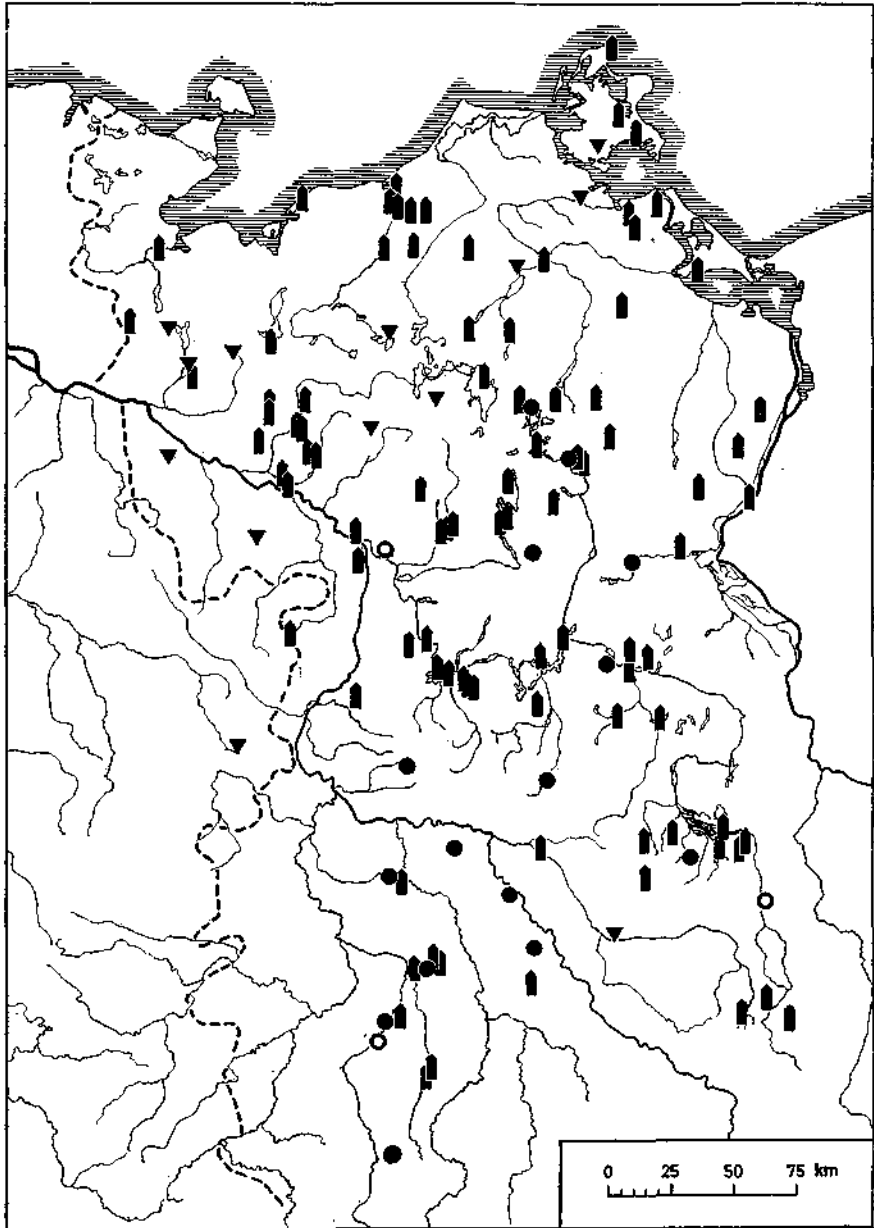


Abb. 34. Zeugnisse der Eisenverarbeitung; ▮ Schmelzöfen, Eisenschlacke, Eisenschluppe; ▼ Ortsname Schmied; ○ Ortsname Eisen; ● Ortsname Raseneisenerz; --- Westgrenze des gehäuften Vorkommens slawischer Funde

dings das Roheisen in die Form von Axtbarren und gewann dadurch ein einheitliches Tausch- und Zahlungsmittel (S. 105).

Einen aufschlußreichen Einblick in den Stand der Technologie und in die komplizierte Arbeit der Eisenwerker bieten metallurgische Untersuchungen, wie sie an Schlacken und Eisengeräten des 7. bis 9. Jh. aus Tornow vorgenommen wurden.<sup>52</sup> Es zeigte sich, daß man wohl zu unterscheiden wußte zwischen dem sich beim Ausschmelzprozeß bildenden Eisen und den stählernen Teilen in der Luppe, doch waren die Eisenwerker noch nicht in der Lage, den Prozeß der Verstählung zu lenken. Die Rohstahlteile waren wertvoller Werkstoff für besonders beanspruchte Teile an Werkzeugen, allerdings erwies sich die Herauslösung der ausgebildeten Stahlschicht aus der Luppe als schwierig. Die weitere Verarbeitung des Roheisens und Rohstahls geschah durch Heißschmieden (Warmverformung). Bekannt war das Feuerverschweißen mehrerer Teile, das Aufkohlen, d. h. das Glühen in Holzkohle zur Härtung der Arbeitskanten und das Abschrecken. Ferner ließ sich, wenn auch nur vereinzelt, schon das Verschweißen von Eisen mit Stahl zur Gewinnung widerstandsfähiger Arbeitskanten, wie Messerstahlschneiden, beobachten. Doch wurde diese Technik nur unvollkommen beherrscht.

### c) Eisenverarbeitung

Der beschränkten Ausbeute an Roheisen entspricht die sparsame Verwendung dieses wertvollen Werkstoffes für wichtige Produktionsinstrumente zur Sicherung und Verbesserung der Wirtschaft. Das Sortiment umfaßt Messer, Pfiemen, Sichel, Pflugschare, diese in erster Linie bei den Sorben und Luzizern, Äxte, Pfeile und kleine Lanzen spitzen, Angelhaken, vereinzelt Schnallen, Haken und Beschlagstücke (Abb. 35; 97 a–c; 110 b–c). Seit dem 9./10. Jh. und besonders im 11. Jh. nahm die Eisenverarbeitung einen sichtbaren Aufschwung. Das Produktionsfeld wurde erheblich erweitert, eine Folge vielseitiger und höherer Anforderungen einzelner Wirtschaftszweige, des Haushalts und des persönlichen Bedarfs. Besonders nahm die Produktion von Sichel zu (Abb. 35 k), was mit der Erweiterung des Getreideanbaues im Zusammenhang stand (S. 49 f.). Naturräumlich bedingt ist das häufige Auftreten von Angelhaken an der Küste, im Gebiet der Mecklenburger Seenplatte und im Flußgebiet der Havel. Neben die kleine zierliche Form traten ein längerer stabiler Haken aus gehämmertem Bandeisen sowie Fischspeere. Ein wichtiges Produktionsinstrument war die Axt für die Bearbeitung von Holz. Dieses wurde mit dem Keil gespalten und gebeilt. Daraus erklärt sich auch der relativ große Fundanfall an Äxten. Die Säge wurde bei der Holzverarbeitung kaum benutzt. Kleine Eisensägen benötigte man dagegen für die Horn- und Knochenbearbeitung, besonders für die Kammherstellung. Inwieweit die Schmiedetätigkeit zunächst mit in das Arbeitsfeld der Eisenwerker gehörte, läßt sich nicht erkennen. Das Material spricht jedoch für eine frühzeitige Aussonderung der Dorfschmiede, die als Kleinproduzenten den örtlichen Bedarf

deckten. In den aufkommenden frühstädtischen Siedlungen und an den Fürstenburgen bildete sich ein besonderes Schmiedehandwerk aus, dessen Produktion vielfältiger und von höherer Qualität als die der Dorfschmiede war.

Der überwiegende Teil der Eisengeräte ist in der Ausführung einheitlich, sowohl in der Konstruktion als auch in der Formgebung, und entspricht den allgemeinen frühmittelalterlichen Typen, die von „gelernten“ Schmieden ausgeführt wurden. Lokale Eigenarten treten bei den in der Praxis bewährten Geräten kaum in Erscheinung, bei den wichtigsten Produktionsinstrumenten handelt es sich um überlieferte alte Kulturformen. Die Schmiede orientierten sich an den Produkten eines großen Gebietes und nahmen auch fremde Impulse auf. So kam im 11. Jh. der alte lyraförmige Feuerstahl aus dem Gebrauch, dafür wurde die langgestreckte Form mit feuerverschweißtem Rahmen hergestellt (Abb. 35 i). Die Schmiede der Ostseeküste übernahmen auch den in den östlichen slawischen Gebieten gebräuchlichen Doppelhaken mit Öse (Abb. 35 h), der vielleicht zum Aufhängen von Fleisch und Wild diente. Einer mehr modischen Sitte folgten die Schmiede, indem sie die Messer mit überlangen Griffangeln versahen. Diese wurden im 11. und 12. Jh. als Trachtenmesser in bronzeblechbeschlagenen Scheiden besonders von Küstenslawen getragen. Dagegen stechen die altslawischen kleinen, rohstoffsparenden Messer ab, die noch den Charakter von Universalwerkzeugen tragen. Manche Gegenstände, wie verzierte Feuerstähle, dürften Erzeugnisse des städtischen Handwerks sein; den Bedarf an Türhaken, Kesselhaken, Ketten, Ringen zur Halterung und anderen Zubehörteilen deckten jedoch auch die Dorfschmiede.

Aus der Praxis heraus hatte sich die Kooperation zwischen Schmied und Böttcher bei der Herstellung von Holzeimern entwickelt. Durch den Beschlag in der Schmiede erhielten die vom Böttcher gearbeiteten Daubengefäße erst ihre Gebrauchsfähigkeit. Dazu fertigte der Schmied Eimerreifen, Henkel und Henkelösen (Ataschen). Möglicherweise vollzog sich die Fertigung nur in größeren Siedlungen.

Im Küstengebiet wurde der Schmied Partner des Schiffsbauers durch seine Zulieferung von Schiffsnieten, mit denen die Planken zusammengefügt wurden.<sup>53</sup>

Im städtischen Schmiedehandwerk vollzog sich mit der Herstellung von Schlössern und Schlüsseln die Spezialisierung zum Schlosserhandwerk. Die seit altersher gebräuchlichen Holzriegelschlösser wurden mit einfachen Schloßhaken (Dietrichen) aus Stabeisen bedient. Ihre Herstellung war einfach und bedurfte keines besonderen Spezialisten. Das änderte sich jedoch mit der Anfertigung von komplizierten Schlössern, wie sie auch in den angrenzenden Nachbargebieten üblich waren. Kasten- und Vorhängeschlösser wurden nun in größeren Mengen hergestellt und benutzt. Auf Kastenschlösser weisen Drehschlüssel mit Ringgriff, Bart und hohlem Stiel (Hohlschlüssel) sowie Stiftschlüssel mit massivem Stiel hin. Ganz in das Milieu der feudalen Burg Behren-Lübchin paßt der große silberüberzogene Schlüssel mit astragaliertem Stiel.<sup>54</sup> Die Vorhängeschlösser bestehen aus einer zylindrischen Hülse mit



einem eingesetzten beweglichen Federbolzen und einer Sperrvorrichtung, die durch Einführung eines Steckschlüssels aufgehoben wird. Man spricht daher auch von Steckschlössern. Das Prinzip ist alt. Vorhängeschlösser waren bereits im alten Rußland ein besonderer Handelsgegenstand. Die Schlosser, die sich mit der komplizierten Feinmechanik von dem Schmiedehandwerk gelöst hatten, produzierten neben einfachen Erzeugnissen auch dekorative Vorhängeschlösser mit goldglänzendem Messingbelag oder mit Messinghülse, wie sie in der Burg Behren-Lübchin gefunden wurden. Sie dienten zum Verschuß von Truhen und Kästen. Vorhängeschlösser wurden aber auch an eiserne Fesseln geschmiedet, wie Funde aus Mecklenburg zeigen (Abb. 109 c).<sup>55</sup>

Der Materialbestand an Waffen und Ausrüstungsgegenständen bietet für die altslawische Zeit wenig Anhaltspunkte auf eine darauf besonders orientierte Schmiedetätigkeit. Hergestellt wurden vorwiegend Pfeile, Speerspitzen und Äxte, deren Formen sich zum Teil an die der östlichen Nachbargebiete anlehnen, und möglicherweise einfache Sporen, sogenannte Hakensporen (Abb. 115 b).<sup>56</sup>

Die Herstellung von Waffen und Ausrüstungsgegenständen nahm seit dem 10. Jh. mit der Herausbildung der frühen Klassengesellschaft zu (S. 200). Die Oberschicht machte sich die qualitativ hochstehenden Erzeugnisse fränkisch-deutscher Waffenschmiede zunutze. Waffenfunde weisen auch auf Kontakte mit Skandinavien und dem Osten hin. Besondere Merkmale zeigt die einheimische Waffenproduktion auf. Äxte, Lanzen, Pfeile wurden traditionsgebunden weiterhin produziert. Axt und Lanze blieben die Hauptangriffswaffen der Bauernkrieger. Die Axt war zugleich das wichtigste Werkzeug, ein Universalgerät. Schon in der altslawischen Periode heben sich bestimmte, in der Praxis erprobte Axttypen ab, die von geübten Schmieden hergestellt worden sein müssen. Im 11. und 12. Jh. wurde eine besondere Axtform, die sogenannte Bartaxt, hergestellt, so bezeichnet wegen der lang ausgezogenen Schneide (Abb. 112 a–b). Lange Schäftungen machten die Äxte zu wirksamen Arbeitsgeräten und gefährlichen Waffen. Aus Behren-Lübchin und aus Teterow erhaltene Stiele erreichten eine Länge von 77–94 cm. Sie waren aus Eschen- und Weidenholz gefertigt. Unter den Lanzenspitzen lassen sich keine besonders ausgeprägten Typen feststellen. Wie bei den weniger typischen und einfachen Arbeitsäxten wird ihre Fertigung nicht auf spezielle Werkstätten beschränkt geblieben sein. Inwieweit Hieb- und Kampfmesser, die finnische und baltische Völker als Angriffswaffen führten, in der Bewaffnung der Bauernkrieger eine größere Rolle gespielt haben, ist bei dem geringen Fundbestand noch nicht abzusehen. Zwei Hiebmesser von 76 und 80 cm Länge wurden in Behren-Lübchin gefunden, bei dem einen war der Eschenholzgriff erhalten.<sup>57</sup> Ein weiterer Fund stammt aus der jungslawischen Burg Demmin, 56 cm lang, mit verziertem Birkenholzgriff. Auch von anderen Fundstellen gibt es Hinweise auf allerdings kürzere, bis 50 cm lange Hiebmesser. Ihr walzenförmiger Holzgriff und die spiralig eingerollte Angel entsprechen ganz der Konstruktion der jungslawischen Trachtenmesser.

Eine Erweiterung des Produktionsfeldes ergab sich aus dem Gefolgschaftswesen. Die Herstellung von Ausrüstungsteilen für die Berittenen, wie Sporen, Steigbügel, Koppelschnallen, Trensen und Hufeisen, geschah vorwiegend in den feudalgelassenen Produktionsstätten der Suburbien.

#### d) Werkzeuge

Bisher ist es der archäologischen Forschung noch nicht gelungen, außer den häufig auftretenden Schmiedeschlacken Reste einer Schmiedewerkstatt mit typischen Schmiedewerkzeugen wie Amboß und Hammer in dem hier behandelten Gebiet nachzuweisen. Nur aus einer Siedlung in Menzlin liegt eine Schmiedezange vor. Der Befund steht ganz im Gegensatz zu dem vielseitigen Werkzeugbestand bei den slawischen Stämmen in Polen, der ČSSR und in der UdSSR. Von den erhaltenen Werkzeugen (Abb. 35) mag dieses oder jenes in der Schmiede benutzt worden sein, zum Beispiel das Durchschlageisen; aber die meisten Geräte waren für die Holzbearbeitung bestimmt, wie Stemmeisen, Meißel, Löffelbohrer und Zugmesser, für die Lederverarbeitung Pfriemen, feine Ahlen und kleine Messer. Für feinere Metallarbeiten war ein Spitzhammer geeignet, der aus der Burg Fresendorf, Kr. Rostock, stammt. Mit diesen Hinweisen müssen wir uns begnügen. Obwohl unsere Kenntnisse von den benutzten Werkzeugen sicher noch unvollständig sind, scheint doch deutlich zu werden, daß die eisenverarbeitenden Produktionskräfte in den Gebieten westlich der Oder nicht den Stand der anderen westslawischen Gebiete erreicht hatten.

#### e) Verarbeitung von Edel- und Buntmetallen

Während das Aufkommen des Eisens aus örtlichen Rohstoffquellen gespeist wurde, mußten Edel- und Buntmetalle eingeführt werden. In der Regel geschah das wohl durch die Einfuhr von Geräten oder Schmuckstücken, deren Material dann neuerlich verarbeitet wurde. Einen interessanten Beleg dafür lieferte eine jungslawische Siedlung bei Kladow, Bez. Spandau. Ein dort aufgefundener Messerscheidenbeschlag ist, wie aus der Innenzeichnung hervorgeht, aus dem Blech einer romanischen Hansaschüssel gefertigt.<sup>58</sup>

Silber kam aber auch in Barrenform ins Land. Bei der Einschätzung der Produktionskräfte ist zu unterscheiden, inwieweit es sich um eingeführte Güter (Fremdprodukte) handelt, die hier nicht mit in die Betrachtung gezogen werden, oder um eigene Erzeugnisse aus dem eingeführten Werkstoff. Für die Zusammenhänge nicht unwichtig sind die von außen einwirkenden Einflüsse, erkennbar an Material, Technik und Gebrauch der Gegenstände. Gold wurde nicht verarbeitet. Aus Silber, Bronze, Blei, Zinn, vereinzelt auch aus Kupfer, stellte man Schmuck und Beschläge her, allerdings in größeren landschaftlichen Variationen. Die Masse des Schmucks wurde aus Bronze hergestellt. Nur in bescheidenem Umfang benutzte man Bronze auch zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen, und zwar bezeichnenderweise für Toilettengerät

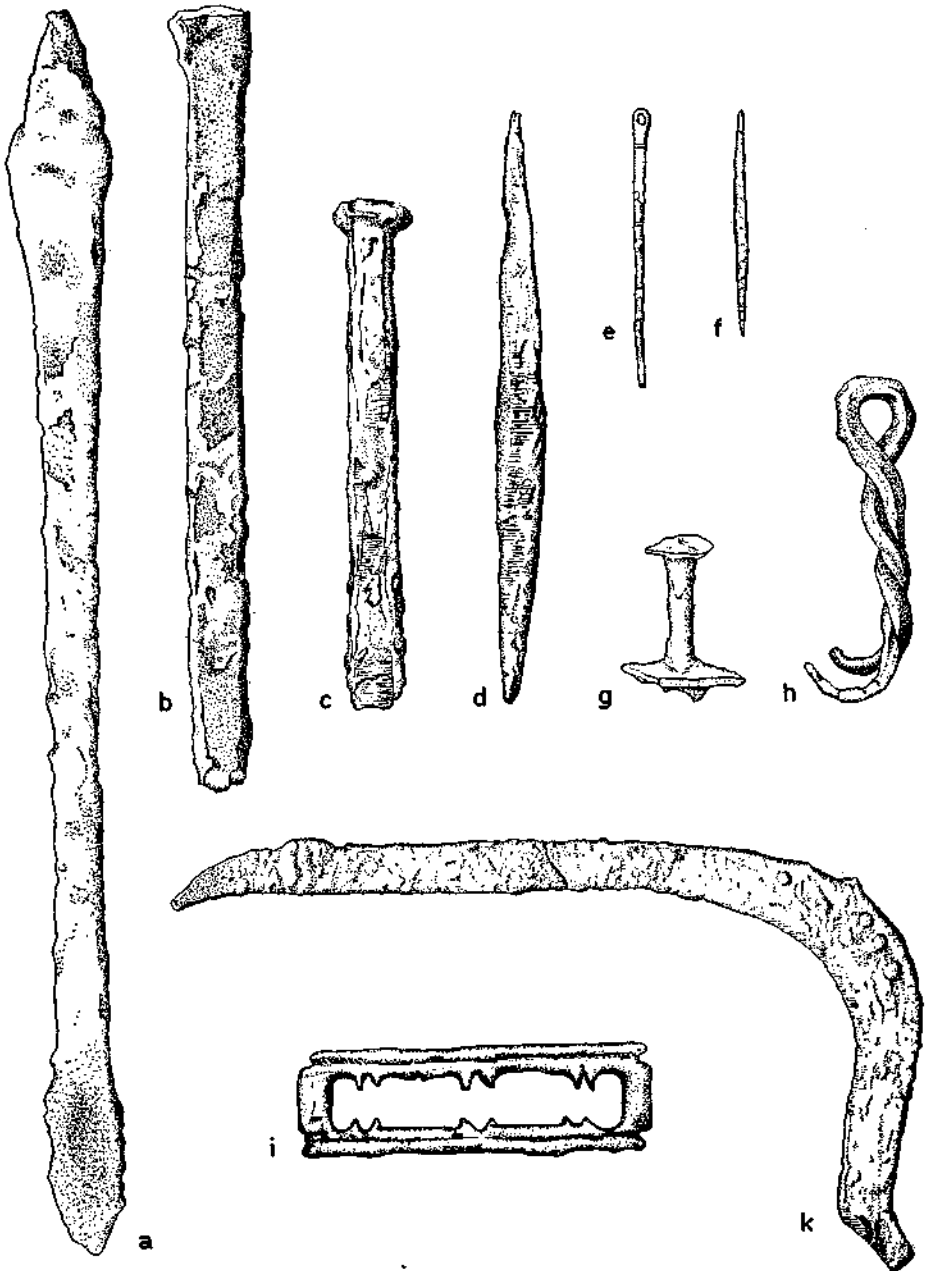


Abb. 35. Eiserner Arbeits- und Wirtschaftsgeräte

a) Löffelbohrer; b, c) Stemmeisen; d) Eisendorn; e) bronzene Nähnadel; f) Pfriem;  
g) Niet; h) Doppelhaken; i) Feuerstahl; k) Sichel. a-i) 1 : 2; k) 1 : 4

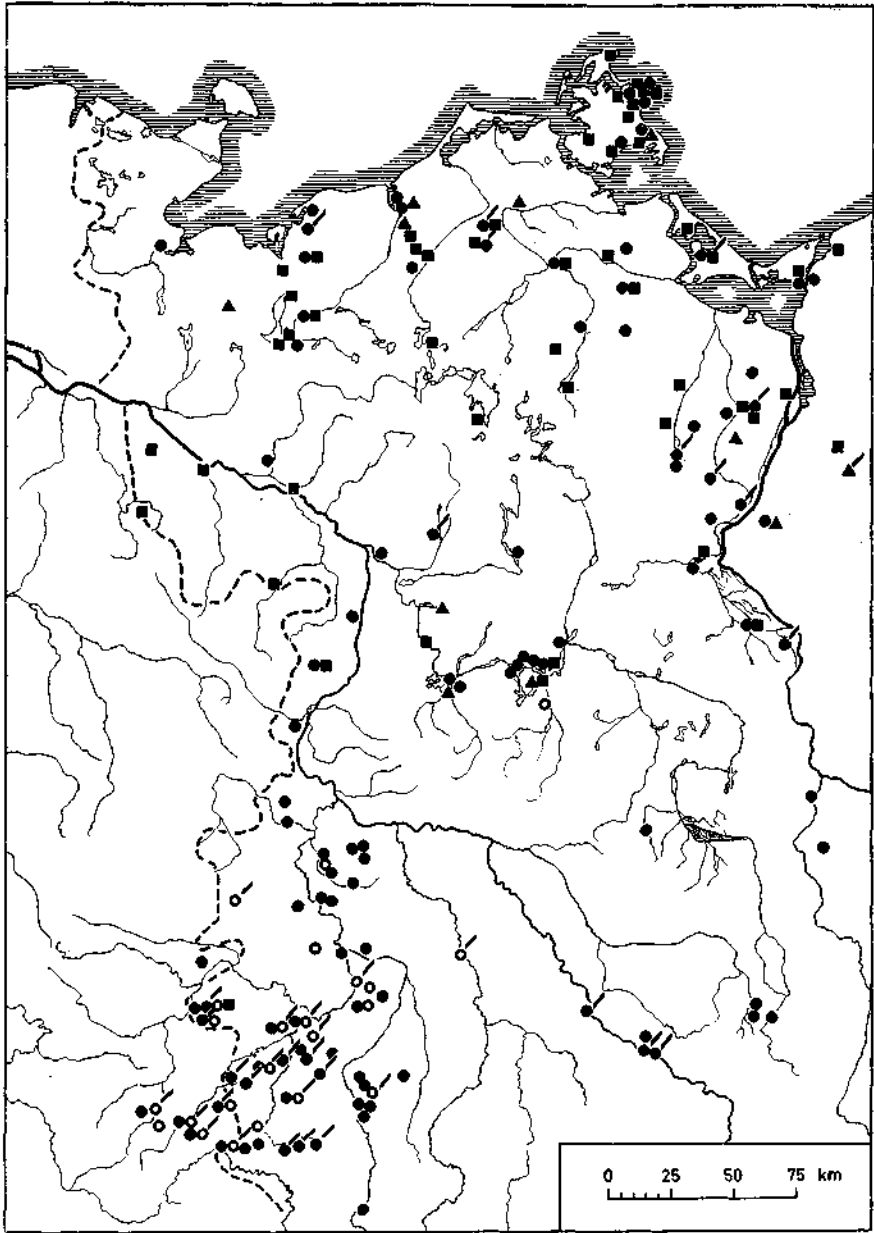


Abb. 36. Verbreitung der wichtigsten Schläfenringtypen im frühen Mittelalter  
 ● Schläfenringe aus Bronzedraht; ○ Thüringer Sonderformen der Schläfenringe aus Bronzedraht; ■ hohle Schläfenringe aus Blech; ▲ hohle Schläfenringe aus Blech, mit Ranken verziert; / Silberplattierung an Schläfenringen; --- Westgrenze des gehäuften Vorkommens slawischer Funde

(Pinzetten, Abb. 98 d–e) und Nähnadeln. Mit dem Aufkommen der bronzeblechbeschlagenen Messerscheiden eröffnete sich ein neuer Anwendungsbe- reich. Am Beispiel einiger Schmuckformen und Trachtenbestandteile soll ein Einblick in die Produktion gegeben werden, in der sich die unterschiedliche ökonomische und politische Entwicklung der slawischen Stämme im Gebiet zwischen Elbe und Oder konkret niederschlägt.

Besonders beliebt waren die seit dem 10. Jh. von Frauen und Mädchen ge- tragenen kleinen offenen Ringe (S. 245), an denen ein Ende zu einer S-förmigen Schleife eingerollt war. Sie wurden an einem schmückenden Kopfband aus Stoff oder Leder, das die Haartracht zusammenhielt, rechts und links des Kopfes an der Schläfengegend als Zierrat eingehängt (Abb. 117 a). Daher er- hielt sie die Bezeichnung „Schläfenringe“. Derartige Ringe erscheinen seit dem 10. Jh. als eine neue modische Form in den heutigen Gebieten Jugosla- wiens, Ungarns, Südpolens und der ČSSR. Von dort übernahmen die slawi- schen Stämme zwischen Elbe und Oder diesen Kopfschmuck im Verlauf des 10. Jahrhunderts. Die anfangs kleinen und dünnen, silbernen oder bronzenen Schläfenringe von 1–2,5 cm Durchmesser und 0,2–0,3 cm Stärke wurden all- mählich größer und stärker. Vielfach ging man auch dazu über, den Bronze- kern mit Silberblech zu ummanteln (Silberplattierung). Gegen Ende des 11. Jh. nahmen die Schläfenringe große Dimensionen bis zu 10 cm und dar- über hinaus an und wurden teilweise versilbert. Vergleicht man diese Ent- wicklungstendenz mit der Situation im Gebiet zwischen Elbe/Saale und Oder, ergibt sich ein sehr differenziertes Bild.

Im Saalegebiet mit der Fächerung durch Unstrut, Ilm, Saale und Weiße Elster wurden, wie auf der Karte (Abb. 36) erkennbar, besonders kleine Ringe aus Silber, Bronze oder Zinn bevorzugt hergestellt und getragen.<sup>59</sup> Die Bunt- und Edelmetallschmiede gingen auch dazu über, sehr dekorative Vari- anten anzufertigen, wie Schläfenringe mit betonten, bis zu 1,4 cm breiten Schleifen, barocken Schleifenformen aus aneinandergesetzten langen Röhr- chen und gelegentlich auch Schleifen mit Filigranbesatz (Abb. 107 a–c). Die Edelmetallschmiede beherrschten alle wichtigen Techniken, wie Ummante- lung<sup>60</sup>, Löten, Feuervergoldung und Filigranherstellung, also Verfahren, mit denen der vereinzelt in Gräbern erscheinende Silberschmuck gefertigt war. Der Niederschlag dieses schöpferischen Schaffens konzentrierte sich vor allem auf das thüringische Kerngebiet, wo eine größere Gruppe sorbischer Siedler innerhalb des deutschen Feudalstaates im 10. bis 12. Jh. eine günstige Son- derstellung zu behaupten vermochte.<sup>61</sup> Nördlich von Halle änderte sich das Bild (Abb. 36). Wohl wurden im unteren Saalegebiet die gleichen kleinen Schläfenringe getragen, doch in weit geringerem Umfang. Die technisch-kom- plizierteren Formen fehlen fast völlig, und es wurde kein Silber verarbeitet. Offensichtlich sind die Unterschiede in der ökonomischen Situation zu suchen.

Außerhalb des bisher betrachteten Gebietes, an der Elbe, in der Lausitz, im Havelgebiet und an der mittleren Oder, scheinen die kleinen Schläfenringe auch schon im 10. Jh. bekannt geworden zu sein. Sie kommen jedoch selten

vor und lassen kaum auf eine eigene Produktion schließen. Auch fehlen sie in den weiten Gebieten der obodritischen und witzischen Siedlungsräume. Hier fand die Sitte, Schläfenringe zu tragen, erst im 11. Jh. im beschränkten Umfang Eingang. Die Ringtypen waren größer (3–5 cm). In der zweiten Hälfte des 11. Jh. begann sich das Bild durch Einflüsse aus den polnischen und pommerschen Gebieten zu verändern. Es entstanden Formen mit einem Zug in das Auffällig-Dekorative: dünne Ringe mit großem Durchmesser, kleine silberplattierte oder dicke, aus Blech zusammengebogene Schläfenringe, sogenannte Hohlschläfenringe. Mit der Silberplattierung wurden massive Schläfenringe vorgetäuscht, wie sie nur die Oberschicht besaß. Westlich der Oder fanden sie sich nur einmal in einem reichen Frauengrab bei Schwennenz, Kr. Pasewalk. Die drei Schläfenringe wiegen 16,3 g (über Silberwert S. 108).<sup>62</sup> Auch die plattierten Schläfenringe sind selten anzutreffen, und zwar im Odermündungsgebiet, in Mecklenburg, auf Rügen und nur einmal im Havelland. Höchstwahrscheinlich handelt es sich um Import. Das ist auch für die goldplattierten Exemplare aus der Burg Alt Lübeck anzunehmen. Sie gehörten wohl Angehörigen des obodritischen Fürstenhauses, die in der Burgkirche bestattet waren.<sup>63</sup> Die großen dünnen Schläfenringe erfreuten sich seit Ende des 11. Jh. in den polnischen und pommerschen Ländern großer Beliebtheit, jedoch wirkten sie sich nur unwesentlich auf das Gebiet diesseits der Oder aus und gingen kaum über die Ucker hinaus.

Während die beiden genannten Typen nur vereinzelt in den hier behandelten Gebieten vorkommen und höchstwahrscheinlich gar nicht dort selbst hergestellt wurden, verhält es sich anders bei den hohlen Schläfenringen. Seit der Mitte des 11. Jh. setzte mit der Herstellung der Hohlschläfenringe und, wie wir noch sehen werden, der Messerscheidenbeschläge eine Schmuckproduktion ein, die auf Bronze aufbaute und in Treibtechnik arbeitete. Die aus Blech gebogenen Hohlringe, häufig mit linearen oder pflanzlichen Mustern verziert, wirkten durch den voluminösen Umfang sehr attraktiv, zumal, wenn das Kopfband mit mehreren Exemplaren oder auch mit massiven Schläfenringen dekoriert wurde. Sie wurden im Küstenraum getragen und waren nach Süden zu, auch im Havelland, bekannt. Besonders häufig sind sie in den Gebieten der Obodriten, Kessiner, Ranen und Heveller sowie an der Odermündung gefunden worden (Abb. 36). An den differenzierten Mustern lassen sich zwar nicht bestimmte Werkstätten, jedoch regionale Gruppen erkennen. Sehr deutlich hebt sich zum Beispiel das Gebiet um Rostock ab. Ein anschauliches Beispiel für eine lokale Produktion bieten die von den festländischen Typen abweichenden Ornamente auf den hohlen Schläfenringen der Ranen (Abb. 107 g–h; 37).

Eine Eigentümlichkeit bildeten die Hohlschläfenringe mit Pflanzenmustern in Form von Ranken, Voluten, Flechtbändern und Blattwerk, die sich in die romanische Formenwelt einordnen lassen. Allerdings ist die Ausführung, abgesehen von zwei Ausnahmen, nicht mehr als eine Imitation bis zur völligen Auflösung des Musters (Abb. 37). Die Kunsthandwerker haben offensichtlich

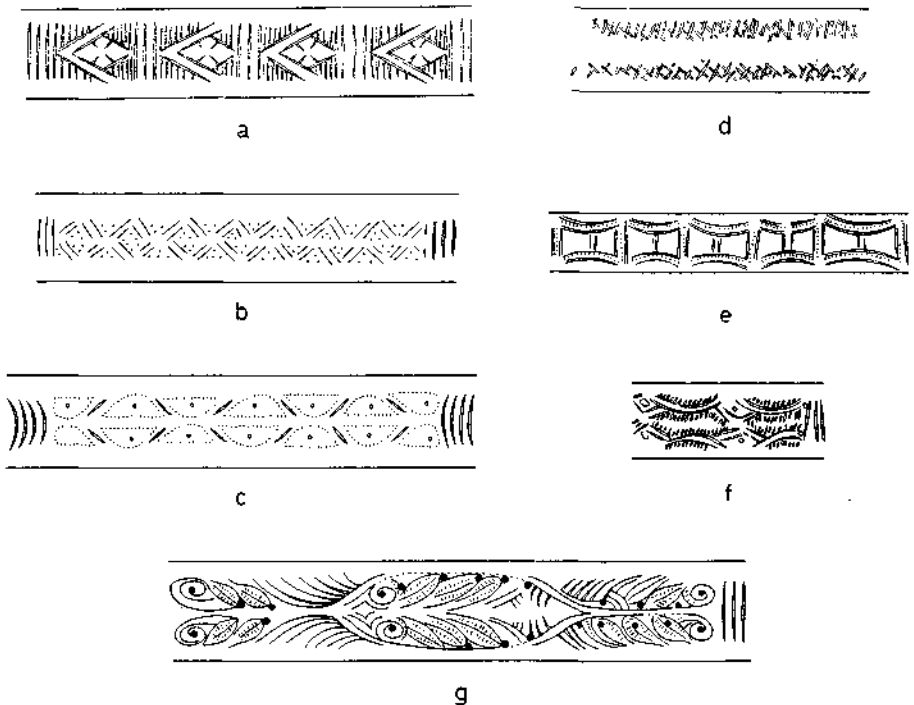


Abb. 37. Typische Ornamente an slawischen Hohlschläfenringen  
 a, b) Prisannewitz, Kr. Rostock; c) Gamehl, Kr. Wismar; d, e) Vilmnitz, Kr. Rügen;  
 f) Jasmund, Kr. Rügen; g) Alt Bartelsdorf, Kr. Rostock

versucht, Vorbilder zu kopieren. Romanische Rankenmuster auf Hohlschläfenringen sind aus dem unteren Weichselraum bekannt, und es ist sicher kein Zufall, daß diese Motive im Küstengebiet vereinzelt auftreten. Von hier strahlten Impulse bis in das Havelland. Ein ungewöhnlich reich mit Schläfenringen ausgestattetes Grab fand sich in Brandenburg. Die Tote war mit vier Hohlschläfenringen ausgestattet, davon zwei mit Voluten verziert und zwei unverziert. Im Odermündungsgebiet wurden im 12. und 13. Jh. große auffällige Schläfenringe mit stark geblähtem Hohlkörper als paarige Kopfgehänge getragen. Sie sind unverziert, aber zu etwa 40 Prozent versilbert. Mit dem Silbereffekt kam das verzierte städtische Handwerk dem Wunsch der Konsumenten nach einem besonders attraktiven, aber billigen Schmuck nach. Möglicherweise lagen die Werkstätten in Szczecin. In den elbnahen Gebieten spielten Hohlschläfenringe nur eine geringe Rolle.<sup>64</sup>

Blei und Zinn waren für die schmuckproduzierenden Handwerker billige Ersatz- und Streckstoffe für Silber (Abb. 119 a). Zinn eignete sich besonders wegen des hellen Glanzes zur Schmuckherstellung. Das Gußverfahren, in dem

Zinn und Blei verarbeitet wurden, bot keine Schwierigkeiten. Der Rohstoff kam aus den schlesischen Gruben auf der Oderstraße bis an die Küste. In Szczecin wurden Hohlschläfenringe aus Blei gegossen. Über die Oder hinaus fanden diese Metalle bis auf wenige Ausnahmen keine Verwendung. Die beiden aus reinem Zinn gegossenen Hohlschläfenringe, die nahe der Burg Tribsees geborgen wurden, sind Importstücke.

Außer Schläfenringen wurden weiterhin offene Fingerringe – in Band- oder in Stabform – hergestellt (Abb. 117 g). Halsringe treten nur vereinzelt auf.<sup>65</sup> Aus zwei bis drei bronzenen Drähten zusammengedrehte Halsringe, mit einfachem Haken-Ösen-Verschluß versehen, sind nicht allzu häufig. Sie lehnen sich in der Form und Herstellungstechnik eng an die silbernen Halsringe an.

Buntmetall wurde schon in der altslawischen Zeit verarbeitet. Aus Cauerwitz, Kr. Naumburg, liegt ein Grabfund mit einem Gußtiegel aus der Zeit um 800 vor. Erst durch die Konzentration an frühstädtischen Zentren gewann der Produktionszweig jedoch an Bedeutung. In Alt Lübeck belegen mehrere Gußtiegel und Bronzeschlacken die Tätigkeit dort ansässiger spezialisierter Handwerker.<sup>66</sup>

Silber stand vor allem seit dem 9. Jh. in Form von Münzen, Barren, Schmuck und Bruchstücken zur Verfügung (S. 106). Wie die Specksteinformen aus Ralswiek zeigen (Abb. 49 c), wurde Silber in Barrenform gegossen, hin und wieder wohl auch zu Schmuck verarbeitet, worauf der Fund eines Gußtiegels in Rutenberg bei Templin hinweist.

Im Vergleich zu der hochentwickelten Silberverarbeitung in Polen scheint freilich das silberverarbeitende Kunsthandwerk westlich der Oder eine geringere Höhe erreicht zu haben.

Auch die Treibarbeit – die Herstellung von Bronzeblech, Verzierung durch Treiben, Punzen und Gravieren – wurde besonders bei der Herstellung von Zierblechen entwickelt. Typisch dafür sind Messerscheidenbeschläge aus Bronzeblech. Die Trachtenmesser steckten in Lederscheiden mit geradem Abschluß, der mit einem spitzen oder geraden Beschlag-Ortband versehen war. Niete sicherten die offene Seite der Scheide. Auch kommen Beschläge am Scheidenmund vor. Mit dieser seit dem 11. Jh. auftretenden Trachtensitte folgten die Slawen im Küstengebiet zwischen Elbe und Saale den Anregungen polnischer, pommerscher und baltischer Stämme. Nach Süden reichten die Ausstrahlungen bis in das Gebiet der Heveller, in Thüringen dagegen blieben die Beschläge unbekannt. Diese Erscheinung ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich (Abb. 38). Ein Teil der Beschläge entspricht den Formen, wie sie aus Pommern und im Weichselgebiet bekannt sind. Einige Typen sind daher als Import anzusprechen, die Beschläge mit vorwiegend geradem Abschluß dagegen stammen vorwiegend aus der einheimischen Produktion. Die Verzierung wurde in geometrischen Figuren und getriebenen kleinen Buckeln ausgeführt.

Neben dem städtischen Handwerk scheint die Herstellung dieser einfachen Beschläge auch weitgehend durch das Dorfhandwerk erfolgt zu sein,



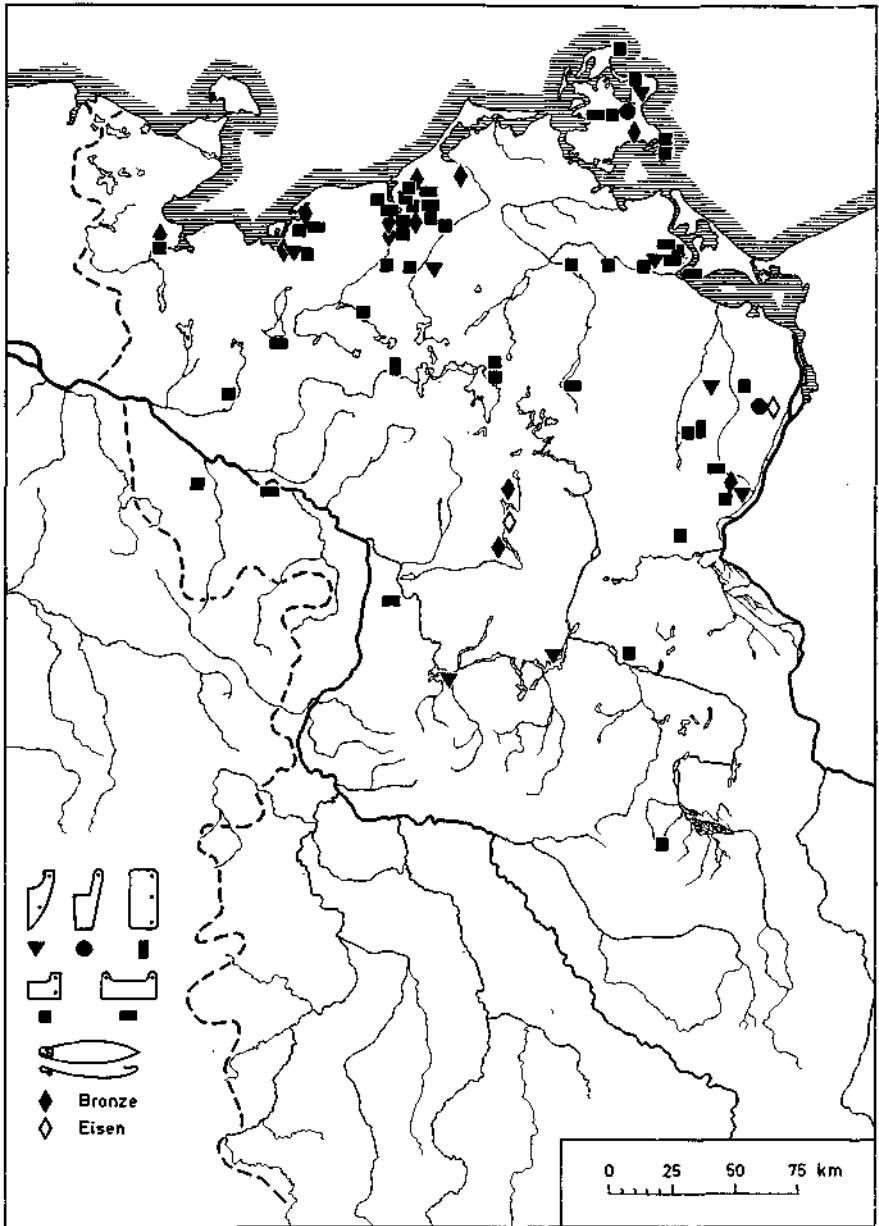


Abb. 38. Verbreitung der spätslawischen Messerscheidenbeschläge und Gürtelhaken  
 --- Westgrenze des gehäufteten Vorkommens slawischer Funde

wie unter anderem der Ausgrabungsbefund in Damm, südlich von Rostock, zeigte.

In Treiarbeit stellte man auch bronzene Gürtelhaken für die Frauentracht her.<sup>67</sup> Die zierlichen, 5–7 cm langen Haken waren spitzoval, lanzett- oder bandförmig. Das eine Ende war mit einem langen Stechhaken versehen, das andere Ende war S-förmig aufgerollt. Die Schauseite wurde mit geometrischen Mustern im Tremolierstich, in Gravur oder mit Stempeln verziert (Abb. 108 a–c). Besonders reizvoll sind die mit kleinen Klapperblechen behängten Haken. Wie aus der Karte (Abb. 38) hervorgeht, verteilen sie sich auf die ökonomischen Zentren an der Küste und werden im Gebiet um Wismar und Rostock auch in Gräbern gefunden. Der Hakentyp geht auf östliche Vorbilder zurück, doch zeigt sich eine weitgehend eigenschöpferische Verarbeitung. Wie schon an den anderen Blecharbeiten beobachtet, müssen einzelne, in den regional begrenzten Siedlungsgebieten spezialisierte Produzenten tätig gewesen sein, die nach großen Mustern variable Einzelformen schufen, mit denen sie einen engen Bedarfskreis deckten.

Die umfassenden Ausführungen über die Verarbeitung von Silber und Buntmetall bieten eine instruktive Veranschaulichung der unterschiedlichen Entwicklung der Produktivkräfte im Gebiet zwischen Elbe/Saale und Oder. Die drei großen Räume, Thüringen, das Havelgebiet und der Küstenraum, zeigen jeweils ihr eigenes Gepräge, das sich in der politischen Geschichte widerspiegelt.

### f) Glasverarbeitung

Geschlossene Glasringe kommen zwischen Elbe und Oder sowie im Saalegebiet vor. Sie finden sich in Burgen und Suburbien sowie in Gräbern. Man trug sie als Fingerringe oder ähnlich den Schläfenringen als Kopfschmuck. Es liegt nahe, das Vorkommen in exponierten Plätzen wie in Alt Lübeck, Schwedt, Köpenick<sup>68</sup> mit dem Handel in Verbindung zu bringen. Im 11. und 12. Jh. wurden sie in Polen massenweise produziert. Auch Ofen- und Werkstattreste ließen sich dort nachweisen, während bis vor kurzer Zeit westlich der Oder noch keine Produktionsstätten bekannt waren. Die Ausgrabungsergebnisse von der Dominsel in Brandenburg rücken das Problem nun in ein neues Licht.<sup>69</sup>

In den Schichten des 11. und 12. Jh. lagen zahlreiche Glasringe und Bruchstücke, einfarbig schwarz, gelb, grün, blau oder mehrfarbig (Abb. 117 h–n). Eine derartige Häufung ist bisher nur aus den Burganlagen in Alt Lübeck und Schwedt bekannt. Da in den Brandenburger Schichten auch Glasfluß und Glasringe auftraten, ist auf die Existenz von Glasmacherwerkstätten zu schließen. Die Fertigung von Glasfingerringen erforderte eine komplizierte Technik, und die Handhabung des dazu entwickelten Verfahrens war eine fachmännische Kunst.<sup>70</sup> In einem kleinen Glasofen erfolgte die Herstellung des leicht schmelzbaren Bleiglas. Mit einem Spieß, an dem eine Schwungscheibe befestigt war, wurde dann eine kleine Glasmenge entnommen und mit Hilfe der Fliehkraft

zu einem Ring ausgedreht. Metallische Oxydzusätze ergaben die Farbigkeit. Die Mehrfarbigkeit der Ringe setzte mehrere Glashäfen (Schmelzgefäße) voraus. Es ist damit zu rechnen, daß im 11. Jh. die Glasproduktion von fremden Spezialisten, die vielleicht aus Polen kamen, in Brandenburg eingeführt worden ist.

### **g) Holzverarbeitung**

Allein die Tatsache, daß die meisten der überkommenen Werkzeuge, wie Äxte, Stemmeisen, Meißel, Löffelbohrer, Zugeisen (Abb. 35), der Holzverarbeitung dienten, läßt die große Bedeutung des Holzes als Rohstoff erkennen: für das Bau- und Befestigungswesen, für die einzelnen Wirtschaftszweige und nicht zuletzt für die täglichen Gebrauchsgüter. Die vielfältige Verwendung im Haushalt beweist der Inhalt eines Hauses in Brandenburg aus dem 11. Jahrhundert. Es fanden sich die Reste von 12 Tongefäßen und 22 Holzgefäßen, bestehend aus Schalen, Tellern, Mulden, Dosen, Daubenschüsseln, Spanschachteln, Körbchen sowie von Löffeln und Holznägeln.<sup>71</sup> Es ist nicht die Absicht, den hölzernen Gerätebestand zu behandeln, sondern auf einige Erscheinungen hinzuweisen, die die Ausbildung spezialisierter Holzverarbeitender Handwerke verdeutlichen, das sind die Böttcherei, die Drechslerei und die Stellmacherei.

#### *Böttcherei*

Die Daubentechnik ist eine altüberkommene und weit verbreitete Fertigkeit, die auch von den slawischen Stämmen beherrscht wurde. Der Nachweis von Daubengefäßen aus altslawischer Zeit ist nur unter günstigen Bodenverhältnissen möglich. Ein typisches Daubengefäß stellt der Holzimer dar (Abb. 93 b). Die sehr einheitliche Form besteht aus einem nach oben sich leicht konisch verengenden Gefäßkörper, dessen Höhe selten 25 cm übersteigt. Das entsprach den praktischen Bedürfnissen. Die Form blieb konstant. Die Herstellung der Dauben und des dünnen Bodens erforderte zwar eine besondere Fertigkeit, die jedoch nicht das hauswerkliche Können überstieg. Die Beschläge, wie Reif und Henkel, wurden von Schmieden zugeliefert. Doch konnten auch Weidenruten und ein Seilgriff das Eisen ersetzen. Als Erzeugnis städtischer Handwerker ist der schöne, mit versilberten Reifen beschlagene Eimer aus Behren-Lübchin anzusehen. Außer Eimern lassen sich eigenartigerweise keine weiteren Gefäßformen feststellen, wie Bütten, Zuber, Holzbecher und andere, die beispielsweise in Polen gefunden wurden. Die Produktion und der Formenreichtum entfalteteten sich erst im 12. Jh. mit dem wirtschaftlichen Aufstieg der Städte. In dieser Übergangszeit kommen vereinzelt Daubenschüsseln, wie aus Alt Lübeck und Gützkow, vor, die zum Massenbedarfsartikel in den Städten bis zum 15. Jh. wurden.

#### *Drechslerei*

Vielfach sind Reste gedrechselter Holzgefäße, vereinzelt auch gut erhaltene Gefäße dieser Art, gefunden worden. Eine Drechslerwerkstatt konnte in Alt

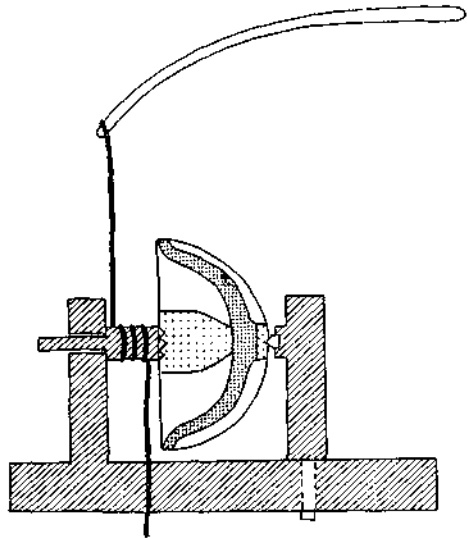


Abb. 39.  
Rekonstruktion einer Drechslerbank

Lübeck untersucht werden.<sup>72</sup> Die Drechslerbank ließ sich auf Grund der Fundreste, ethnographischen Vergleichsmaterials und historischer Quellen rekonstruieren.<sup>73</sup> Zwischen zwei Ständern (Docken) war eine Drehspindel auf Drehzapfen gelagert und hielt das eingespannte, schon roh vorgearbeitete Werkstück (Abb. 39). Die Drehung erfolgte mit einer um die Spindel gelegten Schnur, die hin und her bewegt wurde, entweder mit Hilfe eines Fiedelbogens oder mit einer befestigten Wippe, die den Rücklauf besorgte. In Alt Lübeck fanden sich neben Abfall- und Futterstücken auch Reste rekonstruierbarer Gefäße aus Holz, wie flache Teller, Schalen und ein kleines Schälchen, das im Profil und in der Verzierung ganz dem Stil zeitgleicher jungslawischer Keramik entspricht.<sup>74</sup> Die Feststellung konnte auch an gedrehten Holzgefäßresten aus der Burg Behren-Lübchin gemacht werden (Abb. 94 a). Die Formen gleichen denen der jungslawischen Keramik, wie sie in der Burg benutzt wurde.<sup>75</sup> Unter den jüngsten Funden auf der Dominsel in Brandenburg fanden sich ebenfalls zahlreiche Reste gedrehselter Gefäße sowie Werkstattspuren.<sup>76</sup>

Die Drechslerfertigkeit läßt sich mit Sicherheit seit dem 10. Jh. nachweisen. Ihre Werkstätten befanden sich in den frühstädtischen Zentren.

#### *Stellmacherei*

Unmittelbar vor dem Burgwall Behren-Lübchin wurden die Reste eines Wagenrades aus dem 12. Jh. gefunden. Der Erhaltungszustand ermöglichte eine Rekonstruktion. Die Herstellung wirft ein bezeichnendes Licht auf die Leistungsfähigkeit, die die Stellmacherei erreicht hatte und die auf eine alte Tradition im Wagenbau zurückzuführen ist. Das etwa 90 cm hohe Rad hatte eine schmale, aber hohe Felge aus Buchenholz mit leicht gewölbter Lauffläche. Der Felgenkranz bestand aus fünf Teilen, die mit eichenen Stiften verbunden

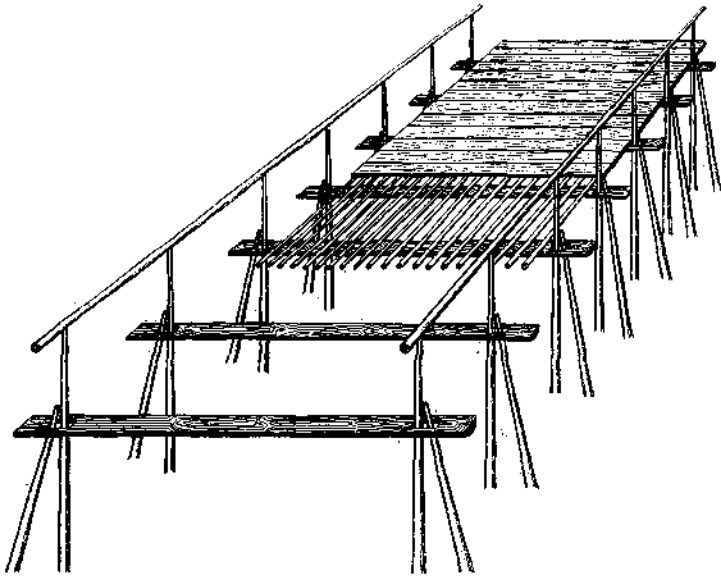


Abb. 40. Rekonstruktion der langen Brücke im Ober-Ückersee bei Prenzlau  
(Vgl. Abb. 50)

waren. Zehn paarig angeordnete eichene Speichen, vielkantig und in der Mitte leicht verdickt, waren tief in die Felge und in die Nabe eingeschlagen. Die aus Eschenholz gearbeitete Nabe fiel durch ihre Länge von 39 cm auf. An den Hölzern lassen sich deutlich die Werkzeugspuren des Löffelbohrers und des Stemmeisens erkennen. Das Rad ist von ungewöhnlich hoher Qualität. Die Wahl der Hölzer ist mit Sorgfalt getroffen. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß eine derartig schmale, nur 4,6 cm messende Lauffläche kaum für das Rad eines Lastenwagens geeignet war, sondern wohl zu einem leichten Reisewagen gehörte.<sup>77</sup> Schwerere Wagenräder für den von Ochsen gezogenen Lastenwagen fanden sich im benachbarten polnischen Gebiet. Im Raum zwischen Elbe und Oder sind die Funde bisher nur spärlich. Der älteste Beleg stammt aus Sukow, Kr. Teterow (8./9. Jh.), wo sich auf einem Bohlenweg, der Verbindungsstraße zwischen dem Festland und der Insel, im Moor der Rest einer Felge fand. Die sicher allgemein verbreitete Stellmacherei dürfte aber bis zum Aufblühen der Städte nur als einfaches, nicht Ware produzierendes Dorfhandwerk ausgeübt worden sein.

#### *Zimmermannsarbeit*

Der Umgang mit der Axt, dem Hauptproduktionsinstrument für die Errichtung der Wohnbauten, Wirtschaftseinrichtungen und Burgen, war eine allgemein beherrschte Praxis. Man wird sich vorstellen müssen, daß zeitweilige Produktionskollektive größere Zimmermannsarbeiten durchführten. Allmäh-

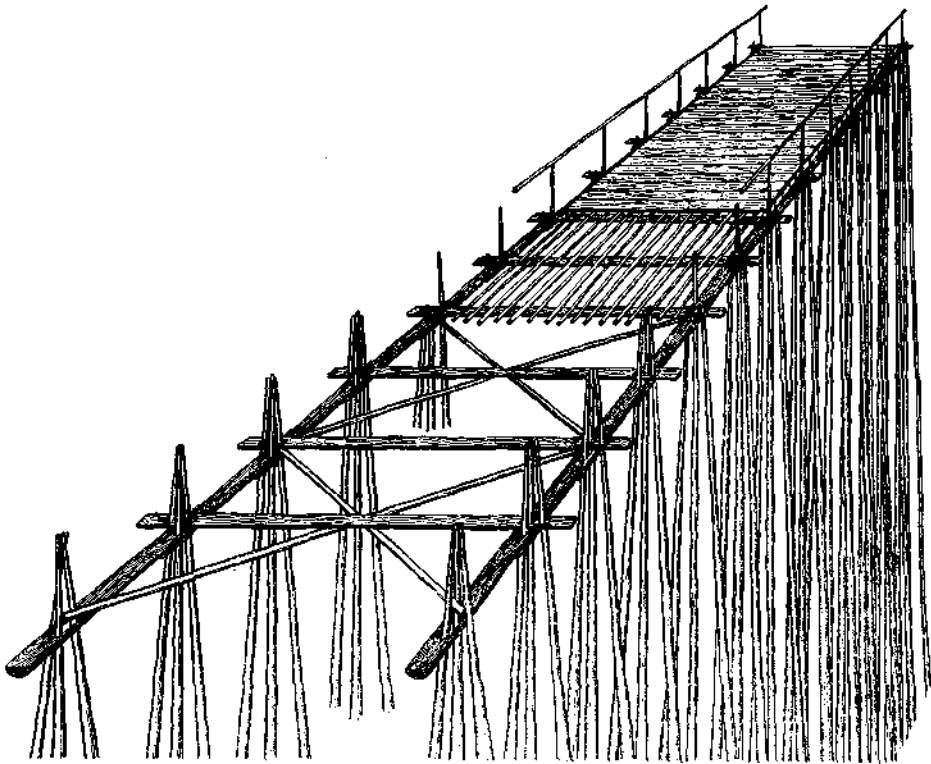


Abb. 41. Rekonstruktion der tiefgegründeten Brücke im Ober-Ückersee bei Prenzlau (Vgl. Abb. 50)

lich stellte die gesellschaftliche Entwicklung jedoch neue Anforderungen an die Zimmermannstechnik. Burgen, Brücken und Wege sind Zeugen von dem Stand der Entwicklung im Holzbau. Mit einfachen Produktionsmitteln, mit der Axt, dem Stemmeisen und dem Löffelbohrer, wurde diese Technik bewältigt. Der Fortschritt kommt deutlich in der unterschiedlichen Bauweise der älteren Burgen und der feudalen Landesburgen des 11./12. Jh. zum Ausdruck. Schon der 1,2 km lange Bohlenweg bei Sukow, der das Festland mit einer Insel im Moor verband und im Laufe des 8. und 9. Jh. dreimal erneuert wurde, verrät gute, aufeinander abgestimmte Zimmermannsarbeit einer großen Gruppe.<sup>78</sup> Ein eindrucksvolles Bild vermitteln die großen Brücken im Teterower See, bei Behren-Lübchin und im Ober-Ückersee bei Prenzlau, mit denen man es verstand, Wasserstrecken bis zu 2,2 km Länge und bis zu 20 m Tiefe zu überwinden.<sup>79</sup> Die Brückenkonstruktion geschah nach einem einheitlichen Prinzip, das jedoch, sobald tiefes Wasser zu überbrücken war, erheblich abgewandelt wurde. Flaches Wasser bis zu 8 m Tiefe wurde durch eine einfache Jochkonstruktion, deren Elemente Standpfahl, Stützpfehl und Joch- oder Ösenbalken

waren, überbrückt (Abb. 40). Dagegen brachte man bei tieferem Wasser zusätzliche Stützpfähle und Verspannungen in Längsrichtung der Brücke an (Abb. 41). Der Oberbau beider Brückenarten bestand aus Unterzügen, Bohlenbelag, Rödelleiste und Geländer. So war die 2,2 km lange Brücke im Ober-Ückersee bei Prenzlau, die eine Inselburg mit dem Festland verband, bei einer Wassertiefe von 3–6 m in der einfacheren Konstruktion errichtet, während die zweite Brücke von 0,4 km Länge, die bis zu 20 m Wassertiefe überspannte, die aufwendigere Konstruktion benötigte.<sup>80</sup> Brückenbauten und hölzerne Elemente der Burgwälle zeigen ein sicheres Gefühl für den Werkstoff. Durch Verzapfen, Verkeilen und Verdübeln mit hölzernen Stiften wurden widerstandsfähige Holzverbände gezimmert, und somit erklärt sich das geringe Vorkommen von eisernen Nägeln. Darin drückt sich also kein Mangel an Eisen aus, sondern hohes fachliches Können.<sup>81</sup> Im Befestigungsbau des 11. und 12. Jh. repräsentiert die Burg Behren-Lübchin ein Meisterwerk der Holztechnik (S. 177 ff., Abb. 5 b und 11 a).<sup>82</sup> Solche Bauten erforderten große Mengen an Holz. Für die beiden Brücken im Ober-Ückersee aus dem 11./12. Jh. von insgesamt 2,6 km Länge wurden nach Berechnungen etwa 2 000 Festmeter verarbeitet. Der große Arbeitsaufwand, der bei Errichtung derartiger Bauwerke und besonders der Feudalburgen notwendig war, ist sehr wahrscheinlich im Rahmen der feudalen Dienstleistungen der Bauern erbracht worden, und zwar unter der Anleitung von erfahrenen Bauleuten. Die Zimmermannsarbeit wurde wohl erst in den Städten zum Handwerksbetrieb, ebenso wie die Tischlerarbeit.

Gleiche Probleme ergeben sich für den Schiffsbau. Die in historischen Quellen bezeugte Schifffahrt der Küstenslawen, besonders der seetüchtigen Ranen, läßt sich an Bootsfunden, die 1967 und 1968 bei Ralswiek auf Rügen gemacht wurden, gut studieren (Abb. 85 b, S. 191). Insgesamt konnten die Reste von drei nahe beieinander liegenden Booten aus dem 9. bis 10. Jh. aufgedeckt werden. Die Schiffe waren bereits abgewrackt, als sie während eines Unwetters von hohen Wasserfluten mit Schwemmsand überdeckt wurden. Dennoch ließen sich die wesentlichen konstruktiven Teile und vor allem die Herstellungstechnik erkennen. Die Boote waren aus Eichenholz hergestellt, die Planken in Klinkertechnik zusammengefügt. Das erste Boot war etwa 13–14 m lang und 3,4 m breit, das zweite 9,5 m lang und 2,5 m breit. Zur Verbindung der in der Länge zusammengesetzten Planken dienten eiserne Niete, die übergreifenden Planken waren kalfatert, d. h. mit Werg und Pech abgedichtet. Die Befestigung der Planken an den Spanten erfolgte durch Holznägel aus Nadelholz. Für andere Verbindungen wurden auch Eisennägel verwandt. Unter den Wrackteilen befanden sich noch Teile von Ruderpforten zum Durchstecken der Riemen. Bei dem einen Boot kann auf eine acht- bis zehnköpfige Rudermannschaft geschlossen werden. Nach den vorgefundenen Resten der Mastbefestigung führten die Kielboote eine Besegelung.<sup>83</sup> Die Boote zeigen das im 9./10. Jh. bereits erreichte Niveau der Schiffsbautechnik, die dem allgemeinen Entwicklungsstand im Ostseeraum entsprach. Ihre Ausführung verrät die geübte Hand und spricht dafür, daß Schiffszimmerleute als spezialisierte Handwerker an

besonderen Hafentplätzen Bootsbau betrieben haben oder als Produktionskollektive angesetzt waren. Sicher haben daran die Seefahrer selbst einen gehbrenden Anteil gehabt.

Hinweise auf weitere spezialisierte holzverarbeitende Produktionszweige sind aus dem archbologischen Material nicht zu erkennen. Die Korbmacherei tritt zwar spater als ein besonderes Gewerbe auf, in dieser Zeit durfte sie jedoch im wesentlichen im Rahmen des Hauswerks betrieben worden sein. Auch die Fischer haben sicher ihre Reusen selbst hergestellt. Manche einfachen Gebrauchsgegenstbnde, deren Herstellung man nur im individuellen Hauswerk vermutet, mogen dagegen unter den Bedingungen der Warenproduktion auch serienmabig angefertigt worden sein, wie folgendes Beispiel zeigt. In Alt Lubeck fanden sich im Handwerkerviertel in und neben dem Drechslerhaus nicht nur viele Reste gedrechselter Holzgefabe als Hinweis auf die spezielle Tbtigkeit eines Drechslers, es lagen dort auch einfache Holzspindeln in groBer Zahl, wie sie in jedem Haushalt zum Spinnen gebraucht wurden, oft mehrere neben- und ubereinander. Ihre Herstellung muB nach dem Befund ebenfalls in der Werkstatt erfolgt sein.<sup>84</sup>

Manche Produkte muBten zwar in einem spezifischen Herstellungsverfahren gewonnen werden, aber die Fertigkeiten gehorten mit zu den vielseitigen Praktiken des Hauswerks. So erfolgte die Herstellung von Pech in altslawischer Zeit mit Hilfe eines einfachen technischen Verfahrens durch Destillation in Gruben. Dieses Prinzip hat sich auch in der folgenden Zeit nicht geandert, abgesehen von technischen Verbesserungen. Im Waldgebiet abseits liegende Werkplatze deuten darauf hin, daB sich in jungslawischer Zeit eine besondere Gruppe von Menschen mit der Pechherstellung beschftigte, so bildete sich mit wachsendem Bedarf ein Waldgewerbe heraus, vergleichbar mit der Kbhlerlei, das in der Neuzeit unter der Bezeichnung Schmierbrennerei bekannt war.

Pech fand besonders in der Bttcherei, in der Lederverarbeitung, als Wagenschmiere, beim Schiffsbau und zu vielen anderen Zwecken Verwendung.<sup>85</sup>

#### **h) Herstellung von Gerbten und Werkzeugen aus Geweih und Knochen**

Nicht viel anders als beim Holz verhalt es sich mit Knochen und Geweih als Werkstoff. Durch die verhaltnismabig leichte Gewinnung und Verarbeitungsmoglichkeit, die zBhe widerstandsfBhige Struktur, war dieses Material besonders geeignet, fbr das Hauswerk einfache und praktische Werkzeuge, Gebrauchsgegenstbnde und auch Schmuck herzustellen. Aus Knochen wurden zum Beispiel Pfrieme, Ahlen, Griffe und Schlittenkufen gefertigt. Fbr Gegenstbnde mit dekorativem Charakter, wie fbr Griffe, BeschlBge, Messerzwingen und Kämme, aber auch Nadeln, bevorzugte man Geweih als den qualitativ besseren Rohstoff, und zwar uberviegend Hirschgeweih. Unter diesen Arbei-



ten stechen die Kämme durch ihre komplizierte Fertigungsweise ab. Aus dem Quellenbefund ergeben sich interessante Einblicke in die Entwicklung des Handwerks. Der gebräuchliche Typ ist der Dreilagenkamm mit einseitiger Zahnreihe. Die Herstellung geschah in folgender Weise: Von dem Geweih wurden geeignete Stücke abgeschlagen, aus denen die einzelnen konstruktiven Teile mit dem Messer und der Säge vorgefertigt wurden. Dann erfolgte die Ausarbeitung von zwei übereinstimmenden Deck- oder Griffplatten und einzelnen dünn ausgesägten Platten für die Zwischenlage. Die Zähne sägte man jedoch erst nach der Vernietung ein. Die aus Kupfer, Bronze oder Eisen bestehenden Nietstifte wurden glühend in die vorgebohrten Löcher gesteckt und heiß vernietet, um ein Platzen der Deckplatten zu vermeiden. Die Deckplatten wurden in der Regel verziert, die Kammenden gelegentlich figural gestaltet (Abb. 98 a–c; 100 b). Solche Kämme konnten bis zu 30 cm lang sein, wie ein Dreilagenkamm des 11. Jh. aus dem Burgwall Neu Nieköhr, Kr. Teterow, zeigt.<sup>86</sup>

Die Kammherstellung erforderte also mehrere Arbeitsphasen. Als Werkzeuge benötigte man vor allem Äxte, Sägen, Messer, Hämmer, Gravierstichel und Bohrer. Der fertige Kamm wurde schließlich mit Sand geschliffen und wahrscheinlich mit Asche auf einem Leder poliert. Für die Verzierung müssen ein Graviereisen sowie ein Drillbohrer mit Holzspindel und Schwungscheibe benutzt worden sein. Die Produktionstechnik läßt auf eine spezialisierte, handwerklich organisierte Arbeit schließen. Bereits in der antiken Kultur war der Dreilagenkamm bekannt. Im frühen Mittelalter wurde er zu einer allgemein gebräuchlichen Form. In Wolin und in Gdańsk gefundene Kämme lassen im 9. und 10. Jh. friesische und rheinische, auch skandinavische Einflüsse erkennen und weisen auf interregionale Kontakte hin. In der gleichen Zeit, in der Epoche der Konzentration politisch-wirtschaftlicher Einheiten, setzte die eigene Produktion ein, und zwar in speziellen Werkstätten. Solche Kammacherwerkstätten mit Halbfabrikaten, Rohmaterial, vorgefertigten Rohstücken und Produktionsabfällen fanden sich unter anderem in Gdańsk, Wolin und Kołobrzeg. In Wolin ließ sich eine Werkstatt platzgebunden von der zweiten Hälfte des 10. Jh. bis zum 12. Jh. nachweisen. Die Situation dürfte im Gebiet westlich der Oder nicht anders gewesen sein. Spuren von Werkstätten sind aus der Siedlung Dierkow nahe der unteren Warnow bei Rostock bekannt. Von dort liegen ein offensichtlich beim Nieten zerbrochener Kamm vor, dessen Zähne noch nicht ausgesägt waren, ferner einzelne vorbereitete Platten und Abfallmaterial. In einer jungslawischen Siedlung bei Berlin-Kaulsdorf lagen in einer Grube vorbereitetes Rohmaterial für Dreilagenkämme und Abfälle.<sup>87</sup> Auch weisen Rohmaterial und Abfallstücke aus der Burg Köpenick auf Verarbeitung hin.<sup>88</sup>

Neben den Kämmen scheinen weitere komplizierter anzufertigende Gegenstände aus Geweih in Werkstätten hergestellt worden zu sein (Abb. 97 b, 101 a). In den gleichen Werkstätten wurde außer Geweih und Knochen auch Bernstein verarbeitet, wie die Untersuchungen in Wolin, Gdańsk und Kołobrzeg

gezeigt haben. Auch an der Stelle der schon erwähnten Kammacherwerkstatt von Dierkow bei Rostock fanden sich Spuren von Bernsteinverarbeitung.

### i) Lederverarbeitung

Das Gerben von Leder und Pelzen und die Lederverarbeitung, besonders die Fertigung von Schuhwerk, waren zweifellos weit verbreitet, ohne daß dazu eine handwerkliche Spezialisierung erforderlich gewesen ist. Ein lederverarbeitendes Handwerk entstand erst mit der Bildung frühstädtischer Zentren und dem damit verbundenen großen Bedarf. Schuhe, Taschen, Messerscheiden und Riemenzeug waren die wichtigsten Produkte dieses Handwerks. Inwieweit es zunächst noch die Gerberei betrieb, läßt sich nicht feststellen. Man kann sich die Verhältnisse in einer frühen Stadt gut am Beispiel Alt Lübecks vorstellen. Im Handwerkerviertel vor der Burg, nicht weit von der Drechslerwerkstatt entfernt, arbeitete ein Schuhmacher. Dort häuften sich im Laufe der Zeit die Lederabfälle und Reste von zugeschnittenen Lederstücken und bildeten schließlich eine Lederschicht.<sup>89</sup> In Köpenick hatte man bei der Zufüllung eines älteren Burggrabens auch die Lederabfälle und Schuhreste aus einer Schuhmacherwerkstatt mit hineingeschüttet.<sup>90</sup> In den jüngeren Wohnschichten der Burg Neu Nieköhr, Kr. Teterow, lagen ebenfalls zahlreiche Reste von Lederabfällen, Schuhsohlen, Oberleder und Riemen.<sup>91</sup> Diese Beispiele lassen sich mit dem Befund aus Alt Lübeck durchaus vergleichen. Darüber hinaus gibt es noch Einzelfunde von Schuhresten, die einen Eindruck über die Schuhformen und die Verarbeitungstechnik vermitteln. Abgesehen von einem in Gützkow, Kr. Greifswald, gefundenen Pantoffel handelt es sich um Bundschuhe, wie sie in dieser Zeit allgemein getragen wurden, mit niedrigem bis zum Knöchel reichendem Schaft und mit Schlitzbindung zum Durchzug des Riemens (Abb. 95 b). Die Sohle war angenäht, Absätze wurden nicht getragen. Das Werkzeug des Schuhmachers bestand aus Ahle, Nadel und Messer. Damit sind unsere Kenntnisse über die Lederverarbeitung im wesentlichen erschöpft, die Ergebnisse der polnischen Forschung ergänzen das Bild. In der großen Stadtsiedlung Wolin an der Dievenow ermöglichten die umfangreichen Lederreste die Rekonstruktion von drei Schuhformen. Dabei wurde kräftiges Rindleder bevorzugt, das mit einem Pflanzengerbstoff gegerbt war. Für die Herstellung der Schuhe benutzte man Schuhleisten. In Polen gibt seit dem Ende des 11. Jh. die Volkskunst dem Schuhwerk ein eigenes Gepräge. Die Schuhe wurden farbig bestickt oder broschiert oder auch mit ausgeschnittenen Mustern verziert (Ajourarbeit). Aus den Gebieten westlich der Oder sind derartige Fundstücke bisher nicht bekannt.

## 7. Austausch und Handel

### a) Mehrprodukt und Schatzbildung

In der landwirtschaftlichen Produktion, in Viehzucht und Fischfang waren die slawischen Stämme erfahren und hatten bei der Entwicklung und Ausdehnung dieser Produktion beachtliche Erfolge (S. 49 ff.). Trotz unterschiedlichen Entwicklungsniveaus überschritten alle Stämme offensichtlich jene Stufe der Produktivität, die eine handwerkliche Spezialisierung zuließ. War bereits die handwerkliche Spezialisierung abhängig von einem gewissen Mehrprodukt in der Nahrungsmittelproduktion, so konnte ein entwickeltes Handwerk, wie es sich seit dem 9./10. Jh. herausbildete und in einigen Siedlungen oder Siedlungsteilen zu konzentrieren begann, nur in einem ständigen erheblichen Mehrprodukt in der Nahrungsgüterproduktion eine Existenzgrundlage finden.

Die Verknüpfung von handwerklicher Tätigkeit und Spezialgewerben mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen geschah wohl zunächst sehr direkt, durch Arbeit auf Bestellung, Arbeit im Rahmen von Abhängigkeiten und Tributabgaben. Die handwerkliche Spezialisierung entwickelte sich zweifellos im Hauswerk, d. h. innerhalb der noch patriarchalisch gegliederten Gemeinschaften entstanden Spezialisten, deren Arbeitsertrag dem Kollektiv zugute kam. Diese Menschen waren eher Funktionäre ihrer Gemeinwesen, als daß sie durch ökonomische Beziehungen mit ihnen oder mit anderen Gemeinwesen verbunden waren.

Die Verhältnisse wandelten sich gründlich in dem Maße, wie diese Gemeinwesen zerfielen, von der erobernden Adelsschicht unterworfen und in größere Stammesverbände einbezogen wurden, deren führende Schicht ihre ökonomische Macht auf Tributen und Abgaben der von ihr unterworfenen Stämme und Stammesteile begründete. Diese Schicht konzentrierte das Mehrprodukt der landwirtschaftlichen Produktion in einem bisher nicht gekannten Maße in ihren befestigten Wohnsitzen und Burgen. Die durch Raub, Tribut oder Ausbeutung eigenwirtschaftlicher Betriebe zusammengebrachten Güter sollten einerseits für die Befriedigung der unmittelbaren Bedürfnisse der herrschenden Schicht – Wohnung, Ernährung und Kleidung – dienen. Andererseits konnten sie benutzt werden, um gegen Produkte aus der Fremde oder aus den Nachbarländern eingetauscht zu werden. Drittens schließlich wurden von dem Mehrprodukt Scharen von Kriegern, Dienstleuten und auch handwerklichen Spezialisten unterhalten.

### b) Zahlungsmittel und Geld

Auf der Grundlage der Leistungen – vor allem der der Bauern -- entstanden also die Anfänge der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der materiellen Produktion. Der Austausch der Produkte untereinander, darunter lebenswichtiger Produkte, wie Eisengeräte und Salz, nahm offenbar in einzelnen Landesteilen

schon im 7./8. Jh. größeren Umfang an. Das zeigt sich darin, daß in der Lausitz und im angrenzenden Odergebiet bereits in dieser Zeit ein besonderes Zahlungsmittel entstanden zu sein scheint – nämlich Eisenschüsseln verschiedener Größenklassen (Abb. 46 c). Roheisen ist in derartige Formen geschmiedet worden. Diese Schüsseln finden sich daher häufig in ganzen Sätzen und mehrfach wohlverwahrt in Hortfunden, schließlich im 11. Jh. zusammen mit Silber-schätzen.<sup>92</sup>

In Mähren bildete sich etwa zur gleichen Zeit ein solches allgemeines Zahlungsmittel in Form von Axtbarren heraus. Diese waren ebenfalls funktions-untüchtig und besaßen keinen anderen Gebrauchswert als den, erforderlichenfalls in eiserne Gerätschaften umgewandelt zu werden.<sup>93</sup> Die umfangreiche Entwicklung der Eisenverhüttung und des Schmiedehandwerks hatte anscheinend in einigen Gebieten dieses „Eisengeld“ hervorgebracht.

Auf der gleichen breiten Produktionsgrundlage entstand ein anderes allgemeines Zahlungsmittel, das Leinentuch. Die Herstellung von Leinengespinnst und -gewebe war in jedem Haushalt möglich. In sorbischer Sprache lautet das Wort für Leinwand oder Tuch „plat“. Der damit wahrscheinlich zusammenhängende Ausdruck für Zahlung ist „plato“, davon abgeleitet obersorb. „placíc“, niedersorb. „plašís“, d. h. zahlen, bezahlen (russ. „platit“).<sup>94</sup> Derartige etymologische Zusammenhänge gibt es in allen west-, ost- und südslawischen Sprachen. Kleine Leinentücher wurden, wie Ibrahim ibn Jacub berichtet, im 10. Jh. in Prag, „dem größten Handelsplatz jener Länder“, als Zahlungsmittel gebraucht. 10 Tücher hatten den Wert von einem Silberpfennig. „Mit ihnen handeln sie und verrechnen sich untereinander. Davon besitzen sie ganze Truhen. Die sind ihr Vermögen, und die kostbarsten Dinge kauft man dafür, Weizen, Sklaven, Pferde, Gold, Silber und alle Dinge“.<sup>95</sup> Noch zwei Jahrhunderte später heißt es über Rügen: „Nun aber haben die Ranen kein gemünztes Geld und bedienen sich dessen im Verkehre nicht, sondern was man auf dem Markte kaufen will, erhält man gegen Leintücher“.<sup>96</sup>

Spätestens seit dem 9. Jh. fand in zunehmendem Maße, mindestens für den Austausch über größere Entfernungen und mit fremden Kaufleuten, das Silber als Zahlungsmittel Eingang. Silberbergbau gab es in den Gebieten, die von slawischen Stämmen bewohnt wurden, zunächst nicht. Es gelangte ausschließlich „aus der Fremde“, aus Arabien, Byzanz, dem Donaugebiet, Skandinavien und Westeuropa in die slawischen Länder. Fernhändler führten es als Zahlungsmittel in Form von Münzen, Schmuck oder Barrensilber mit. Der Silberbergbau im Harz wurde im 10. Jh. eröffnet; auch der Silberabbau in Böhmen und Schlesien war wohl in der zweiten Hälfte des 10. Jh. vorhanden.

### c) Silberschätze

Während Leinentücher sich nur schwierig in größerer Menge und dauerhaft aufbewahren ließen, ist das Silber relativ unvergänglich, es konnte gehortet und bei Gefahrenzeiten in der Erde oder an anderen Stellen versteckt werden.

Das war zeitweise sehr häufig erforderlich. In den Kellern abgebrannter Häuser, neben den Häusern und Gehöften und in der Nachbarschaft der Dörfer fanden sich bisher fast 200 Silberschätze; sie gehören der Zeit zwischen dem 9. und frühen 13. Jh. an.<sup>97</sup>

Die Silberschätze waren zumeist in Tongefäßen aufbewahrt, oftmals in kleinen Leinenbeuteln, in Holzboxen oder Kästen. Regelrechte Tresore aus großen Felsensteinplatten legte man an. Diese Funde geben in mancher Hinsicht Auskunft über das damalige Geschehen. Erstens vermehren sie, daß die Besitzer dieser Schätze einen gewaltsamen Tod bei Kriegswirren und Raubüberfällen gefunden haben. Sie konnten die Schätze nicht mehr heben und weiter gebrauchen. Sodann aber vermitteln uns die Schatzfunde einen tiefen Einblick in das Wirtschaftsleben, in die Werte, die als Schätze mindestens zeitweise erstarrten, über den Besitzumfang der Eigentümer und den unterschiedlichen Reichtum der einzelnen Gebiete. Die breite Palette des Inhalts dieser Schatzfunde spiegelt die große Weite wider, die der Händler der damaligen Zeit überbrückte (Abb. 47).

Schatzbildung in dem hier erkennbaren Umfang ist nur dort möglich, wo Mehrprodukt hergestellt und als Ware gegen ein allgemeines, nichtorganisches und daher ohne Arbeitsaufwand wertbeständiges Äquivalent eingetauscht bzw. verkauft werden kann. „Gerade in den Anfängen der Warenzirkulation verwandelte sich nur der Überschuß an Gebrauchswerten in Geld. Gold und Silber werden von selbst zu gesellschaftlichen Ausdrücken des Überflusses oder des Reichtums“.<sup>98</sup> „Schatz als solcher wird hier nur der brachliegende Reichtum ... und darum Erstarrung der Ware in ihrer ersten Metamorphose“.<sup>99</sup>

Die Zunahme der Schätze bildet also bis zu einem gewissen Grade ein Spiegelbild des zunehmenden gesellschaftlichen Reichtums, während der Rückgang seit dem 12. Jh. Ausdruck der sich allgemein durchsetzenden Warenzirkulation ist. In den Häusern der Dörfer und in den Gräbern erscheint seit dem 11. Jh. eine Vielzahl von einzelnen Münzen, die für kleine Geschäfte und Dienstleistungen verwendet wurden. Mit anderen Worten, seit dem 11. Jh. hat sich das Silber als allgemeines Äquivalent auch im täglichen kleinen Handel durchgesetzt.

Das Silber in den Schätzen besteht zumeist aus Silberbruch, es ist zerhackt. Schmuck, darunter wertvolles Filigran, Barren und Münzen verfielen diesem Schicksal. Es gab keine garantierte silberne Münzeinheit, sondern das Silber wurde nach seinem Gewicht in Zahlung genommen. Anscheinend wurde es teilweise in Barren umgegossen, um größere Handlichkeit zu erreichen. In Ralswiek auf Rügen fanden sich Gußformen für derartige Silberbarren. Bei jedem Kauf- und Verkaufsakt mußten daher kleine Silberwaagen zur Hand sein (Abb. 46 a–b).

Zur Waage gehörten entsprechende Gewichte. Zumeist waren sie kugelförmig, hatten abgeplattete Pole und auf den Polen Punkte. Damit dem Gewicht nichts abgezwaht oder zugefügt werden konnte, bestanden diese Gewichte in der Regel aus einem Eisenkern und einem Mantel aus Bronze. Die Punkte auf

den Polen gaben an, wie schwer das Gewicht war. Es ist nicht vollständig geklärt, welche Einheit diesen Gewichten zugrunde lag. In den einzelnen Gebieten waren anscheinend verschiedene Gewichtssysteme verbreitet. Noch um 1125 ließ sich der Obodritenfürst Heinrich das den Ranen abgeforderte Lösegeld auf einer „Waage mit schwerstem Gewicht“ aus ihrem „öffentlichen Schatz und was sich in den Familien an Silber und Gold gefunden“ hatte, zuwiegen.<sup>100</sup> In Zirzipanien war in jungslawischer Zeit eine Gewichtsreihe in Gebrauch, deren Einheiten etwa 7 g, 14 g, 21 g, 28 g betragen. Diese Gewichte sind auch in Schwedt/Oder gefunden worden. Dort gab es jedoch auch Gewichte, bei denen auf jeden Punkt etwa 9 g entfallen (9 g, 18 g, 27 g, 36 g).

#### d) Anfänge der Münzprägung

Während die Herrscher in Polen und Böhmen bereits im 10./11. Jh. Münzen prägen ließen, kam es in dem hier behandelten Gebiet erst Anfang des 12. Jh. zu ersten Münzprägungen in den großen Zentren.<sup>101</sup> In Alt Lübeck ließ der Obodritenfürst Heinrich Münzen schlagen. Die Münzen schlossen sich an niederelbische Agrippiner, aber in noch größerem Umfang an die Pfennige des Dänenkönigs Niels (1103–1134) in Form und Gewicht an. Diese Münzen zeigen auf der Vorderseite eine Mauer mit Turm, auf der Rückseite ein Doppelfadenkreuz.<sup>102</sup>

In Brandenburg wurden unter dem Hevellerfürsten Pribislaw/Heinrich Münzen verschiedener Typen geprägt. In dem Münzschatz von Michendorf bei Potsdam fanden sich unter den etwa 2 000 Silberpfennigen mehr als 650 Münzen des Pribislaw/Heinrich und seiner Frau Petrisa. Die Münzen entstanden in enger Anlehnung an Gepräge Mitteldeutschlands, des unteren Elbgebietes und Böhmens (Abb. 48 c).<sup>103</sup> Etwa zur gleichen Zeit ließ Jaxa von Köpenick wenigstens sieben verschiedene Münztypen schlagen, die den Brandenburger Vorbildern sehr ähnlich waren. Mehrere dieser Münzen zeigen auf einer Seite das Porträt des Jaxa von Köpenick (Abb. 48 a). Weitere Münzen sind vielleicht schon früher im unteren Odergebiet in Anlehnung an die sogenannten Sachsenpfennige oder die niederelbischen Agrippiner in Wolin, Usedom oder Demmin geprägt worden. Nach 1170 ließ Jaromar, der Fürst von Rügen, Münzen mit seinem Bild schlagen (Abb. 48 b).<sup>104</sup>

#### e) Über Wert und Preis

Silber wurde von verschiedenen gesellschaftlichen Schichten gehortet. Sicherlich gab es in den Fürsten- und Adelsburgen Schatzkammern (S. 175). Diese Schätze sind jedoch nicht erhalten, sie fielen den Eroberern der Burgen in die Hände, wurden zum Loskauf bei Belagerungen benutzt oder nach Katastrophen von Überlebenden ausgegraben. Die Schätze, die uns bekanntgeworden sind, gehören in der Regel Bewohnern dörflicher Siedlungen; in einigen Fällen vielleicht Handwerkern oder Händlern, in den meisten Fällen jedoch

wohl den Vertretern der herrschenden Schicht auf dem Lande. Der Umfang der Schätze ist sehr unterschiedlich. Manche Schatzgefäße enthielten nur wenige Silberstücke, andere viele Kilogramm Silber. Eine Vorstellung über Ausmaß und Wert der Schätze mag die folgende Tabelle vermitteln.<sup>105</sup> Die Preise der damaligen Zeit sind nur auf Umwegen und nicht genau zu ermitteln. Nur ungefähr erfahren wir, daß ein Pferd zwischen 150 und 300 g Silber kostete; für 200 g Silber wurde eine Sklavin gehandelt, ein Sklave kostete 300 g, d. h. nicht mehr als ein gutes Pferd. Angebot und Nachfrage spielten bei der Bildung des Preises sicherlich eine große Rolle. So können die nachstehenden Wertvergleiche nur als theoretisch mögliche Größen verstanden werden.

Fundort	Silbergewicht	Wert in Pferden, Schafen usw.
Gellenthin, Kr. Wolgast	etwa 12 000 g	40–50 Pferde oder 300 Schafe
Karrin, Kr. Wolgast	8 500 g	25–30 Pferde oder 600 Schafe
Farve, Kr. Oldenburg	etwa 7 000 g	20–25 Pferde oder 500 Schafe
Quilitz, Kr. Wolgast	5 683 g	20 Pferde oder 400 Schafe
Blumenhagen, Kr. Neustrelitz	500–1 000 g	2 Pferde oder 40–50 Schafe
Düpow, Kr. Perleberg	etwa 600 g	2 Pferde oder 40–50 Schafe
Altruppin, Kr. Neuruppin	250–500 g	1 Pferd oder 20–25 Schafe
Paretz, Kr. Nauen	250–500 g	1 Pferd oder 20–25 Schafe
Reetzow, Kr. Wolgast	82,75 g	5–6 Schafe
Berlin-Grünau, Gr. Rohrwall	einige Gramm	3–5 Hühner

Ein Schwert kostete im 11. Jh. etwa 125 g Silber, eine Lanze 50 g, Sporen 20 g, ein Messer 2,8 g usw. Für ungefähr 100 g Silber erhielt man eine Kuh, für 125 g einen Ochsen, für 30 g ein Schwein. Alle diese Wertangaben sind sehr relativ, unterlagen von Gebiet zu Gebiet und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt großen Schwankungen. Immerhin geben sie uns etwa ein Bild von dem seinerzeit sehr großen Reichtum, der in den Händen einiger landgesessener Vertreter der Oberschicht akkumuliert war.

#### f) Handelsgüter

Von den zahlreichen Produkten der Wirtschaft der slawischen Stämme wurde nur ein Teil in die Handelstätigkeit einbezogen. Vieh, insbesondere Pferde, waren im 10. Jh. ein wichtiger Handelsartikel. Getreide, Honig und Wachs wurden weithin verhandelt. Dazu kamen Pelze. Die Pelzabgabe spielte anscheinend eine beachtliche Rolle, und die Oberschicht dürfte darüber in größerem Umfang verfügt haben (S. 68). Andere Produkte wurden von lokal oder regional gebundenen Gewerben verhandelt. Zu den wichtigsten gehörten wohl Salz, Eisen, Roheisen oder Geräte und Mahlsteine. Salzsiedereien sind zwar nicht nachgewiesen, es darf jedoch mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß die Sole ergiebiger Salzquellen verarbeitet wurde. So wird vermutet, daß die Alt Fresenburger Burg in Holstein in Verbindung mit den

Salzquellen bei Oldesloe stand, die 1153 auf Anweisung Heinrichs des Löwen zugeschüttet wurden. Zusammenhänge zwischen slawischen Burgzentren und Solequellen bestanden möglicherweise an der Recknitz, im Nuthe-Nieplitzgebiet und an einigen anderen Stellen Brandenburgs. Im Tollensegebiet scheinen Solquellen in der Gegend von Altentreptow genutzt worden zu sein. Bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jh. wird die Saline Golchen erwähnt.<sup>106</sup> In diesem Gebiet sind auf kleinem Raum 5 Schatzfunde aus dem 10. und 11. Jh. geborgen worden. Sie haben alle verhältnismäßig geringen Inhalt, d. h. weniger als 250 g Silber, und gehen wohl auf den bescheidenen Reichtum zurück, zu dem die Salzgewinnung verhalf. Dagegen finden sich in diesem Gebiet keine größeren Schätze, wie sie für die Umgebung von Handelszentren charakteristisch sind (Abb. 45).

Die Salzgewinnung erreichte anscheinend keine so weite Ausdehnung, um Bedeutung für umfangreichen Fernhandel zu erlangen, wie dies etwa in Kolobrzeg in Pommern seit dem 9. Jh. der Fall war. Größere Salzsiedereien befanden sich an der Saale bei Halle und bei Merseburg. Die Hallenser Solquellen, bereits im 1. Jahrtausend v. u. Z. intensiv genutzt, wurden auch im 10. Jh. ausgebeutet und verliehen Halle seine Bedeutung als Salzstadt. An der Saale bestand um 965 eine von Juden betriebene Salzsiederei. Dieses Salz von der Saale spielte ganz gewiß eine große Rolle im Handel in Mitteleuropa und auch mit den westslawischen Ländern.

Die Eisengewinnung und -verarbeitung beruhte auf dem Raseneisenerz, das fast im ganzen Land vorhanden war. Es wurde überall ausgebeutet, ohne daß sich besonders hervorragende Zentren entwickelten. Eisen und Eisengerät erlangte daher höchstens im lokalen Handel als Ware Bedeutung (Abb. 34).

Dagegen wurden Mahlsteine in den Fernhandel einbezogen.<sup>107</sup> In den Burgen von Alt Lübeck, Oldenburg, Hammer, Müssen, Basedow (alle in Holstein) und in Gahro und Neuzelle (Niederlausitz) fanden sich Drehmühlen aus rheinischer Basaltlava. Im Rheinland waren bei Mayen seit der Römerzeit Mahlsteinbrüche in Betrieb. Diese Mahlsteine wurden im frühen Mittelalter zu wichtigen Handelsprodukten im Nord- und Ostseegebiet. Andere Mahlsteinbrüche lagen bei Crawinkel in Thüringen. Aus den slawischen Burgen von Möllendorf, Kr. Finsterwalde, und Phöben, Kr. Potsdam, sind Drehmühlen aus Crawinkel gefunden worden. Darüber hinaus gab es aber seit dem 8./9. Jh. die Mahlsteinbrüche im Rochlitz-Mügelner Porphyrgbiet, die von Daleminziern oder Chutici betrieben wurden. Vorerst sind Drehmühlen von dort nur in Tornow und Vorberg in der Niederlausitz nachgewiesen. Auch das Hallenser Porphyrgbiet lieferte Mahlsteine, ebenso die Gegend um Altenburg. Sie gelangten u. a. bis in die Burgen von Potsdam und Phöben. Zum überwiegenden Teil sind die Drehmühlenfunde nicht auf ihre Herkunft untersucht worden. Wo dies geschah, erwiesen sich die aus den Burgen in der Regel als importiert.

Die Drehmühle als Produktionsinstrument scheint also ein bedeutsames Handelsprodukt gewesen zu sein (Abb. 42). Die Unhandlichkeit und das verhältnismäßig hohe Gewicht wurden vom Handelstransport offenbar ohne grö-



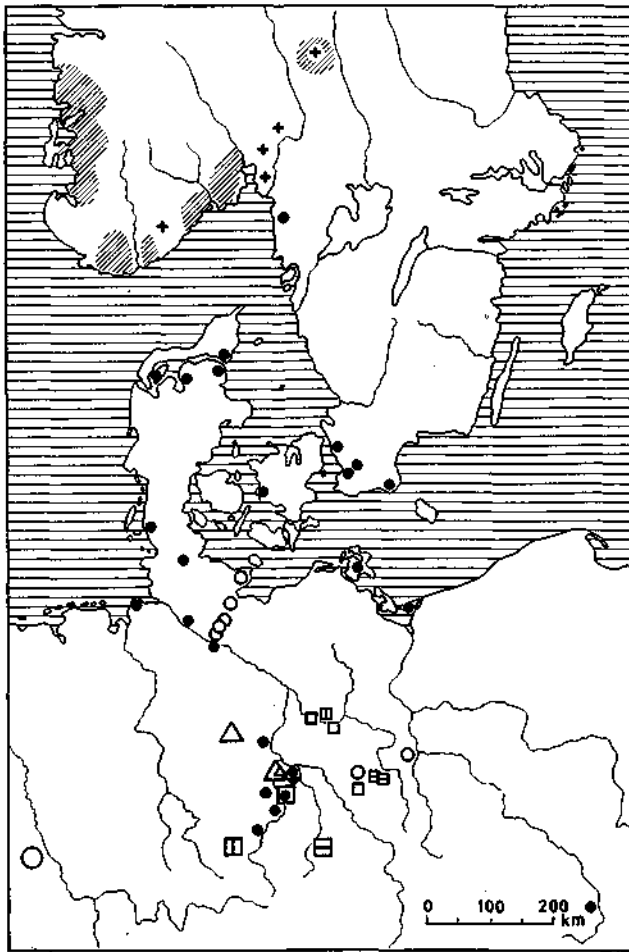


Abb. 42. Herkunft und Verbreitung der importierten Mahl- und Specksteine

Mahlsteine: ○ Eifelbasalt; □ Crawinkler Porphyry; ▣ Rochlitzer Porphyry;  
 △ Hallenser Quarzporphyry; □ Grauwackensandstein von Paschleben oder Calvörde.  
 Die großen Zeichen bezeichnen die Herkunftsgebiete, die kleinen die Fundstellen  
 der Mahlsteine

Speckstein: ▨ häufigere Verbreitung; + Steinbruch; ● Fundstelle

Bere Schwierigkeiten bewältigt (S. 117 ff.). Ob aus den Mahlsteinbrüchen in Daleminzien und Chutici auch Gebiete Thüringens mit Drehmühlen versorgt wurden, ist bisher nicht festgestellt.

Der Umfang des Honig- und Wachshandels ist noch schwieriger nachzuweisen als der Handel mit Mahlsteinen. Das vielfache Vorkommen von slawischen

Tongefäßen in den ostseeehen skandinavischen Gebieten und auf den von Dänen und Schweden besiedelten Inseln läßt sich möglicherweise auf Honig- oder Wachsimport zurückführen, dem die Keramik als Verpackung diente.

Eingeführt wurden außer den bereits genannten Mahlsteinen Luxusartikel aus Ost und West. Bisher fanden sich dauerhafte Produkte, wie Spinnwirtel aus Owrutscher Schiefer (Arendsdorf, Kr. Fürstenwalde, Schwedt an der Oder), glasierte Toneier (Weisdin, Kr. Neustrelitz, Brandenburg-Neuendorf, Görke, Kr. Anklam), beides Produkte der Kiewer Rus.<sup>108</sup> Vielfältige Schmuckstücke aus Silber und Bronze wurden wohl ebenfalls in großem Umfang eingeführt. Unter den Schmucksachen bedarf es jedoch noch der klaren Trennung zwischen Einfuhrgut und einheimischem Schmuck. Als Schmuck und vielleicht auch als Zahlungsmittel spielten Perlen aus Glas und Bernstein, vor allem aber aus Halbedelstein, eine größere Rolle. In den reichen Frauengräbern von Espenfeld bei Arnstadt fand man z. B. Perlen aus Bergkristall und Karneol auf ganzen Ketten. Weniger reiche Frauen hatten nur 8 bis 10 Perlen, arm ausgestattete Gräber enthielten nur wenige Perlen oder nur einen Fingerring. Derartige Perlen aus Halbedelstein sind importiert worden. Sie kamen in den westslawischen Gebieten häufiger vor, ihr Ausgangsgebiet lag jedoch in der Kiewer Rus und im nördlichen Kaukasusgebiet. Dort fanden sich auch die entsprechenden Halbfabrikate.<sup>109</sup> Die Funktion der Perlen als Wertmesser ergibt sich auch daraus, daß sie sich in Schätzen finden. Ein Schatzfund von Potsdam/Hermannswerder aus dem 11. Jh. enthielt beispielsweise etwa 70 Münzen, 58 Perlen aus Karneol, Bergkristall und Glas sowie 21 Stücke Rohbernstein.<sup>110</sup> In vier von den ungefähr 200 Schatzfunden unseres Gebietes lagen derartige Perlen aus Halbedelstein.

Im Küstengebiet fanden sich Reste von Specksteingefäßen, woraus teilweise Gußformen für Silberbarren hergestellt worden waren (Abb. 49c). Speckstein ist ein weiches Kalkgestein, das sich in bergfrischem Zustand leicht schneiden läßt; er findet sich in Westschweden und Norwegen. Dort sind auch einige Steinbrüche aus der Wikingerzeit bekannt. Im Kleingewerbe gewonnen, wurden die Specksteingefäße wohl vor allem in Kaupang in Südnorwegen auf Schiffe verladen. Jütland war außer Norwegen der Hauptabnehmer; auf dem Handelsplatz Haithabu südlich Schleswig fand sich eine Vielzahl von Bruchstücken dieser Specksteinschalen. Sie gelangten bis nach Alt Lübeck, Ralswiek auf Rügen und Wolin an der Odermündung.<sup>111</sup> Ebenso wie die Mahlsteine für einen leistungsfähigen Handel über Land zeugen, sind die Specksteingefäße Zeugen des Seehandels. Außer Schalen handelte man auch Spinnwirtel aus Speckstein, diese sind bisher vor allem im Elbgebiet nachgewiesen (Abb. 42).<sup>112</sup>

Neben diesen dauerhaften Produkten wurde eine Vielzahl anderer Güter eingeführt. In Opole in Polen fand sich in Schichten des 11. Jh. Seide, die aus China oder Japan stammte. Mit der Einfuhr von Tuch aus Friesland ist ebenfalls – zumindest im Küstengebiet – zu rechnen. Nach der Knytlingasaga soll der Tempelschatz von Arkona 1168 Gold und Silber, Silbergefäße, kostbare Waffen, Atlas, Seide und bunte Teppiche enthalten haben.<sup>113</sup>

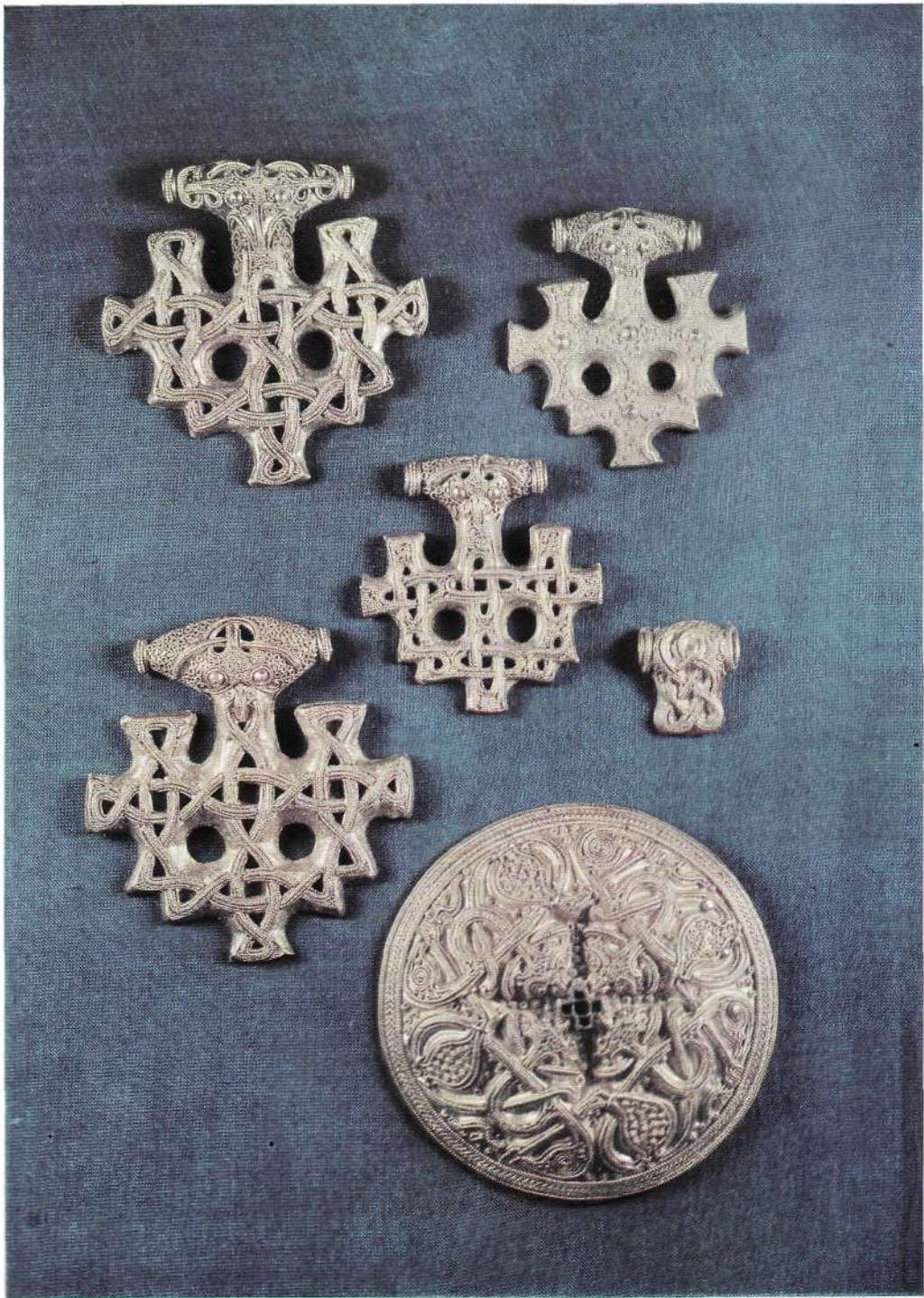
Von Bedeutung war sicherlich der Waffenhandel. Waffen und Brünnen wurden aus dem Frankenreich in die slawischen Gebiete verhandelt. Karl der Große erließ 805 Verbote gegen diesen Handel. Manche der Schwerter mit skandinavischen Knaufformen (S. 240) mögen über das Ostseegebiet eingeführt worden sein. Eine erhebliche Zahl davon wird jedoch wahrscheinlich auf Beute oder Kriegsverluste zurückgehen.

Eine große Rolle spielte der Menschenhandel. Seit dem 10. Jh. häufen sich die Nachrichten über den Kauf und Verkauf von Sklaven und Kriegsgefangenen. Im 10. Jh. hatten Milzener, Lusizer, Daleminzier und Nisanen bereits einen Sklavenzehnt zu zahlen.<sup>114</sup> Schon im 9. Jh. wurde im Ostseegebiet mit Sklaven gehandelt. Ein christlicher Bischof, Ansgar, kaufte dänische und slawische junge Männer auf, um sie zu Christen zu erziehen und als Missionare auszuschieken.<sup>115</sup> Ein Sklave kostete in dieser Zeit ungefähr so viel wie ein Pferd – 300 g Silber. Der Raub von Menschen war in den Stammeskriegen ein wichtiges Kriegsziel. Geld, Geiseln und Gefangene führten die siegreichen Obodriten, Redarier, Dänen und Sachsen um 1057 nach dem Sieg über die Zirzipanen fort.<sup>116</sup> Der Sohn des Obodritenfürsten Heinrich, Mstislav, überfiel um 1100 die Linonen und schleppte viele Gefangene weg.<sup>117</sup> Um 1128 teilten die Pommern nach den erfolgreichen Kriegszügen gegen die Lutizen Geld, Kleider, Vieh und Gefangene unter die Krieger auf.<sup>118</sup> Die Obodriten, die um 1170 während des Einfalles Heinrichs des Löwen in das obodritische Gebiet zu den Pommern flohen, wurden von diesen aufgegriffen und ohne Erbarmen als Sklaven an Polen, Tschechen und Sorben verkauft.<sup>119</sup> 1168 sollen an einem Markttag in Mecklenburg bei Wismar 700 gefangene Dänen zum Kauf gestanden haben.<sup>120</sup>

Die Nachrichten über den Menschenhandel sind außerordentlich zahlreich – wohl eine Widerspiegelung der großen Bedeutung dieses Handels. Kaufmannskarawanen, die das Gebiet durchzogen, scheinen sich nicht nur auf den Einkauf von Menschen beschränkt zu haben, sondern raubten diese, wo es anging, und führten sie mit sich fort. Es wird angenommen, daß Sklavenhandel und Sklavenraub im 9./10. Jh. ein Hauptziel der von Magdeburg und anderen fränkischen und deutschen Handelsorten ausziehenden Kaufmannskarawanen gewesen ist.<sup>121</sup> Zusammen mit den Kriegszügen wirkten sich Menschenhandel und Menschenraub für manche Gebiete verheerend aus.

### **g) Austausch, Handel und Marktverkehr**

Austausch und Handel vollzogen sich auf verschiedenen Ebenen und wurden von verschiedenen gesellschaftlichen Schichten getragen. Der Nahmarkt kannte wohl den direkten Austausch zwischen den Produzenten (etwa Vieh gegen Metallgeräte, Getreide gegen Mahlsteine usw.). Gelegenheit zu solchem Tausch gab es vielfach, sicherlich aber während der großen Kultfeste oder anderer Zusammenkünfte (Volksversammlungen usw.). Der Händler war hier nicht vonnöten, ja bis zum 10./11. Jh. wurden auch Silber oder Geld kaum gebraucht.



TAFEL 1. Goldschmuck von Hiddensee, Kr. Rügen. Detail

sondern das bereits erwähnte Leinentuch, Eisenbarren usw., also örtlich geltende, allgemeine Äquivalentformen, sofern nicht ein direkter Tausch erfolgte. Erst seit dem 10./11. Jh. scheinen Silber und Münzen als Wertmesser auch in diesen lokalen Austauschbeziehungen Bedeutung erlangt zu haben.

Der lokale Marktverkehr findet in den Chroniken und Urkunden vor dem 12. Jh. keine Erwähnung. Das hängt zweifellos damit zusammen, daß er für den Interessentenkreis, den die Schreiber vertraten, ohne Bedeutung war. Die Erhebung des Verkaufszehnts durch das Moritzkloster in Magdeburg im Jahre 937<sup>122</sup> aus den Gebieten der Marčane, Liezizi und Heveller und 973 u. a. aus den Gebieten Siusli, Colodici, Serimunt, Nelëtics bei Torgau sowie Lusici, Ploni und Zerwisti<sup>123</sup> läßt auf das Bestehen derartiger Märkte schließen. Zu Anfang des 12. Jh. werden Märkte in Demmin, Wolgast und Ziethen erwähnt. In Wolgast wird ausdrücklich der Marktgang eines Bauern bezeugt.<sup>124</sup> In der Mitte und der zweiten Hälfte des 12. Jh. erscheinen Märkte in Usedom (1159), Ziethen (1140), Groswin (1159), Pasewalk (1178), Prenzlau (1188) und Broda bei Neubrandenburg (1170), Mecklenburg bei Wismar (1168), Cottbus (um 1150), Brandenburg (erste Hälfte des 12. Jh.). Vor der Oldenburg fanden 1150 Wochenmärkte statt.<sup>125</sup> Ortsnamen wie Torgau (von \*turg = Handel, Markt) weisen darauf hin, daß hier frühzeitig ein Markttort entstanden war. Aus den spärlichen schriftlichen Quellen darf geschlossen werden, daß seit dem 9./10. Jh. sich in den Vororten der Siedlungsgefilde oder mindestens der Stammesgebiete die Gepflogenheit eines mehr oder weniger regelmäßigen Marktverkehrs herauszubilden begann.

Diese Märkte hatten ganz gewiß nicht alle gleichen Rang und gleiche Bedeutung. Ihren besonderen Glanz erhielten sie vor allem dort, wo Fernhändler und Produkte des Fernhandels erschienen. Seit dem 7. Jh. gelangten Kaufleute aus dem fränkischen Reich und den arabischen Kalifaten, aus Skandinavien und der Kiewer Rus in westslawische Länder.<sup>126</sup> Bereits 808 war eine größere Gruppe von ihnen in Reric (d. h. im Hauptort der Obodriten – wohl Mecklenburg bei Wismar – S. 167) ansässig. Der Dänenkönig Götrik raubte die Kaufleute und siedelte sie in Haithabu (Schleswig) im dänischen Machtbereich an.

805 wurde es Kaufleuten aus dem fränkischen Reich bei Strafe des Verlusts ihres Eigentums untersagt, in die slawischen Gebiete mit Waffen und Kriegsausrüstungen einzureisen.<sup>127</sup> In Bardowiek, Schezla, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt bei Bamberg und anderen Orten sollte der Handel zwischen diesen Kaufleuten und den Slawen unter Aufsicht fränkischer Grafen abgewickelt werden. Diese Festlegung läßt erkennen, daß es bei den Obodriten, Wilzen, Hevellern, Sorben usw. Händler gab, die zu diesen Märkten an der Grenze des fränkischen Reiches reisten. 975 erhielten Magdeburger Kaufleute das kaiserliche Privileg, auch in die „barbarischen Länder“ einzureisen, und 979 ist von der „Schar der Kaufleute“ die Rede, die über die Elbe hinaus in die slawischen Gebiete reiste.<sup>128</sup> Etwa zur gleichen Zeit (965/66) durchquerte der jüdische Kaufmann Ibrahim ibn Jacub al-Israeli at-Tartusi (d. h. aus Tartosa

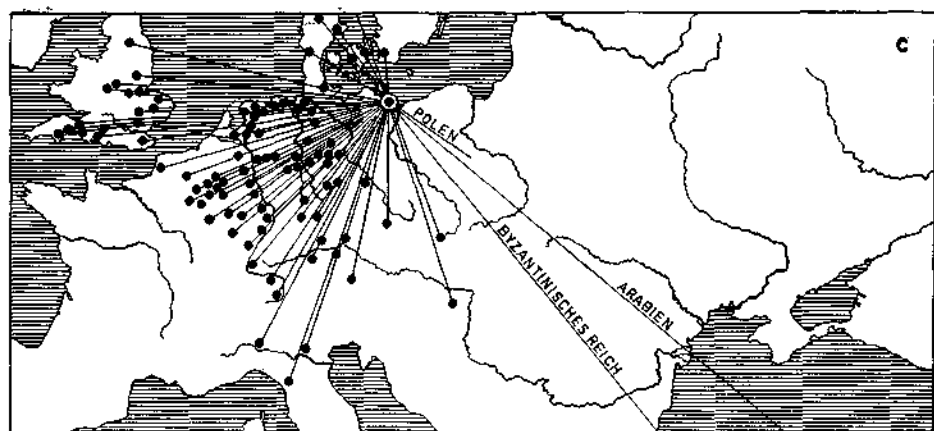
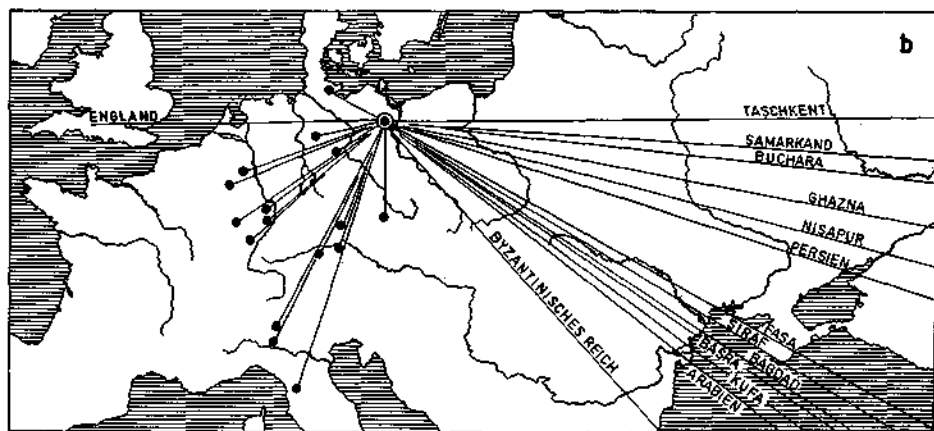
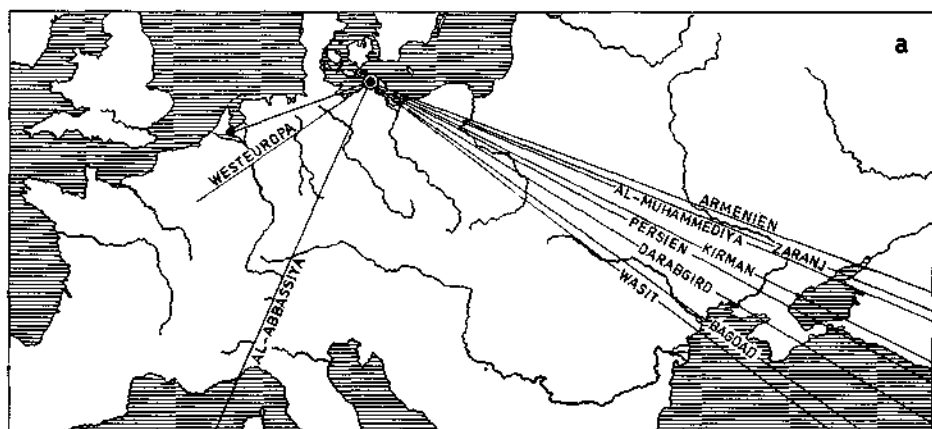


Abb. 43. Herkunft der Münzen und Verschiebung ihres Einzugsgebietes  
 a) Hacksilberfund von Prerow, Kr. Ribnitz-Damgarten, Anfang des 9. Jh.; b) Hacksilberfund von Alexanderhof bei Prenzlau, 10. Jh.; c) Hacksilberfund von Vossberg, Ortsteil von Usedom, Kr. Wolgast, 11. Jh.

im spanischen Kalifat) die westslawischen Länder. Er weilte in Prag und Wurzen, in Merseburg und Magdeburg, ging von dort nach Schwerin und Mecklenburg, Kr. Wismar, und war schließlich auch in Haithabu.<sup>129</sup> Sein Gewerbe ist wohl in erster Linie der Sklavenhandel gewesen. Eine bedeutendere Rolle als der Handel mit Kaufleuten aus dem fränkischen Gebiet spielte im 9. und 10. Jh. der Handel über die Ostsee. Vor der Mitte des 8. Jh. enthielten die Silberschatzfunde unter den tausenden morgenländischen Münzen nur ganz selten westeuropäische Münzen. Erst seit etwa 950 begegneten sie vereinzelt; seit dem Ende des 10. Jh. und im 11. Jh. bestehen die Schatzfunde vorwiegend aus mittel- und westeuropäischen Münzen (Abb. 43).

Die arabischen Münzen, hin und wieder auch sassanidische und wolgabulgarische, gelangten aus dem Bereich des Kaspischen Meeres über Wolga oder Dnepr in das Ostseegebiet und bestimmten im 9. und 10. Jh. dort den Geldumlauf. Auf diese Weise kamen sie durch Handelsbeziehungen auch in die Hände der Obodriten, Ranen und Wilzen (Abb. 44).

Im 9. Jh. entwickelten vor allem die Jütländer, später, im 10. Jh., die Uppländer (Mittelschweden), eine rege Handelsinitiative. Ihr zeigten sich die Wagrier in Holstein besonders aufgeschlossen, im 10. Jh. auch die Bewohner des unteren Peenegebietes.

Am Ende des 10. Jh. stieg der Handel offenbar sprunghaft an, auf das Zwölfwache im Vergleich zur vorhergehenden Zeit.<sup>130</sup> Kaufleute aus Jütland, Uppland, Seeland, Bornholm, Schonen und Gotland besorgten ihn ebenso wie Kaufleute aus Wolin und Wagrien, vielleicht auch schon aus Rügen. Handwerker, vor allem Töpfer, sind nach Skandinavien verschleppt und verkauft worden oder ausgewandert. In der Mitte des 11. Jh. führten der Zusammenbruch des Gottschalkreiches (S. 300), die Zerstörung Wolins und die Kriegswirren in Dänemark und Schweden zum Niedergang des Handels.

Wie das Beispiel von Reric zeigte, ließen sich Kaufleute teilweise in slawischen Zentren nieder. In Wolin an der Odermündung lebten im 11. Jh. außer slawischen Kaufleuten zum Beispiel auch Griechen und Sachsen.<sup>131</sup> In größerem Umfang scheinen Kaufleute im 12. Jh. in Alt Lübeck, Brandenburg und an dem einen oder anderen Ort ansässig geworden zu sein. In Rügen kam im 12. Jh. jeweils im November eine große Menge von Handelsleuten zusammen, um Heringe einzukaufen.<sup>132</sup> Auf Grund der schriftlichen Quellen entsteht der Eindruck, daß diese spezialisierten Fernhändler bis in das 12. Jh. hinein selten aus der einheimischen slawischen Gesellschaft hervorgegangen sind.

Dagegen entwickelte sich ein anderer Typ des Fernhändlers wohl aus der slawischen Oberschicht. In den frühstädtischen Siedlungen Wolin, Szczecin, Kołobrzeg lag der Handel in den Händen der Stadtoligarchie. Es gab also eine handeltreibende Adelsschicht. Aus ihr kamen gewiß auch die Händler, die das Diederhofer Kapitular 805 voraussetzt. In den Burgen dieser Schicht finden sich daher häufig Waagen und Gewichte. In der Burg Schwedt an der Oder sind 17 Gewichte und 2 Waagenreste geborgen worden. Gewichte und

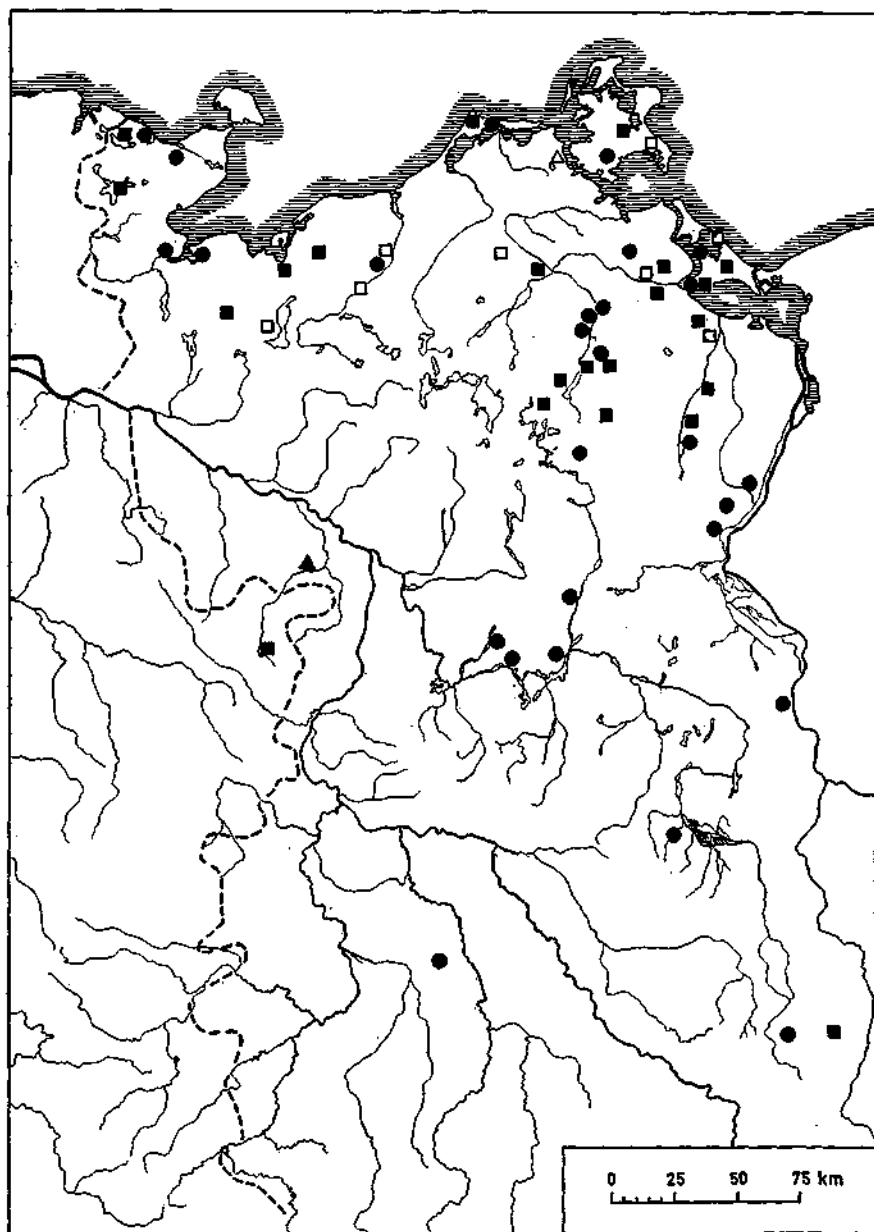


Abb. 44. Verbreitung der Münzen arabischer Herkunft

	Schatzfund	Einzelfund	
vor 970	■	□	--- Westgrenze des
970 bis 1100	●		gehäuften Vorkommens
1100 bis etwa 1200	▲		slawischer Funde



Waagenreste lagen u. a. in Behren-Lübchin, Neu Nieköhr, Teterow, Alt Lübeck (Abb. 46 a—b).

Bis zur Mitte des 12. Jh. sind Handel und Marktverkehr ausschließlich in Verbindung mit den politischen Mittelpunkten des Landes, den Sitzen der Fürsten und des Hochadels, überliefert. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jh., im Zusammenhang mit Klostergründungen, entstanden Märkte auch außerhalb dieser Zentren. Die Märkte wurden wohl periodisch abgehalten, im Zusammenhang mit besonderen gesellschaftlichen Ereignissen und Zusammenkünften oder bestimmten Einschnitten im Produktionsrhythmus. So versammelten sich in Arkona fremde Kaufleute jährlich im November nach Einbringen des Heringsfanges. Andererseits darf als sicher vorausgesetzt werden, daß die Fernhändler, sofern sie begehrte Waren anboten, jederzeit in den Burgen der Oberschicht und auf den Lokalmärkten willkommen waren. Spätestens im 12. Jh. kam es zur Herausbildung von Wochenmärkten.<sup>133</sup>

#### **h) Handels- und Verkehrswege**

Austausch und Handel, oftmals mit unhandlichen und schweren Produkten, setzte das Bestehen oder die Entwicklung eines entsprechenden Wegenetzes voraus. Spuren davon lassen sich in der Überlieferung der schriftlichen Quellen, ergänzt von den archäologischen Funden, nachweisen.<sup>134</sup> Das Netz der Handelswege wurde durch zwei Grundbedingungen geformt: erstens durch die Notwendigkeit, große wirtschaftliche Zentren zu verbinden. Dadurch wurden die allgemeinen Richtungen der Wege und die Knotenpunkte des Netzes bestimmt. Zweitens hing der Verlauf der Wege jedoch entscheidend von der Landesbeschaffenheit ab. Gebirgspässe mußten benutzt, Täler und günstige Furten im Verlauf der Flüsse und Niederungen des Nordens gebührend berücksichtigt werden.

Die Handels- und Verkehrswege nahmen mehrere Hauptrichtungen (Abb. 45). Zwei große und seit alters bedeutsame Wege verliefen in Nord-Südrichtung. Die Oder und ihr parallel eine Talrandstraße führten den Verkehr, der aus dem Donaubecken durch die Mährische Pforte kam, bis zur Odermündung. Bei Guben etwa überschritt diese Straße die Neiße, folgte dann der Oder auf dem westlichen Talrand, überschritt bei Oderberg die Finowniederung und verzweigte sich nördlich von Schwedt. Der östliche Zug folgte der Oder bis Szczecin, der westliche ging zur Peenemündung, nach Usedom, Wolgast und zur Küste. Im Westen verband eine Straße Prag mit dem mittleren und unteren Elbgebiet. Sie führte von Prag über Most, das Gebirge und zum oberen Muldetal oder von Prag über Ústí nad Labem, den Kulm-Neuendorfer Paß in das Elbtal, berührte Wurzen, Merseburg, Halle, Magdeburg, folgte dann dem Elbtal im Westen oder ging östlich der Elbe über die Lewitzniederung und Schwerin zum obodritischen Hauptort Mecklenburg (Reric?). Bei Most und in der Lewitzniederung gab es Dämme und Brücken im Verlauf dieser Straße. Für den Handelsverkehr zwischen den westslawischen Gebieten und

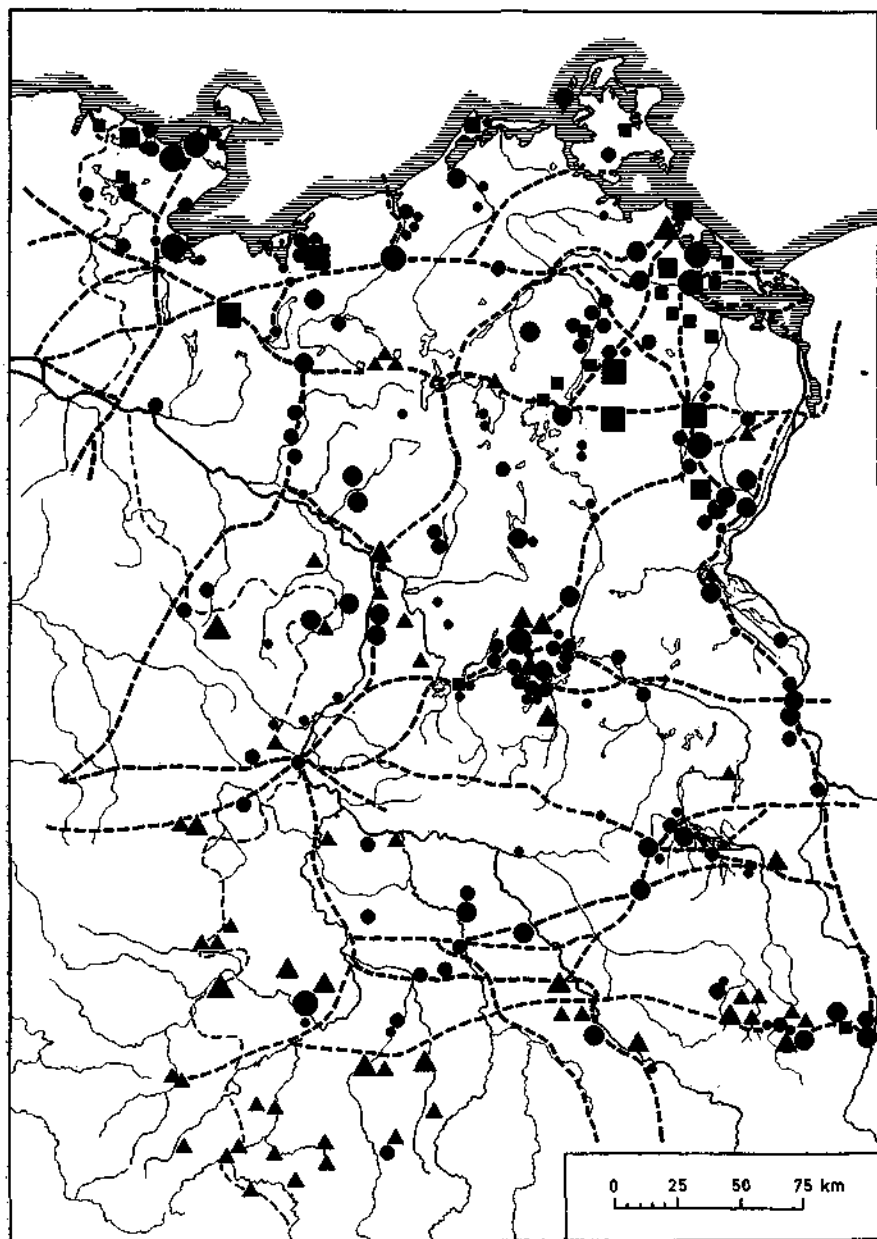


Abb. 45. Schatzfunde und Verkehrswege.

- |                |              |                    |                            |
|----------------|--------------|--------------------|----------------------------|
| Funde: vor 970 | 970 bis 1100 | 1100 bis etwa 1200 | Gewicht                    |
| ■ ■ ■          | ● ● ●        | ▲ ▲ ▲              | bis 250 g, 250 bis 1000 g, |
|                |              |                    | über 1000 g                |
- Datierung und Gewicht unbekannt; --- die wichtigsten Verkehrswege;  
 - - - Westgrenze des gehäuft Vorkommens slawischer Funde

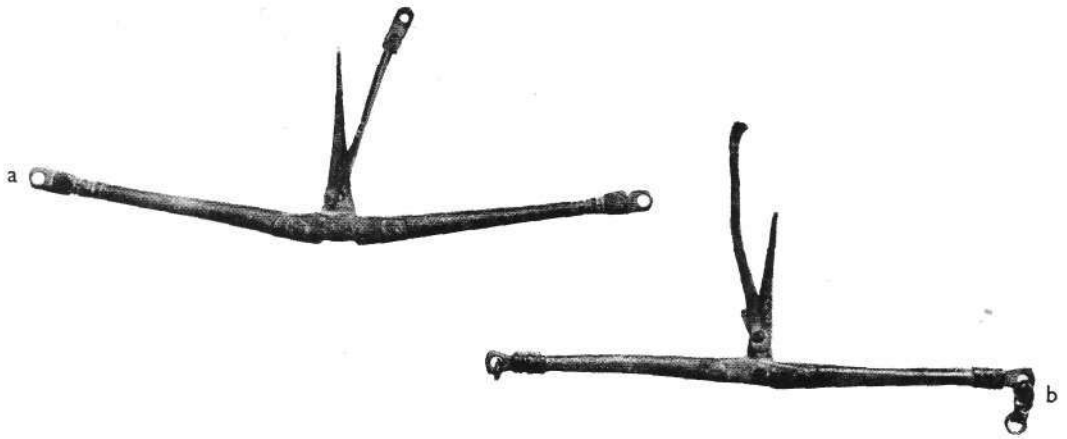


Abb. 46. a—b) Bronzene Waagen von Freesendorf, Kr. Rostock, und Neu Nieköhr, Kr. Teterow; c) Eisenschüsseln von Tornow, Kr. Calau

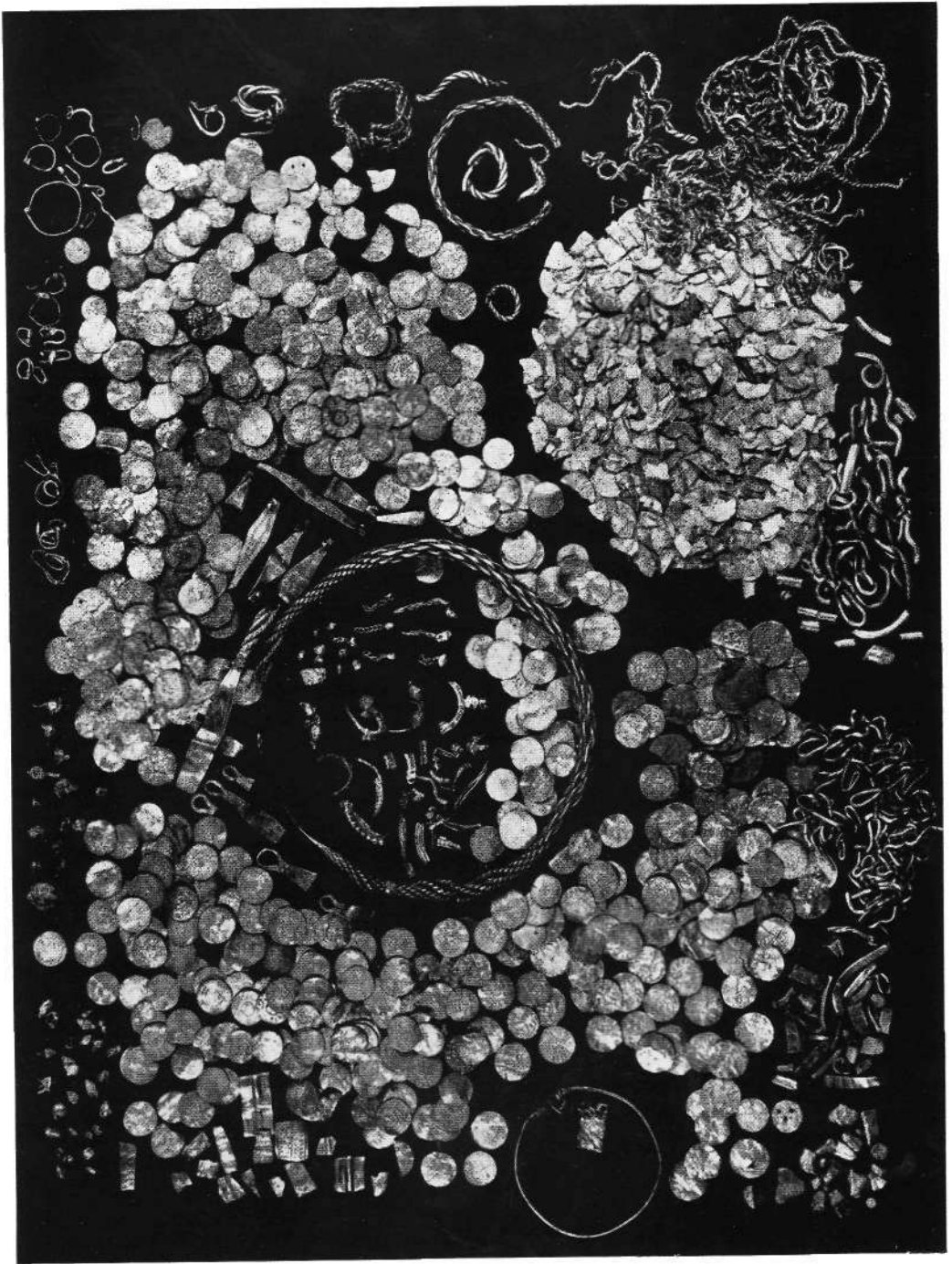


Abb. 47. Hacksilberfund von Schwaan, Kr. Bützow



a

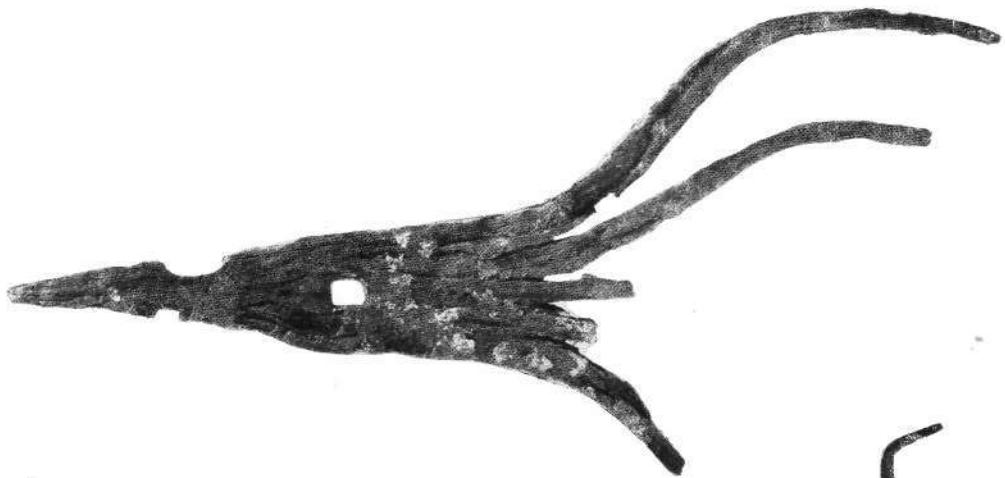


b



c

Abb. 48. Silbermünzen slawischer Fürsten. a) Jaxa von Köpenick, um 1150; b) Jaromar von Rügen, um 1200; c) Pribislaw/Heinrich von Brandenburg und seine Frau Petrisa, vor 1150



a



c



b

Abb. 49. a–b) Fischespeer und Angelhaken von Neubrandenburg, Fischerinsel; c) Barrengeußform von Ralswiek, Kr. Rügen

dem Donaugebiet besaßen diese Straßen mit ihren Varianten eine große Bedeutung.

Von besonderer Wichtigkeit waren auch die Straßen, die das Land in westöstlicher Richtung durchzogen. Sie hatten zum großen Teil transeuropäischen Charakter. Im Süden gelangte man vom Rheinland über Frankfurt—Erfurt—Riesa—Bautzen—Görlitz—Wroclaw—Kraków nach Kiew. Bereits im 9. Jh. berichtet der arabische Geograph Ibn Khordadbeh über einen Handelsweg, der von Spanien durch das Land der Franken und Slawen nach Itil im Chasarenreich führte. Von dort gelangte man nach Zentralasien und China; der Verlauf dieses Weges ist nicht im einzelnen bekannt. Der Handelsweg berührte Verdun und wohl Mainz im Westen, Kiew und vermutlich Kraków im Osten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Straße Mainz—Erfurt—Bautzen—Görlitz—Wroclaw—Kraków einen Abschnitt, mindestens einen zeitweise benutzten Abschnitt dieses intereuropäischen oder interkontinentalen Handelsweges darstellte. Die Verbreitung arabischer Münzen in der Lausitz (ebenso wie in Mittelschlesien) scheint für diese Annahme zu sprechen (Abb. 44).

Aus der Gegend von Halle und Merseburg ging eine Straße durch die Niederlausitz nach Krosno—Poznań. In der Niederlausitz schnitt sie sich mit der Straße Magdeburg—Wroclaw—Kraków—Kiew; eine bedeutsame Straße führte von Magdeburg nach Brandenburg, von dort über Köpenick und Lebus nach Poznań oder über das Havelland und die Uckermark nach Szczecin und weiter in die pommerschen und baltischen Gebiete.

Eine weitere Straße verlief von Magdeburg über Havelberg und das Müritzgebiet nach Demmin. Im Norden war die bedeutendste Straße die von Schleswig und dem unteren Elbegebiet über Mecklenburg—Werle—Lüchow—Dargun—Demmin—Usedom nach Wolin. Im 11. Jh. benötigte man zur Bewältigung dieses Weges von der Elbe zur Odermündung etwa sieben Tage. Von diesen großen Straßen gingen kleinere ab, es gab Verzweigungen und Verbindungen untereinander.

Im Westen lagen 805 die Grenzpunkte, an denen diese Straßen vom fränkischen in das slawische Gebiet hinüberführten, wie in Bardowiek bei Lüneburg, Schezla, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt bei Bamberg, Forchheim in Bayern. Im Laufe der Jahrhunderte änderte sich zwar der Verlauf dieser Straßen in einzelnen Teilen, im Prinzip jedoch werden diese Verbindungen bis auf den heutigen Tag — jetzt als Autostraßen oder Bahnlinien — benutzt.

Dort, wo diese Straßen Niederungen und Flüsse überquerten, lagen ihre schwachen Punkte, dort boten sich dem Reisenden Schwierigkeiten, und feindliche Heere konnten dort aufgehalten werden. Daher sind an diesen Übergangspunkten besondere Anlagen und Sicherungen gebaut worden. Nur einige seien erwähnt. Am Übergang des Ost-Westweges über die Peene befand sich im Westen von Demmin bei Wolkow anscheinend eine Brücke. Bei Guben wurden Dammreste gefunden. Die Lewitz überquerte eine etwa 1,5 km lange Brücke; die Ückerrinne scheint zunächst bei Potzlow nördlich des Oberückersees überschritten worden zu sein. Nach der Eroberung dieses Gebietes durch

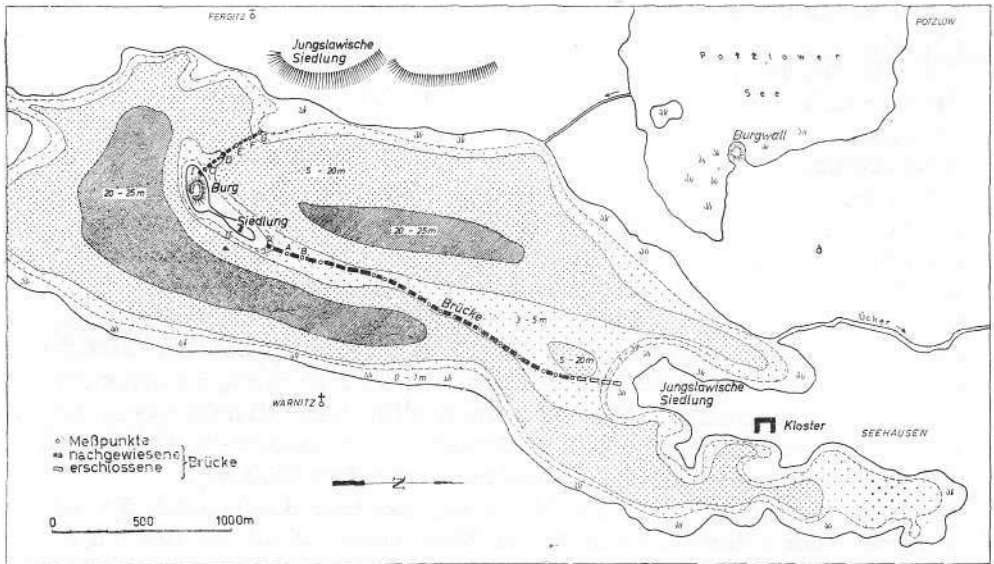


Abb. 50. Verlauf der Brückentrassen im Ober-Ückersee bei Prenzlau  
(vgl. Abb. 40 und 41)

Pommern entstand wohl die Burg im Oberückersee bei Fergitz. Der Weg wurde verlegt und über eine etwa 2,8 km lange Brücke, die bis 20 m tiefes Wasser überspannte, geführt (Abb. 50). Die Burg inmitten des Sees konnte diesen Verkehr überwachen und aufhalten. Das ist zweifellos ein extremes Beispiel dafür, in welcher Weise die sich bildenden Staaten Einfluß auf die Führung der Verkehrswege nahmen.

An solchen Übergangsstellen finden sich häufig große Waffenfunde und, lagen größere wirtschaftliche Zentren in ihrem Bereich, auch gewichtige Schatzfunde. Auch im übrigen Verlauf der Straßen kommen Schatzfunde und Funde von Importgegenständen gehäuft vor. Zwischen Brandenburg und Potsdam sind neben dieser Straße allein 20 Schatzfunde bekannt geworden.

Eine ebenso große oder noch größere Rolle als der Landverkehr spielte der Verkehr auf den Wasserwegen. Wo immer es anging, scheint man den Wasserweg ob der Bequemlichkeit und Sicherheit bevorzugt zu haben. An erster Stelle stand der Seeverkehr auf der Ostsee. An den Zentren früher Staaten oder an wichtigen Umschlagorten zwischen See- und Landhandel entstanden daher im Ostseegebiet seit dem 7./8. Jh. Handelsmittelpunkte, die sich im 9./10. Jh. zu großen Handelsmetropolen entwickelten. Kaupang diente dem Handel mit Norwegen, Birka mit Schweden und war zugleich Vermittler zwischen Osten, Süden und Westen. Am Ende des großen Weges von Arabien und Byzanz durch Osteuropa und die Kiewer Rus blühten Alt-Ladoga und Nowgorod auf. An der Weichselmündung entstand Truso, an der Odermündung wurde Wolin „die größte von allen Städten, die Europa birgt“.<sup>135</sup> Im



Obodritenland ist Reric (an der Wismarer Bucht) mindestens vor 808 in diese Reihe zu stellen. Als Mittler zwischen Ost- und Nordseehandel schließlich erreichte seit dem 9. Jh. Haithabu (südlich Schleswig) größte Bedeutung. Dazwischen lagen zahlreiche Orte, die am Fernhandel über die Ostsee beteiligt waren, deren Bedeutung jedoch keineswegs die der genannten Orte erreichte. Vor allem über diese Orte gelangten Waren aus dem Orient und Okzident im 9./10. Jh. in die slawischen Länder zwischen Elbe und Weichsel.<sup>136</sup>

Ranen, Obodriten, Pomoranen und in beschränktem Ausmaß die Lutizen hatten an diesem Handel über das Meer ebenso Anteil wie Dänen oder Schweden. Es nimmt daher nicht wunder, daß die Seefahrer dieser Stämme einen ausgedehnten, spezifischen Schiffsbau entwickelten (S. 100). Bei Ralswiek auf Rügen ist es 1966—1968 gelungen, drei derartige Schiffe aufzufinden (Abb. 85 b). Sie waren im 9./10. Jh. außer Dienst gestellt und aus dem Wasser des großen Jasmunder Boddens auf Land gezogen worden. Ein Boot war 13—14 m lang und etwa 3,40 m breit, während das zweite Boot etwa 9,50 m lang und 2,50 m breit war; es konnte von 8 oder 10 Ruderern oder durch Segel bewegt werden. Solche Schiffe konnten 1 bis 2 Tonnen Ware laden.<sup>137</sup> Die Ranen transportierten in diesen Booten auch ihre Reitpferde. Zeitweise war die Seefahrt so entwickelt (besonders im 11. und zu Beginn des 12. Jh.), daß die slawischen Küstenstämme weite Teile der Ostsee beherrschten; das gilt insbesondere für die Fehmarn in Wagrien und die Ranen.

Ebenso wie für die Kaufleute anderer Völker gab es auch für diese Seefahrer kaum eine Grenze zwischen Kaufmannsfahrt und Piraterie. Wo man auf den stärkeren oder gleichstarken Partner traf, war man der Kaufmann, der zum Handel bereit war. Traf man auf schwächere Partner, neigte man zu Händeln und Piratenakten, da das kostenlos Waren verschaffte. Auf diese Weise ließen sich wohl slawische Händler, Seefahrer und Piraten auf den dänischen und schwedischen Inseln nieder (wie auf Öland und in Birka im Mälarsee), ebenso wie sich skandinavische Händler, Seefahrer und Piraten südlich der Ostseeküste ansiedelten (z. B. in Menzlin bei Anklam — S. 191, in Wolin, vielleicht in Ralswiek auf Rügen). Slawischer Piraterie verdanken vermutlich die prachtvollen goldenen Schmucksachen von Hiddensee (Tafel I) und die Peenemünde, die um die Jahrtausendwende in Skandinavien hergestellt wurden, ihre Herkunft, ebenso wie vielleicht der zwei Kilogramm schwere Silberfund von Malkendorf in Holstein, der Silber aus Skandinavien enthielt.

Von der Küste aus drang man in das Binnenland vor, auf der Oder, der Warnow, der Trave, der Recknitz und der Peene. Die Seeschiffe, wie sie oben beschrieben wurden, konnten auf diesen Flüssen weit aufwärts fahren, auf der Oder bis nach Schlesien, auf der Warnow bis über Schwaan, auf der Trave über Lübeck und auf der Peene über Demmin hinaus. Auf den Binnengewässern müssen neben Einbäumen auch größere Plankenboote benutzt worden sein, wie aus einigen Nachrichten hervorgeht.

Der Verkehr über Land vollzog sich mit Tragtieren, Pferden oder Eseln (?),

auf Ochsenwagen oder mit Pferdegespannen. Der Begleiter war in der Regel sicher beritten. Sowohl Teile von Wagen als auch von Pferdesätteln sind bekannt (Abb. 106). An den Straßen gab es Etappenorte, an denen man rasten oder nächtigen, sich beköstigen und das Vieh tränken konnte. Diese Etappenorte lagen wohl nicht mehr als 20–30 km auseinander. Häufig mögen sie mit Burgenorten, Furten und Flußübergängen identisch gewesen sein.

Die Unterhaltung der Brücken und Wege an Fluß- und Niederungsübergängen war vielfach sehr aufwendig. Es ist daher damit zu rechnen, daß an solchen Stellen schon früh Wegegeld oder ähnliche Abgaben erhoben wurden.

Das Gedeihen des Handelsverkehrs hing in ganz erheblichem Umfang von den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen ab, die in und zwischen den beteiligten Ländern herrschten. Die dänisch-obodritischen Kriege führten 808 zur Wegführung der Kaufleute aus Reric. Selbst wenn damit nicht das Ende dieser Handelssiedlung herbeigeführt wurde, so war doch zunächst eine beträchtliche Minderung des Handelsverkehrs mit dem Obodritenland die Folge. Während der Kriegswirren in der zweiten Hälfte des 11. Jh. kam der Handel im Ostseegebiet weitgehend zum Erliegen (S. 115). Die Ranen vertrieben u. a. Kaufleute, als einer ihrer Priester in Arkona die Auslieferung eines christlichen Geistlichen forderte, der sich unter diesen Kaufleuten befand. Als 1128 die Bürger von Szczecin zum Christentum übertraten, brachen die Ranen den Handel mit ihnen ab. Die politische und geistige Situation in den Frühstädten an der Odermündung ermöglichte andererseits im 10. und 11. Jh. die Bildung von Kaufmannsvierteln, in denen jeweils Kaufleute verschiedener Herkunft und Konfession unbehelligt wohnten. Auch in Alt Lübeck und Brandenburg bahnte sich diese Entwicklung zu Anfang des 12. Jh. unter dem Schutze slawischer Fürsten an. Die Länder der Stämme waren also nicht nur Durchgangsgebiete für den intereuropäischen Handelsverkehr, sondern einbezogen in den frühmittelalterlichen Handel, Ausgangsgebiet und Pol dieses Handels zugleich. Damit aber gerieten sie in den Sog des zugleich strukturzersetzenden und strukturformenden Handels. Die Entstehung von Kaufmannssiedlungen war ein bedeutsames Ergebnis dieser Entwicklung – nicht weniger bedeutsam ist jedoch die weite Verbreitung der Geld- und Warenwirtschaft gewesen, die Anregung der handwerklichen Arbeitsteilung und der gewerblich-regionalen Arbeitsteilung, vornehmlich seit dem 10. Jahrhundert. Die politische Macht des Adels und der Fürsten sowie die ökonomische Macht der Grundbesitzer wurden ergänzt von der Macht des Geldes.

### III. Dorfsiedlungen, Burgen und frühe Städte

#### 1. Siedlungsweise und Siedlungsform

##### a) Grundzüge der Siedlungsweise

Zwei Grundbedingungen bestimmten die Art und Weise, in der Siedlungen angelegt, ausgebaut oder wieder aufgegeben wurden: erstens die stetige, von allen Stämmen mit mehr oder weniger großen Erfahrungen betriebene Landwirtschaft mit Ackerbau und Viehzucht; zweitens die allmählich fortschreitende Differenzierung der Gesellschaft, verbunden mit der Herausbildung einer adligen Oberschicht. Sowohl von Handwerkern und Kaufleuten als auch vor allem von der adligen, besonders der fürstlichen Oberschicht wurden ganz andere Gesichtspunkte bei der Siedlungsgestaltung geltend gemacht als von den Bauern.

Grundlage des Siedlungsbildes war die bäuerliche Siedlung, das Dorf.<sup>1</sup> In einzelnen Gebieten mögen, teilweise vielleicht sogar vorherrschend, weilerartige Kleinsiedlungen oder Einzelhöfe bestanden haben. In den Jahrzehnten nach der Einwanderung haben die Bauern ihre Siedlungen offenbar hin und wieder befestigt oder in der Nachbarschaft Fluchtburgen angelegt. Es war die Zeit, in der die adlige Oberschicht ihre Wohnstätten noch nicht in größerem Umfang von der dörflichen Siedlung gelöst hatte. Das geschah erst etwa seit dem 8. Jh. mit dem Bau von Burgen und befestigten Adelssitzen (S. 148 f.). Seit dieser Zeit wurde das Land allmählich mit Burgen überzogen.

Diese Burgen wurden nach verschiedenen Gesichtspunkten angelegt, einer war jedoch allen gemeinsam: die Macht der sich bildenden adligen Oberschicht sollte repräsentiert und gegen innere und äußere Gegner gesichert werden.

Mit der Absonderung der Oberschicht trennten sich allmählich handwerkliche Produzenten von der dörflichen Siedlung. Sie ließen sich vor den adligen Burgen nieder oder wurden dort angesiedelt. Vor den Burgen entstanden auf diese Weise Vorburgsiedlungen oder Suburbien. In diesen lebten Bevölkerungsteile, die nicht in erster Linie in der Landwirtschaft tätig waren, wie Fischer, Jäger, Dienstleute und andere. Schließlich entstanden nach älteren, sehr bescheidenen Anfängen im 11./12. Jh. an einigen Orten Kaufmannssiedlungen. Von der Einwanderung bis zum 12. Jh. hat sich also bereits eine große Entwicklung und Differenzierung im Siedlungsbild vollzogen, deren einzelne Etappen und Glieder bisher jedoch nur unzureichend erforscht sind.

Die Bauern legten ihre Siedlungen bei der Feldflur an. Derjenige, der die Felder bearbeitete, mußte auf ihnen oder in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wohnen. Dort, wo zunächst aus außerökonomischen Gründen andere Lösungen gesucht wurden oder gesucht werden mußten, veränderte man diese unter dem Druck der Umstände bald in die hier genannte Richtung (S. 130 ff.). Die Auswahl des Siedlungsplatzes und der Dorfflur durch die ankommenden Siedler waren der wichtigste Akt, mit dem die Einwanderung abschloß. Zur Wirtschaft des Bauern gehörten Viehhaltung und Viehzucht. Die daraus erwachsenden Anforderungen mußten bei der Wahl des Siedlungsplatzes ebenfalls Berücksichtigung finden. Die wichtigsten waren Weidegründe in der Nachbarschaft und Möglichkeiten zur Tränke des Viehs. Das Vorhandensein von Wasser für Mensch und Tier war also der erstrangige Gesichtspunkt, den man bei der Wahl des Dorfplatzes berücksichtigte. Schließlich sollte das Dorf auch gegen Witterungsunbilden geschützt sein, und endlich wollte man vermeiden, daß Fremde ohne Kontrolle in das Dorf gelangten. Es mußten also solche Geländestellen ausgewählt werden, die einen gewissen natürlichen Schutz boten, d. h. mindestens auf mehreren Seiten durch die Naturgegebenheiten schwer oder für einen Ortsfremden überhaupt unzugänglich waren.

Unter dem Gesichtspunkt rein wirtschaftlicher Interessen war es am günstigsten, das Dorf an der Grenze von Hochland und Talau, am Bach, Fluß, Teich oder See zu gründen. Geradezu ideale Verhältnisse boten Halbinseln oder Landzungen, die in die Niederung hineinragten, an deren Fuß ein Bach floß, die ein See umspülte oder die mindestens unpassierbares oder schwer passierbares Gelände umgab. Die Landseite konnte dann leicht durch eine Palisade, eine Bohlenwand oder einen kräftigen Dornenverhack gesperrt werden, so daß sich auch eine Schar von Kriegerern oder Räubern notfalls abwehren ließ.

Dorfstellen mit den oben charakterisierten Besonderheiten sind daher in allen Landschaften und bei allen Stämmen von Arkona bis in das Vorland der Mittelgebirge bevorzugt worden. Dort boten die aus der Hochfläche herausragenden Sporne und Geländevorsprünge ähnlich günstige Bedingungen. Steile Hänge übernahmen den Schutz, der im Flachland von der Niederung ausging. Diese Vorliebe für die Anlage der Dörfer auf Halbinseln und Bergspornen blieb vom Beginn der slawischen Besiedlung bis in das 12./13. Jh. erhalten.

Die Lage der Dorfsiedlungen auf Halbinseln in der Niederung bot jedem Hof den unmittelbaren Zugang zur Viehweide. Triftwege führten nach verschiedenen Seiten. In Tornow, Kr. Calau, ließen sich Spuren eines solchen Weges finden. Beiderseits des Weges war ein Flechtwerkzaun angelegt worden. Noch besseren natürlichen Schutz genossen Siedlungsplätze auf inselartigen Erhebungen oder Inseln. Derartige Verhältnisse wurden besonders im mittleren Havelgebiet in sehr großem Umfang beobachtet.

Aber auch im Seengebiet Mecklenburgs sind solche Lösungen nicht selten gewesen. Im Carwitzer See bei Feldberg z. B. liegt an der Seenge zwischen

zwei Hochflächen eine größere Anzahl von Inseln. Diese waren seit der Jahrtausendwende dicht besiedelt. Ein System von Brücken verband die Insel-siedlungen mit dem Festland.<sup>2</sup> Die Anlage von Brücken war jedoch sehr aufwendig, und nur wenige Siedlungen, zumeist wohl nur die, die infolge ihrer Lage an Verkehrs- oder Übergangsstellen bei der Herstellung solcher Verbindungswege von den Bewohnern der Umgebung unterstützt wurden, erhielten diese Kommunikationen. Die Mehrzahl der Inselbewohner war auf den Floß- oder Bootsverkehr angewiesen, um das feste Land zu erreichen. Unter diesen Bedingungen wurden die Vorteile der Schutzlage durch Nachteile für die Ackerwirtschaft aufgehoben. Für die Bewohner der Inseln spielten Ackerbau und Viehzucht daher wohl eine weniger bedeutsame Rolle, sofern nicht auf der Insel selbst genügend Ackerland vorhanden war.

Aus der Lage von Siedlungen auf Inseln im Gewässer darf also nicht ohne weiteres auf den Charakter dieser Siedlungen als Fischersiedlungen geschlossen werden. Günstiger lagen die Verhältnisse bei inselartigen Erhebungen in der Niederung, die durch Dämme zu erreichen waren. Der Bau derartiger Dämme in den feldarbeitsfreien Monaten bot keine Schwierigkeiten (S. 98 f.). Daher darf damit gerechnet werden, daß zahlreiche Siedlungsplätze in der Niederung ebenfalls von Ackerbauern besetzt waren. Gerade die Insellage von slawischen Siedlungen aber ist es gewesen, die mehrfach auch ernsthafte Wissenschaftler zu der Schlußfolgerung verleitet hat, daß die Slawen vorwiegend Jagd und Fischfang getrieben, den Ackerbau dagegen kaum gekannt hätten. Zum Teil wurden dieser These wegen die Ausgrabungsfunde sogar fehlinterpretiert. Nur ein Beispiel sei genannt: Ausgrabungen auf einer Insel in der Oder-Warthe-Niederung bei Küstrin brachten neben Siedlungsfunden Reste von Fischen und Wasservögeln zutage. A. Kiekebusch schloß daraus auf eine reine Fischereibevölkerung. Gleichzeitig wurde jedoch durch den Zoologen Hilzheimer nachgewiesen, daß die Bewohner Pferde, Rinder, Schweine und Schafe bzw. Ziegen hielten. Die Großviehhaltung, insbesondere die Haltung von Pferden und Schweinen, spricht nachdrücklich dafür daß die Bewohner dieser Inselsiedlung in größerem Umfang Ackerbau getrieben haben.

Zahlreiche Dörfer sind vorwiegend unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen entstanden, während der Gesichtspunkt, einen natürlich geschützten Platz auszuwählen, keine Rolle spielte. Das mag damit zusammenhängen, daß sie in relativ ruhigen Zeiten angelegt wurden, in denen die Bedrohung durch Krieg und Unruhen weniger groß war. Genauer lassen sich jedoch bei dem derzeitigen Wissensstand diese Zusammenhänge nicht feststellen. Solche Siedlungen bevorzugten zwar ebenfalls den Rand der Niederung oder die Nähe des Wassers, jedoch entstanden sie parallel zum Talrand oder direkt auf der Hochfläche als in sich geschlossene Einheiten.

Das vielgestaltige Bild von der Lage der Höfe, Weiler und Dörfer wurde noch erweitert durch die Burgen und Befestigungen, die Vororte der frühen Siedlungsgefülle, Stammesgebiete oder frühen Staaten. Wie bereits angedeu-

tet, waren für deren Platzwahl teilweise wiederum völlig andere Gesichtspunkte maßgebend als für die Anlage der Dörfer (S. 149 f.).

Einige Siedlungsplätze wurden so günstig angelegt, daß sie den Anforderungen des gesellschaftlichen Lebens über viele Generationen entsprachen. Die Lage auf Halbinseln und Spornen, z. B. auf der Grenze zwischen Niederung und Hochfläche, erfüllte die Ansprüche der bäuerlichen Wirtschaft des 7. bis 10. Jh. ebenso wie die des 10. bis 12. Jh., aber auch noch die der hochfeudalen und jüngeren Bauernwirtschaft. Das gleiche gilt für die Lage mancher Städte und Burgen. Eine große Anzahl von Dörfern und Städten im ehemaligen slawischen Siedlungsgebiet hat sich daher aus Siedlungen entwickelt, die zur Zeit der slawischen Einwanderung oder in den Jahrhunderten danach entstanden sind. Zumeist waren es die Burgen oder die festesten Teile der mittelalterlichen Städte, die auf derartigen Siedlungsstellen angelegt wurden (S. 365).

### b) Entwicklung und Differenzierung der Siedlungsformen

Die ältesten Siedlungen wurden während der Einwanderungszeit des 6./7. Jh. gegründet. Das geschah, wie oben darzulegen versucht wurde, nach bestimmten Grundsätzen.

Ein wichtiger Umstand, der die Erstgründung der Siedlungen mit bestimmte, jedoch bisher nicht in Betracht gezogen wurde, war die Tradition, die einwandernde Gruppen in ihre neuen Siedlungsgebiete mitbrachten. Es handelt sich um die Tradition im weitesten Sinne, um die spezifische Form der gesellschaftlichen Struktur ebenso wie um Gewohnheiten, die sich unter anderen geographischen Verhältnissen herausgebildet und gefestigt hatten.

Trotz mancher Unsicherheiten ließ sich feststellen, daß die verschiedenen Stammesgruppen aus verschiedenen Richtungen eingewandert sind, ihre Herkunftsgebiete also oft weit auseinander lagen (S. 21). Noch weit davon entfernt, die sich daraus ergebenden Unterschiede in der Art und Weise der Siedlungsgründung voll übersehen zu können, lassen sich jedoch an einigen Beispielen auffällige Eigenarten erkennen.

Die Stämme mit Keramik vom Prager Typus, die das mittlere Elbgebiet in Besitz nahmen und von denen Teile bis in das mittlere Havelgebiet vorstießen, bevorzugten eingetiefte kleine Häuser von etwa 4 × 4 m Größe. Derartige Hütten (S. 139 f.) wurden je nach Größe der Siedlungseinheit zu kleinen Dörfern, wohl auch zu Weilern, zusammengefaßt. Zur Zeit ist nur eine derartige Siedlung annähernd vollständig untersucht worden, und zwar die Siedlung auf dem Zoberberg bei Dessau-Mosigkau. Das Dorf wurde um 600 u. Z. auf dem nördlichen Teil einer sandigen Anhöhe, etwa 100 m vom südlichen Rand der Elbaue entfernt, angelegt (Abb. 51). Unmittelbar unterhalb des Dorfes floß eine kleine Quelle. Während der Ausgrabungen 1962–1964 konnte festgestellt werden, daß dieses Dorf insgesamt fünfmal zerstört wurde. Jeder Zerstörung – außer der letzten – folgte ein Neuaufbau. Die Häuser umstan-



Abb. 51. Altslawische Siedlung von Dessau-Mosigkau. Rekonstruktionsversuch der 5. Bauphase

den etwa im Halbkreis einen Platz von 15–18 m Durchmesser. Der Platz war zur Aue hin mehr oder weniger geöffnet. In jeder der fünf Dorfphasen gab es 7 bis 10 Häuser (Abb. 52). Das Dorf bestand vom Ende des 6. bis zum Anfang des 8. Jh., eine Phase währte also 25 bis 30 Jahre oder rund eine Generation. Nach jeder Zerstörung ist das Dorf bzw. sind die einzelnen Häuser nicht genau auf dem gleichen Grundstück wieder aufgebaut worden, sondern es erfolgte eine geringfügige Verschiebung des ganzen Dorfes. Der Abstand zwischen dem Dorfplatz der ersten Phase und der zweiten Phase betrug etwa 30–40 m. Aus diesen Verhältnissen darf geschlossen werden, daß entweder zu den einzelnen Häusern noch keine festen Hofgrundstücke gehörten oder, wenn sie vorhanden waren, diese noch nicht fester, individueller Besitz der Familie waren, die das Haus bewohnte. Denn nach dem Niederbrennen der Siedlung (das möglicherweise nach beginnendem Verfall der Hütten von den Bewohnern selbst vorgenommen wurde), erfolgte die Neubebauung ohne Rücksicht auf alte Grenzen oder Hausplätze.

Die Öffnung des Dorfes zur Aue stand wohl in Zusammenhang mit der Nutzung der Aue als Weidegrund. Andererseits bot die Anordnung der Häuser auf der Hochfläche die Möglichkeit, den einzelnen Häusern unmittelbar anschließende Gärten und Felder zuzuordnen. Die Ausgrabungen haben dazu allerdings keine Angaben – etwa durch den Nachweis von Zäunen – beigesteuert.<sup>3</sup>

Die Anordnung von Dörfern in Rundform zeigt sich auch an einigen anderen, allerdings weniger sorgfältig untersuchten Fundstellen. Um einen halbkreisförmigen Platz war anscheinend das altslawische Dorf Berlin-Mahlsdorf angeordnet. Der Halbkreis war ebenfalls zur Niederung hin geöffnet.

Das Runddorf- oder besser Halbkreisschema lag den kleinen Siedlungen von Finowfurt, Kr. Eberswalde, und der Siedlung von Pannewitz bei Kamenz zugrunde. In Pannewitz hat es den Anschein, daß nur ein Teil der gesamten

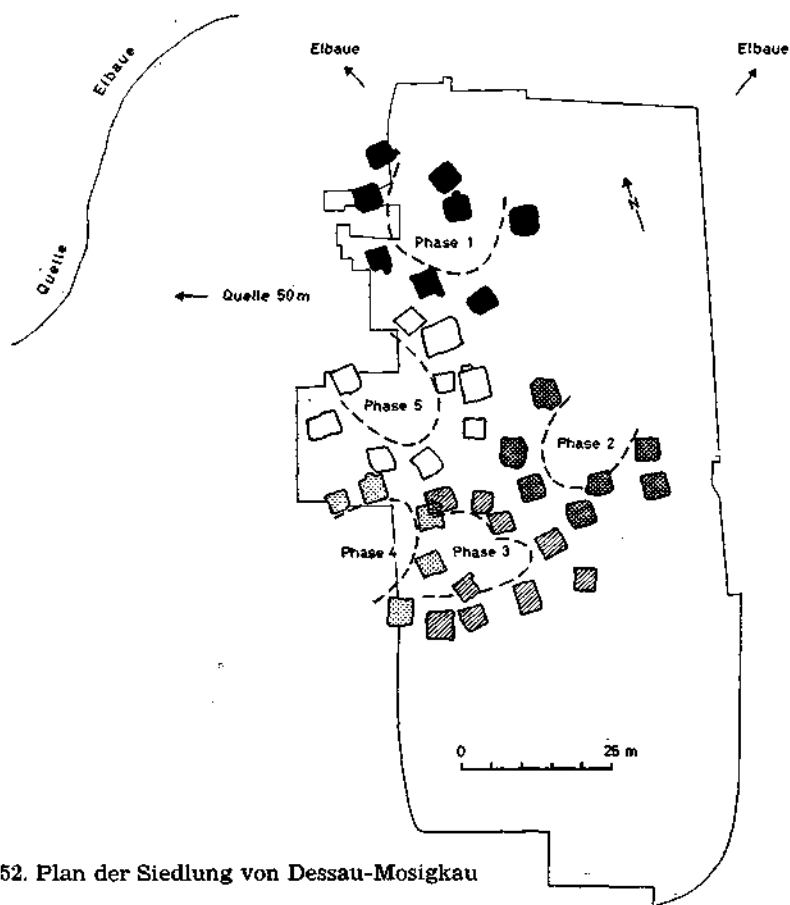


Abb. 52. Plan der Siedlung von Dessau-Mosigkau

Siedlung erfaßt worden ist, so daß die untersuchten Bauten vermutlich nur zu einem Dorfteil, vielleicht sogar nur zu einem Hof gehören.<sup>4</sup> Die Ausgrabungen in Tornow haben gezeigt, daß große Höfe in jungslawischer Zeit, in Tornow wohl der Hof, der dem Dorfherrn zuzuordnen ist, ebenfalls als Rundhof angelegt waren. Unter diesem Gesichtspunkt hätten wir den Platz zwischen den Häusern in Mosigkau nicht als Dorfplatz, sondern als Hofplatz zu verstehen (Abb. 52, Phase 1).

Mehr durch Zufall konnte F. Engel 1934 unter günstigen Bedingungen die jungslawische Siedlung und Wüstung Devstorf bei Dobbin, Kr. Lütz, vermessen. Auch bei dieser Siedlung handelt es sich um ein eindeutiges Runddorf mit wenigstens 21 Gehöften oder Hausstellen (Abb. 53).

Außerhalb des hier behandelten Gebietes finden sich ähnliche Rundlingsformen sowohl im völkerwanderungszeitlichen oder nachvölkerwanderungszeitlichen slawischen als auch germanischen Gebiet jeweils unter vergleich-



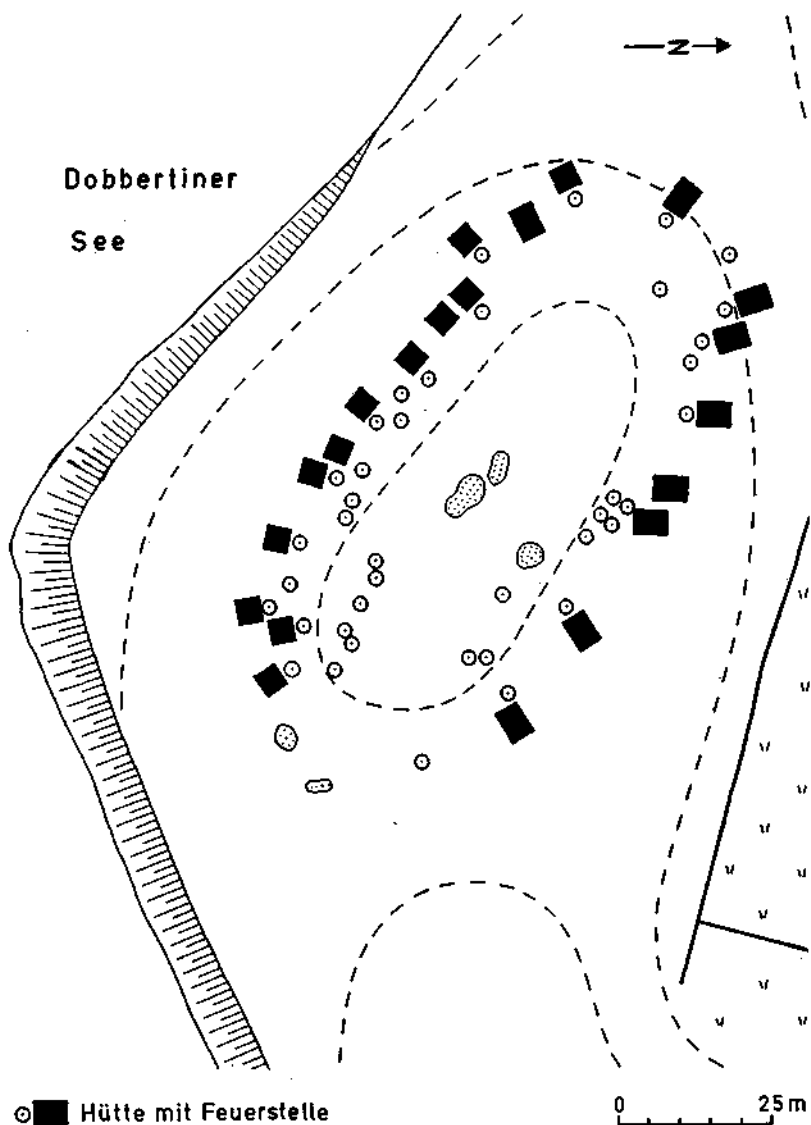


Abb. 53. Plan der Siedlung von Devstorf, Kr. Lüz

baren geographischen Bedingungen. Seit dem 12./13. Jh. sind Rundlinge in größerer Zahl neu angelegt worden. In einzelnen Landschaften bestimmten sie sogar die mittelalterliche Dorfform.

Es ist daher anzunehmen, daß das Runddorf, wie es sich durch die Jahrhunderte als Siedlungsform zwischen Aue und Hochfläche beobachten läßt,

eine wesentliche Siedlungsform der slawischen Stämme des hier behandelten Gebietes gewesen ist. Sie fand ihren Grund und ihre Bedingungen darin, daß ihre Bewohner gleichberechtigt direkten Zugang zum anschließenden Garten und Ackerland der Hochfläche und zur Niederung bzw. Weide hatten. Der Dorfplatz mag gleichzeitig dem Vieh Schutz geboten haben, das nachts oder während des Winters hier zusammengetrieben wurde. Da sich bisher bei den einzelnen Gehöften, soweit die Ausgrabungen zuverlässig und genau waren, Ställe oder Viehpferche in der älteren Zeit nicht nachweisen ließen, muß damit gerechnet werden, daß gemeinsame Viehhaltung ein wesentliches Grundelement für dieses Anlageschema gewesen ist. Es steht in jedem Falle fest, daß diese Dörfer einer Gemeinschaft dienten, die durch gemeinsame Interessen zusammengeschlossen war und in gegenseitiger Übereinstimmung wirtschaftete. In Dessau-Mosigkau bestanden zur gleichen Zeit 7 bis 10 Häuser. In jedem Haus wohnte mindestens eine Familie. Wird deren Kopffzahl mit 5 bis 6 Personen veranschlagt (Eltern und 3 bis 4 Kinder), so lebten in der Siedlung etwa 50 Menschen.

Gleichmäßige Siedlungsformen wie das Runddorf mußten gesprengt werden, sobald sich innerhalb der Siedlungsgemeinschaft stärkere wirtschaftliche und soziale Unterschiede herausbildeten, mögen diese nun innerhalb oder außerhalb genereller Abhängigkeit aller Dorfbewohner von herrschaftlicher Gewalt entstanden sein.

Bisher wird man daher vergeblich unter den Runddörfern nach stärker differenzierten Besitzverhältnissen oder Tätigkeitsbereichen suchen. Kleinere Unterschiede in der Hausgröße, wie sie in Dessau-Mosigkau teilweise auftreten, sagen wenig aus, da es sich bei derartigen Häusern um die Bauten unterschiedlich großer Familien handeln kann. Außerdem kann mit einem etwas größeren Versammlungshaus usw. gerechnet werden.

Die Anlage der unbefestigten Dörfer, die auf eine natürliche Schutzlage verzichteten, kann nur unter den Bedingungen relativer Ruhe und Gefahrllosigkeit erfolgt sein. Dörfer wie Mosigkau drücken aus, daß sich eine einwandernde Bevölkerung im Verlaufe und nach der Einwanderung in kleine Gruppen über das ganze Land verteilte und Siedlungsgefülle anlegte und ausbaute.

Anderen Bedingungen sahen sich ganz offensichtlich die wilzischen Stämme (S. 19 f.) gegenüber. Sie blieben auch nach der Einwanderungszeit in größeren Siedlungen wohnen, legten diese an natürlich geschützten Plätzen an oder umgaben sie sogar mit großen Befestigungsanlagen. Diese großen Siedlungen bildeten den eigentlichen Kern von Siedlungsgefüllen. Aus Groß Strömken-dorf bei Wismar, Dahmen bei Teterow, Grimmen und von anderen Orten sind Siedlungen bekannt, die sich über mehrere Hektar ausdehnten. Sie lagen auf großen Inseln, die von sumpfiger Niederung umgeben waren, aber auch auf Inseln im See (Waren-Feißneck). Bisher ist keine dieser Siedlungen genauer untersucht worden. Umfangreichere Ausgrabungen fanden lediglich in Feldberg und Zislow bei Röbel statt. In beiden Fällen handelte es sich zwar um

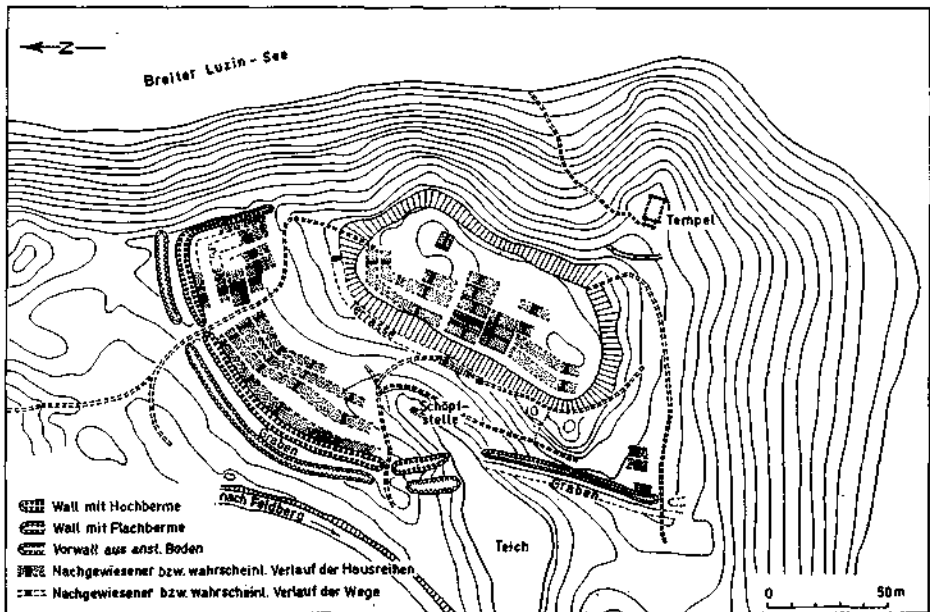


Abb. 54. Gesamtplan des Schloßberges bei Feldberg, Kr. Neustrelitz

befestigte Siedlungen, jedoch mag ihre Grundrißgliederung sich nicht so sehr von der der übrigen Großsiedlungen unterscheiden haben.<sup>5</sup>

In Feldberg und in Zislow war die regelmäßige Anordnung der Häuser auf den terrassierten Abhängen von Höhenrücken an Seen typisch. Die Häuser waren im Vergleich zu denen von Dessau-Mosigkau und anderswo verhältnismäßig groß. Ihre Länge betrug 7–13 m und ihre Breite 4–6 m. In Feldberg zogen sich etwa 8 Hausreihen, die zur gleichen Zeit bewohnt waren, an den Abhängen entlang (Abb. 54).

Die Häuser in Feldberg hatten, aneinandergereiht, eine Länge von etwa 700 m bei durchschnittlicher Breite von 4–6 m. Werden die gleichen Bewohnerzahlen wie in Dessau-Mosigkau zugrunde gelegt, nämlich ein Bewohner auf etwa 3 m<sup>2</sup>, so ergibt das für Feldberg eine Bewohnerzahl von 600 bis 1200 Personen. Unbeschadet dessen, daß dieser Zahl große Unsicherheiten innewohnen, vermittelt sie eine Vorstellung von den großen Unterschieden zwischen den Verhältnissen in Dessau-Mosigkau und im Gebiet der Feldberger Gruppe.

Diese Konzentration der Bevölkerung entsprach keineswegs dem Stand der Produktivkräfte und den wirtschaftlichen Gegebenheiten. Schon nach wenigen Jahrzehnten lösten sich diese Großsiedlungen auf. Die Bewohner verteilten sich über ein größeres Siedlungsgebiet und ließen sich in ihrem jeweiligen Wirtschaftsareal direkt nieder (Abb. 55).

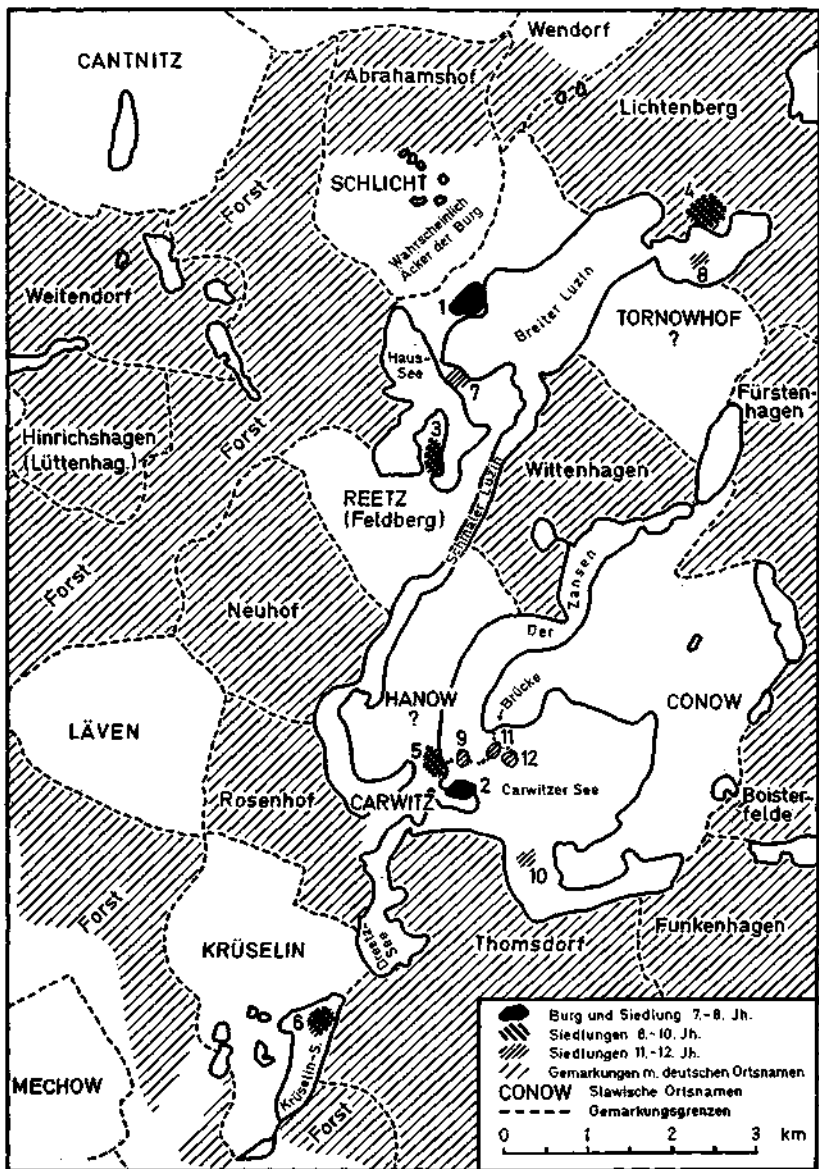


Abb. 55. Die Besiedlung der Siedlungskammer von Feldberg, Kr. Neustrelitz  
 Zur Burgzeit: 1 Schloßberg; 2 Carwitz, Halbinsel Hanwerder  
 Nach der Zerstörung der Burg bis zum 10. Jh.: 3 Feldberg, Amtswerder; 4 Lichtenberg, Mönchwerder; 5 Carwitz, auf dem Hanow; 6 Krüselin, Insel im See  
 Im 11. bis 12. Jh.: 7 Feldberger Hütte, meteorologische Station; 8 Lichtenberg, Insel im Hüttensee; 9 Carwitz, Jägerwerder; 10 Carwitz, Kohlwerder; 11 Carwitz, Steinwerder; 12 Carwitz, Bollenwerder; 3 Feldberg, Amtswerder; 4 Lichtenberg, Mönchwerder; 5 Carwitz, auf dem Hanow; 6 Krüselin, Insel im See

Die Frage, weshalb trotz des Widerspruches zu den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen die wilzischen Stämme zunächst diese großen Siedlungen anlegten, ist bis jetzt nicht sicher zu beantworten. Es ist die Hypothese aufgestellt worden, daß sie bei der Einwanderung bereits auf ältere, früher angekommene Gruppen stießen, zu denen sie in Feindschaft gerieten. Das verhinderte zunächst eine Zerstreuung der Bevölkerung über das Land. Erst nach dem Ausgleich mit den älteren Gruppen konnte eine solche stattfinden.

Die Siedlungsverhältnisse im Gebiet des „Tornower Typus“, d. h. in der Lausitz und den anschließenden Landschaften, unterschieden sich von denen in den beiden oben behandelten Gebieten teilweise beträchtlich. Die Ausgrabungen in Tornow, Kr. Calau, von 1960–1969 haben uns Kenntnis von einem ganzen Siedlungskomplex vermittelt, der in der römischen Kaiserzeit gegründet wurde und bis in die Neuzeit bestehen blieb. In den kaiserzeitlichen und in den völkerwanderungszeitlichen Siedlungen gab es eine beträchtliche wirtschaftliche und gesellschaftliche Differenzierung. Das Bild des Dorfes bestimmten zeitweilig einige oder sogar nur ein großes Bauerngehöft, um das kleinere Wirtschaften gruppiert waren. Teile der Bevölkerung blieben auch bei der slawischen Einwanderung im Lande. Kurze Zeit nach der Ankunft slawischer Einwanderer mit Keramik vom Tornower Typus, die auf dem sogenannten Lütjenberg eine unbefestigte Siedlung errichteten, wurde auf dem sogenannten „Borchelt“ eine slawische Siedlung angelegt (Abb. 56 oben und Abb. 58). Der Borchelt ist eine etwa 2 ha große flache, lehmig-sandige Halbinsel in der Niederung der Schrake. Auf der nördlichen Spitze dieser Halbinsel entstand eine Burg (S. 160 f.). In dieser Burg war nur ein Haus ständig bewohnt, während eine größere Anzahl von Menschen in gadenartigen Unterkünften hinter dem Wall in Notzeiten Zuflucht und Obdach fand (Abb. 70). Unmittelbar vor der Burg lag ein kleiner Wirtschaftshof, der wohl zur Burg bzw. dem ständig darin ansässigen Häuptling oder Dorfadeligen gehörte. An diesen Wirtschaftshof schloß sich ein größerer Wirtschaftsteil an mit Brenngruben für die Keramikherstellung, Eisenverhüttungs- und -verarbeitungsstellen, Silos, Brunnen usw. Erst dann folgten die Häuser des Dorfes (S. 161). In der näheren Umgebung der Großhäuser standen einige kleinere Hütten oder lagen einige Wirtschaftsanlagen. Ein eigentlicher Dorfplatz war nicht vorhanden. Als Versammlungsort diente die Burg mit ihrem freien Innenhof und den Unterkünften hinter dem Wall.<sup>6</sup>

Tatsächlich hatte ein einziges Großhaus – ob in Feldberg oder in Tornow – die gleiche Größe wie alle 8 Häuser des ersten Dorfringes von Dessau-Mosigkau zusammengenommen (Tornow Haus 109 etwa 128 m<sup>2</sup>, Dessau-Mosigkau Dorf 1 etwa 120 m<sup>2</sup> Wohnfläche). Jede Schlußfolgerung wird die bis jetzt noch immer geringe Materialmenge zu berücksichtigen haben. Die erwähnten Befunde lassen es jedoch für die verglichenen Siedlungen als sicher erscheinen, daß diese Häuser unterschiedlich strukturierten gesellschaftlichen Gruppen dienten. Während in Dessau-Mosigkau in einem Haus eine Familie lebte,

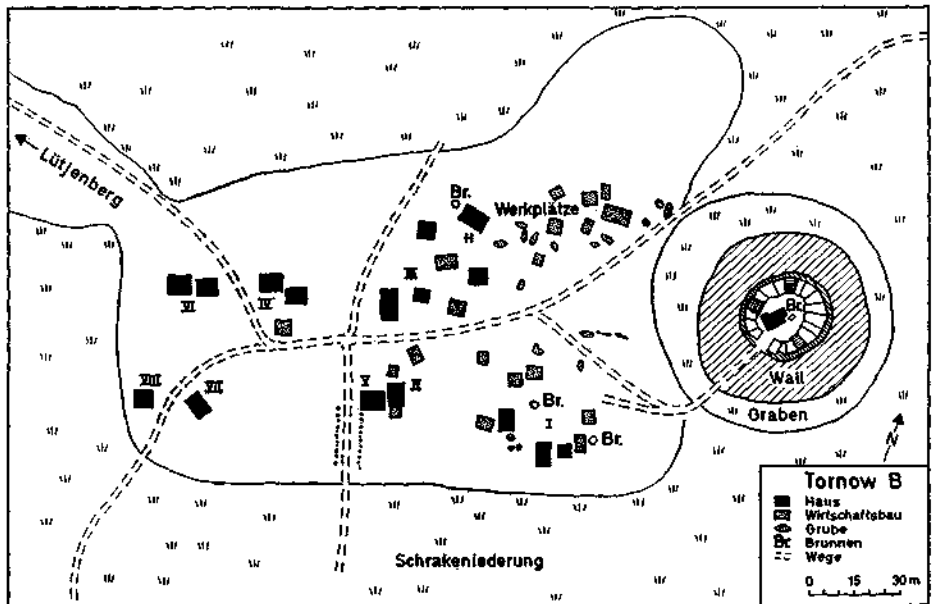
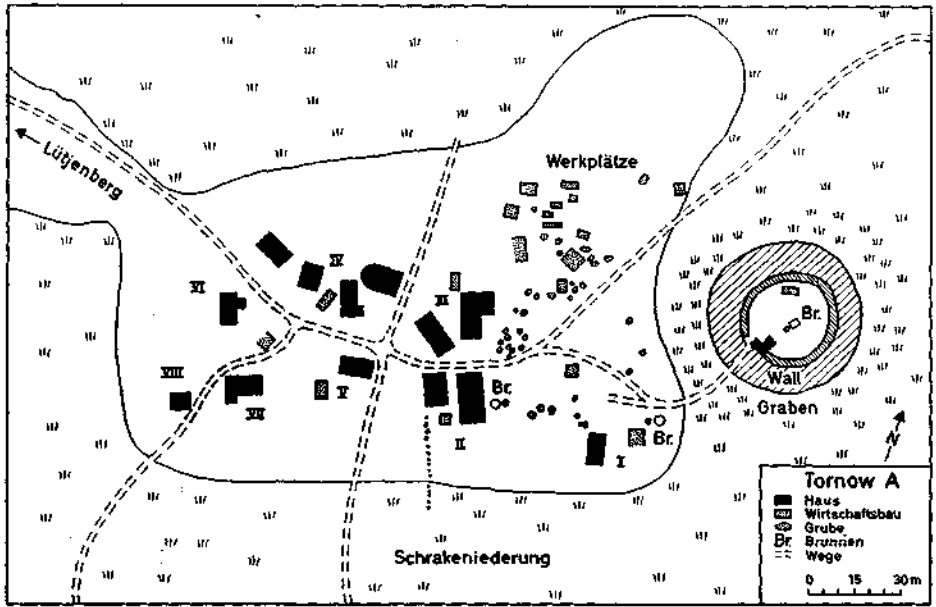


Abb. 56. Schematisierte Gesamtpläne von Burg und Siedlung Tornow/Borchelt A und Tornow/Borchelt B

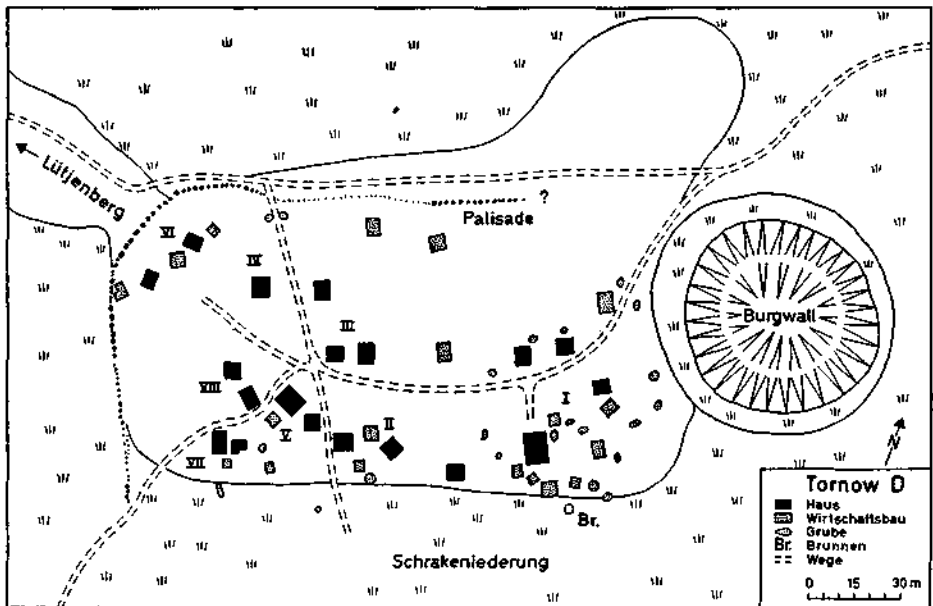
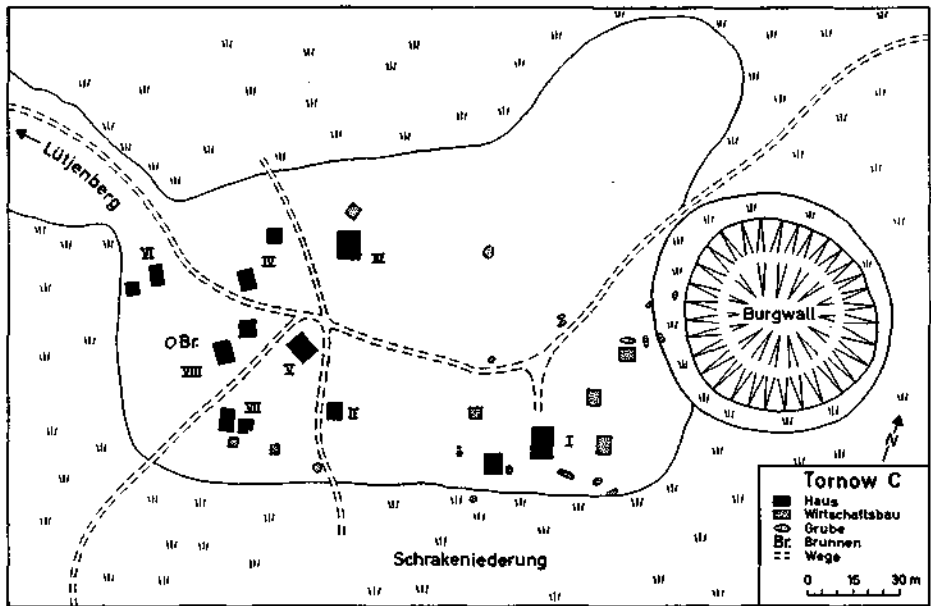


Abb. 57. Schematisierte Gesamtpläne der Siedlung Torny/Borchelt C und Torny/Borchelt D

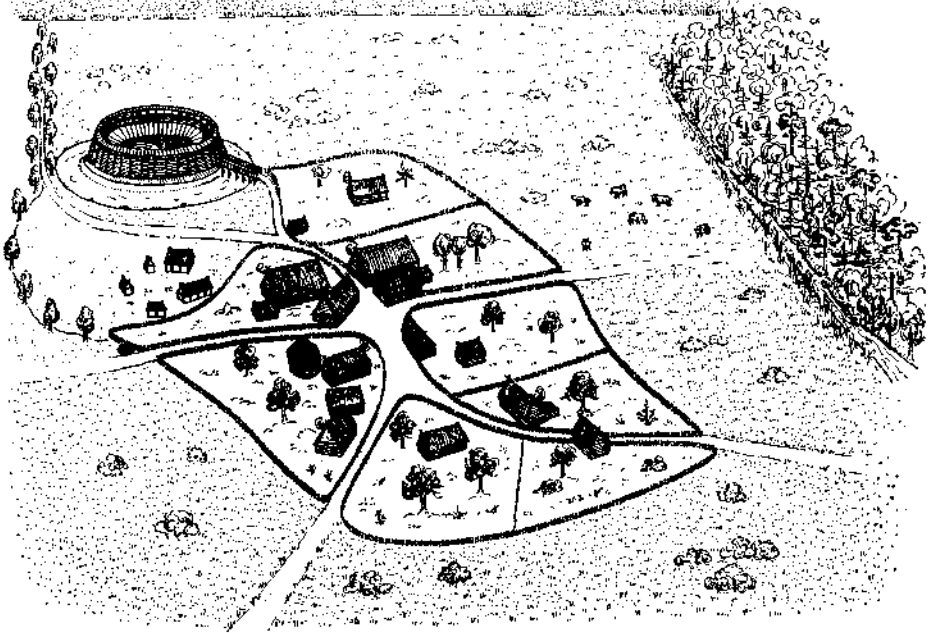


Abb. 58. Rekonstruktion von Burg und Siedlung Tornow/Borchelt A

dürfte es sich in Tornow oder Feldberg um eine Großfamilie gehandelt haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch in Dessau-Mosigkau noch die Einzelfamilien in die Großfamilienstruktur eingebettet waren. Die 7 bis 10 Häuser eines jeden Dorfringes können durchaus einer einzigen Großfamilie gehört haben. Damit würde am besten der komplikationslose Wechsel der Hausstellen, der sich in Dessau-Mosigkau beobachten ließ (Abb. 52), übereinstimmen. Dagegen lebten in der Tornower Siedlung und wohl auch in Feldberg mehrere Großfamilien in einem Dorf zusammen. In Tornow waren es wenigstens 8 bis 9. Die Anteile dieser Gehöfte an der Dorfstelle scheinen nun schon fest abgegrenzt gewesen zu sein. In Tornow läßt sich eine gewisse Grundstückskontinuität trotz aller Veränderungen innerhalb der Dorfstruktur und des Bebauungsplanes über etwa 600 Jahre verfolgen.

Ebenso wie im Feldberger Gebiet im 8./9. Jh. die Großsiedlungen aufgegeben wurden, sind auch in Tornow die Häuser durch kleinere Bauten von 30–50 m<sup>2</sup> ersetzt worden (Abb. 56 unten und Abb. 59). Das zur Burg gehörige Gehöft, das Wirtschaftsviertel und die Burg selbst wurden wesentlich verändert und sind damit deutlicher Ausdruck eines Herrschaftsverhältnisses. Ein neues Bild erhielt die Tornower Siedlung mit der Zerstörung der Burg.



Das Gehöft vor der Burg wurde ausgebaut und erweitert, während daneben wesentlich kleinere Bauerngehöfte entstanden (Abb. 57 oben). Diese lagen unregelmäßig über die Dorfstelle verstreut. Jedoch blieb das Gelände mit den ehemaligen Wirtschaftsanlagen weitgehend unbenutzt. Lediglich unmittelbar neben dem größeren Hof im Südosten gab es einige Wirtschaftsbauten. Das Dorf wurde mit einer Palisade im Norden und Westen umgeben (Abb. 57 unten).

Unregelmäßig über die Dorfstelle verteilte Gehöfte scheinen durchaus nicht selten das Bild bestimmt zu haben. Hinweise darauf finden sich sowohl in der Gehöftgruppierung von Groß Sarau am Ratzeburger See, in den locker angeordneten Gehöftgruppen von Berlin-Kaulsdorf, vielleicht auch in Pannewitz bei Kamenz. Aus dem 11. bis 13. Jh. sind auch andere Dorfformen zu erschließen. In erster Linie ist mit zeilenförmiger Anordnung der Gehöfte am Niederungsrand zu rechnen. In Lassin bei Wolgast wurden 10 Hausstellen beobachtet, die im Abstand von etwa 15 m in einer Reihe lagen. In Bresch bei Perleberg sollen zwei Hausreihen im Abstand von etwa 15 m nebeneinander hergelaufen sein. Es handelte sich also um ein Gassen- oder Straßendorf (S. 361).

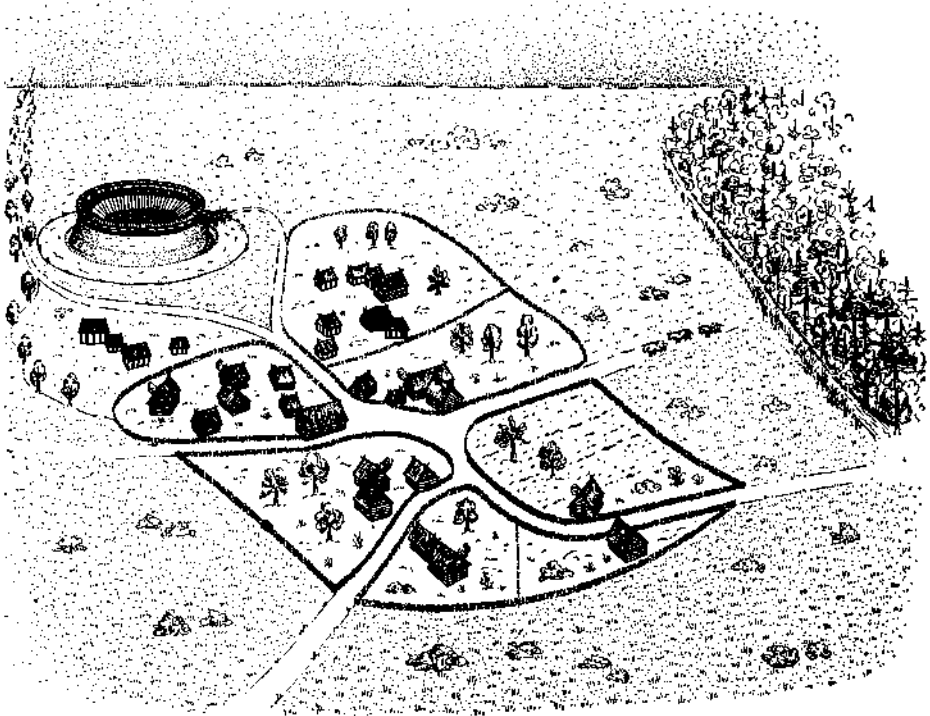


Abb. 59. Rekonstruktion von Burg und Siedlung Tornow/Borchelt B

Neben den Dörfern gab es Einzelhöfe von Bauern, Fischern und Zeidlern in den verschiedenen Gebieten und Geländeformen.

Im Verlaufe der Entwicklung des Dorfes veränderte sich auch das einzelne Gehöft ganz wesentlich. Die ältesten Gehöfte bestanden oftmals nur aus einem einzigen Haus, dem Wohnhaus. In Tornow fanden sich neben den großen Häusern bereits kleinere Bauten – Speicher und vielleicht auch Ställe. Nicht auszuschließen ist, daß in den Langhäusern von Tornow ebenfalls Stallräume enthalten waren. Im 9. bis 12. Jh. gehörten hin und wieder eingetieft Schweineställe zu den Gehöften. Eine geschlossene Ausbildung mit großem Wohnhaus, kleinen Wohnbauten für das Gesinde, Stallräumen und weiteren Wirtschaftsbauten einschließlich Werkstätten erfuhr in Tornow jedoch nur ein Gehöft, das als Gehöft des Dorfadligen anzusehen ist. Auch in anderen Dörfern ist kein fester Gehöfttyp vorhanden gewesen. Der Stallraum blieb immer begrenzt und war wohl nur für die zeitweilige Aufnahme von Zucht-tieren bestimmt. Damit entfiel die Notwendigkeit, Streu und größere Futter-vorräte unter Dach einzulagern. Das Winterfutter konnte auf Diemen gesetzt werden, so wie das gelegentlich heute noch im Spreewald geschieht. Auch der Speicher als selbständiges Gebäude war nicht unbedingtes Zubehör. Andere Wirtschaftsbauten wie Badehäuser und Töpfereien scheinen gemeinsam vom ganzen Dorf errichtet worden zu sein.

So wird bisher ein eigentlicher Gehöfttyp, der über das Einhaus hinaus-ging, nicht erkennbar.

Das Bild, das sich uns gegenwärtig von der Gestaltung der dörflichen bäuer-lichen Siedlung bietet, ist noch recht unscharf. Nichtsdestoweniger beginnen sich Konturen abzuheben, die dessen Mehrschichtigkeit zeigen und unsere Aufmerksamkeit auf stärkere Wandlungen hinlenken, denen das Dorf und die bäuerliche Siedlung entsprechend traditionellen und konkret-historischen Umständen sowie den gesellschaftlichen Verhältnissen unterworfen waren. Daher wird es nicht mehr angehen, von der slawischen Siedlung oder dem slawischen Dorf, Gehöft oder Haus schlechthin zu sprechen und einen Typus zu suchen. Diesen hat es sicher nicht gegeben – es gab deren viele.

## 2. Haus und Hof

Betrachtet man die bisher bekanntgewordenen slawischen Häuser näher, so wird deren Verschiedenartigkeit sofort deutlich. Ebenso wie sich die großen Stammesgebiete im Spiegel der Siedlungsformen gegenseitig abgrenzen lie-ßen, gibt es auch klar erkennbare Unterschiede in der Bauweise der Häuser.

Die in das Elb-Saale-Gebiet einwandernden Stämme brachten einen in Süd-osteuropa weit verbreiteten Haustyp – das quadratische Grubenhaus – mit. Auf dem Zoberberg bei Dessau-Mosigkau hat B. Krüger insgesamt 44 der-artige Häuser feststellen können. Diesem Siedlungsensemble lassen sich von anderen Fundstellen des Elb-Saale-Gebietes nur noch einzelne untersuchte

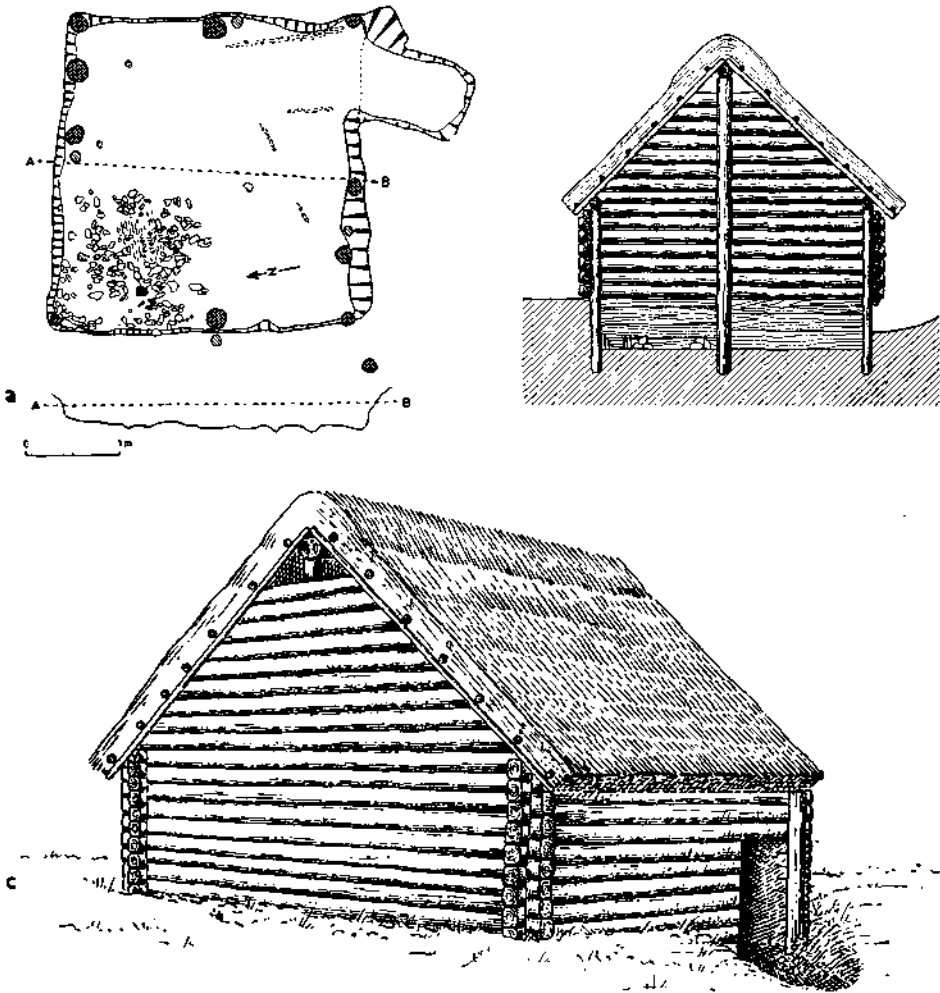


Abb. 60. Grabungsbefund und Rekonstruktion des Hauses 1 von Dessau-Mosigkau  
 a) Grundriß und Profil; b) Querschnitt des Rekonstruktionsversuches; c) Gesamtansicht der Rekonstruktion

Häuser an die Seite stellen.<sup>7</sup> Zu den verbindenden Merkmalen zählen die Eintiefung, der annähernd quadratische Grundriß und die durchschnittliche Größe von 16 m<sup>2</sup>.

Die besten Vorstellungen vom Aussehen der Grubenhäuser vermitteln uns die Bauten in Dessau-Mosigkau, denn es gelang mehrmals, Reste des verbrannten und zusammengestürzten Oberbaues zu beobachten (Abb. 60). Das Gerüst bildeten acht in den Grund der quadratischen Hausgrube eingelassene

Pfosten. Sie standen in den Ecken sowie jeweils in der Mitte der Wände. Gewöhnlich trugen die an der nördlichen und südlichen Wandmitte stehenden Pfosten einen Firstbalken, der bei mehreren Häusern durch weitere, frei im Innenraum stehende Pfosten gestützt wurde. Auch die übrigen Träger dienten zur Aufnahme der Dachlast, verhalfen aber zugleich den Wänden zu größerer Stabilität. Die Pfosten standen nämlich nicht unmittelbar an der Grubewand, sondern waren etwa 30 cm weit in den Innenraum gerückt. In dem Zwischenraum befanden sich die in Blockbauweise hergestellten Wände aus Bohlen oder runden Balken; auch davon ließen sich Reste nachweisen. Unbekannt ist die Art der Dacheindeckung, sehr wahrscheinlich bestand sie aus Stroh oder Rohr.

Solche relativ kleinen Wohnhäuser mußten einfach und zweckmäßig eingerichtet sein. Daher befand sich die Herdstelle stets in einer Ecke, meist in der nordwestlichen. Eine kleine runde Kellergrube in der Nähe des Herdes nahm wohl Vorräte auf. In mehreren Häusern entdeckte man außerdem Reste sehr kleiner Pfosten in der Nähe des Herdes. Sie gehörten zu einer inneren Trennwand oder dienten einfach als Stützen eines Rauchfanges. Die Hauseingänge lagen meist an der Südostseite. Aus der Stellung der Türpfosten ließ sich die Breite der Haustüren mit 60–70 cm berechnen. In manche Häuser gelangte man über schmale, schräge Rampen, in andere über eine einfache Treppe oder Leiter. Die Türen legte man zumeist auf der Südseite an.

Eingetieft quadratische Wohnhäuser gehören zu einer weitverbreiteten Form slawischen Wohnbaues. Zahlreiche Siedlungen entdeckte man in der südlichen Ukraine und in der Moldauischen SSR, ferner in Rumänien, Bulgarien, der Tschechoslowakei, in Ungarn und Jugoslawien. Ihr Hauptverbreitungs- und sicher auch Entstehungsgebiet ist also die südosteuropäische Schwarzerdezone mit ihren tiefgründigen, standfesten und trockenen Böden. Nur solche Bedingungen boten die Voraussetzung, eingetieft Häuser anzulegen. Die lockeren und feuchten, meist sandigen Böden Nordrußlands, Polens und großer Teile der DDR waren dafür so ungeeignet, daß hier ebenerdige Häuser gebaut werden mußten. Siedlungen wie Dessau-Mosigkau und Grieben, Kr. Tangerhütte, liegen bereits in diesem Gebiet. Doch bevorzugten die entlang der Elbe aus Böhmen einwandernden Stämme aus Tradition diese Hausform und wandten sie daher zunächst auch unter ungünstigen Bedingungen an. Da jedoch die sandigen Böden weniger standfest waren, sind die Häuser der Mosigkauer Siedlung immer weniger tief eingegraben worden, zuletzt nur noch etwa 30–50 cm.

Noch im 9. Jh. wurden in den Lößzonen des Elb-Saale-Gebietes eingetieft Häuser gebaut (Leipzig und Taucha), jedoch offenbar bereits auch ebenerdige benutzt, wie ein unterkellertes Pfostenhaus von Hohendorf, Kr. Eisenberg, vermuten läßt.<sup>8</sup> Wenig später scheint sich auch hier endgültig das ebenerdige Haus durchgesetzt zu haben.

Im Gebiet der wilzisch-obodritischen Stämme baute man seit jeher ebenerdige Häuser<sup>9</sup>, die keine in die Erde eingegrabenen Pfosten besaßen. Für die

archäologische Forschung ist es natürlich sehr schwer, unter diesen Umständen die Größe, das Aussehen und die Einrichtung solcher Häuser zu rekonstruieren. Wurde ein Haus verlassen und verfiel allmählich oder brannte es nieder, so lagen alle Reste auf der Erdoberfläche. Sie bildeten später einen Teil der Humusschicht und sind darin kaum zu erkennen. Die bisher besten Einblicke in den altslawischen Wohnbau dieses Gebietes lieferten die Grabungen auf der befestigten Siedlung von Feldberg (Abb. 54). In Reihen standen hier 7–13 m lange und 4–6 m breite Häuser. Die meisten von ihnen besaßen Kellergruben von 3–4 m<sup>2</sup> Grundfläche. Pfosten konnten nirgends beobachtet werden, jedoch zogen sich entlang der Hauswände schmale Gräbchen, die deutlich zur Aufnahme eines Schwellbalkens hergerichtet waren; die Häuser erhoben sich also auf einer Grundschwelle. Den Oberbau konstruierte man entweder aus runden Stämmen als Blockbau oder als Ständerbau. Die Wände müßten dann aus zugerichteten Bohlen bestanden haben, die man waagrecht oder senkrecht in das Balkengerüst einsetzte. Alle diese Bauformen sind in den altslawischen Siedlungsschichten von Wolin belegt, jedoch welche man in Feldberg angewandt hat, ist aus den erhaltenen Resten nicht zu erkennen. Sowohl in Anlage und Größe als auch in der Konstruktion lassen sich die in Zislow, Kr. Röbel, untersuchten Häuser mit denen von Feldberg gut vergleichen.<sup>10</sup>

Infolge der genannten Schwierigkeiten fehlen aber aus dem wilzisch-obodritischen Stammesgebiet weitere, gut untersuchte Häuser insbesondere aus Siedlungen des 9./10. Jh., jener Periode also, in der die Einwanderer ihre Großsiedlungen aufgegeben und in den neugeschaffenen Siedlungskammern kleinere Dörfer angelegt hatten. Aus vorhandenen Einzelbeobachtungen läßt sich jedoch erkennen, daß die Häuser zu ebener Erde gebaut waren, wahrscheinlich in Blockbauweise.

Bei Ausgrabungen in einer Siedlung von Finowfurt, Kr. Eberswalde, wurden Häuser in kombinierter Pfostenblockbauweise angetroffen.<sup>14</sup> Sie sind als Beispiel anzusehen, wie die Häuser dieser Periode ausgesehen haben können. Allerdings muß man damit rechnen, daß im weiten Gebiet der wilzisch-obodritischen Stämme auch andere Bauformen entwickelt wurden. Der gegenwärtige Forschungsstand vermag darüber noch keinen Aufschluß zu geben.

Die umfangreichen Forschungen in Tornow, Kr. Calau, gestatten einen guten Einblick in den Wohnbau der Stämme in der Lausitz und den angrenzenden Gebieten (Abb. 61). Nach der Einwanderung entstand in Tornow neben der Burg (S. 133) eine aus 13 Großhäusern bestehende Ansiedlung mit Neben- und Werkstattbauten. Zumeist hatten die Häuser 50–70 m<sup>2</sup>, das größte jedoch etwa 128 m<sup>2</sup> Grundfläche. Bei allen Bauten fanden sich Pfosten, jedoch so unregelmäßig und flach, daß sie keinesfalls allein das Dach getragen haben können. Vielmehr dienten sie als zusätzliche Stützen der in Blockbauweise hergestellten Wände. Die in der Burg A von Tornow nachgewiesene Bauart läßt sich auch für einige Häuser mit Doppelpfosten vermuten. Andere Häuser mit verhältnismäßig regelmäßigen Pfostenabständen besaßen viel-

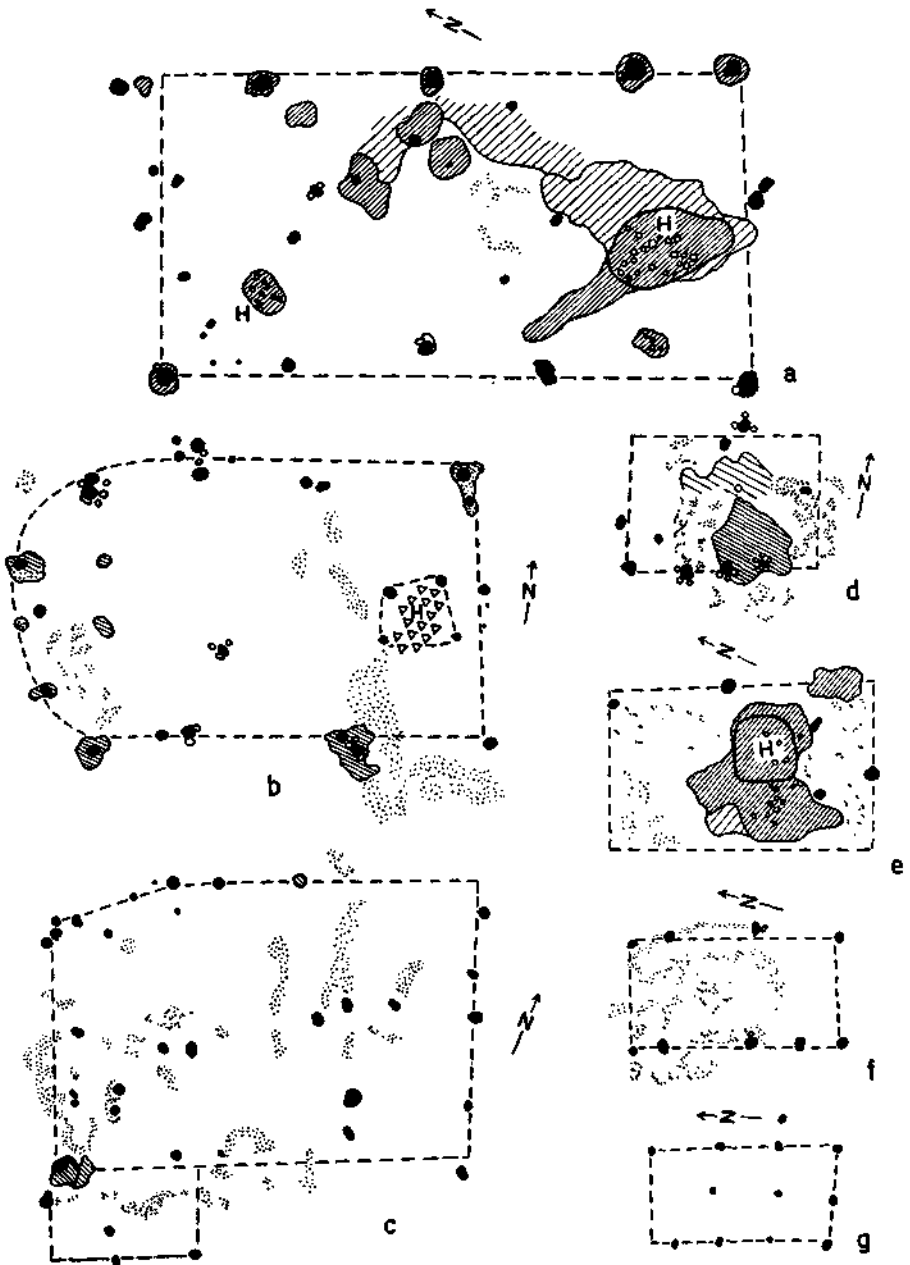


Abb. 61. Ausgewählte Hausgrundrisse von Tornow, Kr. Calau

a) Haus 109; b) Haus 81; c) Haus 20; d) Haus 112; e) Haus 115; f) Haus 92; g) Haus 175

leicht Bohlenwände. Bei dieser Bauart wurden in die Pfosten kräftige Nuten eingearbeitet und die an den Schmalseiten abgeschrägten Bohlen waagrecht zwischen je zwei solcher Pfosten eingelassen. Schließlich besaß die abgerundete westliche Schmalseite des Hauses 81 eine Flechtwerkwand, wie aus der Stellung der Pfosten deutlich abzulesen ist. Die Herdstellen waren meist in der Nähe einer Hausecke. Mehrmals fanden sich kleine Anbauten, die gewöhnlich nach Osten, also zur Burg hin, gerichtet waren. Möglicherweise handelt es sich dabei um windfangartige Eingänge.

Nachdem ein verheerender Brand Burg und Siedlung der Phase A vernichtet hatte, führten beim Wiederaufbau wohl inzwischen herangereifte gesellschaftliche Bedingungen zu einschneidenden Veränderungen der Siedlungsstruktur (S. 136). Am auffälligsten ist die Verkleinerung der Wohnhäuser. Mit  $5,5 \times 10,0$  m umfaßte das größte Haus nur  $55 \text{ m}^2$ , das kleinste hatte  $16 \text{ m}^2$  Grundfläche. Die Maße der übrigen fünfzehn Wohnhäuser liegen etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen. Folglich verringerte sich die Größe der Häuser in der Siedlung B etwa auf die Hälfte. Die Wände wurden in Blockbautechnik errichtet, vereinzelt Pfosten verhalfen auch hier zur Abstützung der Balkenlage. Die Häuser waren in der Regel einräumig, nur ganz vereinzelt deuten Pfostenspuren im Innern auf Trennwände oder andere Einbauten hin. Einen Sonderfall stellt Haus 98/99 dar, das zwei Herde und eine aus enggestellten Pfosten bestehende, mittlere Trennwand besitzt. Höchstwahrscheinlich handelte es sich um zwei mit der Giebelseite aneinandergewandte kleine Häuser. Die Herde waren meist quadratisch aus Steinen aufgeschichtet. Einige Häuser besaßen holzverschaltete Kellergruben mit nur geringen Abmessungen. Sie dürften von oben abgedeckt gewesen sein und die Vorräte nahm man von außen heraus, nachdem die Abdeckung entfernt war. Dagegen hatte das Haus 221 einen 2 m breiten und 4 m langen Keller, der nur 0,80 m eingetieft war. Ein so großer Keller mußte aber begehbar sein, deshalb ist zu vermuten, daß über dem Keller der Fußboden angehoben wurde und daß man die Schlafplätze darauf unterbrachte. Das kann in alten Häusern dieser Gegend noch heute beobachtet werden, und es liegt auf der Hand, daß ein unterkellertes Schlafplatz wesentlich wärmer ist als einer unmittelbar über dem Erdboden.<sup>12</sup>

In jungslawischer Zeit sind die ursprünglich zwischen den Stammesgebieten bestehenden Unterschiede in der Bauweise der Häuser nicht mehr zu beobachten. Vielmehr fand man in jüngeren Siedlungen bisher stets quadratische oder rechteckige, zu ebener Erde angelegte Blockhäuser mit etwa 20 bis  $30 \text{ m}^2$  Grundfläche, wie sie neuerdings in gutem Erhaltungszustand vom Burgwall Meißen bekannt wurden (Abb. 62). Der Forschungsstand läßt gegenwärtig allerdings noch sehr zu wünschen übrig, und die Schwierigkeiten, ebenerdig angelegte Häuser ohne Pfostenkonstruktion mit archäologischen Methoden zu erforschen, wurden bereits besprochen. In Vipperow, Kr. Röbel, in Gützkow, Kr. Greifswald, und in Zehdenick, Kr. Gransee<sup>13</sup>, waren dank günstiger Bedingungen die unteren Balkenlagen der Häuser erhalten. Auf der Inselsied-

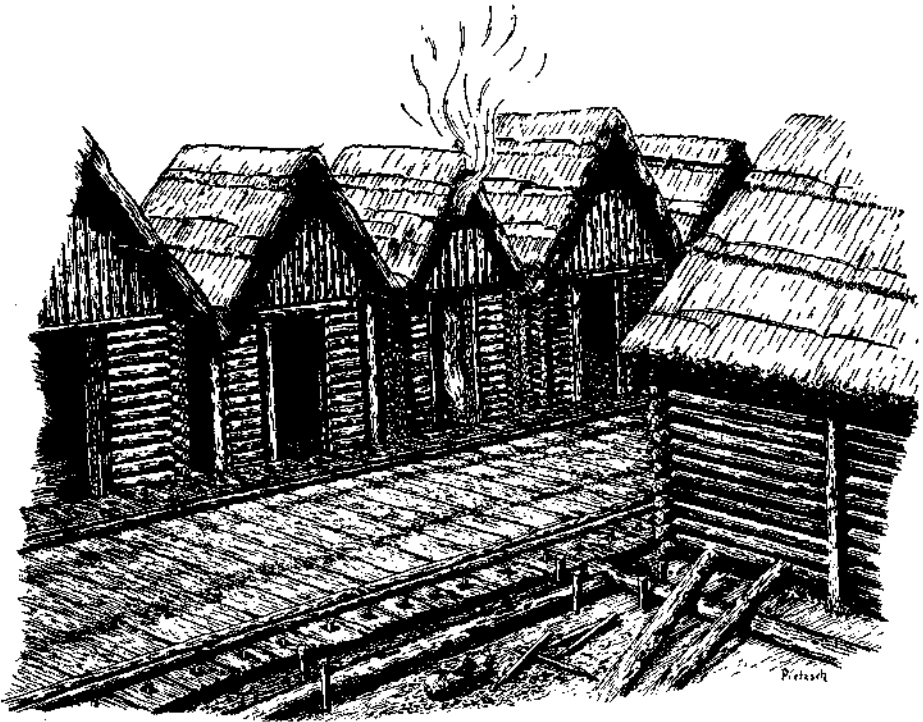


Abb. 62. Rekonstruktion der Blockhäuser aus der Burg von Meißen

lung von Vipperow fand man ein Blockhaus mit Abmessungen von  $4,00 \times 3,40$  m, errichtet auf einer Plattform aus Eichendielen, die größer als das Haus war. Vier behauene Pfosten im Innenraum des Hauses dienten wohl zur Unterstützung des Daches, dessen Höhe mindestens 2,35 m betrug. In dieser Länge hatte sich nämlich einer der abgebrochenen Pfosten erhalten. Auch das Haus von Zehdenick besaß nahe den Ecken kantig zugehauene Pfosten, der Wohnteil war  $4,60 \times 4,30$  m groß. Die Reste von drei übereinander liegenden Häusern fand man in Gützkow. Das jüngste Haus maß  $4,60 \times 4,50$  m, bei ihm fehlten die Stützpfeiler. Die Wandbalken waren so sorgfältig gefügt, daß man das Dach ohne weiteres auf den obersten Balkenkrans setzen konnte.

Großzügige Forschungen der polnischen und sowjetischen Archäologie haben in den letzten zwei Jahrzehnten zahlreiche Häuser des gleichen Typs zutage gefördert. Selbst in so wichtigen frühstädtischen Zentren wie Gdańsk, Opole, Poznań, Ujście, Nowgorod und Staraja Ladoga bevorzugte man Blockhäuser mit Grundflächen von  $20\text{--}30$  m<sup>2</sup>, Abmessungen, die nur in seltenen Fällen überschritten wurden.



Jedoch auch da, wo keine so günstigen Bedingungen für die Erhaltung der Holzteile bestanden, sind in den Gebieten westlich der Oder genügend Hinweise auf gleiche Hausformen entdeckt worden. Gesicherte Beispiele bieten die Siedlungen C und D von Tornow, Kr. Calau, aus dem 9. bis 12. Jahrhundert. Reste abgebrannter, quadratischer Blockhäuser mit einer Grundfläche von etwa 25 m<sup>2</sup> entdeckte man auf der altslawischen Siedlung in Berlin-Mahlsdorf und der jungslawischen Siedlung von Berlin-Kaulsdorf.<sup>14</sup> Weitere Einzelbeobachtungen liegen von Brandenburg-Neuendorf, Dornburg, Kr. Zerbst, und von Pannowitz, Kr. Kamenz, vor. Über die Inneneinrichtung solcher Häuser gibt es vorerst nur wenige Angaben. Die Heizeinrichtung bestand stets aus einer Herdstelle, Öfen wurden bisher nicht gefunden.<sup>15</sup> Die Fußböden waren gedielt oder bestanden aus Lehmtennen, die mit Sand bestreut sein konnten. Manchmal legte man die Räume auch mit Flechtwerkmatten aus<sup>16</sup> (Abb. 92 a). Im allgemeinen bestanden die Häuser aus einem Raum und dienten vorwiegend Wohnzwecken.

In jeder dörflichen Siedlung hatte man Speicher für die Erzeugnisse des Feldbaues. Die einfachste Form stellten eingetieft Grubenspeicher dar, wie sie vor allem in Dörfern mit Grubenhäusern angelegt wurden. Meist hatten solche Grubenspeicher birnen- oder trapezförmigen Querschnitt. Über der Mündung dürfte sich ein zeltartiger Aufbau befunden haben, wie ethnographische Parallelen zeigen. Die Wände der Gruben hat man wahrscheinlich mit Stroh ausgekleidet. In anderen Siedlungen dienten offenbar dem gleichen Zweck runde, muldenförmige Gruben, die auch in Dessau-Mosigkau vorherrschten. 1 bis 3 solcher Gruben gehörten in der Regel zu einem Haus. Diese Vorratssilos treten im gesamten Verbreitungsgebiet der eingetieften Grubenhäuser auf, begegnen jedoch bei günstigen Bodenverhältnissen auch in Gebieten mit ebenerdigen Häusern. Ein besonders gutes Beispiel fand sich in Frankfurt/Oder-Birnbaumsmühle (Abb. 23).<sup>17</sup> Höchstwahrscheinlich ebenfalls zur Aufbewahrung des Erntegutes dienten die in der Siedlung von Feldberg bei allen Häusern festgestellten Kellergruben. In der Siedlung A von Tornow dagegen fand man mehrfach neben den Wohnbauten kleine, rechteckige Gebäude mit regelmäßiger Pfostenstellung. Einige dieser Speicher waren wohl ebenerdig, andere hatten ein oberes Stockwerk. Die Wandkonstruktion dieser Speicher bleibt unbekannt, doch wird man dem Verwendungszweck entsprechend mit einem luftdurchlässigen Flechtwerk oder Blockbau rechnen können.

In altslawischen Siedlungen gab es mit Sicherheit keine größeren Stallbauten – zu dieser Aussage berechtigen die bisher durchgeführten Ausgrabungen. Aus jungslawischen Siedlungen liegen dagegen vereinzelte Hinweise vor. Als Stall deutete der Ausgräber einen gedielten Anbau an Haus 1 von Zehdenick, Kr. Gransee. Die gleiche Interpretation erfuhren 6–11 m lange schlauchförmige Gruben von nur 1,5 m Breite, die in Berlin-Kaulsdorf begegneten.<sup>18</sup> In den Dörfern C und D von Tornow fanden sich einige Hinweise auf eingetieft Schweineställe.

In einem besonderen Siedlungsteil von Tornow A und B lagen zahlreiche Töpfer- und Eisenschmelzgruben. Für die Intensität der handwerklichen Produktion spricht es, daß hier auch überdachte Werkplätze standen. Einige entsprechen im Grundriß den Speichern mit oberem Stockwerk. Leichte, vermutlich mit Flechtwerkwänden versehene Gebäude dienten der Überdachung von Töpferöfen. Kleinere Nebengebäude, deren Funktion nicht immer zu bestimmen ist, scheint man häufig mit Flechtwerkwänden gebaut zu haben. Ein sehr gutes Beispiel lieferte die Grabung von Vipperow.

Das hier gezeichnete Bild der Entwicklung des slawischen Hausbaues ist in Anbetracht der Schwierigkeiten, die einer umfassenden Erforschung entgegenstehen, noch unscharf. Deutlich hebt sich aber bereits ab, daß in der ältesten Phase zwischen den einzelnen Stammesgebieten unterschiedliche Hausformen bevorzugt wurden. Bis spätestens zum Beginn des 11. Jh. entwickelte sich daraus ein einheitlicher Typ mittelgroßer einräumiger Blockhäuser, die nunmehr die herrschende Wohnform darstellten. Auch Nebengebäude wie Speicher und Werkstätten können als massive Blockhäuser auftreten, häufiger sind sie jedoch leichter und anspruchsloser gebaut. Gleiches gilt für Stallbauten, die in jungslawischer Zeit vereinzelt errichtet wurden.

Die Gleichartigkeit der Häuser und – soweit sich das schon beurteilen läßt – auch der Gehöfte deutet an, daß eine tiefgreifende soziale Differenzierung innerhalb der Bauernschaft noch nicht erfolgt war. Ob und inwieweit sich der Dorfadel und vor allem der Stammesadel bereits durch den Bau besonderer Hausformen abhebt, kann noch nicht sicher beantwortet werden. Da vor allem in den großen, bedeutenden Stammesburgen noch nie der gesamte Innenraum oder wenigstens größere Teile untersucht wurden, gibt es bisher nur Einzelbeobachtungen. Das beste Beispiel liefert wiederum Tornow. Der Wohnsitz des Dorfadligen lag zur Zeit der älteren Siedlungen A und B in der Burg. Unter dem Fußboden des Hauses der Burg B gab es zwei Keller; weitere Teile des Innenraumes waren vermutlich gepflastert (Abb. 71). Nach Vernichtung der Burg wurde der Wohnsitz des Dorfadligen in ein steingepflastertes Blockhaus im Dorf selbst verlegt.

In jungslawischer Zeit scheinen die Häuser des Adels häufiger mit Steinen gepflastert gewesen zu sein. Das Haus 15 von Behren-Lübchin befand sich wie in Tornow im Zentrum der Burg; seine gepflasterte Grundfläche betrug 32 m<sup>2</sup>. An der südlichen Langseite war, wie in Tornow, ein Windfang angebaut. Reste von Pfosten fehlen.<sup>10</sup>

Abgesehen von diesen zentralen Gebäuden hat man bei den meisten slawischen Burgen weitere Bauten entlang der inneren Wallseite angelegt. Auf starken Pfosten ruhende Speicher waren in Tornow B ringförmig angeordnet. Das untere Stockwerk von einigen dieser Speicher wurde zum Wohnen benutzt. Ähnliche Bauten, eventuell mit leichten Flechtwerkwänden, standen auf den Burgwällen von Kliestow, Kr. Frankfurt, und in Sacrow bei Potsdam. Längliche, parallel zur Innenseite der Befestigung laufende Steinpflaster fanden sich ferner in Behren-Lübchin. Trotz unterschiedlicher Bauweise

dürfte sich also bei den slawischen Territorialburgen die Regel herausgebildet haben, Nebengebäude bzw. Mannschaftsunterkünfte in ringförmig angeordneten Bauten unmittelbar hinter dem Befestigungswall unterzubringen. Der Adelswohnsitz befand sich im Zentrum der Anlagen.

Wie die Häuser der Fürsten gestaltet waren, läßt sich beim gegenwärtigen Forschungsstand noch nicht angeben. Die Grabungen in Alt Lübeck zeigen, daß selbst in diesem bedeutenden Zentrum des Obodritenreiches der fürstliche oder königliche Palast noch nicht in massiver Steinbauweise errichtet wurde. Der älteste bisher nachweisbare Steinbau in einer slawischen Burg in dem hier behandelten Gebiet ist die um 1100 unter dem Obodritenfürsten Heinrich erbaute Kirche in Alt Lübeck (Abb. 76). Jünger noch ist die um 1140 in der deutschen Kaufmannssiedlung Parduin nahe der Brandenburg errichtete St. Gotthard-Kirche (S. 196). Dagegen sind an den Höfen der Mährerfürsten schon im 9. Jh. steinerne Paläste errichtet worden, und die Polenfürsten ließen seit dem Ende des 10. Jh. ihre Paläste in Stein aufführen. Drückt sich hierin auch ein Zurückbleiben der slawischen Oberschicht im Vergleich zu der des deutschen oder polnischen Feudalstaates aus, so muß andererseits betont werden, daß die Auffassungen über die primitive Wohnweise der Slawen, die in der Vergangenheit in der deutschen bürgerlichen Literatur häufig geäußert wurden, von den Ergebnissen der Forschung widerlegt sind. Zwischen den Gebieten östlich und westlich der Elbe gab es erhebliche Unterschiede in Anlage und Bauweise der Dörfer, die teils wohl auf Traditionen beruhten (Bevorzugen des Blockbaues im slawischen Gebiet), zum Teil sich aus dem unterschiedlichen Stand der sozialökonomischen Entwicklung ergaben (Fehlen von Wohn- und Arbeitsräumen der Knechte, von Ställen und anderen Nebengebäuden im Gehöftverband). Keinesfalls jedoch standen die slawischen Häuser auf einer niedrigeren Stufe der Wohnkultur, als sie im allgemeinen in den Bauernhäusern in anderen Gebieten Mitteleuropas zu dieser Zeit erreicht worden war. Die sich besonders im Burgenbau dokumentierende Höhe der Zimmermannskunst kam selbstverständlich auch dem Hausbau zugute.

### 3. Burgen und Befestigungen

Zu den auffälligsten und noch heute eindrucksvollen Denkmälern, die an die frühmittelalterliche Geschichte und Kultur der slawischen Stämme erinnern, gehören die Überreste von Burgen und befestigten Siedlungen. Der Volksmund nennt sie „Burgwall“, „Burgberg“, „Borchelt“, „Schanze“ oder ähnlich. Noch 600 bis 700 lassen sich davon nachweisen. An der Nordspitze der DDR trotz bis heute der Burgwall des einst berühmten Arkona auf Rügen Wind und Wellen der Ostsee. Die Herthaburg bei Stubbenkammer und der Rugard bei Bergen auf Rügen, der Schloßberg bei Feldberg, Kr. Neustrelitz, die Mecklenburg bei Wismar, die Römerschanze bei Potsdam, die Landeskrone bei Görlitz oder der Johannisberg bei Jena sind einige der bekanntesten aus

dem dichten Netz von Burgwällen. Nur ein kleiner Teil dieser Burgen ist bisher erkundet worden, und noch weniger Burgen konnten vollständig durch Ausgrabungen untersucht werden. Dem Bild, das sich von der Rolle dieser Burgen im sozialökonomischen Gefüge, im politischen und militärischen Geschehen des frühen Mittelalters zeichnen läßt, haftet daher manche Unvollkommenheit an. Daß es überhaupt entworfen werden kann, ist einer hundertjährigen archäologischen Forschung, vor allem aber den umfangreichen Ausgrabungen der letzten beiden Jahrzehnte zu verdanken.<sup>20</sup>

Die slawischen Stämme bauten Burgen und legten befestigte Siedlungen vom 6. bis in das 12. Jh. hinein an. Die Burg wurde ein wichtiges Erfordernis der Übergangszeit zwischen Urgesellschaft und Feudalgesellschaft. Friedrich Engels charakterisierte die Stellung der Befestigungen und der befestigten Siedlungen in der gesellschaftlichen Entwicklung mit den treffenden Worten: „Nicht umsonst starren die dräuenden Mauern um die neuen befestigten Städte: in ihren Gräben gähnt das Grab der Gentilverfassung, und ihre Türme ragen bereits hinein in die Zivilisation“.<sup>21</sup> In der Feudalgesellschaft stellten die Burgen ein bedeutendes Machtmittel der herrschenden Klasse dar.

#### a) Die Burgentypen

Entsprechend den komplizierten Verhältnissen der Übergangszeit, in der die Differenzierung der Gesellschaft sich allmählich durchzusetzen begann, verlief auch die Entwicklungsgeschichte der Burgen sehr wechselhaft und nicht in allen Landschaften gleichartig. Erst allmählich fanden die Grundtendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung auch im Burgenbau Ausdruck.

Die ersten Burgen wurden von den slawischen Stämmen nach Abschluß der Landnahme in den neuen Siedlungsgebieten und Siedlungsgebieten angelegt. Sie wurden in der Regel von der gesamten Siedlergruppe, einer Sippe, einem Kleinstamm oder Stamm oder doch von der Mehrzahl der Bevölkerung benutzt. Entweder siedelte sich diese in den Burgen direkt an, d. h. sie befestigte ihre Siedlungen und gab ihnen damit den Charakter von Burgen, oder sie schuf sich an gut geschützten Geländestellen befestigte Zufluchtsplätze, sogenannte Fluchtburgen. Die über weite Gebiete verstreute Bevölkerung fand in zentral gelegenen Burgen in Notzeiten Zuflucht. Derartige Burgen, die dem größten Teil der Bevölkerung dienten, werden auch als Volksburgen bezeichnet. Im Grunde handelt es sich um befestigte Siedlungszentren großer vorklassengesellschaftlicher Gruppen von Produzenten, von denen sich die Oberschicht noch nicht abgesondert hatte. Sobald diese im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung erstarkte und die Gegensätze zwischen ihr und der gesellschaftlichen Umwelt sich vertieften, schied die Oberschicht teilweise aus den dörflichen Siedlungen, ob befestigt oder nicht, aus und baute eigene befestigte Wohnsitze. Es entstanden die Herren- oder Adelsburgen, Fürstenburgen, Landesburgen, von denen aus sie die unterworfenen Produzenten und eroberten Territorien zu beherrschen vermochte. Eine dritte Befestigungs-

art bildete sich, als sich Handwerker und andere nicht in der Landwirtschaft tätige Bevölkerungsgruppen aus den dörflichen Siedlungen lösten, also im Zusammenhang mit dem Fortschreiten der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Da dieser Prozeß eng mit der Klassenbildung verbunden war, wurden solche Bevölkerungsteile von der Oberschicht abhängig und bei deren Burgen angesiedelt. Handwerker, Dienstleute und Kaufleute stellten aber eine wichtige Grundlage für die Existenz der Oberschicht dar. Diese sah sich veranlaßt, für deren Schutz zu sorgen. Das geschah durch die Befestigung der Siedlungen dieser Bevölkerungsgruppe. In der Regel wurden solche befestigten Siedlungen, wann immer es die Geländeverhältnisse erlaubten, vor den Burgen angelegt. Es entstanden befestigte Vorburgsiedlungen oder Suburbien. Im 13. Jh. wurde von einem polnischen Chronisten dieser Zusammenhang für Santok an der Warta so ausgedrückt: „Es gab nämlich zwei Burgen, eine kleine, in der der Herzog zu wohnen pflegte, und eine große, in der die Krieger (milites) ihr Refugium hatten und sich mit Volk und Handwerkern aufhielten.“<sup>22</sup> In den slawischen Sprachen und Dialekten hieß eine solche Siedlung sorbisch „Podgrad“ oder polabisch „Podgard“ (pod = unter, vor; grad bzw. gard = Burg). Namen wie Pauritz bei Altenburg (976 Podegradoci), Podegradoci (976) bei Zeitz, Baderitz (1322 Podegradicz), Kr. Döbeln, Baderitz (1308 Podegradyz), Kr. Oschatz, im altsorbischen Gebiet oder Namen wie Putgarten (1314 Pudgarde) auf Rügen und Fehmarn im altpolabischen Gebiet gehen auf derartige Siedlungsbezeichnungen zurück.<sup>23</sup>

Unter dem Gesichtspunkt ihrer inhaltlichen Funktion lassen sich die Burgen also in drei große Gruppen einteilen:

- a) befestigte Siedlungen vorwiegend landwirtschaftlicher Produzenten;
- b) Burgen der sich bildenden Oberschicht bzw. der herrschenden Klasse;
- c) befestigte Siedlungen als Suburbien der nichtlandwirtschaftlichen Produzenten, Dienstleute usw.<sup>24</sup>

Die erste Gruppe scheint vor allem im 7. bis 9. Jh. bedeutsam gewesen zu sein. Im 8. bis 9. Jh. begann die Oberschicht ihre Wohnsitze zu befestigen, und spätestens im 10. bis 11. Jh. bildeten sich befestigte Siedlungen und Suburbien der nichtlandwirtschaftlich tätigen Bevölkerung und der Dienstleute. Es versteht sich, daß man in einzelnen Gebieten noch bis in das 12. Jh. hinein auch Dörfer befestigte. Diese Befestigung war allerdings sehr schwach und bestand in der Regel nur aus Palisaden, Bohlenwänden oder Verhauen.

Burgen und befestigte Siedlungen wurden auf Bergeshöhen oder in Talniederungen angelegt; daher lassen sich Höhen- und Niederungsburgen unterscheiden. Im Hochland bevorzugte man Bergsporne oder Bergkuppen, im Niederungsgelände entsprechend Halbinseln und Inseln im Wasser oder im Sumpf. Inseln und Kuppen schützte man durch Ringwälle oder andere umlaufende Befestigungsanlagen. Dagegen konnte man sich bei der Besetzung von Halbinseln und Spornen vorwiegend auf die Befestigung der gefährdeten Zugangsseite beschränken, während auf den natürlich geschützten Seiten nur

schwächere Hindernisse wie Palisaden oder Bohlenwände, Hecken usw. errichtet wurden. Der Schutz der gefährdeten Seiten wurde weiterhin durch Abschnittswälle und Abschnittsgräben verstärkt (Abb. 64 f.). In manchen Gebieten, in denen Flüsse tiefe Täler in anstehendes Gebirge einschnitten, entstanden besonders an den Prallhängen der Flüsse steile Felswände. Über solchen schwer ersteigbaren Hängen legte man daher häufig Burgen an. Da jedoch die Prallhänge in die Hochufer eingewaschen worden sind, mußte die Befestigung im Halbkreis geführt werden. Die dadurch entstehende besondere Form der Burg wird als Skalenburg bezeichnet. Sie ist vor allem in der Oberlausitz verbreitet.

Die Formen und Grundrisse der Burgen waren also sehr mannigfaltig und in bedeutendem Maße von den landschaftlichen Gegebenheiten beeinflusst. Darum lassen sich aus diesen Merkmalen nicht ohne weiteres Schlüsse auf die Funktion der Burgen ziehen.

Burgen oder befestigte Siedlungen bestanden aus zwei Hauptteilen:

- a) Hauptelement war die innere Besiedlung, d. h. die Bebauung der geschützten Fläche. Ihre Anlage wurde von der Funktion, der die Burg dienen sollte, bestimmt. Auf einem Innenhof oder um diesen gruppieren sich daher Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Brunnen, Produktionsstätten und gesellschaftliche Bauten, wie Kultbauten oder Versammlungshallen.
- b) Im Einklang mit der zugeordneten Funktion entstand die Befestigungsanlage. Sie sollte die Siedlung schützen. Zur Befestigung gehörten Wehrmauer oder Wall, Palisaden, Gräben, Tore und Türme sowie weitere Annäherungshindernisse im Vorgelände. Die Stärke der Befestigung, ihre Führung, die Zahl und Lage der Tore und Türme hing von der gesellschaftlichen Funktion, der militärtechnischen Entwicklung oder den kriegstechnischen Erfordernissen und selbstverständlich von den Geländebedingungen ab. Die Art und Weise der Konstruktion der Wehrmauer und der Tore, die Form des Grabens und andere Einzelheiten schließlich wurden in hohem Maße mitbestimmt von traditionellen Kenntnissen und Fertigkeiten der Gruppe, die die Burg baute, oder des Burgenbaumeisters, dem die Leitung des Baues übertragen war.

Vier Faktoren waren es demnach, die Form und Aussehen der Burgen mitbestimmten:

1. die gesellschaftliche Funktion der Burg, ihre Stellung im gesellschaftlichen System der Stammesgruppe und in den politischen Auseinandersetzungen;
2. die landschaftlichen Gegebenheiten und die natürlichen Bedingungen, wie etwa die Ortslage und das zur Verfügung stehende Baumaterial;
3. Stand und Erfordernisse der Kriegstechnik;
4. traditionelle Beziehungen und Bindungen, denen die Burgenbauer verpflichtet waren.

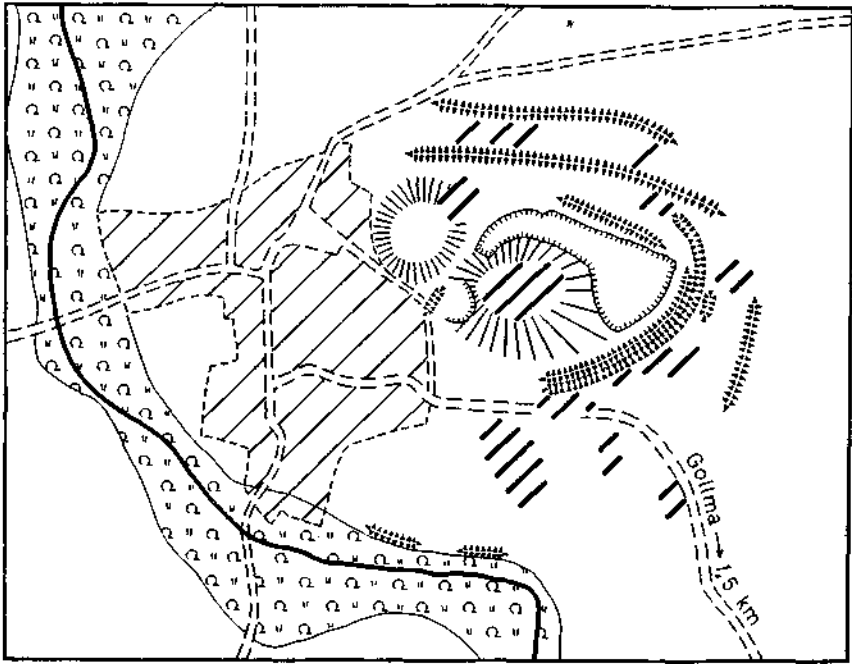


Abb. 63. „Civitas Holm“ bei Landsberg, Saalkreis, 1 : 10 000 (Erläuterung siehe Abb. 84)

In der Auseinandersetzung zwischen diesen vier Faktoren, von denen dem ersten eine vorrangige Bedeutung zukam, entstand die konkrete Form jeder Burg.

#### b) Volksburgen und Fluchtburgen

Die ältesten Burgen wurden von bäuerlichen Produzenten zu ihrem Schutz angelegt. Generell gab es zwei Möglichkeiten: Entweder befestigte man die gesamte Siedlung oder man errichtete sogenannte Fluchtburgen, in die man sich in Notzeiten zurückziehen konnte. Beide Möglichkeiten wurden genutzt, je nachdem, welcher der obengenannten vier Faktoren die stärkere Wirksamkeit erlangte.

In hügeligem oder bergigem Gelände gab es zahlreiche Plätze, die bereits von Natur aus gut geschützt waren. Daher konnte man sich häufig mit der Anlage einer Befestigungslinie auf einer, nämlich der leicht zugänglichen Seite beschränken. Eine solche Abschnittsbefestigung aus Graben und Wall von 80 m Länge konnte auf dem Johannisberg von Jena-Lobeda eine Fläche von wenigstens 1–1,5 ha schützen. Der knapp 60 m lange Abschnittswall auf dem Burgberg Löbsal (bei Seußlitz-Diesbar) sperrte eine Fläche von annähernd 3 ha; in Dresden-Coschütz (Heidenschanze) grenzte der hohe Wall von etwa 30 m Länge eine Fläche von ehemals mindestens 6 ha ab.

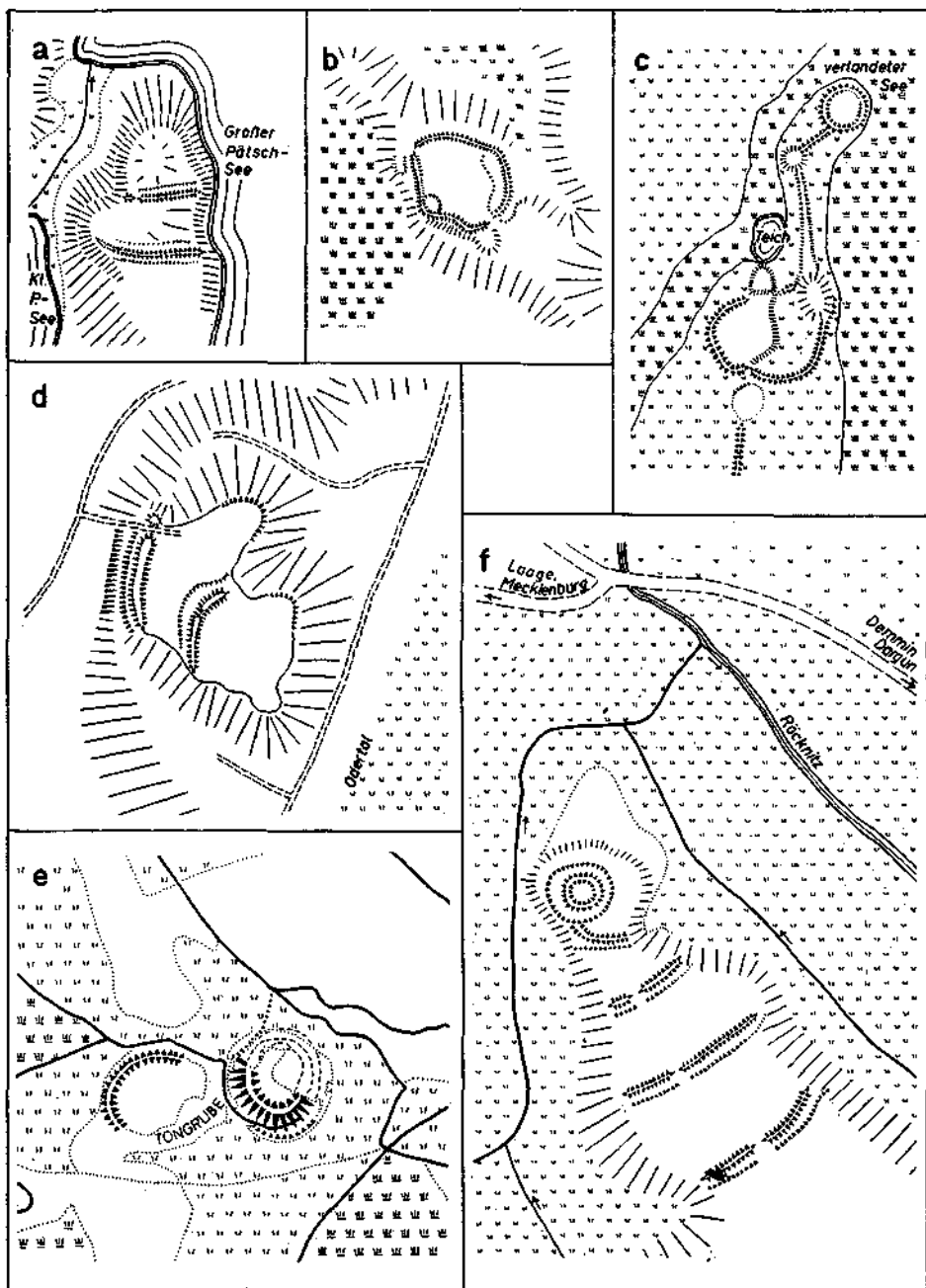


Abb. 64. Altslawische Höhenburgen im Siedlungsgebiet der Wilzen: a) Zislow, Kr. Röbel; b) Liepen, Kr. Rostock; c) Plöwen, Kr. Pasewalk; d) Reitwein, Kr. Seelow. Große Burgen mit an derselben Stelle errichteten spätslawischen kleinen Adelsburgen: e) Neu Nieköhr, Kr. Teterow; f) Dargun, Kr. Malchin. 1 : 10 000



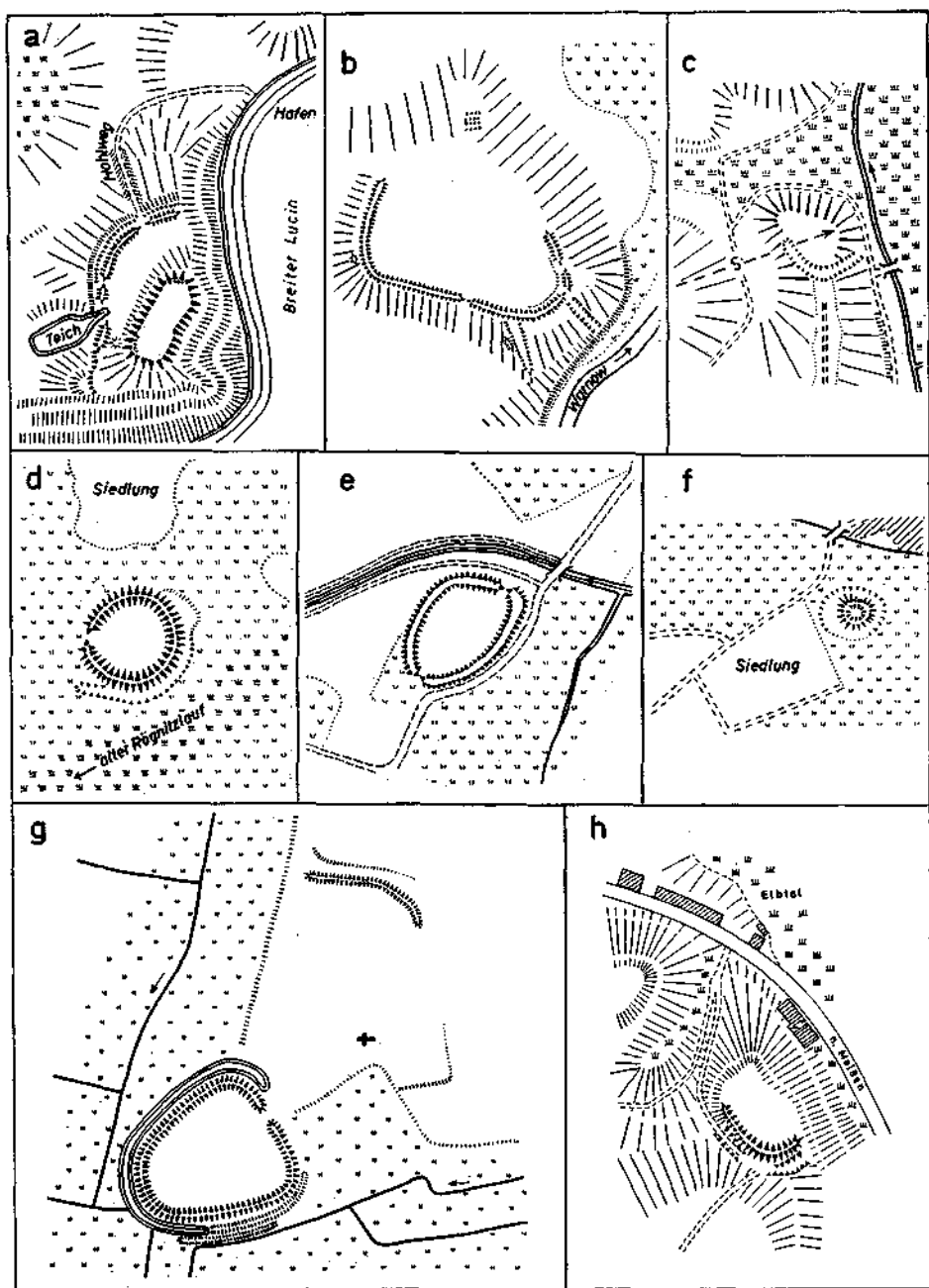


Abb. 65. Grundrisse altslawischer Flucht- und Volksburgen

a) Feldberg, Kr. Neustrelitz; b) Groß Görnow, Kr. Sternberg; c) Kliestow, Kr. Frankfurt/Oder; d) Menkendorf, Kr. Ludwigslust; e) Schlieben, Kr. Herzberg; f) Tornow, Kr. Calau; g) Cösitz, Kr. Köthen; h) Zehren, Kr. Meißen, Spitzhäuserwall. 1 : 10 000

Auch in der kuppigen Moränenlandschaft Mecklenburgs und am Odertal fanden sich viele Örtlichkeiten, die durch steile Hänge und große Wasserflächen in der Umgebung natürlichen Schutz genossen. In Dargun, Kr. Malchin, vermochte beispielsweise ein 200 m langer Wall mit einem Graben ein Gelände von etwa 8 ha zu schützen (Abb. 64f). In Reitwein, Kr. Seelow, sicherte ein nur 150 m langer Wall mit Graben eine Burgfläche von etwa 4 ha (Abb. 64d).

Für diese Burgen ist also die Ausnutzung des Schutzes typisch, den natürliche Geländeformen boten. Aus diesem Grunde sind die Grundrisse solcher Burgen sehr verschiedenartig. Lediglich ein Merkmal ist vielen gemeinsam, nämlich die Sicherung der Wasserversorgung durch Anlehnung an Seen oder Einbeziehung von Teichen und Quellen in den Burginnenraum.

Derartige großräumige befestigte Siedlungen oder Burgen entstanden vor allem im Elb-Saale-Gebiet südlich der Linie Bernburg-Torgau, saaleaufwärts bis in die Gegend von Jena und elbeaufwärts bis Dresden-Briesnitz. Bedauerlicherweise ist bisher keine der Burganlagen soweit untersucht worden, daß die genaue Gründungszeit bekannt und die Dauer ihres Bestehens zu ermitteln wäre. Es spricht manches dafür, daß diese Burgen im 7./9. Jh. in größerer Zahl vorhanden waren. 839 wurde die Kesigesburch von den Sachsen erobert. Sie lag wohl bei dem Orte Cösitz, Kr. Köthen, und nahm eine Fläche von 2,5 ha ein (Abb. 65g).<sup>25</sup> Nach der Eroberung einer solchen großen Burg, die in den fränkischen Quellen mit dem lateinischen Ausdruck *urbs* oder *civitas* bezeichnet wird, „versprach alles, was sich in der Bevölkerung aufrührerisch gezeigt hatte, Unterwerfung und blieb ruhig“.<sup>26</sup>

Bisher ist von keiner Burg dieser Gruppe der Grundriß der gesamten Innenbebauung bekannt. Lediglich für die *civitas* Holm (Landsberg, Saalkreis) konnte durch intensive Bodendenkmalpflege mit einiger Sicherheit eine durchgängig dichte Besiedlung eines Teils des durch Wälle umgrenzten Burgareals erschlossen werden (Abb. 63). Dagegen ist die Konstruktion der Wehrmauer durch mehrfache Ausgrabungen verhältnismäßig gut erfaßt. Die Grundkonstruktion war die in Schalenbauweise (Abb. 66a–c). An der Vorderfront des Walles wurde in der Regel eine Mauer aus Felssteinplatten aufgeschichtet, die bis zu einem Meter breit sein konnte. Im Abstand von mehreren Metern errichtete man in ähnlicher Technik die Wallrückfront (Abb. 66a). Zwischen beide Mauern wurde Erde oder Gesteinschutt eingefüllt. Damit der Druck dieser Schüttung die Trockenmauern nicht auseinanderdrücken konnte, verband man diese durch Holzanker mit den eingefüllten Schichten. Manchmal verzichtete man auf die hintere Trockenmauer und errichtete statt dessen eine Palisadenwand oder eine hölzerne Bohlenwand (Abb. 66a–c). In erster Linie war es eine Frage des Materials oder auch der Zweckmäßigkeit, die der einen oder anderen Variante den Vorzug gab. In einigen Fällen verzichtete man auf den Aufbau einer hinteren Schale, vielmehr wurde die Erde mit schräger hinterer Böschung gegen die vordere Mauer geschüttet. Andere Wälle wiederum, besonders die späteren, sind in hoher Perfektion und mit großer Sorgfalt aus-

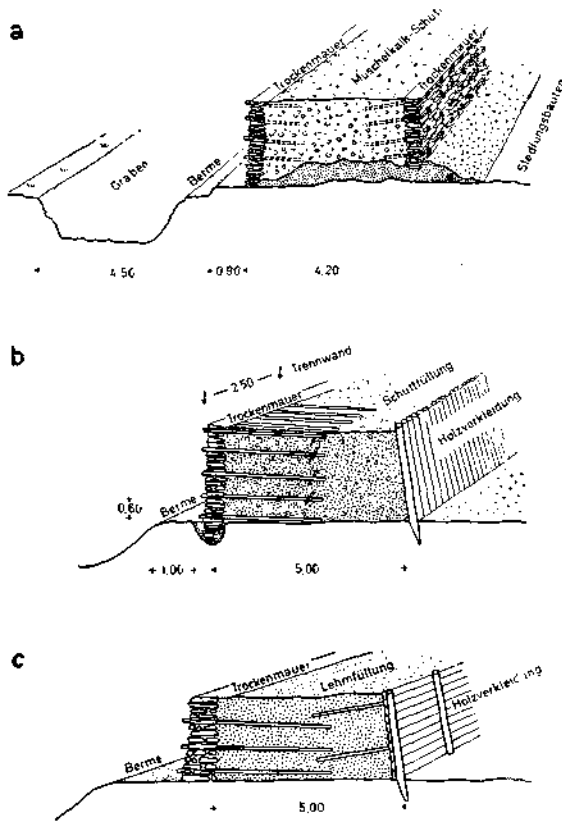


Abb. 66. Rekonstruktion der Steintrockenmauer-Schalenbauweise  
 a) Jena-Lobeda; b) Höfgen, Kr. Meißen; c) Dresden-Briesnitz

geführt worden, wie etwa der auf dem Burgberg Zehren vom Ende des 10. Jahrhunderts (Abb. 67). Die Rückfront konnte zusätzlich durch schräge Stützbalken gesichert werden.

Die Schalenbauweise mit den verschiedenen Varianten ist bereits in römischer Zeit angewendet worden. Dann wurde sie Bestandteil des fränkischen Befestigungsbaues. Von dort oder aus dem Donaugebiet gelangte möglicherweise die Kenntnis dieser Konstruktion zu den slawischen Stämmen in Mähren, Böhmen und im Elb-Saale-Gebiet und erfuhr hier eine eigenständige Weiterentwicklung. Voraussetzung für die Bauweise der Steintrockenmauer war das Vorkommen von plattigem Felsgestein. Das war im Gebirgs- und Vorgebirgsland in ausreichendem Maße vorhanden. Hier fand daher diese Bauweise vor allem ihre Verbreitung. Ebenso wie jedoch bereits in diesen Gebieten die Rückfront durch eine Holzkonstruktion ersetzt werden konnte, mag das im flacheren Gelände ohne diese Voraussetzungen auch mit der Vorder-

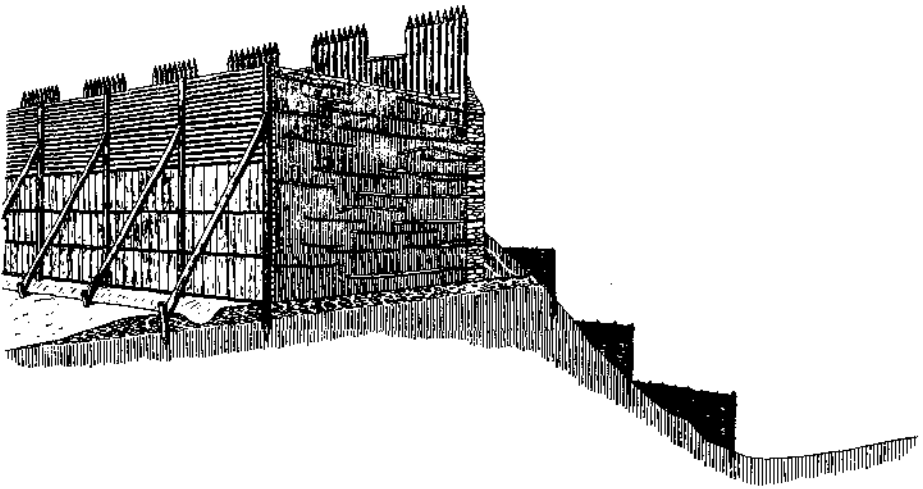


Abb. 67. Rekonstruktion der Wehrmauer vom Burgberg Zehren, Kr. Meißen

front geschehen sein. Bisher läßt sich die Bauweise der Wehrmauern im Flachland des Saalegebietes jedoch noch nicht gründlich erfassen.

Da die Wälle in der Regel auf standfestem Felsuntergrund angelegt wurden, konnte man auf größere Sicherungen des Wallfußes, d. h. auf besonders konstruierte Bermen, verzichten. Daher schob sich zwischen Wallfuß und Grabenböschung zumeist nur ein schmaler, flacher Streifen von 1–2 m Breite. Die Gräben waren meist muldenförmig in den Fels gehauen, manchmal jedoch auch mit regelmäßiger, flacher Sohle versehen (Jena-Lobeda [Abb. 66a]; Zehren-Spitzhäuserwall; Landsberg) und selten, vielleicht sogar nur bei den fränkischen oder deutschen Burgen, als Spitzgräben angelegt. Auf diese Weise entstanden immerhin beachtliche Wallkörper und Verteidigungslinien, die bei entsprechender Besetzung mit Verteidigern einem Gegner nachhaltigen Widerstand zu bieten vermochten.

Diese Wallkonstruktion wurde auch bei der Anlage von kleineren Burgen, so auch der deutschen Burgen nach der Eroberung des Sorbenlandes im 10./11. Jh., verwendet (z. B. Burgberg von Zehren, Kr. Meißen).<sup>27</sup>

Vom 7. bis 10. Jh. bestanden große befestigte Siedlungen und Burgen auch in Mecklenburg und in Teilen Brandenburgs, vor allem im östlichen Mecklenburg und an der unteren und mittleren Oder (Abb. 65). In ihnen findet sich vorwiegend Keramik vom Feldberger Typus (Abb. 4, 1–5).

Im Jahre 1967 konnte durch ausgedehntere archäologische Erkundungen etwa das Schema ermittelt werden, nach dem die Burg von Feldberg, Kr. Neustrelitz, angelegt worden war. Als Grundlage für die Befestigungsmauer wählte man einen kleinen, langgestreckten Moränenwall, der im Westen des Burggeländes verlief. Die Wehrmauer wurde folgendermaßen aufgebaut: Auf

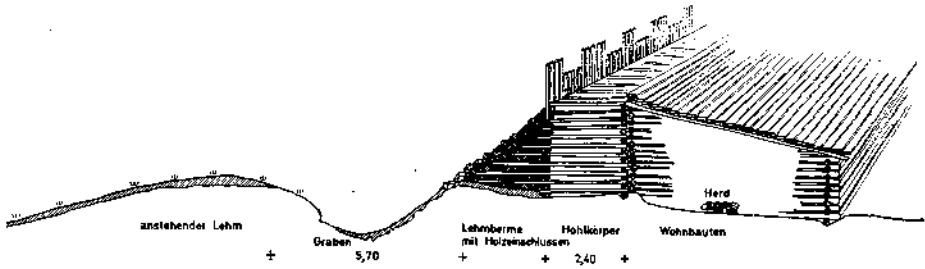


Abb. 68. Rekonstruktion der Wehrmauer vom Schloßberg bei Feldberg, Kr. Neustrelitz

den planierten Untergrund legte man in der geplanten Wallrichtung im Abstand von 2,40 m Eichenstämme. Darauf folgte eine geschlossene Stammlage quer zur Wallrichtung, darüber wiederum Stämme in Wallrichtung usw. Wenigstens achtmal wechselten solche Stammlagen miteinander ab: Die Zwischenräume wurden z. T. mit Erde gefüllt. Es entstand auf diese Weise ein rostartig geschichteter Holz-Erde-Wall von ungefähr 2,30 m Höhe. Eine Wallbauweise, die auf diesem Prinzip beruht, wird als Rostkonstruktion bezeichnet (Abb. 68). Diese Konstruktion war leicht in Brand zu stecken oder von vorn auseinanderzureißen. Daher legte man vor diese Rostpackung einen an der Basis etwa 2,40 m breiten Lehmkeil, in dem die Balken der Rostkonstruktion verankert waren. Auf diese Weise entstand vor dem eigentlichen Holzwall eine feste Packung aus Holz und Lehm, die Berme. Zur weiteren Sicherung wurden auf der vorderen Böschung dieser Bermenkonstruktion große Geschiebe in Lehm eingeschichtet. Auf dem Scheitel des Walles konnten sich die Verteidiger bequem bewegen. Gegen feindlichen Beschuß gab es an der Vorderkante eine Brustwehr. Vor dem Wall hoben die Burgenbauer einen 2,50 m tiefen, muldenförmigen Graben aus. Die Erde aus diesem Graben diente zur Auffüllung der Hohlräume in der Holzkonstruktion des Walles und der Berme.

Der Wehrgang führte mindestens 4 m über der Grabensohle entlang. Zusätzlich einer etwa 1,50 m hohen Brustwehr mußte ein Gegner, wollte er über den Wall in die Burg eindringen, einen Höhenunterschied zwischen Grabensohle und höchstem Wallpunkt von 5,50 m überwinden.

Die Befestigungsmauer von 200 m Länge schützte ein Burggelände von etwa 2 ha. Dieser Innenraum, teils flach-wellig, teils mit stärkeren Hängen, wurde terrassiert. Stellenweise lagen sieben Terrassen übereinander. Darauf standen die Wohnbauten, die zum großen Teil unterkellert waren.

Freien Raum für Versammlungen oder Kulthandlungen gab es im Osten der Burg hoch über dem See. Dort wurde die östliche Böschung des Burggeländes begradigt, und die Bewohner hatten von dieser Stelle aus einen hervorragenden Überblick über den östlich aus dem Burggelände in den See hineinragenden Sporn, auf dem wohl die Kultstätte des Kleinstammes lag (Abb. 54).

In dieser großen Volksburg lebten, wie Berechnungen ergaben, 600 bis 1 200 Menschen, also ein kleiner Stamm.

Auf die Verhältnisse in Feldberg wird hier etwas ausführlicher eingegangen, weil es die einzige Burg dieser Art ist, die so weit erforscht wurde, daß sich ein ungefähres Bild vom Aufbau vermitteln läßt. Einzelne Elemente davon sind auch an anderen Burgen untersucht worden. Die Führung des Grundrisses in wohlüberlegter Anpassung an das Gelände findet sich ausnahmslos bei allen derartigen Burgen. Daher hatte jede einzelne Burg ihren besonderen Grundriß (Abb. 65). Die Wälle der Burgen wurden mehrfach untersucht. In Liepen, Kr. Rostock, war die Berme, die in Feldberg aus Holz und Lehm bestand, ganz aus Steinen aufgeschichtet (Abb. 7b). Auch an der Hinterfront hatte man eine schwächere Steinpackung aufgebaut. Die Verwendung großer Geschiebe als Bauelemente an der Wallvorderfront scheint — wie auch die Untersuchung einiger anderer Burgen ergeben hat — geradezu charakteristisch für die Bauweise dieser Burgen zu sein. Terrassierte Hänge, auf denen die Häuser standen, ließen sich ebenfalls in Zislow, Kr. Röbel, feststellen. In Reitwein, Kr. Seelow, scheinen in der Innenfläche mehrere Hausreihen gestanden zu haben.

Soweit bisher festgestellt werden konnte, lebte in allen diesen Burgen eine bäuerliche Bevölkerung. In Feldberg fanden sich zahlreiche Belege für den Anbau von Roggen, Weizen und Gerste. Es sind größere Waldflächen gleichzeitig mit der Gründung der Burg gerodet und das Land unter Kultur genommen worden. Die Burgbewohner hielten Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen und Pferde, aber auch Hühner. Wie die Untersuchung der Funde aus Zislow, Kr. Röbel, Neu Nieköhr, Kr. Teterow, des Bacherswalles von Neubrandenburg und des Schloßberges von Feldberg ergeben hat, geschah das in so großem Umfang, daß dadurch eine ausreichende Fleischversorgung gesichert war. Nur in ganz geringem Maße wurde die Jagd betrieben, um zusätzlich Fleisch zu erhalten (S. 57).

Diese Burgen hatten in der Regel nur einen Befestigungsring, sie waren zu meist nicht unterteilt, und es gab in ihnen keine Wohnsitze mit separater Befestigung. Wenn zwei Wallzüge zu beobachten sind, handelt es sich wohl um Erweiterungsbauten, die durch den Bevölkerungszuwachs erforderlich geworden waren (Zislow, Kr. Röbel, Reitwein, Kr. Seelow). Wo kleinere Wallanlagen in diese Burgen hineingebaut wurden, haben sie sich bei näherer Untersuchung stets als jünger erwiesen (S. 166, Abb. 64e–f).

Es finden sich also keine Hinweise darauf, daß die sich bildende Oberschicht bereits außerhalb dieser Volksburgen lebte oder ihre Wohnsitze in der Burg besonders befestigte. Vielmehr fügte sie sich anscheinend in den Gesamtrahmen der Siedlungsaufteilung ein, zumindest ging sie nicht so weit über diesen Rahmen hinaus, daß die archäologische Forschung sie bisher zu erfassen mochte.

Im Jahre 789 fand ein Kriegszug des fränkischen Königs Karl (seit 800 Kaiser) statt. Das fränkische Heer, ihm angeschlossen die Sachsen, Friesen, Obo-

drüten und Sorben, zog gegen den wilzischen Stammesverband und gelangte bis vor die Burg des wilzischen Königs Dragowit. Dieser sah keine Möglichkeit, sich zu verteidigen, sondern kam zusammen mit den Seinen aus der Burg und unterwarf sich.<sup>23</sup> Es ist nicht ganz sicher, wo diese Burg (civitas Dragowiti) gelegen hat. Mit der größten Wahrscheinlichkeit jedoch darf sie in Vorwerk bei Demmin gesucht werden. Hier sind heute am Tal der Tollense noch die Wälle einer etwa 3 ha großen Burg aus dieser Zeit erhalten.

Die eben beschriebenen großen Burgen waren während der Einwanderungszeit oder bald danach entstanden, als die Gesellschaft noch verhältnismäßig undifferenziert war und die äußeren Gegensätze wesentlich stärker im Vordergrund standen als die inneren der Stammesgemeinschaften. Spätestens seit dem 9. Jh. fanden unter dem Druck der sich wandelnden gesellschaftlichen Verhältnisse auch erhebliche Veränderungen im Befestigungsbau (S. 166) statt. Eine Möglichkeit, ohne größeren Umstand die ganze Siedlung einigermaßen verlässlich durch eine Befestigungsmauer zu schützen, bestand jedoch nicht überall. Manchmal mag man sich mit einer stärkeren Umzäunung, einer Palisade oder Plankenwand begnügt haben. Eine sichere Verteidigung war dahinter jedoch nicht gewährleistet. Um auch unter weniger günstigen Geländebedingungen den Schutz einer soliden Befestigung zu genießen, legten manche Dörfer sogenannte Fluchtburgen an. Während in den großen Burgen die Siedlungen sich normal ausdehnen konnten, ohne daß dadurch die Verteidigungsmauer über Gebühr gestreckt werden mußte, war das in flachem Gelände kaum möglich. Wollte man eine Siedlung von nur 2 ha Größe – selbst wenn sie Kreisform hatte – mit einer Wallbefestigung umgeben, mußte man einen Wall von etwa 500 m Länge aufführen. Aus einem Vergleich mit den oben besprochenen großen Burgen wird der große Mehraufwand, der erforderlich gewesen wäre, deutlich. Dazu traten manche Unannehmlichkeiten. Drängte man die Siedlung auf zu engem Raum zusammen, so wurde z. B. die Durchlüftung im flachen Gelände durch die Wälle stark behindert. Aus diesen Gründen fanden manche slawischen Stämme andere Lösungen. Sie bauten ihre Siedlungen im flachen Land, errichteten jedoch in der Nachbarschaft unter möglichst günstigen Geländebedingungen Burganlagen für den Notfall. Dadurch ließen sich die Unannehmlichkeiten geräumiger Siedlung und freier Gliederung mit den Vorzügen geschützter Plätze verbinden. Man nahm in Kauf, daß während eines feindlichen Einfalles oder einer Belagerung die Menschen vorübergehend zusammengedrängt auf sehr kleinem Raum Unterkunft finden mußten. Die Wehrmauer konnte kurz sein und daher entsprechend stark mit Verteidigern besetzt werden.

Dieses Prinzip wurde nicht nur unter geeigneten Geländebedingungen angewendet, sondern auch in Gebieten, die vielleicht andere Lösungen gestattet hätten. Daraus darf geschlossen werden, daß auf die Entscheidung für das eine oder andere Prinzip jeweils auch andere Bedingungen Einfluß nahmen, sowohl gesellschaftliche Verhältnisse als auch traditionelle Bindungen.

Fluchtburgen wurden von Milzenern, Lusizern, Hevellern, Sprewanen, Obodriten und anderen, kleineren Stämmen errichtet, vereinzelt wohl auch von

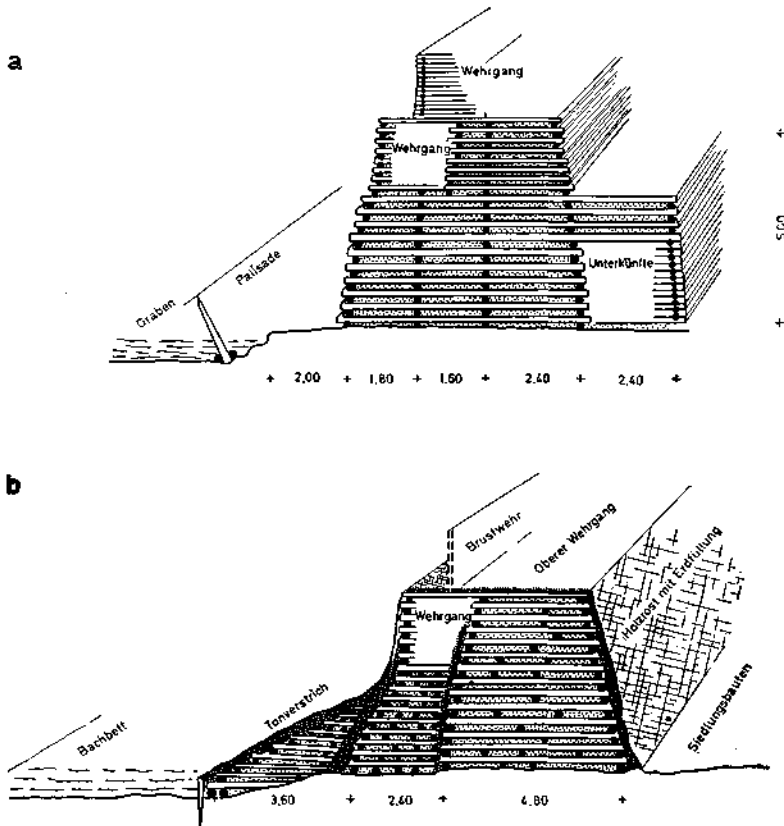


Abb. 69. Rekonstruktion der Wehrmauern von Tornow Burg A (a) und Vorberg (b)

den Wilzen.<sup>20</sup> Auch diese Burgenform soll an einem Beispiel vorgestellt werden.

Im nahezu ebenen Gelände der Niederlausitzer Altmoränenlandschaft lag auf einer flachen Halbinsel in der Niederung die Siedlung von Tornow, Kr. Calau. Die Niederung war jedoch nur zeitweise im Frühjahr nach schneereichen Wintern so feucht, daß sie unpassierbar wurde. Im 6./7. Jh. lag der Grundwasserspiegel besonders niedrig, und während des größten Teils des Jahres war das Gelände daher ohne weiteres betretbar. Daher bauten die Bewohner dieser Siedlung schon sehr früh – wohl im 7. Jh. – eine feste, kreisförmige Zufluchtstätte direkt neben der Siedlung am Talrand. Die Wehrmauer wurde in Rostkonstruktion (S. 157) unter Verwendung von Asthaken hergestellt (Abb. 69a). Auf diese Weise entstand aus 14 bis 16 rostartig übereinander geschichteten Holzlagen mit Erdfüllung ein 5–6 m hoher massiver Wallkörper. Die Vorderfront war in etwa 3,50 m Höhe zu einem Absatz ausgebildet. Darauf verlief ein Wehgang. Ein zweiter Wehgang lag etwa 2 m höher auf dem



Scheitel des Walles. Ein Lehmverstrich an der Wallvorderfront schützte die herausstehenden Balkenenden vor der Verwitterung. Gleichzeitig erschwerte diese Verkleidung ein Erklettern durch den Gegner oder das Anlegen von Feuer bei der Belagerung (Abb. 5a). Vor dem Wall wurde ein wenigstens 7 m breiter Graben bis in den Grundwasserspiegel eingetieft. Der Angreifer mußte ihn durchwaten und war dem Beschuß durch die Verteidiger ausgesetzt. Der Höhenunterschied, den ein Angreifer zu überwinden hatte, betrug zwischen Grabensohle und Wallscheitel wenigstens 7 m. Da der Walkörper fest genug zu stehen schien, konnte man auf die Anlage einer besonderen Berme verzichten. Nur ein schmaler Streifen von 1–2 m Breite lag zwischen Wallfuß und Graben.

Im Westen führte ein Tunnel von etwa 2 m Breite und wenigstens 2,50 m Höhe durch den Wall in den Innenhof (Abb. 8b). Er konnte außen durch ein Tor verschlossen werden. Um überhaupt an dieses Tor zu gelangen, mußte man den Graben auf einer Holzbrücke überqueren. Bevor der Tortunnel den Weg in den Innenhof freigab, bog er im rechten Winkel um und konnte an dieser Stelle nochmals versperrt werden.

Der Innenhof der Burg war nicht groß. Unmittelbar hinter dem Wall hatte man gleichzeitig mit dem Bau der Wallmauer Unterkünfte von ungefähr 2,40 m Breite eingerichtet. Diese Unterkünfte hatten eine Gesamtlänge von etwa 85 m. Auf dem rundlichen Burghof von 25 m Durchmesser lagen ein Brunnen (Abb. 70) und ein Mahlhaus, in dem das Getreide zu Mehl verarbeitet wurde. Neben der Mündung des Tortunnels stand ein Haus von etwa 20 m<sup>2</sup> Größe. Es hatte einen Oberboden, auf dem Getreide und andere Vorräte magaziniert waren. Während alle Unterkünfte unbewohnt blieben, also wohl nur in Notzeiten aufgesucht wurden, war das Haus am Tor ständig benutzt. Hier wohnte vielleicht der Burgverweser, der Häuptling oder der Dorfälteste. Sein Wirtschaftshof lag direkt vor der Burg. Er bestand aus einem unterkellerten Haus sowie einigen Wirtschaftsanlagen, u. a. zum Herstellen von Keramik und zum Schmelzen von Eisen. In dem Dorf vor der Burg wohnten zu dieser Zeit in etwa 8 Großhäusern ungefähr 300 Menschen. Diese fanden ganz gewiß in Notzeiten in der Burg Zuflucht.

Ähnliche Burgen wie in Tornow gab es auch in der näheren und weiteren Nachbarschaft. So konnte eine Burganlage, die im Aufbau und in den Ausmaßen der von Tornow glich, in Vorberg, Kr. Calau, nur 5 km von Tornow entfernt, untersucht werden (Abb. 69b).

Nicht alle Dörfer hatten die Kraft, derartig starke Befestigungen wie in Tornow zu errichten. Während das in der Lausitz häufiger geschah, waren die Befestigungen im unteren Spreegebiet und im Havelgebiet teilweise sehr viel schwächer, oft nur wenige Meter breit und hoch. In Berlin-Köpenick auf der Schloßinsel bestand der Wall aus einer Plankenwand an der Vorderfront, hinter der Erde aufgeschüttet war. Er umgab einen Innenhof von ungefähr 50 m Durchmesser. Unmittelbar hinter dem Wall waren auch hier – wie in Tornow – Unterkünfte angefügt. Gleiches traf für die Burg von Leegebruch, Kr. Oranienburg, zu. In Bamme, Kr. Rathenow, war der Wall aus einer schwa-

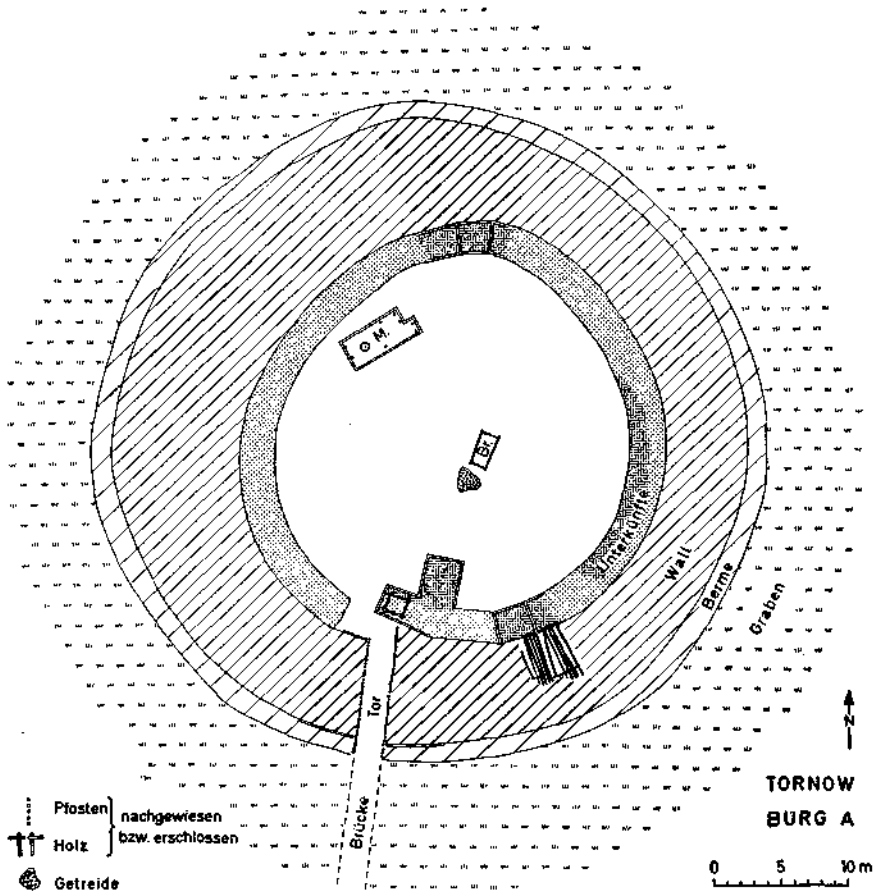


Abb. 70. Grundriß der Burg A von Tornow, Kr. Calau  
(M. = Mühle; Br. = Brunnen)

chen Rostkonstruktion erbaut; in Kliestow, Kr. Frankfurt/Oder, lag die Burg auf einem Sporn hoch über der Oder. Ein freier, langgestreckter Innenhof von 60 m Durchmesser wurde von Unterkünften umgeben, die hintereinandergereiht eine Länge von 200–250 m hatten. Sie lehnten sich an die Wallmauer an. Diese war jedoch anscheinend – abweichend von der in Tornow – in Kastenkonstruktion gezimmert (S. 183).

In den Fällen, in denen die eigentliche Burg nicht ausreichte, ging man wohl dazu über, Vorbefestigungen anzulegen. In Grammdorf und Scharstorf (Abb. 72d) in Holstein lagen vor kleineren Burgen von 60 zu 80 bzw. 30 zu 50 m Durchmesser größere, offenbar unbesiedelte oder nur dünn besiedelte Vorburgen. Möglicherweise fanden die Bewohner der umliegenden Orte hier Zuflucht, während in den Burgen sich schon die Angehörigen der Oberschicht

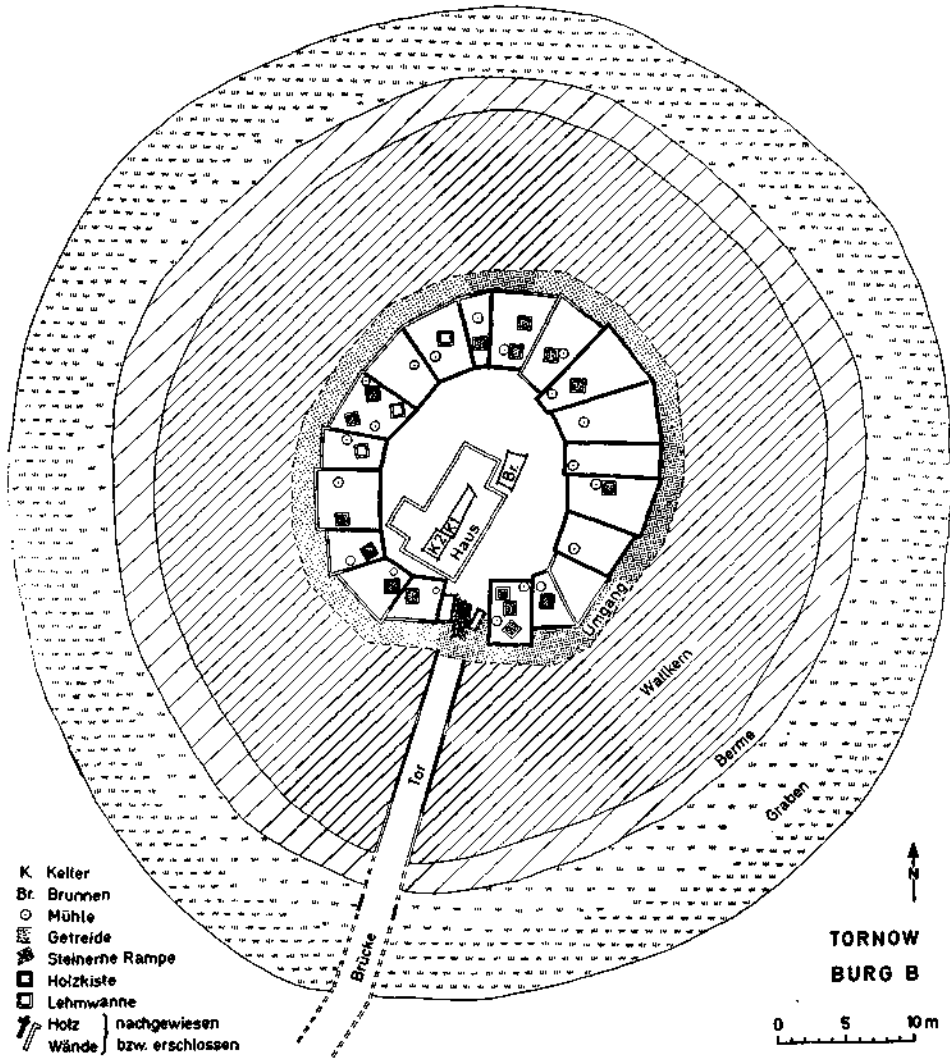


Abb. 71. Grundriß der Burg B von Tornow, Kr. Calau

ständig niederließen. In allen diesen Burgen wurde bisher kein größeres zentrales Gebäude nachgewiesen, das als Wohngebäude eines Burgverwesers oder Häuptlings gelten könnte. Wenn Wohnbauten dieser Schicht in den Burgen vorhanden waren, respektierten sie die Aufgabe der Burg, als Fluchtburg zu dienen.

Andererseits darf aber auch nicht in der Weise, wie das bisher zumeist gesehen ist, die Fluchtburg schlechthin als Burgentyp gesehen werden. Die

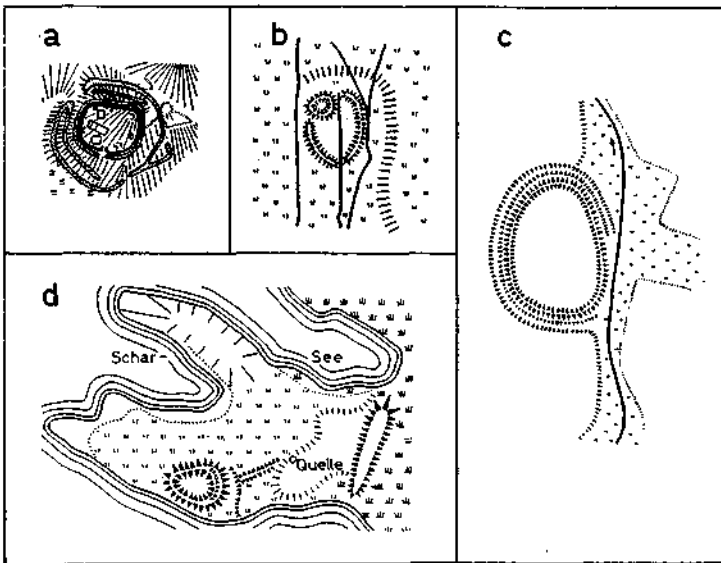


Abb. 72. Grundrisse slawischer Burgen

- a) „Kessel“ bei Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz; b) Glienicke (Jabel), Kr. Wittstock; c) Hildagsburg bei Wolmirstedt; d) Scharstorf, Kr. Plön. 1 : 10 000

Funktion, Zufluchtsstätte zu sein, war in der Regel wohl nur ein Aspekt, wenn auch ein wesentlicher. Daneben konnten diese Burgen Wohnsitze von Angehörigen einer sich bildenden Oberschicht sein, der *principes, reguli*, oder wie immer die schriftlichen Quellen sie noch nennen mögen.

### c) Entstehung von Adelsburgen

Während die großen Volksburgen (S. 158) offenbar die Funktion der bäuerlichen Siedlung, der Wohnstätte der Oberschicht, des Versammlungsortes und der Kultstätte in sich vereinigten, kam den kleinen Burgen die Bedeutung als bäuerliche Siedlung mit Sicherheit nicht zu. In den kleinen Burgen drückt sich also früh eine Aufgabe aus, die offensichtlich den Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung entsprach und den Interessen der sich bildenden Oberschicht entgegenkam.

Verhältnismäßig gut läßt sich das Wirken dieser Tendenz in Tornow feststellen. Nachdem die erste, oben beschriebene Burg samt der davorgelegenen Siedlung zerstört worden war, erfolgte an der gleichen Stelle eine wesentliche Veränderung des Anlageschemas, bei der wohl die *de facto* bereits bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse ihren Ausdruck fanden. Im Mittelpunkt der neuen Burg (Abb. 71) stand ein zentrales Gebäude von 30 m<sup>2</sup> Wohnfläche, das unterkellert war. Um dieses ordnete man unter Verzicht auf einen eigent-

lichen Burghof 19 Speicher an. Nur in drei von diesen Speichern waren Unterkunftsräume eingebaut. Die Speicher wurden von einem Umgang auf dem hinteren Wallabfall beschickt. In den Burghof und zum Zentralgebäude gelangte man nur über einen schmalen Durchgang, der den Höhenunterschied von etwa 2 m zwischen Torsohle bzw. Sohle des Umganges und Hofniveau überwand. Man errechnete, daß in dieser Befestigung ein Burgherr mit etwa 15 Kriegerern wohnte. Das Dorf vor der Burg veränderte in dieser Zeit seine Struktur (S. 207). In Tornow entstand also die Burg eines Angehörigen der Oberschicht<sup>30</sup> (S. 148). Das geschah im 8. oder spätestens zu Beginn des 9. Jahrhunderts. Nur wenig später wird eine ähnliche Burg mit Zentralgebäude in Brohna, Kr. Bautzen, errichtet worden sein.<sup>31</sup> In anderen Burgen sind die Forschungen noch nicht so weit gediehen, um derartige Veränderungen bereits mit Sicherheit erfassen und zeitlich bestimmen zu können.

Die kleinen Burgen unterschieden sich im Hinblick auf die Raumaufteilung wenig oder gar nicht von den Burgen, die deutsche Feudalherren anlegen ließen. 975 besaß z. B. der Bischof von Oldenburg in Nezena (Warder) bei Segeberg eine solche kleine Burg, in der nur ein steinernes Wohnhaus und ein Bethaus standen. Die archäologische Forschung hat eine Inselburg von 25 zu 35 m Durchmesser nachgewiesen. Eine Holzpalisade und ein Holz-Erde-Wall gewährten dem natürlich geschützten Platz eine zusätzliche Befestigung.<sup>32</sup>

In der Lausitz und in den Nachbargebieten entsprachen die in frühester Zeit bereits verhältnismäßig kleinräumigen Fluchtburgen am besten diesen Tendenzen und ließen sich ohne große Schwierigkeiten in adlige Wohnsitze umbauen. In den weiter nördlich gelegenen Gebieten waren die älteren Burgen etwas größer, sie hatten z. T. 50–80 m Durchmesser. Sie wurden daher, nachdem sich die gesellschaftlichen Verhältnisse gewandelt hatten, aufgegeben und durch sehr kleine Burganlagen von nur 20–40 m Durchmesser ersetzt. Allerdings verlief diese Entwicklung sehr zögernd und nur an wenigen Orten, in großem Umfang wohl erst seit der Jahrtausendwende. Teilweise baute man solche kleinen Burgen in die schon verhältnismäßig kleinen Anlagen hinein (z. B. Glienicke [Jabel] bei Wittstock) (Abb. 72b).

Die allgemeine Tendenz dieser Entwicklung, ihr Umfang in den einzelnen Landschaften und auch die zeitliche Folge, in der sie sich durchsetzte, sind heute annähernd bekannt. Dagegen entbehren wir noch weitgehend der Kenntnis über den konkreten historischen Hintergrund und die Besonderheiten dieser Vorgänge.

Übersichtlicher verlief der Prozeß im Gebiet mit großen befestigten Siedlungen. Im Siedelgebiet der Sorben begann der Burgenbau mit einer Befestigung der Stammesvororte spätestens am Anfang des 8. Jahrhunderts. Mit der sich entwickelnden sozialen Differenzierung kam es jedoch auch hier bereits am Ende des 8. bis Anfang des 9. Jh. zum Bau von Herrenburgen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Prozeß durch die ständigen Auseinandersetzungen mit den Franken beschleunigt wurde. In diese Richtung könnte der Befund des „Kessels“ von Kretzschau-Groitzschen bei Zeitz deuten (Abb. 72a). Es ist

jedoch fraglich, ob es sich dabei um die Burg eines unabhängigen slawischen Adligen handelte oder ob nicht schon die fränkische politische Herrschaft über dieses Gebiet auf die Gestaltung der Verhältnisse Einfluß nahm.<sup>33</sup>

Anders verhielt es sich dagegen im Norden. Die Ausgrabungen in Neu Nieköhr, Kr. Teterow, haben gezeigt, daß im Verlauf des 9. Jh. eine große Burganlage der oben beschriebenen Art, also einer großen bäuerlichen Bevölkerungsgruppe, durch eine kleinere Burg mit beschränkter Wohnfläche abgelöst wurde (Abb. 64e). Der gleiche Vorgang vollzog sich wohl in Dargun, Kr. Malchin (Abb. 64f), Drense bei Prenzlau, Ravensburg bei Neubrandenburg und Wrangelsburg bei Greifswald. Neben der Siedlung von Potzlow, Kr. Prenzlau, entstand die sehr kleine Burg auf der Insel bzw. Halbinsel im Potzlower See, die bis in das 11. oder 12. Jh. benutzt wurde. Nur 4 km westlich der großen Siedlung von Dahmen, Kr. Teterow, liegt eine kleine Burg bei Sagel/Rothenmoor. Nördlich einer größeren Burganlage von Plöwen, Kr. Pasewalk, gründete man zum Beispiel eine kleine Burg von nur 40 m Durchmesser auf einer Insel im Niederungsgelände.

Trotz des noch unzureichenden Forschungsstandes kann aus dieser recht häufigen Erscheinung geschlossen werden, daß seit dem 9. Jh. die großen volkreichen befestigten Siedlungen ohne erkennbare Differenzierung der Wohnanlagen ein Ende fanden und durch nicht oder vielleicht schwach befestigte Dörfer einerseits und kleinere Burgen andererseits abgelöst wurden, die etwa so wie die zweite Burg von Tornow aufgebaut waren.

Die Burg der Adelsschicht – Wohnsitz, Machtinstrument und Repräsentationsobjekt zugleich – hatte sich durchgesetzt; die beginnende Klassendifferenzierung fand in der Burgenentwicklung ihren Ausdruck. Den größten Umfang erreichte dieser Prozeß ganz offensichtlich in der Ober- und Niederlausitz. Weniger intensiv vollzog er sich in den obodritischen und wilzischen Ländern. Dort gewann eine andere Burgenart größere Bedeutung: die fürstliche Burg oder die Burg des Hochadels, die Mittelpunkt des Landes und Herrschaftsmittelpunkt war.

#### d) Fürstenburgen und Burgen des Hochadels

Die Entwicklung begann früh und ging von den Stammesmittelpunkten aus. Für die Wagrier war das Oldenburg, für die Obodriten Mecklenburg (Abb. 83), für die Polaben Ratzeburg und für die Warnower wohl Friedrichsruhe bei Parchim. Bei den Linonen spielte Lenzen diese Rolle. Die Heveller oder Stodoranen hatten ihren Hauptort in Brandenburg auf der Dominsel. Für die Lusizer war es vermutlich Liubusua. An diesen Orten hatte der Stammesfürst seinen Wohnsitz. Die zentralen Veranstaltungen des Stammes fanden hier statt. Kultstätten und Heiligtümer wurden hier gepflegt und die Stammesgötter an diesen Plätzen verehrt. Bisher ist keine einzige Burg an diesen alten Stammesmittelpunkten gründlicher untersucht worden. Von der Burg in Oldenburg/Holstein wissen wir, daß sie seit dem 7. Jh. bestand. Bereits damals

wurde die Siedlung vor der Burg befestigt. Die Burg hatte einen Durchmesser von 70–80 m. Ähnliche Ausmaße finden sich in Friedrichsruhe (50 m Durchmesser) im Warnow-Gebiet. Bei Lenzen liegt eine größere Burg von über 150 m Durchmesser an der Elbe, abseits der heutigen Stadt.<sup>34</sup> Eine ebenso große Anlage bestand in Mecklenburg bei Wismar. Die Ausgrabungen in Mecklenburg haben gezeigt, daß die erste Burg auf der Spitze einer Halbinsel in einer teilweise von einem See eingenommenen Niederung im 7./8. Jh. erbaut worden ist. Möglicherweise ist diese Burg identisch mit dem 808 zerstörten Reric, dem obodritischen Hauptort. In Reric hielt sich 809 der obodritische Stammesfürst Dražko auf. Dort wohnten um 808/809 bereits Fernhändler, die von dem Dänenkönig Göttrik nach Haithabu bei Schleswig „übergeführt“, d. h. gefangen und weggeführt wurden.<sup>35</sup> Die Brandenburg ist bisher nicht näher untersucht, aber ihre beachtliche Größe läßt sich erschließen. 948 wurde sie unter geistlicher und weltlicher Macht aufgeteilt, und der Bischof legte im nördlichen Burgteil das Domviertel an. Liubusua schließlich wurde 929 vom deutschen König Heinrich I. zerstört. Es lag wahrscheinlich bei Luckau/Freesdorf in der Niederlausitz. Nach dem Bericht des Chronisten Thietmar war es eine größere, volkreiche Anlage, die aus einer kleineren und aus einer größeren Burg bestand. In der Landschaft ist heute noch die bis zu 8 m hohe Wallruine der Hauptburg erhalten. Diese Burg hatte einen Durchmesser von etwa 50 m, der Innenraum war also wesentlich größer als in den übrigen Burgen der Lausitz. Davor lag eine Siedlung, die durch einen heute noch etwa 3 m hohen Wall befestigt war.<sup>36</sup>

Aus diesen Stammesmittelpunkten mit dem Sitz der öffentlichen Gewalt entwickelten sich ganz offensichtlich Fürstenburgen. In Mecklenburg hatte sich dieser Prozeß spätestens im 10. Jh. durchgesetzt, ebenso in Oldenburg, Lenzen, Brandenburg und an anderen Orten. In diesen Burgen fand die herrschende Schicht vor feindlichen Einfällen Schutz. So konnte 929 Heinrich I. erst nach langer Belagerung die Brandenburg erobern. Die Burg Lenzen wurde längere Zeit belagert und schließlich von der Besatzung nach einer verlorenen Feldschlacht übergeben.<sup>37</sup>

Die Beherrschung des Landes hing von dem Besitz dieser Burgen ab. Sie spielten daher in den Kämpfen der Oberschicht untereinander eine große Rolle. Ziel nahezu aller deutschen Feudalheere war die Eroberung der slawischen Burgen. In gleicher Weise verfahren Polen, Pommern und Dänen, wenn es ihnen darum ging, nicht nur zu plündern, sondern das Land zu unterwerfen. Während der Machtkämpfe im Obodritenland zwischen 1066 und 1093 spielten sich die Kämpfe zwischen den rivalisierenden Adelsgruppen ebenfalls in erster Linie als Kämpfe um Burgen ab.

Aber auch in den Auseinandersetzungen mit der eigenen Bevölkerung stellten die Burgen einen Machtfaktor dar. Als sich im Zusammenhang mit dem Einfall der Lutizen 1018 die Obodriten gegen ihren Fürsten Mstislav erhoben, schlossen sie diesen in seiner Burg Schwerin ein. Von dort mußte er schließlich zu den Sachsen fliehen, „was ihm gerade noch gelang“.<sup>38</sup> 1066 begann der Auf-

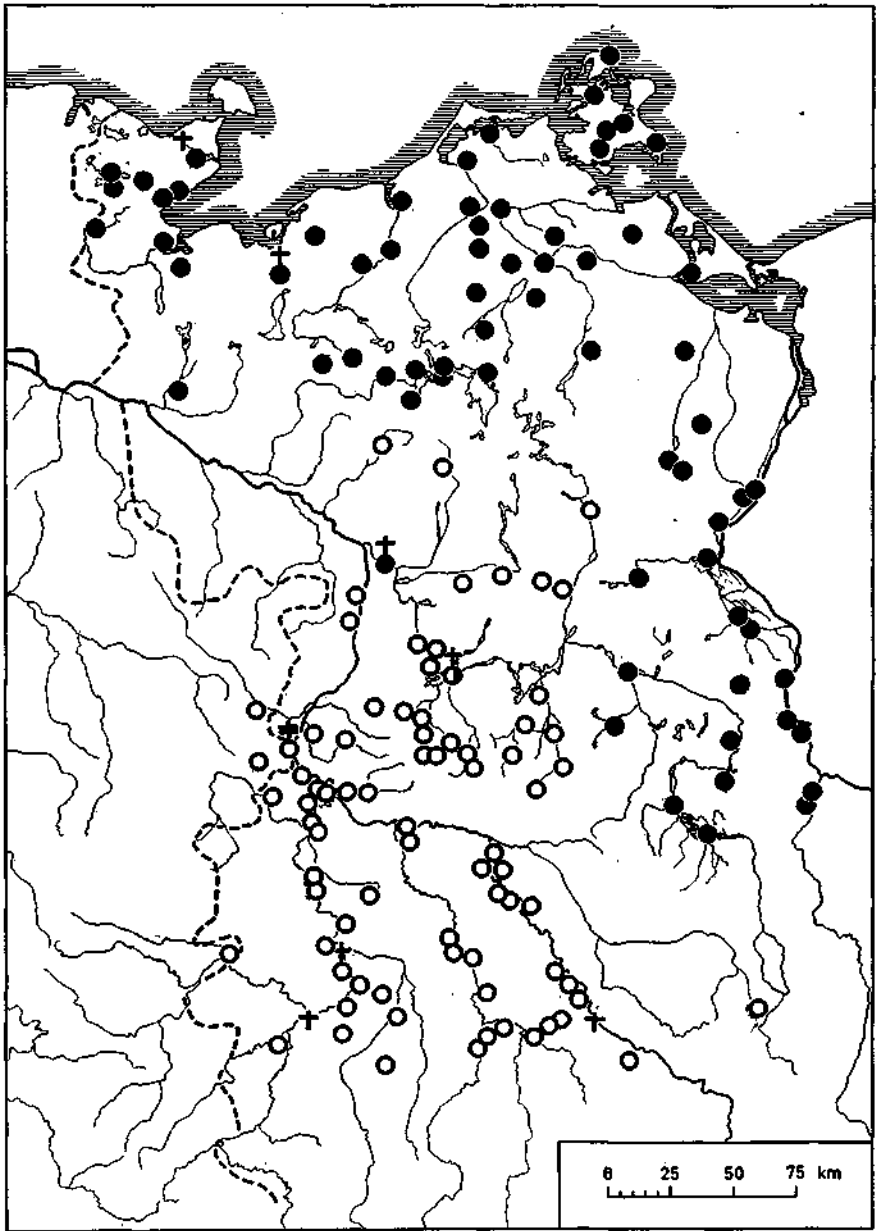


Abb. 73. Die slawischen Fürstenburgen des 11. bis 12. Jh. und die im 10. bis 12. Jh. als Burgwardhauptort bezeugten deutschen Burgen  
 ○ deutscher Burgwardhauptort; ● slawische Fürstenburg und zeitweise deutscher Burgwardhauptort; ● slawische Fürstenburg; + Bistum; + Erzbistum; --- Westgrenze des gehäuftten Vorkommens slawischer Funde



stand gegen den Obodritenherrscher Gottschalk mit der Eroberung der Burg Lenzen. Dann wurden die übrigen Burgen von den Aufständischen besetzt und die Familie Gottschalks aus der Mecklenburg vertrieben. Die schriftlichen Quellen sind zu lückenhaft, als daß sich ein auch nur annähernd vollständiges Bild von diesen Verhältnissen gewinnen ließe. Sie werfen nur 'auf wenige markante Ereignisse einige Schlaglichter.

Eindringlinge und Feinde standen den Burgen ziemlich machtlos gegenüber. Wenn diese auch nur halbwegs besetzt und mit Proviant versehen waren, so hatte kaum ein Gegner die Chance, sie zu erobern (S. 182 ff.).

Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß im Prozeß der Eroberung und Staatsbildung jeder Eroberer und jeder Herrscher sein Land durch Burgen sicherte. Je nach den konkreten historischen Bedingungen waren diese Burgen verhältnismäßig groß oder auch recht klein.

Die Eroberung der sorbischen Länder durch den fränkischen frühfeudalen Staat begann mit der Anlage von fränkischen Burgen (Abb. 73) im Saalegebiet.<sup>39</sup> Dem fränkischen Feldzug von 806 folgte die Anlage von Burgen bei Halle und Magdeburg; schon um 780 bestand an der Mündung der Ohre in die Elbe ein fränkisches Kastell, vermutlich an der Stelle der sogenannten „Hildagsburg“ (Abb. 72 c).<sup>40</sup> Weiter im Norden war 789 bereits das fränkische Kastell Hohbucki vorhanden. Es lag gegenüber von Lenzen auf dem Höhbeck, einem Höhenzug westlich der Elbe. Vielleicht wurde in dieser Zeit auch die Burg von Hitzacker, Kr. Lüchow-Dannenberg, als fränkische Grenzburg an der Elbe auf der Stelle einer älteren slawischen Siedlung angelegt. Im Süden an der Elster mag der „Kessel“ bei Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz,<sup>41</sup> eine solche fränkische Burg gewesen sein (Abb. 72 a). 1004 spätestens war sie zerstört. Es lag dort bereits die „villa grodiscani“, d. h. die Bewohner hatten ihr Dorf entsprechend benannt: Bewohner der Burgstelle (wohl sorb. Gradišćane).

Die Burgen mußten in erster Linie von der unterworfenen slawischen Bevölkerung erbaut werden. Daher nimmt es nicht wunder, daß die slawische Bautradition sich auch hier zeigt. Die Wallkonstruktion in der Hildagsburg bei Wolmirstedt und in Hitzacker erfolgte in der sogenannten Kastenbauweise. Dagegen findet sich am Höhbeck eine spezifisch fränkische Burgenbauweise.<sup>42</sup> In Schraplau, Kr. Querfurt, kam die Trockenmauer-Schalenbauweise zur Anwendung.

In der Hildagsburg lagen in zwei Reihen hintereinander etwa gleichgroße Unterkünfte – vielleicht die der militärischen Besatzung. Vom Höhbeck wurde Gleiches behauptet. Dagegen war der Kessel von Kretzschau-Groitzschen bei Zeitz eher Sitz eines Burgverwesers. Hier dominierte bereits mehr die Verwaltungsfunktion als die des militärischen Stützpunktes. Diese Burgen waren Teil eines umfangreichen karolingischen Burgensystems, das seit dem 8. Jh. an der Westgrenze des sorbischen Gebietes entstand (S. 26). Westlich der Saale zwischen Halle und Erfurt findet sich eine große Anzahl Burgen aus dieser Zeit. Auch in der westlichen Altmark und im Harzvorland scheint ein regelrechtes Netz fränkischer Burganlagen vorhanden gewesen zu sein.<sup>43</sup>

Heinrich I. kämpfte zu Beginn seiner Eroberungskriege gegen die Stämme zwischen Elbe und Oder zunächst um die Burgen. 928 oder 929 belagerte er lange die Brandenburg, bis ihm schließlich die Einnahme gelang. In der Folgezeit spielte Brandenburg in den Kämpfen zwischen den Hevellern und den deutschen Feudalherren eine ganz bedeutende Rolle. Zwischen 929 und 1157 wechselte es in diesen Kämpfen dreizehnmal den Besitzer, oft durch Verrat und List, selten durch direkte Eroberung.<sup>44</sup> Zur Beherrschung der Gauen Nisanen und Daleminzien und als Ausgangspunkt für weitere Eroberungszüge wurde 929 „auf einem damals dicht mit Bäumen bestandenen Berge“ die Burg Meißen von Heinrich I. angelegt und mit einer Besatzung versehen. „Von da aus zwang er die seiner Herrschaft unterworfenen Milzener (Oberlausitz) zur Tributzahlung“.<sup>45</sup>

Der Burgberg von Meißen besitzt eine strategisch hervorragende Lage auf einem von allen Seiten natürlich geschützten langdreieckigen Felsplateau zwischen den Einmündungen der Triebisch und der Meisa in die Elbe. Von dort konnte die Elbfurt kontrolliert werden. Bei den Ausgrabungen kamen 1959/60 inmitten der Burg Reste von vier übereinanderliegenden Holzstraßen aus dem 10. und 11. Jh. zutage, die durchschnittlich 3,20 m breit waren. Stämme in Fahrtrichtung dienten als Unterzüge (an den Rändern und in der Mitte), darauf lagen dicke eichene Fahrbohlen. Rödelleisten begrenzten die Fahrbahnen an den Rändern, und senkrechte sowie schräge Holzpflocke außerhalb der Fahrbahn befestigten die Bohlen im Untergrund. Zu beiden Seiten der Straße standen Häuser (Abb. 62), im Norden wurden Reste von mindestens fünf Bauten festgestellt, die ihre Giebel der Straße zukehrten (S. 143).

Nach dem 11. Jh. wurden die Holzstraßen und die anliegenden Häuser nicht mehr benutzt. Man ebnete das Gelände ein und legte darüber den Burghof an. Gleichzeitig entstand damals an der höchsten Stelle des Innenhofs ein quadratischer Wehrturm mit 12,40 m Seitenlänge, 2,50 m dicken und 2,60 m tief gegründeten Steinmauern. Spätestens zu dieser Zeit errichtete man an den Grenzen zwischen dem Bereich des Markgrafen, des Bischofs und des Burggrafen Steinmauern.

Im Jahr 929 eroberte Heinrich I. nach langer Belagerung die Burg Liubusua (wohl bei Luckau in der Niederlausitz).<sup>46</sup> Später wurde von deutscher Seite, nur 6 km von Liubusua entfernt, die Burg Jarina (Gehren, Kr. Luckau) erbaut. Sie lag auf einem Bergsporn an der westlichen Grenze der Lausitz. Ein Abschnittswall mit tiefem Vorraben umgab eine Burgfläche von 150 zu 150 m. Der Wall der Burg war in sogenannter Kastenbauweise errichtet, in Blockbautechnik gefertigte Holzkästen wurden nebeneinandergesetzt und mit Erde gefüllt. Eine weitere Reihe davor diente zur Verstärkung der Wallvorderfront und als Berme. Die Größe der Burg war offenbar so berechnet, daß darin die weltliche und geistliche Feudalgewalt und die nötige Streitmacht, Speicherbauten und andere Versorgungseinrichtungen Platz fanden.

Als der polnische Feudalstaat unter den Herzögen Mieszko und Boleslaw Chrobry sich bis in die Gegend von Berlin-Köpenick ausdehnte (um 991 und

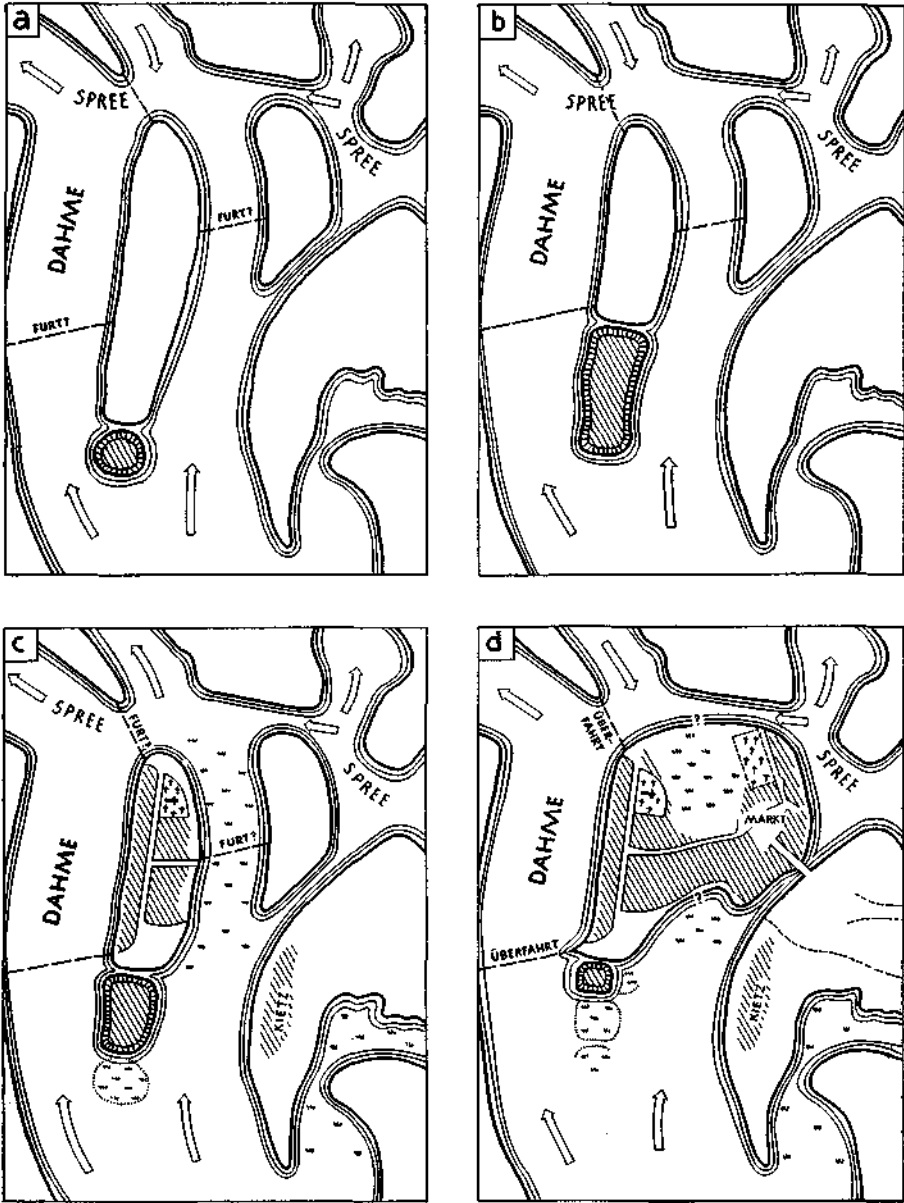


Abb. 74. Die Entwicklung der früh- und hochmittelalterlichen Besiedlung von Berlin-Köpenick  
a) Altslawische Burg; b) Burg um 1000; c) Burg und Siedlung um 1240; d) Burg und städtische Siedlung Ende des 13. Jh.

992 stießen polnische Heere bis nach Brandenburg vor), eroberte er das Land Lebus. Die älteren Stammesburgen gingen spätestens in dieser Zeit zugrunde. In Lebus jedoch entstand eine große polnische Burganlage, die wohl den heutigen Turmberg, Schloßberg und Pletschenberg umschloß. Der Wall war in Rostkonstruktion erbaut, die Burg ungefähr 2,5 ha groß. In der weiteren Nachbarschaft, d. h. in den zu Lebus gehörigen Territorien, wurden kleinere Burgen der Art angelegt, wie die für Tornow beschriebene. Diese dienten als lokale Mittelpunkte und gleichzeitig Sammelstellen für Tribut und Abgaben. Die nächste große Burg entstand erst in Köpenick. An die Stelle einer älteren kleinen Fluchtburg (S. 161) trat eine Befestigung von 200 m Länge und etwa 50 m Breite auf der Halbinsel in der Dahme (Abb. 74 a–b). Diese Burg bestand über zwei Jahrhunderte, wurde 1209 von dem Meißener Markgrafen erobert und umgebaut und schließlich 1239/40 von den askanischen Markgrafen als Vogteimittelpunkt in kleineren Ausmaßen neu gegründet. In der großen Burg hatte um 1157 der polnische Teilfürst Jaxa von Köpenick seinen Wohnsitz. Die Burg ist also Landesmittelpunkt und Fürstenburg gewesen, ebenso wie etwa Lebus. Als der polnische Herrscher Boleslaw im ersten Viertel des 11. Jh. die Niederlausitz und die Oberlausitz in den polnischen Feudalstaat einzugliedern versuchte, ließ er in der Niederlausitz die Burg Ciani erbauen (Cziczani, Sciciani von polnisch „trzcina“ = Schilfrohr). Sie lag bei Burg im Spreewald, auf dem heutigen Schloßberg. Der Spreewald war in dieser Zeit weniger sumpfig, und in der Gegend von Burg konnte man diese östliche Barriere der Lausitz überschreiten. Auf einer Befestigungsruine der jüngeren Bronzezeit bzw. der frühen Eisenzeit entstand die polnische Burg mit etwa 60–80 m Durchmesser. Ciani war so groß, daß Boleslaw darin residierte, die nötigen Räumlichkeiten vorhanden waren, um Staatsverhandlungen zu führen und auch um die Hochzeit zwischen Boleslaw von Polen und der Markgrafentochter Oda von Meißen auszurichten. In oder vor der Burg lebten viele Menschen, und die in der Burg stationierte polnische Streitmacht war stark genug, um 1015 einen Ausfall gegen ein deutsches Heer zu unternehmen, das an Ciani vorbei nach Zentralpolen zog.<sup>47</sup>

In den Kämpfen zwischen polnischem und deutschem Feudalstaat um die Lausitz spielte neben Meißen die Burg Zehren bei Meißen eine Rolle. Die Burg Zehren wurde unweit der älteren slawischen Befestigung auf dem Spitzhäuserwall, auf einem strategisch vorteilhaften, zur Spitze hin leicht abfallenden Geländesporn zwischen Elbe und einem spitzwinklig einmündenden Seitental angelegt und gliederte sich in Haupt- und Vorburg. Durch Steinbrucharbeiten ist besonders an der Elbseite, aber auch an der Spornspitze ein Teil des Burggeländes abgetragen worden. Trotzdem mißt die Hauptburg noch heute 60 zu 50 m, die Vorburg 60–100 zu 150 m, so daß die gesamte Befestigung ehemals eine Länge von mehr als 200 m hatte. Die Wehrmauer der Hauptburg besitzt im heutigen Zerfallzustand noch eine Höhe von 5,50 m und muß einst fast 8 m hoch gewesen sein. Die ursprüngliche Wallbreite betrug 4,50 m. Davor lag ein bis zu 4,50 m tiefer und 22 m breiter Befestigungsgraben, aus dem das

Material für die Wallaufschüttung entnommen worden ist. An der Vorderfront des Walles stand eine zumeist zweireihige steinerne Trockenmauer. Dahinter befand sich eine Konstruktion aus waagerechten Hölzern, die sowohl in die Steinvorderwand eingriffen, als auch die Verbindung zur hölzernen Hinterfront herstellten. Die Hohlräume des Holzbaues füllte Lehm. Die hölzerne Rückwand wurde von waagerecht gelegten Balken und dahintergesetzten senkrechten Brettern gebildet. Starke senkrechte Pfosten, die mit der inneren Holzkonstruktion verbunden waren, hielten sie, und schräge Stützpfiler dienten als zusätzliche Sicherung. Eine schmale schräge Berme zwischen Wall und Graben verbesserte die Standfestigkeit der Mauer. Die Bauweise des Vorwalles war ähnlich, jedoch einfacher. Davor lag ein mindestens 10 m breiter und reichlich 3 m tiefer Graben.

In der Hauptburg waren nur noch Reste von 3 Häusern an der Südspitze nachzuweisen, da tiefgreifende Oberflächenabgrabungen den Teil hinter dem Wall zerstört hatten. In Wallnähe angetroffene Herde weisen jedoch darauf hin, daß auch hier wohl Häuser gestanden haben. Alle Bauten enthielten Herde und Getreidemühlen. Ein Backofen außerhalb der Häuser diente offenbar der ganzen Burgbesatzung. Die Burg bestand nur wenige Jahrzehnte.

In gleicher Weise wie deutsche und polnische Feudalherren – Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen – verführten auch die einheimischen slawischen Fürsten und Landesherren. Im 11. und 12. Jh. gelang es vor allem den Obodritenherrschern aus dem Geschlecht der Nakoniden und den Pommernfürsten, größere Teile der slawischen Gebiete zwischen Elbe und Oder zu unterwerfen. Zur Sicherung ihrer Herrschaft entstanden in den einzelnen Landesteilen Burganlagen (S. 211).

Spätestens seit der Zeit des Obodritenfürsten Gottschalk (1043–1066) gab es solche Burgen z. B. in Oldenburg, Süsel, Dargun, Eutin, Lütjenburg, Plön und Ratzeburg in Holstein, weiterhin in Mecklenburg bei Wismar, Schwerin, Ilow, Lenzen und Quetzin bei Plau. Während des sogenannten lutizischen Bruderkrieges um 1057 (S. 210 f.) konnte Gottschalk Zirzipanien und das Kessinerland seinem Reich einverleiben. Die Burgen Behren-Lübchin, Teterow, Bölkow, Werle, Kessin und andere wurden zu jener Zeit an der Stelle älterer Stammesburgen aufgebaut oder völlig neugegründet. Unter dem Obodritenfürsten Heinrich (1093–1127) gelangte das Obodritenreich zur größten Ausdehnung. Es vereinigte die meisten Stämme zwischen Elbe und Oder vom Havelland bis zur Ostseeküste (S. 212). Heinrich erhob Alt Lübeck (4 km nördlich der heutigen Stadt Lübeck) zu seiner Residenz.

Die Burgen waren wichtige Stützen der staatlichen Macht. In ihnen hatten der Fürst oder der von ihm eingesetzte Burgverweser sowie deren Familien ihre Wohnstätten. Palastartige Bauten sind daher sehr wahrscheinlich in diesen Burgen vorhanden gewesen. Weiterhin gab es Unterkünfte für die Gefolgschaften des Fürsten oder des Burgverwesers sowie für deren Familien.<sup>46</sup>

Zur fürstlichen oder hochadligen Hofhaltung gehörten Wirtschaftsbauten und Behausungen der Diener. Handwerker, u. a. Schmiede, deren Tätigkeit im

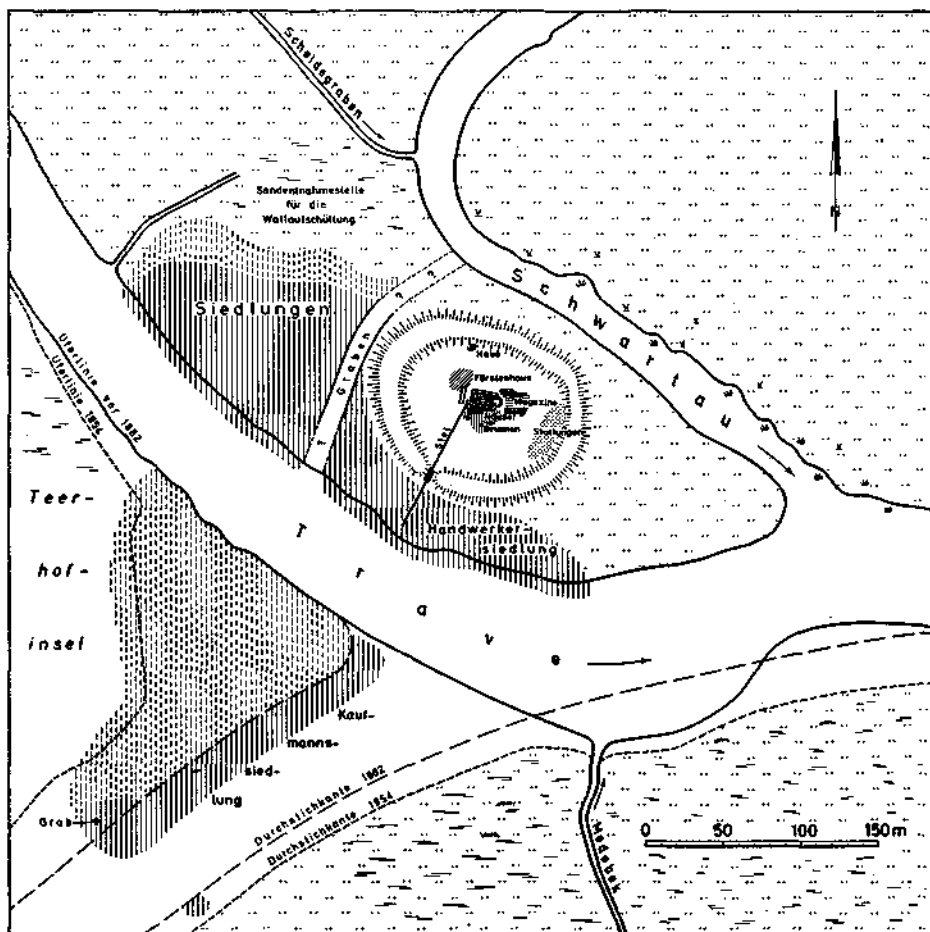


Abb. 75. Burg und Siedlungen von Alt Lübeck

Verteidigungsfall dringend benötigt wurde, mögen hin und wieder Werkstätten in den Burgen selbst unterhalten haben. Da die Obodritenfürsten schon im 10. Jh. zum Christentum übergetreten waren, lagen in den Burgen christliche Kirchen und Priesterwohnungen. Zur Versammlung des Heeresaufgebots oder Teilen davon war ein größerer Burghof erforderlich. Auch die Pferde der Krieger mußten untergebracht werden. Daher wurden Stallräume benötigt.

Mehrfach ist die Auffassung geäußert worden, daß es bereits seit dem 9./10. Jh. in dem hier behandelten Gebiet Burgen gab, die rein militärischen Aufgaben dienten, etwa der Sicherung von Grenzen oder strategisch wichtigen Punkten. Bisher ist es nicht gelungen, in so hohem Maße differenzierte Burgen

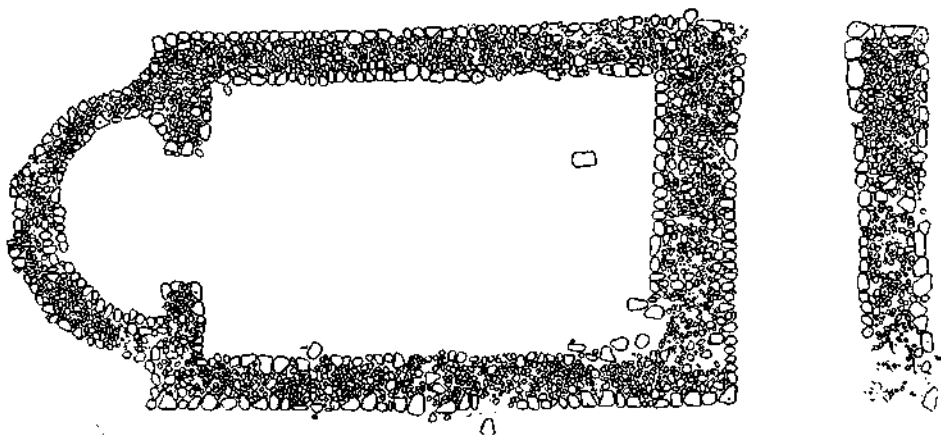


Abb. 76. Grundriß der Kirche von Alt Lübeck

nachzuweisen. Alle in den schriftlichen Quellen genannten Burgen waren Herrschaftsmittelpunkte mit den obengenannten Funktionen. Darüber hinaus konnten militärische Gesichtspunkte bei der Wahl ihres Standortes und ihres Anlageschemas eine Rolle spielen – aber dieser Faktor war auch bei der Planung aller anderen Burgen wirksam.

Die Burg diente also in jedem Falle der Beherrschung des Landes, also einer oftmals feindlich gegenüberstehenden Umwelt. Tribute und Abgaben, deren Eintreibung eine Hauptaufgabe des Burgverwesers und seines Machtapparates war, wurden in den Burgen gesammelt. Es mußten also Speicherbauten errichtet werden. Gegen diejenigen, die sich der herrschenden Schicht widersetzen, sich nicht unterwarfen oder die Abgaben verweigerten, und gegen äußere Feinde ging man rigoros vor. Sie wurden umgebracht oder eingekerkert. Zu einer Fürsten- und Adelsburg gehörten daher Folterwerkzeuge, Kerker und Gefängnisse.<sup>49</sup>

Von dem Funktionieren dieser vielfältigen Einrichtungen hing die Herrschaft der Oberschicht ab. Daher war diese darauf bedacht, die einzelnen Teile ihres Machtapparates hinter den schützenden Mauern großer Fürstenburgen zu vereinigen. Einige dieser Fürstenburgen sind teilweise ausgegraben worden. Alt Lübeck, die Residenzburg des Obodritenreiches unter Heinrich, lag am Zusammenfluß von Schwartau und Trave (Abb. 75). In der verhältnismäßig kleinen Burg von etwa 75 zu 100 m Durchmesser befand sich eine christliche Kirche, in der Angehörige des Herrscherhauses bestattet wurden (Abb. 76). Nordwestlich der Kirche stand möglicherweise der fürstliche Palast, östlich der Kirche scheinen Speicher und – schon in Wallnähe – Viehställe gelegen zu haben. Außerdem gab es Häuser für die Burgbesatzung und wahrscheinlich Goldschmiedewerkstätten oder eine Münzwerkstatt in der Burg. Eine Holz-Erde-Mauer, durch die ein Tor in das Innere führte, umgab die Burg.

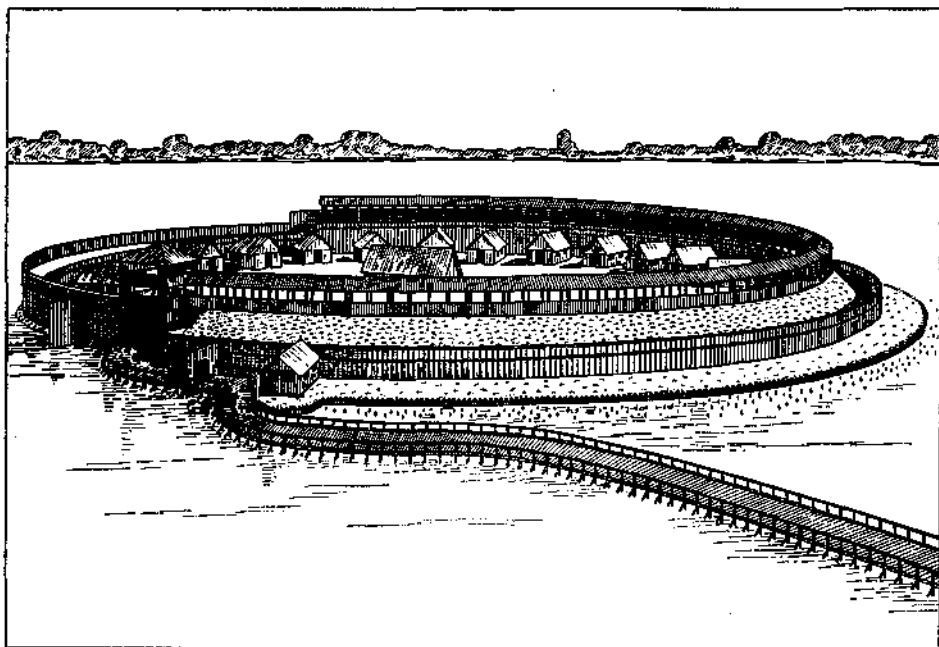


Abb. 77. Rekonstruktion der älteren Burg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow

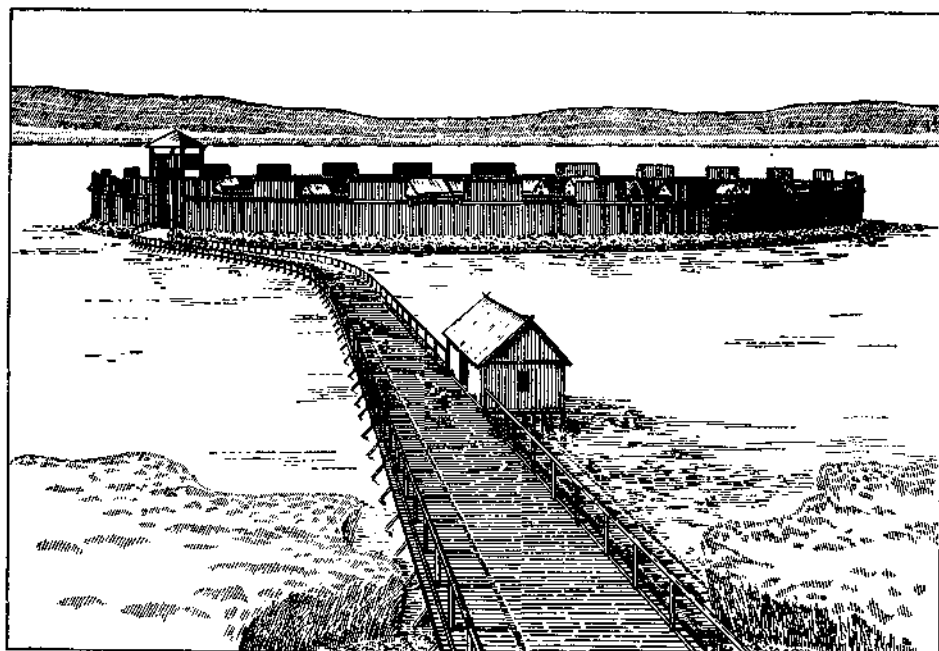


Abb. 78. Rekonstruktion der jüngeren Burg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow



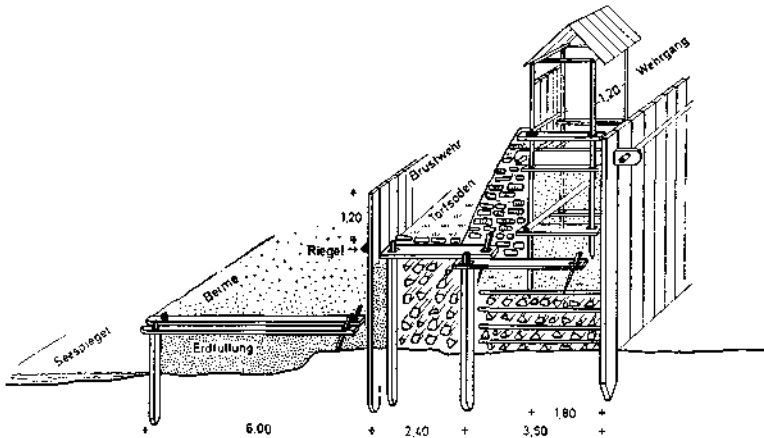


Abb. 79. Rekonstruktion des Wallaufbaues der älteren Burg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow

Unter dem Schutze der Wälle lagen direkt vor dem Tor ein Handwerkerviertel und etwas weiter im Vorgelände offenbar Hütten von Dienstleuten.<sup>50</sup>

Größer als Alt Lübeck waren die Burgen in den nach 1057 eroberten Gebieten. Die Burg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow, in Zirzipanien lag auf einer Insel im See.<sup>51</sup> Der Innenraum der älteren Burg (um 1057 erbaut) hatte einen Durchmesser von 76 zu 84 m (Abb. 77); der Innenraum der jüngeren Burg maß sogar 84 zu 95 m (Abb. 78). Der ganze Burginnenraum wurde durch einen Holzrost um 80 cm erhöht. Auf diesem Rost lag eine 20–25 cm dicke Torfschicht. Dieser Aufwand war notwendig, um den Burghof genügend über den Wasserspiegel zu heben und die Bauten der Burg ausreichend gegen die aufsteigende Bodenfeuchtigkeit zu isolieren. Etwa in der Mitte der Burg stand ein größeres Gebäude von 8 zu 4 m Grundfläche. Am Rande des Hofes zogen sich zwei Reihen von kleineren Bauwerken hin, deren Aufgabe nicht immer zu bestimmen war. Teils handelte es sich um Wohnbauten oder Unterkünfte, teils um Wirtschaftsbauten, vielleicht auch um Ställe. Die Fußböden dieser Bauten waren oftmals mit Kopfsteinen gepflastert. An einer Stelle des äußeren Gebäuderings lag ein Backofen. Zwischen der äußeren Gebäudereihe und dem Wall verlief ein etwa 3 m breiter Weg. In den Pflasterböden der Häuser fanden sich eiserne Messer, Sichel, Wetzsteine, Schlüssel, Knochengeräte, Spinnwirtel, Kämmе, Schnallen, Teile von Kaufmannswaagen und Gewichte, Münzen und sonstiges Hausgerät. Burghof und Gebäude umgab eine Wehrmauer, die besonders auf der Seite, die dem Festland zugekehrt war, bis zu 12 m breit gewesen ist (Abb. 79). Auf der dem See zugewandten Seite begnügte man sich mit der Anlage einer Palisade. Der Wehrmauerkonstruktion lag das Prinzip der Palisadenbauweise zugrunde. Sechs Reihen von Bohlen oder Stämmen, bis zu 8 m lang, waren 60–80 cm tief in den Untergrund ein-

gerammt oder eingegraben worden. Sie bildeten das Gerüst des Walles. Spannbalken verbanden die Palisadenreihen untereinander. Die Zwischenräume wurden durch Holzschichten oder Erdschüttungen ausgefüllt. Je nach der Aufgabe der einzelnen Palisadenreihen war deren Höhe bemessen. Die vordere Reihe bildete die äußere Front einer 6 m breiten Berme. Hinter dieser lag ein Wallteil, der in etwa 4 m Höhe einen Wehrgang trug. Dahinter folgte ein weiterer, etwa 6 m hoher Wallteil, auf dessen Scheitel ein zweiter, wohl überdachter Wehrgang verlief. Der obere Wehrgang lag also etwa 6 m über dem Seespiegel, d. h. die höchsten Teile der Wehrmauer erreichten 8–9 m Höhe. In diese Wehrmauer wurde ein hölzerner, zweistöckiger Torturm mit einem quadratischen Grundriß von etwa 5 zu 5 m Grundfläche eingefügt. Das erste Stockwerk lag in Höhe des Wehrganges des Walles, das zweite Stockwerk etwa 2 m darüber. Der Turm erreichte eine Höhe von ungefähr 10 m gegenüber dem Seespiegel und etwa 8 m gegenüber dem Burginnenraum. Ein etwa 2,5 m breites Tor, das man über eine 320 m lange Brücke erreichen konnte, führte durch den Turm (Abb. 77). Der Zutritt über die Brücke wurde zunächst durch ein Brückenhaus, das unmittelbar vor der Burg auf einer Plattform vor dem Wall errichtet worden war, kontrolliert. Sodann führte die Brücke auf fast 50 m Länge unmittelbar unter der Wehrmauer entlang und bog danach erst um einen bastionsartigen Vorbau der Berme zum Tor ein. Jeder Angreifer war also auf längerer Strecke im direkten Schußfeld der Verteidiger. Die Burg bestand höchstens 115 Jahre. Im Jahre 1171 wurde sie von den Dänen, die damals Zirzipanien verheerten, erobert. Zu jener Zeit residierte darin ein Fürst Otimar.<sup>53</sup> Die Belagerung dieser Burg wird von dem dänischen Chronisten Saxo Grammaticus geschildert. Das ist eine der wenigen Quellen, die über einen solchen Kampf berichten. Daher seien hier einige Auszüge wiedergegeben:

„Dieser Ort war fester durch das Wasser als durch die künstliche Befestigung und hatte einen Wall nur an der Seite, welche die Brücke berührte, die sich von hier nach dem festen Lande hinüberzog. Um den Angriff abzuhalten, ließ der Herr der Burg, Otimar, beim Anrücken des Heeres die Brücke bis auf den Spiegel des Sees abtragen, so daß nur die Stümpfe der Pfähle erhalten blieben, soweit sie unter dem Wasser standen.“

Die Dänen bauten nun vom Ufer aus die Brücke neu auf.

„Als die Bewohner der Burg voll Besorgnis den Fortschritt des Brückenbaues sahen, trugen sie von allen Seiten her Pfähle zusammen und errichteten einen hölzernen Turm, um von diesem, wie von einer Burg geschützt, den Feind abzuwehren. Im Schutze dieses Bollwerks begannen sie die unsrigen ... durch eiligst aufgestellte Schleuderer anzugreifen. Die Dänen dagegen eröffneten den Kampf mit Pfeilen, um aus der Ferne zu entscheiden, weil sie noch nicht näher herankommen konnten. Otimar aber, durch den Fortschritt des neuen Brückenbaues erschreckt, kam wiederholt auf einem Fahrzeug über den See zum König und ließ bald zurückhaltender, bald dringender seine Bitten um Frieden vernehmen ... Und fast hatte die Brücke schon die Insel erreicht,

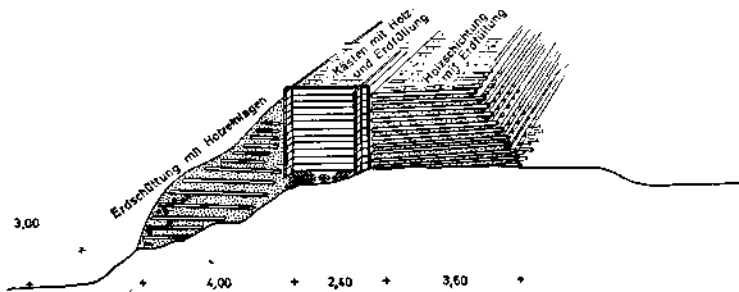


Abb. 80. Rekonstruktion des Wallaufbaues der älteren Hauptburg von Teterow

als die Feinde, teils auf ihre Kunst, teils auf ihre Kraft vertrauend, mit einer ganz neuen Kampfesart den Kampf noch steigerten. Sie streckten nämlich Sicheln, die an Lanzenschäften befestigt waren, von dem Turme her nach den Schilden der unseren aus. Manchmal, wenn diese standzuhalten versuchten, rissen sie dieselben mit einem heftigen Ruck von der Brücke und zwangen sie ins Wasser zu springen . . .“.

Die Brücke wurde schließlich bis an die Burg herangeführt, und den Dänen gelang es, den Turm und den Wall mit Leitern zu ersteigen. Ein Teil der Besatzung versuchte auf Booten und Tonnen über Wasser zu entkommen.

„Nachdem die Burg genommen war, wurden die Männer getötet, die Weiber gefangen fortgeführt.“

Entweder war die Burg schwach verteidigt, oder Otimar hatte sie den Dänen gegen bestimmte Bedingungen übergeben, die diese wohl nicht einhielten. Saxo schreibt nämlich:

„Einige suchten den König zu bereden, er solle auch den Otimar gefangen nehmen, doch um nicht den Ruhm des eben gewonnenen Sieges durch die treulose Gefangennahme eines Mannes zu beflecken, entließ er ihn unverseht und wollte lieber seines Feindes schonen als seinem eigenen Rufe schaden!“

Die Bauweise der Wehrmauer von Behren-Lübchin findet bisher keine rechte Parallele im slawischen Gebiet. Dagegen scheint sie am Vorbild dänischer Landesburgen, wie der Trelleburg auf Seeland und der Burg Fyrkat, orientiert zu sein. Ein solcher Zusammenhang ist durchaus erklärbar, hielt sich doch der Obodritenfürst Gottschalk, unter dem Behren-Lübchin vermutlich gegründet wurde, mehrere Jahrzehnte in der Gefolgschaft des Dänenkönigs auf. Er hatte bei dieser Gelegenheit zweifellos die dänischen Landesburgen kennengelernt und war 1043 als Schwiegersohn des Dänenkönigs und mit dänischen Dienstleuten in das Obodritenland zurückgekehrt (S. 300).

Die Hauptburg von Teterow, wohl ebenfalls in dieser Zeit gegründet, hatte eine Größe von nur 40 zu 70 m. Davor lag jedoch, ebenso wie in Behren-Lübchin, eine ausgedehnte Vorburg. Der Wall der Teterower Burg war in einer Kombination aus Kasten- und Rostkonstruktion erbaut. Der Vorderteil des

Wall es wurde von einer 2,40 m breiten, erdgefüllten Kastenreihe gebildet, dahinter lag eine 3,60 m breite Rostkonstruktion. Vor der Kastenfront wurde eine holzversteifte Berme angelegt (Abb. 80). Im Innern der Burg standen einige Häuser mit steingepflasterten Fußböden, jedoch sind keine weiteren Angaben über die Gliederung des Grundrisses bekannt.

Die Größe der fürstlichen Burgen hing ganz offensichtlich von der Größe des beherrschten Gebietes und von der Härte des Widerstandes, den der Eroberer dort antraf, ab. Zu den größten Burgen gehörte die Mecklenburg bei Wismar (Abb. 63 a). Hier lag der Stammsitz der Obodritenfürsten, und die Burg führte die Tradition der alten Stammesburgen fort. 1066 bestanden in Mecklenburg außer den fürstlichen Wohnbauten u. a. drei Klöster. Die Ruine dieser Burganlage ist südlich des Dorfes Mecklenburg erhalten. Der Durchmesser des ovalen Innenhofes beträgt 95 zu 140 m, die Wälle überragen noch heute das umliegende Gelände bis zu 10 m.

Von den Burgen der pommerschen Herzöge und des pommerschen Adels ist bisher keine einzige näher untersucht worden. An der unteren Peene und am Oderhaff waren sie offenbar verhältnismäßig kleinräumig. In Usedom, zeitweise Residenz, Bischofssitz und 1128 Versammlungsort der pommerschen Adligen, die hier die Annahme des Christentums beschlossen, lag eine kleine Burg von nur 40 m Durchmesser. Davor befand sich allerdings ein größeres, stark befestigtes Suburbium (Abb. 84 c). In Demmin, zeitweise Sitz der pommerschen Herzöge, ist die Burg auf dem Gelände des heutigen „Haus Demmin“ zu suchen. Ebenso wie in Usedom und Demmin sind auch die pommerschen Burgen von Wolgast und Gützkow beim Bau der mittelalterlichen Burgen zerstört worden. Im Prinzip dürfte die Aufteilung des Burginneren der in Behren-Lübchin beobachteten sehr ähnlich gewesen sein. Im Mittelpunkt stand auch hier ein fürstliches Wohnhaus, umgeben von Unterküften der Krieger, Wirtschaftsbauten und Speichern. Allerdings scheinen Krieger und Dienstleute in größerem Umfange als bei den Obodriten nicht in den Burgen, sondern vor diesen, in Suburbien, gewohnt zu haben.

In der Uckermark, die um 1125 von Pommern erobert wurde, entstand eine großräumige Burg von 100 m Durchmesser auf einer Insel im Ober-Ückersee südlich von Prenzlau, gegenüber dem Dorfe Fergitz. Die Wallmauer war in Rostkonstruktion erbaut. Vor der Burg fand auf der gleichen Insel eine Vorburgsiedlung Platz. Zwei Brücken von insgesamt 2,8 km Länge verbanden die Burg mit beiden Ufern und vermittelten den Verkehr über die Ückerseerinne, möglicherweise im Zuge der Handels- und Verkehrsstraße Magdeburg—Brandenburg—Odermündung. Die Burg kontrollierte diesen Weg und konnte ihn sperren. Eine ähnliche Burg von 100 zu 200 m Größe lag an der alten Oder bei Schwedt. Sie war von einer doppelten Plankenwand umgeben. Die darin lebenden Bewohner hatten lebhaften Anteil am Handel, wie die zahlreichen Funde von Waagen und Gewichten zeigen.

Einige der eindrucksvollsten Burgen der slawischen Zeit liegen auf Rügen.<sup>53</sup> Der mächtige Wall von Arkona umgibt eine Burgfläche, die nur noch ein

Bruchteil der ehemaligen Größe aufweist. Der Rest ist im Verlaufe von acht Jahrhunderten ins Meer gestürzt (Abb. 6 a). Der Burgwall von Garz erhebt sich steil an einem ehemaligen Seebecken. Die Wälle der Herthaburg bei Stubbenkammer spiegeln sich im dunklen Herthasee, und der Rugard gewährt einen Rundblick über weite Teile der Insel. Jede dieser Burgen hat eine eigene bewegte Geschichte. Am besten sind die Burgen von Arkona und Garz bekannt. Beide dienten als Wohnsitze der herrschenden Adels- und Priesterschicht und bewahrten die Heiligtümer der Ranen. In Arkona stand hoch über dem Meer auf der höchsten Erhebung des Burggeländes der Tempel des Svantevit (S. 251). Außerdem aber lebte in der Burg eine große Menge Menschen. In Garz standen drei Tempel, dazu zahlreiche Häuser, von denen einige mehrere Stockwerke gehabt haben sollen. In Gefahrenzeiten fanden hier Flüchtlinge vom flachen Lande Unterkunft. In der Burg von Garz sollen sich 1168 bei der Eroberung durch die Dänen außer dem rügenschen Fürsten Tezlaw und seinem Bruder Jaromar sowie dem rügenschen Hochadel 600 Krieger aufgehalten haben.

Die Wehrmauer von Arkona, die 1168 zerstört wurde, war sehr mächtig. Auf einem 15 m breiten und 3 m hohen Erdwall stand eine 5,6 m breite Holz-Erde-Mauer, teilweise aus Holzkästen zusammengesetzt. Die Kästen waren mit Kreide, Lehm und Steinen gefüllt. Die vordere Kastenreihe fügte sich aus Kästen von 1 × 1 m, die dahinterliegende Reihe aus Kästen von etwa 2 × 2 m Größe zusammen. Eine Lehmschicht verkleidete die Außenfront der Holz-Erde-Mauer.

### e) Technik und Organisation des Burgenbaues

Der Burgenbau war eine sehr komplizierte und aufwendige Arbeit. Vor Errichtung der Burg mußte ein Plan aufgestellt werden, der die obengenannten vier Faktoren (S. 150) berücksichtigte und gegeneinander abwog. Der gesellschaftliche Zweck der Burg mußte sich unter den gegebenen Bedingungen des Geländes, unter Kenntnis und Berücksichtigung des Standes der Kriegstechnik des zu erwartenden Gegners und unter Einschätzung der Arbeitsleistung, auf die zurückgegriffen werden konnte, realisieren lassen.

Bei den großen Volksburgen des 7. bis 9. Jh. stand im wesentlichen nur die Arbeitskraft der Bevölkerung zur Verfügung, die die Burg nutzte. Die Anlage der Befestigung geschah daher in rationeller und teilweise sehr einfacher Art und Weise unter Ausnutzung aller Vorteile des Geländes und offensichtlich unter Verzicht auf repräsentative Wirkung. Die Wehrmauer von Feldberg hatte etwa eine Masse von 1600 m<sup>3</sup> Holz, Erde und Steine, davon etwa 800 m<sup>3</sup> Holz. Nach erschließbaren Normen, auf die weiter unten eingegangen wird, mußten zur Errichtung der Burgmauer 5000–8000 Tagewerke aufgewendet werden, d. h. 100 Arbeiter wären 50–80 Tage mit dem Wallbau beschäftigt gewesen. Man vergleiche damit den Aufwand, der bei Errichtung der Burg Behren-Lübchin ungefähr zu leisten war (S. 185 f.).

Der Stand der Kriegstechnik war in jener Zeit noch gering, die Heere waren verhältnismäßig klein. An den großen Höhenburgen dieser Zeit fällt auf, daß auf den Hangseiten, auf denen Krieger zu Fuß durchaus ohne größere Schwierigkeiten in die Burg gelangen konnten, keine stärkeren Befestigungen, höchstens Palisaden, vorhanden waren. Das ist vielleicht so zu erklären, daß diese Burgen in erster Linie gegen die Überfälle von Reiterkriegern angelegt wurden. Die mehr oder weniger steilen Hänge verwehrten Berittenen den Zugang. Die Anlage von Wällen und Gräben konnte daher auf die für Reiterkrieger leicht passierbaren Seiten beschränkt werden. Auch übermäßig hohe Wälle waren gegenüber diesen Gegnern nicht erforderlich, zumal in der Burg genügend Krieger zur Verteidigung bereitstanden.

Diese Bedingungen verliehen dem Burgenbau anfangs verhältnismäßig einfache Züge. Einige Ausnahmen hinsichtlich der Höhe und der Kompliziertheit des Wallbaues bereits im 7./8. Jh. fanden sich nach den bisherigen Kenntnissen lediglich in der Lausitz.

Die Verhältnisse wandelten sich gründlich mit der Herausbildung von befestigten Wohnsitzen der herrschenden Schicht und der Fürsten. Die Belagerung des Obodritenfürsten Mstislav im Jahre 1018 in seiner Burg Schwerin durch die aufständischen Obodriten und Lutizen zeigt, daß die herrschende Schicht mit Aufständen und Belagerungen durch die eigenen Untertanen zu rechnen hatte, d. h. daß große Menschenmassen gegen diese Burgen antreten konnten. Damit und mit dem Prozeß gesellschaftlicher Differenzierung war die Verringerung der Zahl der Krieger, die den Herrschern zur Verfügung stand, verbunden. In der Regel hatte der Fürst nur die Gefolgschaft unter Waffen. Das übrige Heer mußte erst bei einem feindlichen Überfall aufgeboten werden, wie um 1100, als die Ranen überraschend die Trave aufwärts fuhren und die Burg Lübeck belagerten. „Als nun Heinrich das Unheil einer Belagerung unversehens hereinbrechen sah, sagte er zu dem Anführer seiner Krieger: ‚Wir müssen dafür sorgen, uns und die Männer, die mit uns sind, zu retten. Mir scheint es notwendig, daß ich fortgehe und Hilfskräfte zusammenziehe, um die Burg so schnell wie möglich zu entsetzen‘. Mit Hilfe der Holsten gelang der Entsatz; die Ranen wurden geschlagen.“<sup>54</sup>

Die wichtigsten äußeren Gegner der slawischen Stammesfürsten und Herrscher waren das deutsche Reich bzw. die deutschen Feudalherren. Die Militärtechnik im deutschen Heer hatte besonders im 10./11. Jh., nicht zuletzt durch die zahlreichen Italienfeldzüge, bedeutend zugenommen. In Italien sammelte man Erfahrungen in der Belagerung und Eroberung von Festungen und Städten. Der Bau von Belagerungstürmen und Sturmböcken, das Unterhöhlen der Befestigungen durch Tunnel und die Brandlegung waren vervollkommen worden. Da mit dem Fall einer Burg in der Regel der Verlust der Herrschaft über das betreffende Land verbunden war, bemühten sich Fürsten und Adel, ihre Burgen so fest wie möglich zu machen. Dabei wurden vor allem drei Wege beschritten: Erstens verlegte man die Burgen, wo es anging, auf Inseln oder gut geschützte Halbinseln in Seen, Flüssen oder sumpfigen Niederungen.

Zweitens war man bemüht, die Befestigungsanlagen so kurz, so breit und so hoch wie möglich zu halten. Drittens schließlich wurde die Wallkonstruktion teilweise erheblich vervollständigt, und zwar durch den Verbundbau. Während die älteren Wallanlagen zumeist nur aus einem Segment, einem Rost mit Erdfüllung, einem Stein- oder Holzschalenwall mit Erdefüllung usw. bestanden (wie in Feldberg, Zehren, Köpenick, Bamme), wurden nun die Wälle aus mehreren solchen Einheiten zusammengesetzt. In Teterow bestand der erste Wall der Hauptburg aus einer Kastenreihe von 2,40 m Breite (Abb. 80). Die Kästen waren mit Erde gefüllt. Dahinter wurde ein 3,60 m breiter Holzrost mit Erdfüllung aufgeschichtet und vor der Kastenreihe eine 4 m breite Berme angelegt. In Behren-Lübchin erreichte die Burgmauer durch sechs hintereinanderliegende Palisadenwände, jede mit einer sehr unterschiedlichen Aufgabe im Gesamtgefüge des Walles, höchste Kompliziertheit und Festigkeit. Der Wall mit Berme wurde dadurch 12 m breit (Abb. 79). Bereits in Scharstorf, Kr. Plön, waren drei Kastenreihen hintereinandergesetzt worden. Ebenso wurden die Toranlagen ganz erheblich verstärkt. Tore waren die schwächsten Stellen in der Befestigungslinie einer Burg. Daher waren die Burgenbauer bemüht, ihre Zahl möglichst niedrig zu halten. In der Regel gab es nur ein Tor, im Höchstfall sind bisher drei Tore in einer Burg (Feldberg) nachgewiesen (Abb. 54). Die älteren Volks- und Fluchtburgen hatten allem Anschein nach nur einfache Toranlagen, in Tornow führte ein Tortunnel von etwa 2,20 m Breite durch den Wall. In Feldberg waren die Tore an der Wallfront etwa 2,40 m breit. Der Weg führte jeweils über Erdbrücken frontal auf das Tor zu. Mit der Entstehung der Fürsten- und Adelsburgen änderte sich die Situation. In der zweiten Burg von Tornow wurde der Torweg in etwa 3 m Höhe durch den Wall geführt (Abb. 8 b). Ein Angreifer mußte zunächst diesen Höhenunterschied überwinden, bevor er überhaupt an das Tor gelangte. Dieses Prinzip des erhöht geführten Torweges wurde auch in Brohna, Kr. Bautzen, und später in Arkona auf Rügen gebraucht.

In den großen Fürstenburgen des 11./12. Jh., z. B. in Behren-Lübchin (S. 178), wurde das Prinzip angewandt, den Gegner zunächst unmittelbar vor der Mauer durch das Schußfeld der Verteidiger zu führen, bevor — zumeist in scharfem Winkel — das Tor erreicht wurde (Abb. 77). Diese Wegeführung ist anscheinend in manchen Gebieten schon in früherer Zeit angewendet worden. Türme und Bastionen unmittelbar am Tor erhöhten die Verteidigungsmöglichkeit. Außer in Behren-Lübchin scheint dieses Prinzip in Mecklenburg, Kr. Wismar, Fergitz, Kr. Templin, in Alt Lübeck und Teterow gebraucht worden zu sein. Wenn man sich auf längere Belagerung einstellen mußte, wurde der Tortunnel darüber hinaus besonders verrammelt oder mit Erde zugeschüttet. So verfahren 1168 z. B. die Verteidiger der Burg Arkona. Alle diese Maßnahmen hatten zur Folge, daß es selten gelang, eine Burg zu erobern. Die Rammen und Sturmböcke, die in Italien steinerne Stadtmauern durchbrachen, blieben gegenüber den kompakten Holz-Erde-Konstruktionen der sla-

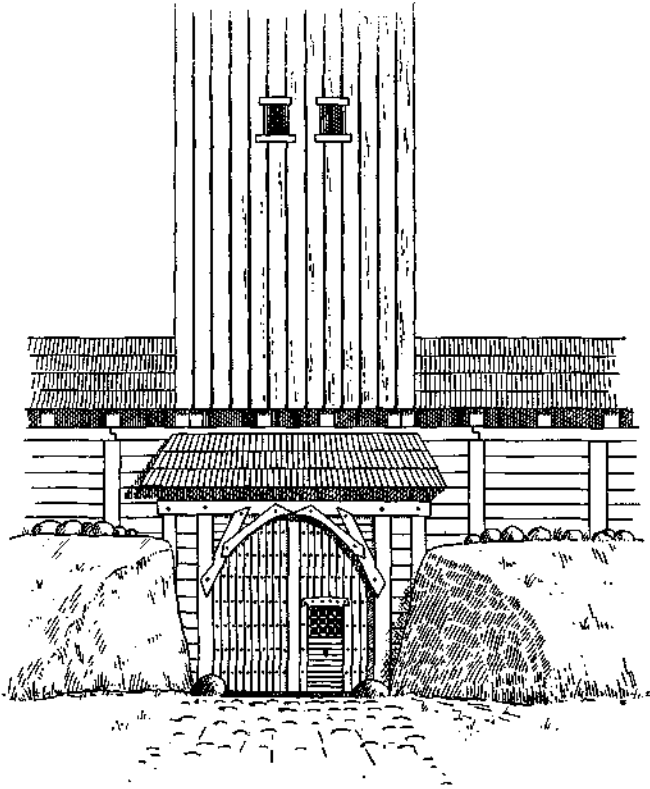


Abb. 81. Tor der Burg Arkona. Rekonstruktionsversuch nach den Grabungsbefunden

wischen Wallmauern wirkungslos. Tunnel zum Unterhöhlen der Wälle ließen sich in der Regel nicht graben, da die Burgen dicht über dem Grundwasserspiegel oder auf Felsboden lagen.

Im wesentlichen gab es zwei Möglichkeiten, eine Burg einzunehmen. Entweder versuchte man die Burgbesatzung zu überlisten. Das geschah durch überraschende Angriffe und führte häufig zum Erfolg, wenn die Besatzung schwach war oder in ihren Reihen Verrat geübt wurde. Ein weiteres wirksames Mittel bestand darin, die Burg in Brand zu setzen. In trockenen Zeiten war das verhältnismäßig leicht möglich, teilweise auf sehr einfache Art. In Arkona entdeckte, nachdem die Burg schon längere Zeit belagert wurde, ein Dänenjüngling einen Spalt zwischen dem vor dem Angriff mit Erde verfüllten Tortunnel und dem Gebälk des darüberliegenden Turmes (Abb. 81). Wenige Bunde Stroh, die hineingeschoben und angesteckt wurden, führten zur Brandkatastrophe und zur Übergabe der Burg. Manchmal wird man auch Pechtöpfe oder Fackeln über die Wälle auf die hölzernen Gebäude im Innern geschleudert haben, vielleicht gab es auch Brandpfeile. Die Wurfmaschinen, die die



Dänen 1173 gegen Usedom einsetzten, mögen in der Lage gewesen sein, u. a. solche Brandgeschosse zu befördern. Das Ergebnis stellte die archäologische Forschung fest. Unter den bisher untersuchten etwa 60 Burgen gibt es höchstens 10, die nicht durch Feuer zerstört worden sind. Zur Abwehr der Brandgefahr wurden die Außenfronten der Wälle mit Steinen, Lehm oder Schlick verkleidet. Das erschwerte zwar die Anzündung des Walles, gegen die Inbrandsetzung der Gebäude in der Burg jedoch gab es keinen wirksamen Schutz.

Die komplizierte Situation, der die Burgen der herrschenden Schicht des 10. bis 12. Jh. gerecht werden mußten, hat wohl dazu geführt, daß sich Leute auf den Burgenbau spezialisierten und im Auftrage der Fürsten und des Adels die Errichtung von Burgen planten und die Bauarbeiten leiteten.

Über den hohen Aufwand und den Ablauf der Bauarbeiten berichtet kein Pergament. Dennoch gestatten einige Ausgrabungen, diesen Hergang annähernd zu rekonstruieren und die Arbeitsleistungen, die mit dem Burgenbau verbunden waren, zu errechnen.

Die Länge der Befestigungslinie der älteren Burg von Behren-Lübchin betrug ungefähr 420 m. Davon entfielen auf den Wall ungefähr 300 m bei einer durchschnittlichen Breite von 6 m. Die mittlere Höhe dieses Walles lag bei 4 m ohne oberen Wehrgang. Davor lag eine etwa 6 m breite und im Mittel 2 m hohe Berme. Die Gesamtmasse des Walles, also des Bauholzes, der Füllerde bzw. der aufgepackten Torfschichten und Steine betrug dann 10800 m<sup>3</sup>. Auf Grund des Grabungsbefundes darf davon ausgegangen werden, daß etwa die Hälfte dieser Masse, d. h. 5400 m<sup>3</sup>, das Bauholz ausmachte (Abb. 5b). Dazu kam das Holz der etwa 120 m langen Palisade mit Wehrgang und der 320 m langen Brücke zwischen Burg und Festland sowie der Holzrost der Burginnenfläche. Zur Ausführung dieser Bauarbeiten mußten folgende Holz mengen eingeschlagen, herantransportiert, zugerichtet und verbaut werden: im Wall 5400 m<sup>3</sup>, in der Palisade 60 m<sup>3</sup>, in der Brücke 120 m<sup>3</sup>, im Holzrost 6000 m<sup>3</sup>, insgesamt also 11580 m<sup>3</sup>.

Nach Angaben altrussischer Quellen ist errechnet worden, daß der Einschlag und die Verarbeitung von 1 m<sup>3</sup> Eichenholz im Wallbau 6 bis 10 Tagewerke in Anspruch nahm. Für die Aufschüttung von 1 m<sup>3</sup> Erde wurden 1/2 bis 1 Tagewerk benötigt.<sup>55</sup> Werden diese Werte zugrundegelegt, so mußten in Behren-Lübchin 70 480 bis 115 800 Tagewerke aufgewendet werden, um das Bauholz zu fällen, anzutransportieren, zuzuschlagen und zu verarbeiten sowie 2 700 bis 5 400 Tagewerke, um die Erdbewegungen auszuführen. Zusammen ergibt das rund 75 000 bis 120 000 Tagewerke. Dazu kamen die Arbeiten für die Ausstattung der Burg mit Wohn- und Wirtschaftsbauten, die Anlage von Palisaden und Pfählen unter dem Wasserspiegel als zusätzliche Hindernisse vor der Burg usw. Diese Arbeiten lassen sich nicht berechnen, sie werden jedoch mindestens mit 10 000 Tagewerken zu veranschlagen sein.

Der Bau der Burg von Behren-Lübchin hätte dann 85000 bis 130000 Tagewerke erfordert. 100 Arbeitskräfte hätten daran 850 bis 1300 Tage gearbeitet. Wird das Jahr mit 200 Tagewerken angesetzt (in der übrigen Zeit mußten die Felder bestellt und andere Arbeiten ausgeführt werden), so lag die Bauzeit bei 4 bis 7 Jahren. Wurden 1000 Arbeitskräfte herangezogen, so verringerte sie sich auf 85 bis 130 Tage. Zwischen diesen errechneten Werten wird die tatsächliche Baudauer gelegen haben, d. h. die Burg konnte in einem Jahr erbaut werden. Dabei ist nicht berücksichtigt, daß vor der Burg von Behren-Lübchin noch eine Vorburg lag, deren Befestigungswall etwa 550 m lang war.

Der Aufwand für die kleinen Adelsburgen war entsprechend geringer. Eine Burg in der Größe von Tornow mit einem Gesamtdurchmesser von 70 m ergibt etwa folgende Daten: Die Gesamtfläche der Burg betrug 39,90 a, davon entfielen auf die Gebäude 10 Prozent, auf den Innenhof 20 Prozent und auf die Befestigung 70 Prozent. Gegenüber den großen Fürstenburgen nahm also der Aufwand für die Befestigung relativ zu. Zur Errichtung dieser Burg mußten, werden die gleichen Ausgangsnormen wie in Behren-Lübchin zugrunde gelegt, 21 000 bis 40 000 Tagewerke geleistet werden, d. h. ein Viertel bis höchstens ein Drittel des für die Burg von Behren-Lübchin errechneten Aufwandes. 100 bis 200 Arbeitskräfte konnten diesen Bau in einem Jahr ausführen.

Unabhängig davon, wie sehr die genannten Zahlen von den tatsächlichen Werten abweichen, vermögen sie zu zeigen, welches Maß von Kooperation erforderlich war, um die Burgen in einer annehmbaren Zeitspanne fertigzustellen. Es wird ersichtlich, daß nicht nur perfekte Handwerker, Zimmerleute und Brückenbauer am Werk waren, die nötigen Transportmittel zur Verfügung standen usw., sondern daß es Planer und Leiter solcher Unternehmen gab. Sie verstanden es, mit Maß und Winkel, wohl auch Zirkel und Lot umzugehen, wurden mit dem Grundwasser durch die Anlage von Isolierschichten aus Holz, Holzkohle, Torf usw. fertig und planten Bauwerke, die den Belagerungsmaschinen ihrer Zeit trotzten. Sie waren es aber auch, die zum ersten Male Hunderte und Tausende von Menschen aus vielen Dörfern und Siedlungen zu planmäßiger Kooperation zusammenführten. Auf diese Weise entstanden Bauwerke, die dem Lande das Gepräge gaben. Ebenso sicher ist, daß alle damit verbundenen Arbeitslasten den unterworfenen oder abhängigen Bauern, Handwerkern, Fischern, Sklaven oder Kriegsgefangenen aufgebürdet wurden. Damals entstanden die Verpflichtungen der ausgebeuteten Schichten des Volkes zu den vielfältigen Leistungen beim Bau der fürstlichen oder adligen Burgen, beim Brücken- und Wegebau, bei der Instandhaltung, Säuberung und Bewachung der Burgen. Der Burgen- und Brückenbau wurde zu einer der drückendsten Lasten der Feudalzeit.

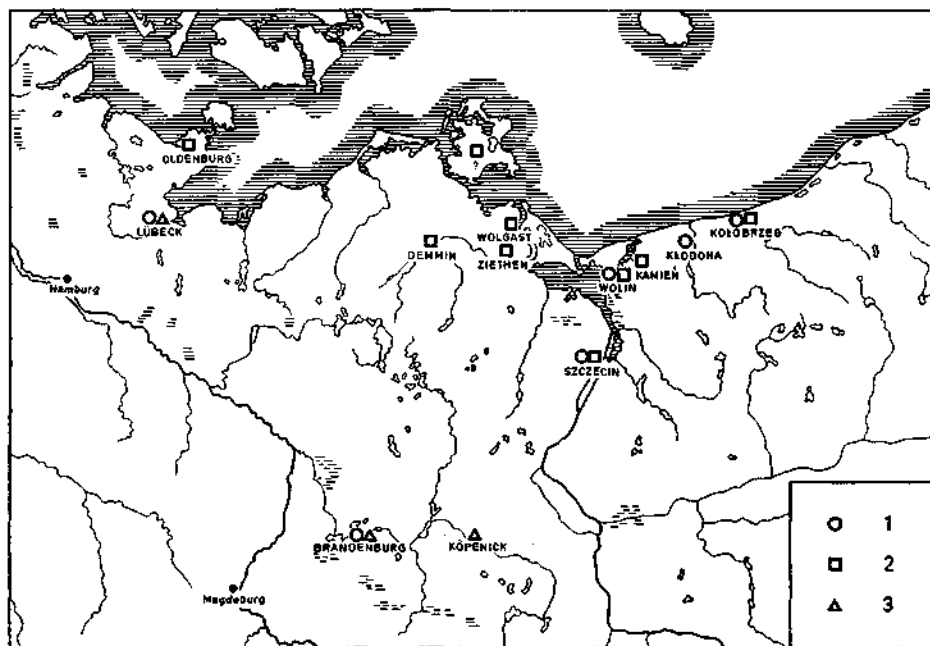


Abb. 82. Marktorte und Kaufmannssiedlungen im slawischen Siedlungsgebiet  
 1 Kaufmannssiedlungen des 11. und der ersten Hälfte des 12. Jh.; 2 schriftlich überlieferte Marktorte aus der ersten Hälfte des 12. Jh.; 3 auf Grund der Münzprägung für die erste Hälfte des 12. Jh. erschließbare Marktorte

#### 4. Frühe Städte und Handwerkersiedlungen

##### a) Voraussetzungen und Bedingungen der Frühstadt

Handwerk, Gewerbe und Handel und damit die entsprechenden gesellschaftlichen Schichten entstanden zur gleichen Zeit, als auch die Adelschicht allmählich die aus der Gentilgesellschaft überkommenen Beschränkungen abwarf, ihre ökonomische und politische Macht ausbaute und ihrer Herrschaft durch die Errichtung von Burgen Festigkeit und Ausdruck verlieh. In gleichem Maße, wie dieser Prozeß voranschritt, machte auch die Konzentration von nichtlandwirtschaftlichen Produzenten an einigen Burg- und Siedlungszentren Fortschritte – es begann die Entwicklung von Frühstädten.<sup>56</sup>

Die Entstehung frühstädtischer Siedlungen war auf das engste mit der spezifischen ökonomischen und politischen Entwicklung der jeweiligen Gebiete verbunden. In der Mitte des 9. Jh. bestand bereits ein engmaschiges Netz von Mittelpunkten, die zumeist mit den Hauptorten der Stammesgebiete identisch waren. Für die Obodriten allein wurden 53 „civitates“ genannt; die Lusizer und Milzener hatten je 30, die Heveller 7, die Wilzen 9 usw. Die Mehrzahl

dieser Orte gelangte nicht zu einer frühstädtischen Entwicklung oder höchstens zu ersten Ansätzen, die oft wieder verkümmerten. Nur wenigen mit besonders günstigen ökonomischen, politischen, geographischen und verkehrsgeographischen Bedingungen war eine solche weiterführende Entwicklung beschieden (Abb. 82).

Das gilt vor allem für die Stammesmittelpunkte. Dort hatten nicht nur die führenden Kräfte des Stammes, Stammesfürst, Priester und andere Amtsträger ihren Sitz, sondern hier trafen auch regelmäßig größere Menschengruppen zusammen. Dabei boten sich Möglichkeiten für den Austausch. Die Stammesmittelpunkte hatten sich in erster Linie an jenen Stellen gebildet, die von der Natur begünstigt und vom Verkehr erreichbar waren. Die größten und bedeutendsten Zentren entstanden daher zunächst bei den Großstämmen.

### b) Frühstädte der Obodriten

Der Hauptort der Wagrier war Stargard, übersetzt heißt das „Alte Burg“ oder „Oldenburg“. Im 7./8. Jh. wurde Oldenburg bereits ausgebaut und vor dem 10. Jh. bestand es schon aus einer mächtigen Burg und einer befestigten Siedlung im Vorgelände (Abb. 83b). Wohl im Jahre 968 wurden hier, nach der Unterwerfung dieses Gebietes durch den Ottonenstaat, ein christliches Bistum gegründet und die heidnische Kultstätte aus der Burg verbannt. Das Siedlungszentrum lag auf einer Moränenscholle am sogenannten Oldenburger Graben. Auf diesem Wasser gelangte man nach 5 km Schifffahrt in die Kieler Bucht oder nach reichlich 15 km in die Lübecker Bucht, also in die Ostsee. Oldenburg entwickelte sich zu einer „civitas maritima“, zu einem Hafenort, über den der Handel mit Skandinavien abgewickelt wurde. In Oldenburg bestieg man im 11. Jh. Schiffe, um die Seereise nach Wolin anzutreten.<sup>57</sup>

Mit dem Seehandel steht ganz zweifellos die große Anzahl von Schatzfunden in der Umgebung Oldenburgs in Zusammenhang. Die großen Funde gehören in das 11. Jh. und enthalten oftmals viele Kilogramm Münzen. Das weitere Schicksal von Oldenburg im 11. und 12. Jh. war eng mit der Feudalentwicklung des Obodritenstaates verbunden. In diesem Prozeß blieb es nur Sitz der wagrigen Teilfürsten. Dieser Umstand sowie häufige Überfälle und Zerstörungen drängten Oldenburg in eine zweitrangige Position gegenüber dem aufsteigenden Alt Lübeck. In der Mitte des 12. Jh. war Oldenburg verödet, und der Bischofssitz wurde 1160 nach Lübeck verlegt.

Das große Stammeszentrum der Obodriten war Mecklenburg (Abb. 83a). Die slawische Bezeichnung ist nicht sicher überliefert. Vielleicht hieß es „Weli-grad“ – große Burg. Der Ortsname „Mecklenburg“ (995 Michelenburg) ließe sich – ähnlich wie im Falle von Oldenburg – als deutsche Übersetzung verstehen. In lateinischer Übersetzung hieß Mecklenburg dann auch „Magnopolis“. Die Dänen nannten es im 9. Jh. wohl Reric (d. h. Ort im Röhricht) und den Stamm der Obodriten danach die „Rereger“.<sup>58</sup>

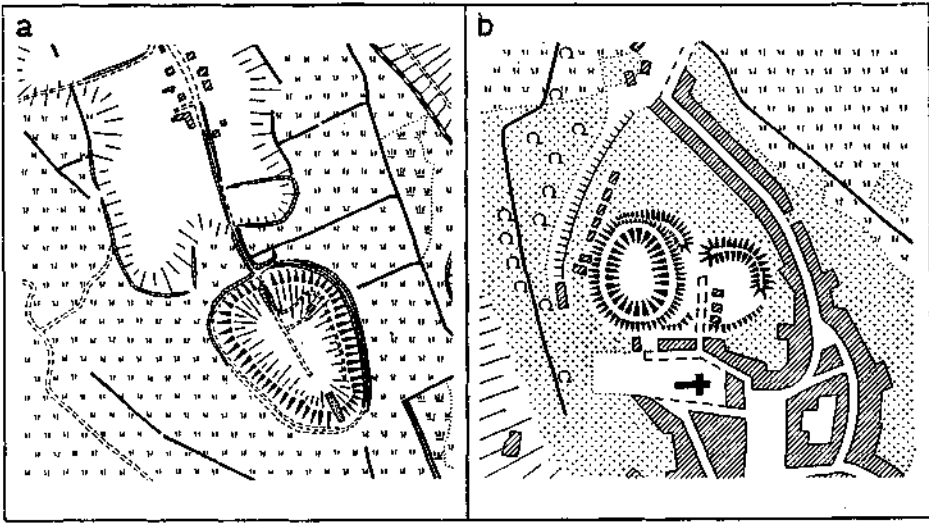


Abb. 83. Grundrisse der Mecklenburg, Kr. Wismar (a) und der Oldenburg in Wagrien (b) 1 : 10 000

Die Mecklenburg wurde in großzügiger Weise, als eine der größten Burgen dieser Zeit, wohl im 7. Jh. gegründet (S. 167). Davor entstand ein Suburbium auf einer Landzunge. Wenn die Identifizierung mit Reric zutrifft, waren hier zu Anfang des 9. Jh. bereits Kaufleute ansässig. Im 10. Jh. gab es bedeutenden Marktverkehr; aus der weiteren Umgebung von Mecklenburg ist eine größere Anzahl von Silberschätzen bekannt. Der älteste Fund von Steinhäusen mit 5 kg Silber gehört in das 9./10. Jahrhundert.

Mecklenburg lag nur 7 km von der Wismarer Bucht entfernt.<sup>59</sup> Außerdem führte die große Straße von Hamburg nach Wolin über Mecklenburg. Diese Bedingungen sicherten Mecklenburg eine kontinuierliche Stellung als wirtschaftliches und politisches Zentrum. Daher war es wohl seit ältester Zeit Sitz der Fürsten des obodritischen Stammesverbandes und späteren Staates. 965 residierte hier der mächtige Obodritenfürst Nakon (S. 211). Zwischen 1043 und 1066 erlebte Mecklenburg eine große Zeit als fürstliche Residenz und Sitz des Bischofs Johann. „In der prächtigen Obodritenburg Magnopolis aber sollen sogar drei Klöster für die Diener Gottes bestanden haben“.<sup>60</sup>

Durch die Verlegung der Residenz des Obodritenfürsten Heinrich nach Alt Lübeck am Ende des 11. Jh. und im Verlauf der Ostexpansion verlor Mecklenburg allmählich seine hervorragende Stellung. 1168 ist zwar noch Marktverkehr in Mecklenburg überliefert, aber in dieser Zeit wurde es schon von Schwerin überflügelt. In Schwerin bestand auf der Insel im Schweriner See, an der Stelle des heutigen Schlosses, bereits im 10. Jh. eine obodritische Burg; 1018 wurde der Obodritenfürst Mstislav von seinen aufständischen Unter-

tanen hier belagert und schließlich vertrieben. Die Blütezeit Schwerins setzte jedoch erst ein, als es während der deutschen Ostexpansion Sitz des Grafen Gunzelin und des Mecklenburger Bischofs wurde.

Von geringerer frühstädtischer Bedeutung waren das Zentrum der Polaben, Ratzeburg, und das der Warnower, dessen Name nicht einmal überliefert ist.

Zu größtem Ansehen, eng verknüpft mit der obodritischen Staatswerdung, gelangte am Ende des 11. Jh. und im ersten Viertel des 12. Jh. Alt Lübeck (S. 175). Es entstand, ebenso wie Oldenburg und Mecklenburg, nicht unmittelbar an der Küste, sondern etwa 5 km traveaufwärts, 4 km nördlich der heutigen Lübecker Altstadt (Abb. 75). Im Grenzgebiet zwischen Polaben, Wagriern und Obodriten schon unter Gottschalk gegründet, erfuhr es unter dem hier residierenden Obodritenfürsten Heinrich eine besondere Förderung (S. 212 ff.).

In der Burg lagen das fürstliche Wohngebäude, Unterkünfte, vermutlich auch eine Münzwerkstatt und eine Kirche (Abb. 76). Vor der Burg entstand ein Handwerkerviertel. Drechsler, Böttcher, Töpfer, Schmiede, Kammacher und andere Handwerker wohnten hier und betrieben ihre Werkstätten. Da auch Gegenstände skandinavischer Herkunft, u. a. ein Knochenstück mit Runenritzung (Abb. 105), gefunden wurden, ist damit zu rechnen, daß sich unter diesen Handwerkern auch Skandinavier befanden. Das Handwerkerviertel war anscheinend von einer schwachen Befestigung geschützt. Außerhalb dieser Befestigung scheint eine ärmere Bevölkerungsgruppe, vielleicht Dienstleute, ansässig gewesen zu sein. Heinrich siedelte in Lübeck auch fremde Kaufleute an, wohl vorwiegend Sachsen. Diese errichteten ihre Häuser gegenüber dem Handwerkerviertel auf der Teerhofinsel. Zu dieser „ansehnlichen Niederlassung“ der Kaufleute gehörte die „Kirche auf dem Hügel außerhalb des Burgbereiches jenseits des Flusses“. Zwischen beiden Siedlungsteilen lag der Hafen.<sup>64</sup>

### c) Frühstädtische Zentren bei Wilzen und Ranen

Im Bereich der Wilzen lagen alte Stammeszentren, die Ansätze für frühstädtische Entwicklungen boten, im 9./10. Jh. in Fresendorf bei Rostock, später in Kessin und Toitenwinkel bei Rostock sowie in Werle bei Schwaan. Diese Zentren sind jedoch nur in geringem Maße untersucht, und verlässliche Aussagen über Einzelheiten ihres Aufbaues sind daher nicht zu treffen. Im Gebiet der Tollenser und im Land der Redarier entstanden solche Zentren wohl in der Ravensburg bei Neubrandenburg und im Süden des Tollensesees auf dem Bacherswall in der Lieps bzw. seit dem 9./10. Jh. auf der Fischerinsel im Tollensesee. Es ist das einzige Gebiet im Binnenland, in dem sich die Funde arabischer Münzen in ähnlicher Weise wie an den Küstenzentren in zum Teil großen Schatzfunden häufen (Abb. 44).

Im Gebiet der Ukranen scheint in Drense bei Prenzlau ein solches altes Zentrum gelegen zu haben. Zwischen Tollensern und Zirzipanen erlangte die

Gegend von Demmin besondere Bedeutung. Hier trafen verschiedene Wasserwege über Tollense, Peene und Trebel zusammen und man gelangte per Schiff in das Oderhaff. Über Demmin verliefen auch die Straßen von Hamburg nach Wolin bzw. von Magdeburg–Havelberg nach Wolin. Daher entstand hier wohl im 8./9. Jh. der Mittelpunkt des wilzischen Stammesverbandes, in dem 789 der Oberkönig Dragowit seinen Sitz hatte (S. 158 f.).

Die Erdwerke dieses Burgzentrums sind bei Vorwerk südöstlich von Demmin erhalten. Zu Anfang des 12. Jh., vermutlich im Zusammenhang mit der pommerschen Eroberung, wurde dieses Zentrum durch ein neues ersetzt, dessen Kernstück die Burg im Bereich des heutigen „Haus Demmin“ wurde. Davor lag 1128 bereits eine Marktsiedlung.

Unfern der Peenemündung, bei Menzlin, entstand schon im 8./9. Jh. ein großes Zentrum, das vielleicht in hohem Maße von skandinavischen Piraten oder Einwanderern bewohnt wurde. Die Siedlung dehnte sich auf einer Fläche von ungefähr 10 ha aus (Abb. 84a). In der Nachbarschaft legten die Bewohner ihre Gräber – typisch skandinavische Schiffsbestattungen – an. Diese Bevölkerungsgruppe wurde jedoch anscheinend sehr schnell assimiliert; die Siedlung verfiel im 10. Jahrhundert.<sup>62</sup> Die Tradition dieses Gebietes als wirtschaftlicher Mittelpunkt hielt sich jedoch. Es entstanden spätestens in der ersten Hälfte des 12. Jh. die Marktsiedlung bei Ziethen mit einem der ersten, 1140 urkundlich erwähnten Märkte, und die Burg Groswin südlich der Peene. Später setzte Anklam diese frühstädtische Tradition fort.

Nur undeutlich sind die frühstädtischen Entwicklungslinien aus alten Stammeszentren auf Rügen und Usedom zu verfolgen. In Usedom und Wolgast ist mit älterer Tradition zu rechnen, Sicherheit darüber gibt es jedoch nicht. Auf Rügen hat es wohl einige ältere Handelsplätze gegeben. In jüngster Zeit konnte ein offenbar bedeutender Handelsplatz bei Ralswiek am Großen Jasmunder Bodden nachgewiesen werden. Die Siedlung dehnte sich über mehr als 10 ha auf einem Strandwall am Bodden aus, war also auf drei Seiten natürlich geschützt (Abb. 84b). In ihr fanden sich Spuren handwerklicher Tätigkeit und eines ausgedehnten Handels mit den Völkern im Norden, Westen und Süden der Ostsee. Die Siedlung hatte einen gut geschützten Hafen. Nahe dabei lag ein „Schiffsfriedhof“, auf dem bisher drei Boote ausgegraben worden sind, die ehemals als Hochseeschiffe dienten (S. 100) (Abb. 85b).<sup>63</sup> Weitere Handelsplätze lagen bei Arkona, wo sich fremde Kaufleute zeitweise zum Heringsmarkt versammelten, ohne daß sich jedoch für eine feste Kaufmannssiedlung irgendein Hinweis findet. Möglicherweise bestand eine solche in Medow (heute Wiek) im Südwesten von Arkona, dem eigentlichen Hafen. Auf Rügen fehlen daher auch die für die obodritischen und teilweise wilzischen und pommerschen Länder typischen befestigten Vorburgsiedlungen.

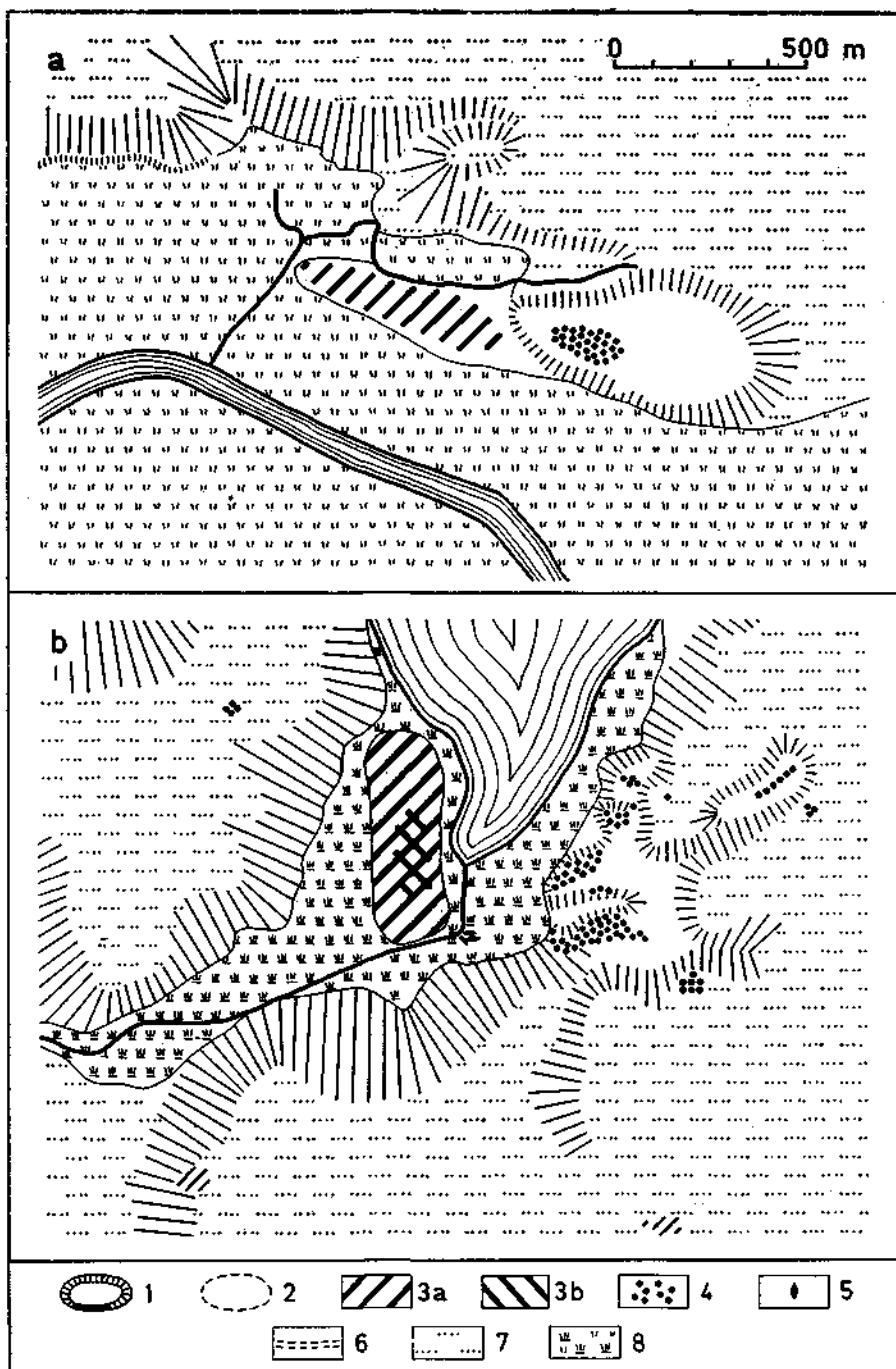
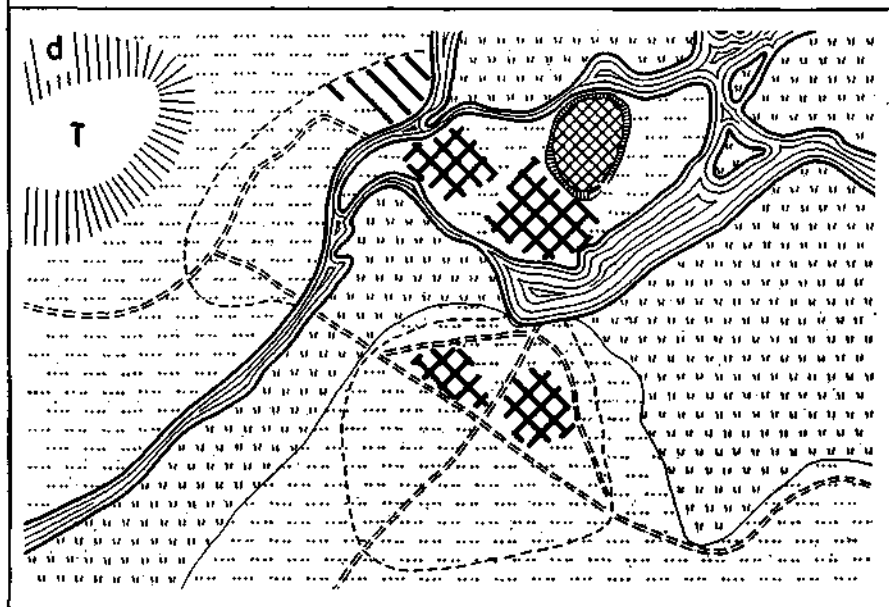
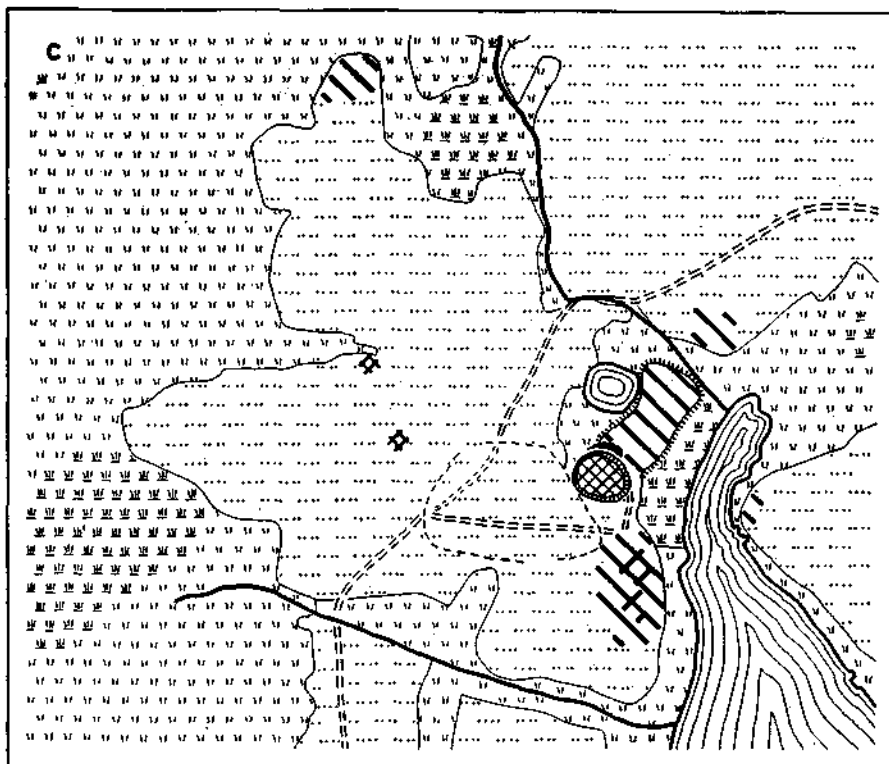


Abb. 84. Frühstadt. Entwicklung. Siedlungsgrundrisse von Menzlin, Kr. Anklam (a), Ralswiek, Kr. Rügen (b), Usedom, Kr. Wolgast (c) und Brandenburg (d)  
 1 Burgwall (schwarz: nachgewiesen; schraffiert: erschlossen); 2 mittelalterliche Stadt;





3 Siedlungen (a: altslawisch, b: jungslawisch); 4 Hügelgräber; 5 Bootsfund; 6 Wege;  
7 trockener Untergrund; 8 feuchter Untergrund, zum Teil Verlandung; T Triglav-  
Heiligtum

#### d) Frühstädtische Zentren im Spree-Havel-Gebiet, in der Lausitz und bei den Sorben

In den südlichen Gebieten lagen frühstädtische Zentren vermutlich in der Gegend von Lenzen, bei Havelberg, sicher jedoch in Brandenburg. In der Lausitz bildete Liubusua einen solchen Stammeshauptort (S. 167). Im 13. Jh. entstand wenig nördlich die Stadt Luckau.

Ansätze zur Ausbildung von Suburbien mit Handwerkervierteln vor Burgen gab es in der Lausitz schon im 8. und frühen 9. Jahrhundert. Der unzureichende Forschungsstand gestattete bisher nur in Tornow, das Bild eines solchen Siedlungskomplexes annähernd zu erfassen. Vor der Adelsburg lag der zur Burg gehörende Wirtschaftshof mit handwerklichen und gewerblichen Produktionsstätten. Daneben bildete sich ein weiteres Wirtschaftsviertel, in dem u. a. ausgedehnte Töpferei und Eisenverarbeitung betrieben wurden. Weiterhin gehörten zur Siedlung mehrere verschiedene Hofverbände, die wohl vorwiegend mit der landwirtschaftlichen Produktion verbunden waren.<sup>65</sup>

In Tornow drücken sich also die ersten Keime arbeitsteiliger Wirtschaft in der Siedlungsstruktur aus. Nach der Zerstörung der Burg und Siedlung zu Anfang des 9. Jh. gingen diese Keime jedoch zugrunde. Es entstand ein ganz auf den Adelshof orientiertes Dorf; ein besonderes Wirtschaftsviertel gab es nicht mehr.

Im Elbe-Saale-Gebiet nahmen an der frühstädtischen Entwicklung ebenfalls in erster Linie die Hauptorte der Stämme teil. Zu denken ist zunächst an die bereits 766 bezeugte Weidahaburg (Wettaburg, Kr. Naumburg) und die 839 zerstörte Kesigesburch (Cösitz, Kr. Köthen). Die Namen beider Befestigungen enthalten als Grundwort den Begriff -burg, der für diese Zeit im germanischen Sprachgebrauch die übliche Bezeichnung für die nichtagrarische Siedlung war.<sup>65</sup> Es ist nicht ausgeschlossen, daß die fränkischen Quellen gerade mit dieser Bezeichnung eine gewisse Sonderstellung der beiden Anlagen zum Ausdruck bringen wollten. Auf dem Wege zur Frühstadt dürften ferner die Stammesvororte Gommern, Zerbst, Teuchern, Tröglitz (Peronzowa), Zörbig und Landsberg gewesen sein. In anderen Fällen zeugt die Erwähnung der Vorburgsiedlungen, der Podgrodici (S. 149), von der früh einsetzenden städtischen Entwicklung. 973 wird Torgau genannt, sein Name bedeutet „Markort“.

In der Oberlausitz mögen Coblenz und Kopschin, beide mit befestigten Vorburgsiedlungen, eine dominierende Rolle gespielt haben. Spätestens im 10. Jh. wurden diese jedoch durch Bautzen abgelöst.<sup>66</sup>

In der zweiten Hälfte des 10., vor allem aber im 11. und 12. Jh., kam es zu wesentlichen Veränderungen in der Entwicklung der frühstädtischen Zentren. Das aufblühende Wirtschaftsleben, verbunden mit der teilweisen Festigung staatlicher Gewalten, förderte den Ausbau alter Zentren, führte aber auch zur Aufgabe mancher Stammesmittelpunkte und zur Gründung neuer Mittelpunkte. Am deutlichsten drückte sich das im Bereich des pommerschen Staates aus.

**e) Frühstädte des 11. bis 12. Jahrhunderts**

Im 11. Jh. oder zu Anfang des 12. Jh. wurde Usedom angelegt (Abb. 84c). Vor der kleinen, heute zum größten Teil zerstörten fürstlichen Burg entstand ein großes Suburbium, das sich am Usedomer See entlangzog und durch einen hohen Wall geschützt war. Im Jahre 1128 war es schon ein bedeutender Mittelpunkt und Versammlungsort der pommerschen Notabeln. Neben der fürstlichen Burg und dem Suburbium entstand im Gelände der heutigen Wiek die zentrale Marktsiedlung des ganzen Gebietes Wanzlow, nämlich der Ort Grobe (heute wüst). Zu diesem Markt gehörte ein Krug. Unweit des zu dieser Siedlung gehörigen Marktes gründeten Prämonstratensermönche aus Havelberg um 1153 das Kloster Grobe mit der Kirche St. Marien und Godehard. Hier mag sich auch, vielleicht in Verbindung mit der Marienkirche, zeitweilig der Sitz des pommerschen Bischofs befunden haben. 1140 in Wolin gegründet, wurde mit dessen Niedergang Usedom Mittelpunkt des Bistums, bis 1176 endgültig Kamień (Pomorski) diese Stellung einnahm.

Ein anderes Suburbium entstand im Norden; weitere Siedlungen überzogen in großer Zahl das benachbarte Gelände. Der Usedomer Hafen am Usedomer See war insofern sehr günstig gelegen, als Schiffe nur durch die schmale „Kehle“ bei Klüne einfahren konnten, ein Überfall von See her war also erschwert. Vielleicht führte vom Usedomer See ein Kanal nach Norden zur Peene. Trotz der starken Befestigung, die Usedom umgab, wurde es mehrfach, besonders 1164, 1166, 1177 und 1178, vollständig oder teilweise zerstört. Seit der Mitte des 13. Jh. schließlich entstand die heutige Stadt Usedom.<sup>67</sup>

Eine ähnlich bedeutsame Rolle wie Usedom spielte Wolgast. Der Mittelpunkt der frühstädtischen Siedlung hat wahrscheinlich auf der Peeneinsel gelegen. Eine Brücke führte in der zweiten Hälfte des 12. Jh. hier über den Peenestrom. Bei Wolgast konnte der Peenestrom für die Schifffahrt gesperrt werden, und die Dänen wurden mehrfach an der Fahrt auf der Peene durch solche Sperren bei Wolgast behindert. Auch in Wolgast herrschte um 1128 Marktverkehr.

Zu den wichtigsten frühstädtischen Mittelpunkten gehörte Demmin, wo um 1128 ein Markt nachweisbar ist. Andere Zentren erlangten oder besaßen mindere Bedeutung. Die Mittelpunkte der pommerschen Burgbezirke ließen zweifellos manchen Ansatz für eine frühstädtische Entwicklung erkennen, wie etwa Gützkow, Dargun, Triebsees, Loitz, Lassan und andere. Ähnliche Bedeutung erlangte zunächst auch Pasewalk, ebenso die Siedlung auf der Insel im Ober-Ückersee bei Prenzlau. Dagegen scheint Prenzlau erst in der zweiten Hälfte des 12. Jh. zu größerer Bedeutung gekommen zu sein. In Schwedt entstand ein weiteres größeres frühstädtisches Zentrum auf der Oderinsel, ein unbefestigtes Suburbium lag vermutlich im Gebiet des Mühlenbergs am Talrand. In Stolpe bildete sich eine solche große befestigte Siedlung auf einer Höhe an der alten Oder.

Eine ähnliche Entwicklung wie im pommerschen Staatsgebiet vollzog sich in Teilen des Obodritenstaates. Auf Alt Lübeck (S. 190) wurde bereits eingegangen. In den von Gottschalk und anderen Fürsten eroberten Gebieten entstanden große, befestigte Mittelpunkte, an die sich frühstädtische Siedlungen anlehnten. Eine solche war wohl Behren-Lübchin (S. 177 ff.). Dieses Zentrum mit einem befestigten Suburbium von etwa 5 ha Größe führte seine Anfänge in das 11. Jh. zurück. Von dem Dänen Saxo Grammaticus erhielt es das Prädikat „vicus“, d. h. Marktort. Vielleicht ist Behren-Lübchin identisch mit dem Marktort („Kopstadt“), der 1184 von den Dänen verwüstet wurde.<sup>68</sup>

In der Mitte des hier behandelten Gebietes nahm Brandenburg eine Schlüsselstellung ein. Als großes politisches Zentrum ist es für den Anfang des 10. Jh. bereits ausgewiesen. Von 948 bis 983 war es Mittelpunkt eines ausgedehnten Bistums und nach 983 bis 1157 schließlich – mit kurzen Unterbrechungen – Sitz von Fürsten und Grafen. In der Territorialpolitik der Askanier wurde diesem Ort besondere Bedeutung zugemessen, da ihm der Rang einer Reichsburg – wohl noch aus der Ottonenzeit – zukam. Die geräumige Insel in der Havel bot ausgezeichneten Schutz für die Anlage einer Burg und von Vorburgsiedlungen (Abb. 84d). Jeder Verkehr, der von Magdeburg nach Osten in Richtung Großpolen oder nach Nordosten in Richtung Stettin ging, mußte bei Brandenburg die sumpfige Havelaue passieren. Die Wasserwege auf der Havel verbanden Brandenburg mit der Elbe und mit dem wilzischen Gebiet, die Spree erschloß die östlichen Teile, insbesondere die Lausitz, dem Wasserverkehr. Kaum ein anderer Ort des Binnenlandes konnte seine Existenz auf so viele günstige Bedingungen gründen. Überaus dicht besiedelte Landstriche an der Havel boten ein ausreichendes Hinterland. Fast in der Mitte des slawischen Siedlungsgebietes westlich der Oder gelegen, nahm Brandenburg einen großartigen Aufschwung. Die Dominsel in der Havel beherbergte – wie vor der deutschen Expansion, so auch nach 983 – die frühstaatliche Gewalt, Handwerker und Dienstleute. Schon im 11. Jh. gab es hier Glasmacherwerkstätten, sicher aber auch Schmiede, Drechsler, Böttcher, Kammacher, Schuhmacher, Edelmetallschmiede und Töpfer. Darüber hinaus mögen Sattler und manch andere Handwerker gewirkt haben. Über Händler wird vor dem 12. Jh. noch nicht berichtet, aber es ist wahrscheinlich, daß sie sich hier niederließen. Mit einiger Gewißheit läßt sich das jedoch erst für die Zeit des Fürsten Pribislaw, der mit Taufnahmen Heinrich hieß, behaupten (S. 216). Dieser ließ Münzen prägen (Abb. 48c), gründete im Suburbium Parduin eine Niederlassung der Prämonstratensermonche am St. Godehard und wahrscheinlich auch eine Kaufmannskolonie. Jedenfalls gab es schon vor 1150 eine solche Niederlassung in Brandenburg.<sup>69</sup>

Die Entwicklung Brandenburgs setzte sich kontinuierlich auch nach der deutschen Eroberung 1157 fort und führte bereits 1170 zur Ausstattung mit städtischen Privilegien. Die Siedlungsform, die diese Entwicklung hervorbrachte, ist etwa bekannt. Das Suburbium Parduin, der Marktort, lag an der Straße, die von der Dominsel über Plaue nach Magdeburg führte, also im

Norden der Havel. Dort stand auf dem Harlungerberg auch die Kultstätte, der Tempel des Triglav (Abb. 84d, T).

Von der außerordentlich großen Bedeutung des Handelsverkehrs, der über Brandenburg im 11. und 12. Jh. abgewickelt wurde, spricht die große Anzahl von Schatzfunden in der weiteren Umgebung. Eine solche Dichte von Schatzfunden gibt es sonst nur im Umkreis so bedeutender Handelszentren wie Wolin oder Kiew.

Neben Brandenburg entstanden weitere kleinere Zentren, die seit dem 10./11. Jh., oftmals in Anlehnung an ältere Siedlungen und Mittelpunkte von Kleinstämmen, entstanden. Näher untersucht sind Köpenick und Lebus, die beide offenbar in enger Verbindung mit dem Vordringen des polnischen Staates ausgebaut worden sind. Spandau, Alt Ruppin, Wusterhausen an der Dosse und Havelberg mögen weitere frühstädtische Gebilde von lokalem Rang gewesen sein. Keines von ihnen erreichte jedoch die Bedeutung Brandenburgs.

Komplizierter sind die Verhältnisse in den südlichen Gebieten. Hier vollzog sich die frühstädtische Entwicklung in enger Verbindung mit den Zentren des deutschen oder polnischen Feudalstaates. Das in diesem Gebiet erarbeitete Mehrprodukt des Gebietes floß nach Magdeburg, Meißen oder in die Hände polnischer Magnaten. Erst zu 1150 hören wir von zwei Marktorten in der Niederlausitz, Cottbus und Priorna. In der Oberlausitz nahm vielleicht die Landeskrona eine solche frühstädtische Entwicklung. Sie wurde zum Vorläufer von Görlitz. Über Bautzen, das zu Anfang des 11. Jh. bereits von einiger Bedeutung war, wissen wir bisher nichts Genaueres.

Die südlichen Gebiete zwischen Oder und Elbe wurden von Meißen ausgebeutet. 929 als Zwingburg des deutschen Feudalstaates angelegt, nahm 968 der Bischof hier seinen Sitz. Der Reichtum der Lausitz und des Elbgebietes floß bei der staatlichen und kirchlichen Gewalt zusammen. Die Burg Meißen, in der Markgraf und Bischof residierten, lag an der Stelle des heutigen Domplatzes. Ausgrabungen haben Teile davon freigelegt. Sie zeigten, daß der alte Aufgang von der Elbe her in die Burg führte. An diesem Wege entstand schon im 10. Jh. ein Suburbium mit einer Kirche<sup>70</sup>, letztere wahrscheinlich an der Stelle der späteren Nikolaikirche. Darin wohnten, dicht vor dem Tor der Burg, die slawischen „Vethenici“, die Dienstmännern des Markgrafen, sowie Handwerker und Kaufleute<sup>71</sup>, und bereits im 10. Jh. entwickelte sich ein reger Marktverkehr.

Eine ähnliche Rolle wie Meißen spielte Merseburg.<sup>72</sup> Zum Bistum Merseburg gehörten ebenfalls große Besitzungen im slawischen Gebiet. Auch in Merseburg vollzog sich im 10. und 11. Jh. eine frühstädtische Entwicklung. Nicht viel anders war es wohl in Halle, besonders aber in Magdeburg. Dort lag das große Zentrum, das der Ottonenstaat an der mittleren Elbe als Ausgangspunkt seiner Eroberungs- und Missionspolitik schuf. Auf dem Gelände des karolingischen Kastells und der karolingischen Siedlung im heutigen Dombereich entstanden nach 937 das Moritzkloster und große Palastbauten, von denen Reste ausgegraben werden konnten. Schon in dieser Zeit lebten

nicht nur deutsche und slawische Handwerker, sondern auch Kaufleute in Magdeburg. Und bereits in der zweiten Hälfte des 10. Jh. begann die Besiedlung des heutigen Magdeburger Altstadtgeländes, unter anderem mit der Anlage eines Marktes an der Stelle des späteren mittelalterlichen Marktes. Vielleicht ließen sich hier schon die 965 privilegierten „jüdischen und anderen Kaufleute“ nieder. Obwohl die Bedeutung Magdeburgs nach dem Slawenaufstand von 983 zurückging, wurde die Siedlung im Bereich des Altstadtgeländes weiter ausgebaut.

Die privilegierte und durch ihre hohe politische und handelsgeschichtliche Bedeutung ausgezeichnete Metropole an der Elbe wurde zu einem der mächtigsten Zentren frühstädtischer Entwicklung in Deutschland. Dies führte in Magdeburg sehr früh zur Ausbildung eines Stadtrechts. Das Magdeburger Recht wurde daher – so wie das Lübsche im Norden – maßgeblich für die Rechtsverleihung an Stadtsiedlungen im Gebiet östlich der Elbe.<sup>73</sup>

### f) Grundzüge frühstädtischer Entwicklung

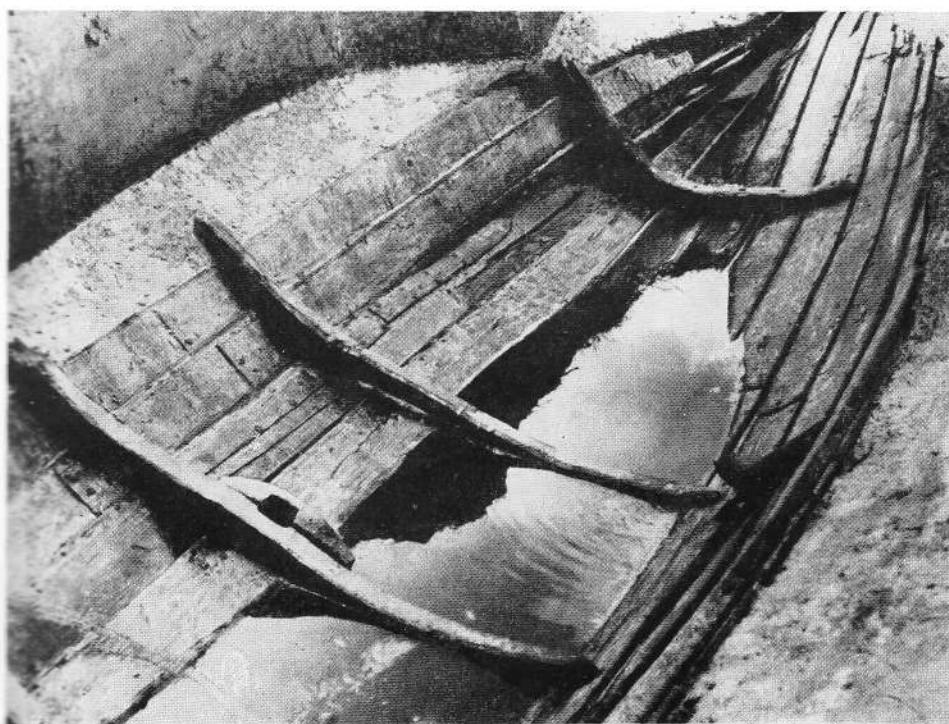
Die Entwicklung frühstädtischer Siedlungen ging in zweierlei Richtung. Die erste und einfache Form war die frühstädtische unentwickelte Siedlung von lokaler Bedeutung ohne größeren Anteil am Fernhandel. Sie entstand in enger Verbindung mit dem Ausbau staatlicher oder frühstädtischer Verwaltungszentren, häufig unter Anknüpfung an alte Stammesmittelpunkte. Die zweite Form der Frühstadt war ebenfalls auf das engste mit der Bildung politischer Zentren verbunden. Sie verlieh aber den politischen Mittelpunkten gleichzeitig ihren Glanz durch ihre Bedeutung und Stellung im überregionalen Handelsverkehr. Die Verbreitung der Schatzfunde läßt ohne Mühe die Lage dieser großen Zentren erkennen. Es waren Oldenburg und Lübeck, Mecklenburg und Usedom, Wolgast und die Gegend von Prenzlau, das Gebiet um Neubrandenburg und Brandenburg an der Havel. In diesen Gebieten bildeten sich Zentren des frühstädtischen Lebens. Außer Alt Lübeck lagen alle diese Orte in einem dicht besiedelten, wirtschaftlich entwickelten Hinterland mit fruchtbaren Feldern. Die Entstehung dieser Frühstädte ging, soweit sich das bisher zu erkennen gibt, stets in ähnlicher Abfolge vor sich.

Neben der Burg der Stammesgewalt oder frühstaatlichen Gewalt entstand die Siedlung der Handwerker und Dienstleute, die häufig befestigt wurde. Daneben, oft in gesonderten Siedlungen, ließen sich Kaufleute nieder und wurden Märkte angelegt. Zur Ausprägung kam dieses topographische Bild – nach den bisherigen Kenntnissen – mit Sicherheit am Ende des 11. oder zu Anfang des 12. Jh. in Alt Lübeck, Usedom und Brandenburg, vielleicht auch in Mecklenburg.

Die topographischen und siedlungsgeschichtlichen Verhältnisse spiegeln sehr eindrucksvoll die tiefgreifenden sozialökonomischen Veränderungen wider, die seit dem 9./10. Jh., vor allem aber im 11. und 12. Jh. vor sich gin-



a



b

Abb. 85. a) Schiffsgräber von Menzlin, Kr. Anklam; b) Plankenboot von Ralswiek, Kr. Rügen



a



b

Abb. 86. a) Gefäß vom Tornower Typ aus Tornow, Kr. Calau; b) Gefäß vom Feldberger Typ aus Groß Strömkendorf, Kr. Wismar





Abb. 87. a) Gefäß vom Menkendorfer Typ aus Klein Niendorf, Kr. Bützow; b) Gefäß vom Teterower Typ aus Behren-Lübchin, Kr. Teterow



Abb. 88. Vorratsgefäß von Menzlin, Kr. Anklam

gen. In dieser Zeit entstand eine differenzierte Gesellschaft mit verschiedenen Schichten und Klassen. Ganz gewiß war damit auch eine Differenzierung in der rechtlichen Stellung der Angehörigen der einzelnen Schichten und Klassen der Gesellschaft verbunden. Insbesondere führte die frühstädtische Entwicklung zur Herausbildung einer solchen besonderen rechtlichen Stellung zumindest der Kaufleute, vielleicht aber auch der anderen Bewohner und damit der frühstädtischen Siedlung als ganzer gegenüber den Verhältnissen auf dem flachen Lande. Die Trennung von Stadt und Land begann, und sie war den Chronisten dieser Zeit bereits bewußt (S. 220).

Das topographische Bild dieser slawischen Frühstädte unterscheidet sich generell nicht von dem der gleichzeitigen in den westelbischen Gebieten. Die frühstädtische Entwicklung vollzog sich auch dort in den Suburbien vor Burgen und Klöstern, in denen vor allem Handwerker und Dienstleute – in den bedeutenderen auch Kaufleute – lebten. Erst im 12. Jh. bildeten sich die heutigen Städte, nachdem die Bürger in teilweise harten Kämpfen gewisse Unabhängigkeiten und städtische Freiheiten erworben hatten.

Die frühstädtischen Verhältnisse gaben genügend Ansatzpunkte für die weitere städtische Entwicklung, und sie wurden in den meisten Fällen genutzt. In der Regel war das keine Kontinuität der Örtlichkeit in strengem Sinne, sondern eine Kontinuität des Zentrums im allgemeinen. In Brandenburg knüpfte die Altstadt an das Suburbium Parduin an, in Alt Lübeck wurde die Stadt verlegt; in Usedom, Wolgast, Werle, Schwaan, Prenzlau, Neubrandenburg, Anklam, Spandau, Köpenick, Lübusua und Luckau und an vielen anderen Orten war das ähnlich. Auch darin gibt es keine Unterschiede zu den Verhältnissen westlich der Elbe. Besonders in Magdeburg wurde deutlich, wie sich die mittelalterliche Stadt außerhalb des älteren staatlichen Zentrums formte. Das geschah auch in Merseburg, Erfurt und Quedlinburg, in Hamburg und Haithabu/Schleswig. Die großen gesellschaftlichen Wandlungen, die mit dem Übergang vom Früh- zum Hochfeudalismus verbunden waren, hinterließen auch in der Entwicklung der Städte ihre tiefen Einschnitte (S. 364 ff.).

## IV. Gesellschaftliche und politische Struktur

### 1. Die vier Entwicklungsstufen

In den Erscheinungen der materiellen Kultur, des Burgenbaues, der Siedlungsweise und in den schriftlichen Überlieferungen findet sich eine Fülle von Hinweisen auf die gesellschaftliche Struktur und die Formen des politischen Lebens. Das sich daraus ergebende Bild ist zwar nicht überall eindeutig und klar, drückt jedoch unzweideutig die bedeutsamen gesellschaftlichen und politischen Veränderungen aus, die zwischen dem 6./7. und dem 12./13. Jh. vor sich gingen.<sup>1</sup>

Es lassen sich trotz unterschiedlicher Verhältnisse in den Teilgebieten vier Entwicklungsstufen unterscheiden, in denen sich diese Wandlungen durchsetzen:

1. Die Zeit der Konsolidierung der eingewanderten Stämme auf der Grundlage militär-demokratischer Verhältnisse vom 6. bis in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts.
2. Der Zerfall der gentilgesellschaftlichen Bindungen und die Herausbildung frühklassengesellschaftlicher Verhältnisse. Dieser Prozeß vollzog sich in ständiger Auseinandersetzung vor allem mit dem deutschen frühfeudalen Staat von der Mitte des 9. bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts. In manchen Gebieten, wie vor allem bei den Wilzen, scheint sich die soziale Differenzierung nur sehr begrenzt vollzogen zu haben. Größere Teile der Bauern waren allem Anschein nach nicht davon betroffen.
3. Die Festigung frühklassengesellschaftlicher und feudaler Verhältnisse auf dem Lande, die Entstehung frühstädtischer Siedlungen und frühfeudaler Staaten vom Anfang des 11. Jh. bis etwa 1150.
4. Die volle Ausbildung der Feudalgesellschaft und hochfeudaler Territorialstaaten sowie die Entstehung der hochfeudalen Stadt zwischen 1150 und dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Diese Entwicklung vollzog sich bereits im engsten Zusammenhang mit der deutschen Ostexpansion und Kolonisation. Dadurch wurden die slawischen Länder in die vollausgebildete Feudalgesellschaft des deutschen Reiches einbezogen.

## 2. Soziale und politische Verhältnisse vom 7. bis 9. Jahrhundert

Die Grundlage der gesellschaftlichen und politischen Organisation bildete vom 6./7. bis zum 9. Jh. die Siedlungsgemeinschaft in den Siedlungsgefilden (S. 12 f.), von den Chronisten jener Zeit mit dem lateinischen Begriff „civitas“ bezeichnet.

Im sorbischen Gebiet hießen diese Siedlungsgruppen vielleicht župa. Eine solche Einheit gliederte sich in der Regel in eine Anzahl von Dorfsiedlungen oder Weilern. Das Wesentliche aber war, daß diese Einheiten alles bebaute Land umfaßten und verwalteten. Die Größe dieser Gefilde war verschieden. Soweit Berechnungen möglich waren, lebten in einem Gefilde 300 bis 1200 Menschen. Die unterste Ebene der inneren Struktur dieser Gefilde bildete zunächst zweifellos die Großfamilie.<sup>3</sup> Spuren dieser Großfamilien haben sich in den Verwandtschaftsbezeichnungen oder im ost- und südslawischen Gebiet in der gesellschaftlichen Struktur in Form der Zadruga bis zu Beginn des Kapitalismus erhalten.

Großfamilie – das bedeutete, daß Eltern, Kinder und Enkel jeweils auf einem Hof lebten und eine wirtschaftliche Einheit bildeten. An der Spitze einer solchen Großfamilie stand der pater familiaris, der Älteste des Geschlechts. Bei seinem Tode ging die Führung der Großfamilie auf den ältesten Sohn über. Der Familienvater war der eigentliche Herr in der Familie, auch wenn es vielleicht beratende Versammlungen der erwachsenen Familienmitglieder gab. Eine solche Großfamilie war identisch mit einem Wirtschafts- oder Hofverband. Ihre wirtschaftliche Grundlage war die Landwirtschaft, und ihre Mitglieder waren in erster Linie Bauern. Die Großfamilie besaß einen eigenen Bestattungsplatz und oft auch besondere Bestattungssitten und Hausgötter (Penaten) (S. 256). Der Hof lag direkt auf dem von der Großfamilie bewirtschafteten Ackerland oder war mit anderen Höfen zu Dörfern vereinigt. In Tornow bildeten wenigstens acht solcher Familien das Dorf, in Feldberg war die Zahl sicherlich noch größer. Am stärksten scheint die Sondersiedlung der Großfamilie im Mittelgebirge ausgeprägt gewesen zu sein. Die Verhältnisse, die sich in Mosigkau ausdrückten – nämlich, daß eine Großfamilie eine eigene weilerartige Siedlung bildete – mögen hier die Regel gewesen sein.

Bisher ist nicht recht erkennbar, ob die Großfamilien, die gemeinschaftlich Dörfer gründeten und bewohnten, noch durch verwandtschaftliche Beziehungen miteinander verbunden waren. Sehr wahrscheinlich handelte es sich jedoch bei den Dörfern nicht um Sippen-, sondern bereits um Nachbargemeinden, also um Einrichtungen, die etwa zu den Markgenossenschaften der Merowingerzeit in Vergleich zu setzen sind. Sie waren die Regulatoren der Produktion und des öffentlichen Lebens. Ihre Vertretung gegenüber dem Gefilde (der civitas) übernahm der Dorfälteste, wohl der Vorsteher der mächtigsten Großfamilie.

Zum Gefilde gehörten in der Regel bei Obodriten, Sorben, Hevellern u. a. mehrere Dörfer und Siedlungen; bei Lusizern, Milzenern und Wilzen scheint dagegen die Bevölkerung auf engem Siedlungsraum zusammengelebt zu haben. Bei den Wilzen hing das wohl mit den besonderen Bedingungen ihrer Einwanderung zusammen (S. 19 f.), bei den Lusizern und Milzenern vielleicht mit der Enge des überhaupt zur Verfügung stehenden Landes und in der Oberlausitz darüber hinaus mit dessen großer Fruchtbarkeit. Eine höhere Produktivität im Ackerbau, für die einige Hinweise vorliegen (S. 51 ff.), wird dieses dichtere Zusammenleben ermöglicht haben. Auf jeden Fall schufen sich diese Gefilde jeweils ihren Mittelpunkt für Versammlungen, Kulthandlungen und andere gesellschaftliche Belange.

In der Regel entstanden an diesen Mittelpunkten Burgen, sogenannte Fluchtburgen (bei Milzenern, Lusizern, im Elbe- und Saalegebiet, bei Hevellern, Obodriten u. a.), oder die Siedlungen wurden ganz und gar befestigt (S. 151). Teilweise nahmen in diesen Burgen wohl bereits die Exponenten des Gefildes ihren Sitz. Häuptlinge mögen das Gefilde repräsentiert haben. In den lateinischen Quellen verbergen sie sich vielleicht hinter den „*primores*“ und „*reguli*“, d. h. den „Ersten“ und den „Kleinkönigen“. An diesen Gefildemittelpunkten ließen sich aber auch Handwerker als Funktionäre des Gefildes nieder.

Erst aus wesentlich jüngerer Zeit, dem 12. Jh., wird uns zufällig eine Vorstellung davon vermittelt, wie ein solcher Mechanismus im kleinen auf der Grundlage eines Stammes, Kleinstammes oder Burgbezirkes funktionierte. Bei Oldenburg lag ein heiliger Eichenhain, der dem Gott Prove geweiht war. Der Zutritt in diesen Hain war nur dem Priester, den Opfernden und dem Asylsuchenden gestattet. Allwöchentlich einmal versammelte sich am Provehain das Volk des Landes mit dem Fürsten und dem Priester zum Gerichtstag.

Mehrere Gefilde (*civitates*) bildeten das Gebiet eines Stammes oder Kleinstammes, d. h. die größere politische Einheit. Für die fränkische Politik und für das Planen kaufmännischer Aktivität war diese Gliederung von Interesse, und daher wurde sie – für die damalige Zeit äußerst minutiös – um die Mitte des 9. Jh. in Südwestdeutschland, am Bodensee oder in dem Regensburger Kloster St. Emmeran, in einer „Beschreibung der Civitates im Norden der Donau“ festgehalten. Darin werden von den einzelnen Stämmen westlich der Oder folgende Gefilde-Einheiten (*civitates*) überliefert: Nortabtrezi (Wagrier, Polaben, Obodriten, Warnower) 53; Wilzen (vier Stämme, wahrscheinlich Kes-siner, Zirzipanen, Tollenser, Redarier) 95; Linonen 7; Bethenici, Smeldinger, Marčane 11; Heveller 8; Sorben (zwischen Elbe und Saale) 50; Daleminzier 14; Lusizer 30; Milzener 30; Besunzanen 2.<sup>3</sup>

Abgesehen davon, daß nicht jedes Gefilde gleiche Größe hatte und nicht jedes Gebiet gleich stark besiedelt war, vermittelt diese Beschreibung doch gewisse Vorstellungen von der Macht der einzelnen Stämme.

An der Spitze eines Stammes stand stets ein König, Fürst oder Häuptling (Abb. 89). Die slawische Bezeichnung dafür hat Knes oder ähnlich gelautet.<sup>4</sup> 631 wird zum ersten Male der Fürst (lat. *dux*) der Sorben, Derwan, erwähnt.

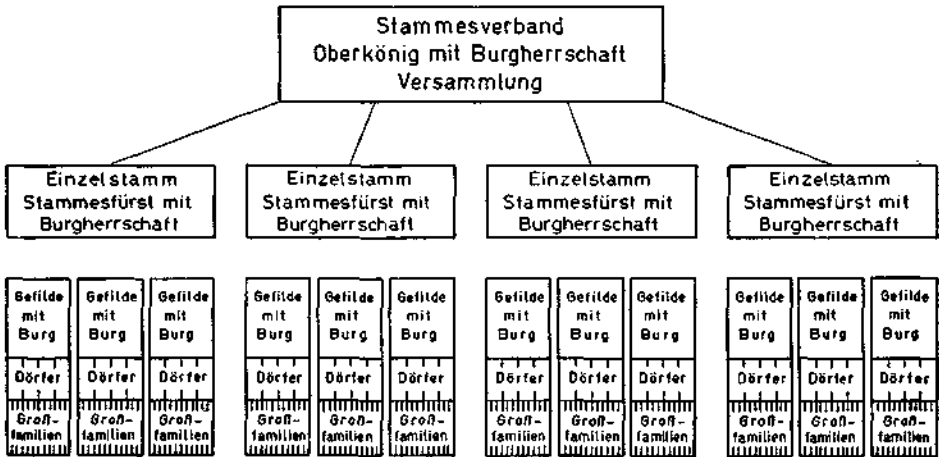


Abb. 89. Schematische Darstellung der gesellschaftlichen und politischen Struktur der Stämme

Er fiel von den Franken ab und schloß sich dem Reich des Samo in Böhmen und Mähren an. Im 8. und 9. Jh. ist in den Chroniken mehrfach von den Fürsten und Königen der Sorben (Miliduch 806, Cišcibor 858) und Daleminzier (Semela 805)<sup>5</sup> die Rede.

Einen besonders guten Einblick in die Stellung dieser Könige vermittelt ein Ereignis des Jahres 839. Ein fränkisches Heer fiel in das Gebiet der sorbischen Colodici ein, und der König der Colodici, Cimusclo, wurde dabei getötet. Eilends wählten die Colodici darauf in ihrem Hauptort, der Kesigesburch, einen neuen König. Wer diese Wahl vornahm, wissen wir nicht.

Ähnliche Verhältnisse lassen sich auch für die Wilzen und Obodriten erschließen. Beide Gruppen bildeten Stammesverbände aus jeweils vier Einzelstämmen (S. 7 f.). Bei den Wilzen war die Königsmacht, also die Leitung des Stammesverbandes, wohl über etwa hundert Jahre in der Hand eines Geschlechts. 738 bereits hatte sie Dragowit inne. 789 unterwarf er sich dem Frankenkönig Karl, der mit einem fränkischen, sächsischen, friesischen, obodritischen und sorbischen Heer bis vor seine Burg gerückt war (S. 158 f.). Seinem Beispiel folgten die übrigen Kleinkönige der Wilzen. Nach Dragowit herrschte der Oberkönig Liub; diesem folgten dessen Söhne Milegost und Cealadrag. An Milegost war die Herrschaft „gemäß der Stammessitte“ übertragen worden. Cealadrag leitete seine Macht „von seinem Volk“ her. Der „populus Wiltzorum“, d. h. mindestens alle Vorsteher der Großfamilien, der Gemeinden und der Gefilde, hatte Mitspracherecht in Sachen des gesamten Stammesverbandes und bei der Einsetzung eines neuen Stammesfürsten. Aber das war vermutlich mehr ein Recht der Akklamation oder des Vetos, kein Wahlrecht. Auch bei Versagen eines Herrschers kam der Nachfolger aus dem gleichen Geschlecht.

An der Spitze des obodritischen Stammesverbands standen über längere Zeit Fürsten aus dem gleichen Geschlecht, eingeschränkt durch die Macht der Kleinkönige, Fürsten und Vorsteher der Gemeinden und Familien (*reguli, principes, duces, primores, meliores, praestantiores*), also durch die Führungsschicht der Teilstämme und Gefilde. Die bedeutendsten obodritischen Fürsten waren Witzan (gefallen in Sachsen 795), Dražko (ermordet in Reric 809), Dražkos Sohn Slavomir, Šedrag, Gostemysl (gefallen 844 im Kampf gegen die Franken) und Dobemysl.

An der Ausübung der Macht waren anscheinend mehrere Mitglieder des Geschlechts des Stammesfürsten beteiligt. Bei den Wilzen scheinen die Söhne jeweils über Teilgebiete geherrscht zu haben, während die Gesamtherrschaft der Vater oder der älteste Sohn ausübte. Diese Machtstufung, etwa in Form eines „Oberkönigs“ und mehrerer „Kleinkönige“, scheint auch bei den Sorben verbreitet gewesen zu sein.<sup>6</sup>

Grundsätzlich standen fast alle Fürsten, die uns bei Wilzen, Obodriten und Sorben begegnen, an der Spitze der Heeresaufgebote.

Die Hauptstrukturelemente der Herrschaftsorganisation waren demnach bereits in der ersten Periode herausgebildet oder begannen zu entstehen: erbliche Fürsten, die sich mit Gefolgschaften umgaben und über militärische Machtmittel verfügten. Feste Burgenstützpunkte sicherten diese Macht nach außen und innen, und ein lokaler, häufig ebenfalls burggesessener Adel, der seine Herrschaft in den Burgbezirken (S. 164 ff.) organisierte, verlieh ihr eine breite gesellschaftliche Basis. Der Fürst war, bei Obodriten und Wilzen eindeutig, wahrscheinlich aber auch bei den Sorben, der Exponent dieser Adelschicht; er wurde von ihr geschaffen oder zurückgenommen, wenn auch unter Einhaltung von gewissen, offenbar in langer Tradition geschaffenen Regeln der Bindung der fürstlichen Gewalt an ein Herrschergeschlecht. Bei den Wilzen spielte die Versammlung des Volkes (*populus*) eine Rolle. Auch bei den Sorben und Obodriten existierten solche Versammlungen; über ihre Zusammensetzung wissen wir nichts. Auf alle Fälle gab in ihnen die Schicht des Stammesadels den Ton an.

Eine politische Struktur, in der Volksversammlung, Rat der Gentilaristokratie und Heerführer die entscheidende Rolle spielten, wird als militärische Demokratie bezeichnet.<sup>7</sup> Die überragende Stellung der Stammesfürsten und die demgegenüber anscheinend geringe Bedeutung der Volksversammlung bei den Obodriten deutet an, daß die „militärische Demokratie“ bei den Obodriten wohl schon im 9. Jh. stärkeren Keimen staatlicher Organisation weichen mußte. Dagegen führten die Abschaffung der Stammesfürsten bei den Wilzen im 9. Jh. und das Hervortreten von Versammlungen als Gremien, die politische Entscheidungen im 9./10. und noch im 11. Jh. trafen, zu einer Konservierung militär-demokratischer Strukturen.

Über die ökonomischen Grundlagen dieser Herrschaftsorganisation sowie über Umfang und Organisationsformen der unteren Schichten und die Gestaltung der Produktionsverhältnisse bleiben wir im wesentlichen auf Ver-



mutungen angewiesen. Sicher dürfte lediglich sein, daß die vielfach in den Quellen genannten principes, primores, meliores und praestantiores ihre gesellschaftliche Stellung nicht auf Grund von periodischer Übertragung der Führungsfunktionen durch die Gesamtgesellschaft ausübten, sondern auf Grund einer verlässlichen lokalen Machtstellung, die sich auf die Herrschaft über Grund und Boden und über einen großen Teil der Bevölkerung stützte. Ihre Organisationsform dürfte sich nicht so sehr von der vor der fränkischen Eroberung zwischen Elbe und Rhein üblichen Hofverbandsorganisation unterscheiden haben.

Seit dem 9. Jh., sobald die schriftliche Überlieferung über innere Zustände überhaupt einsetzt, werden Unfreie erwähnt. Da mehrere Bezeichnungen für Unfreie oder Minderfreie gemeinslawische Verbreitung haben, dürfte die Sache selbst, die Existenz von Unfreien und ihre Ausbeutung durch Hofverbandsvorsteher, Adel, Fürsten und Könige, ebenfalls vor der Wanderzeit bekannt gewesen sein. Die schroffe Trennung zwischen freien Kriegern und ihren Angehörigen und Unfreien bei allen politischen Aktionen ist im 10. Jh. un schwer als gesellschaftliche Norm zu erkennen. Ihre Genesis geht also zweifellos mindestens in die erste Periode zurück.

Der gesellschaftliche Aufbau, in dem die spätere klassengesellschaftliche Ordnung sich bereits abzeichnete, bildete die soziale Basis für Kriegszüge. Stammesfürsten und Kleinkönige, bis hin zu den Vorstehern der Großfamilien, hatten ein Interesse am Machtzuwachs. Am schnellsten war Reichtum durch Krieg und Raub zu erwerben. Daher gab es seit dem 7. Jh. ständig Fehden und Kriege einzelner Stämme oder Stammesverbände mit ihren Nachbarn, ganz gleich, welche Sprache sie redeten. Fränkische Einfälle und Überfälle der Sorben, Wilzen und Obodriten auf sächsisches und thüringisches Gebiet wechselten einander ab. Insbesondere standen Obodriten und Wilzen in „althergebrachter Feindschaft“ zueinander. Erst im 11. Jh. fanden die erbitterten Kämpfe zwischen ihnen mit der Unterwerfung der wilzischen Kessiner und Zirzipanen durch den Obodritenkönig Gottschalk im wesentlichen ein Ende.

Die untere Schicht des Adels versprach sich von solchen Eroberungszügen wohl in erster Linie Beute: Sklaven, Vieh und anderen Reichtum. Auch die Stammesfürsten gingen darauf aus, ihr Hauptziel jedoch war die Unterwerfung benachbarter Länder und die Auferlegung ständiger Tribute, Abgaben und Pflichten zur Heerfolge. In der Zeit um 800 hatten die Obodritenfürsten auf diese Weise bereits Smeldinger und Linonen unterworfen, und Anfang des 9. Jh. erhielten sie von Karl dem Großen als Gegenleistung für die Hilfe gegen die Sachsen und gleichzeitig als Puffer gegen die Dänen zeitweise das nordelbische Gebiet bis hin nach Hamburg.

In diesen Kämpfen dehnten Angehörige der Oberschicht ihre Macht offenbar erheblich aus, andere verloren an Macht. Kämpfe und Kriege zwischen den Stämmen und innerhalb der Stämme (z. B. Beseitigung des sorbischen Fürsten Cišcibor im Jahre 858 durch seine eigenen Leute; Wirren bei Obodri-

ten und Wilzen) wurden auf dem Rücken der Bauern ausgetragen. Zerstörte Siedlungen und Burgen, verwüstete Felder und ganze verödete Landstriche waren die Folge.

Diese Auseinandersetzungen polarisierten sich allem Anschein nach in der ersten Hälfte des 9. Jh. in der Weise, daß die Stammesfürsten in ihrem Streben nach Machtzuwachs in Gegensatz zu der breiten Schicht der Gentilarkratie gerieten. Beide Gruppierungen suchten in dieser Situation Rückhalt beim fränkischen Kaiser, vielfach auch bei Nachbarstämmen und Nachbarvölkern, wie Dänen oder Sachsen. 823 wurde von den Wilzen der wilzische König Milegost vor Ludwig dem Frommen verklagt. Milegost führte damals als der älteste Sohn des Königs Liub die Herrschaft. Kaiser Ludwig setzte daraufhin Cealadrag, den jüngeren Bruder Milegosts, als neuen Wilzenkönig ein. 826 geschah ähnliches. Obodritische Adlige verklagten ihren Fürsten Šedrag bei Ludwig, andere jedoch und das Volk standen zu ihm, und so wurde er in seiner Herrschaft bestätigt.

Diese Auseinandersetzungen führten bei den verschiedenen Stämmen zu unterschiedlichen Ergebnissen hinsichtlich der weiteren Gestaltung der gesellschaftlichen und politischen Struktur (S. 210 ff.). Die fränkische Seite nutzte die vielfachen Gegensätze aus, um das Entstehen starker fürstlicher Gewalten an der Ostgrenze des Frankenreiches zu verhindern. 844 wurde in einem Feldzug gegen die Obodriten deren König Gostemysl getötet, der Stammesverband in vier Teile zerschlagen und jeweils Einzelfürsten an deren Spitze gesetzt. Allerdings hatte dieser Eingriff nur vorübergehende Dauer. Bereits 862 gab es wieder ein einheitlich geleitetes obodritisches Reich.

Die Sitze der Stammesfürsten waren oft besonders herausragende Mittelpunkte des Landes. An diesen Orten entstanden nicht nur hervorragende Burganlagen (S. 173 ff.), sondern auch die Anfänge frühstädtischen Lebens (S. 188 ff.).

### **3. Die gesellschaftliche Entwicklung im 9. und 10. Jahrhundert und die politische Organisation der Sorben und Wilzen**

Im Verlauf des 9. Jh. und im 10. Jh. haben sich tiefgreifende Veränderungen in der gesellschaftlichen Struktur vollzogen. Sie ergaben sich in hohem Maße aus der breiten Entfaltung der Produktion (S. 49 f.) und den wechselseitigen Beziehungen zwischen den Stämmen mit ihren Nachbarn. Es ist damit zu rechnen, daß die patriarchalische Großfamilienstruktur sich bedeutend lockerte oder auflöste.

Die systematische Untersuchung der Ortsnamen in Daleminzien hat unter anderem ergeben, daß patronymische Ortsnamen in den am frühesten besiedelten Gebieten (ungefähr zwischen 600 und 700) 51,5 Prozent ausmachten, dagegen in den erst im 10. Jh. gerodeten Landstrichen nur noch mit 12,7 Prozent vertreten waren. Diese Ortsnamen sind aus einem Personennamen unter

Anfügung der Endung *-(ov)ici*, z. B. Dobrošovići, Milotići, gebildet worden und standen möglicherweise mit der Großfamilienstruktur in Verbindung. Ähnliche Strukturunterschiede deutet vielleicht die Beobachtung an, daß in der Niederlausitz nur etwa 20 patronymisch gebildete Ortsnamen, dagegen über 200 in der Oberlausitz und zahlreiche im sorbischen Gebiet vorkommen.<sup>8</sup>

Die Großfamilien stellten gegenüber den Bestrebungen der lokalen Oberschicht, wie den Vorstehern der Gefilde, offenbar eine beachtliche Macht dar. Die Oberschicht bemühte sich daher allem Anschein nach, diese zu zerschlagen, in bäuerliche Einzelfamilien aufzulösen und sie direkt ihrer Herrschaft unterzuordnen.

Dieser Vorgang ist bisher nur an einzelnen Beispielen zu erkennen. In Tor-now, Kr. Calau, wandelte sich die auf Großfamilien beruhende Siedlungsstruktur bereits im 8. Jh. tiefgreifend (Abb. 5 b unten), wobei die stärksten Familien offenbar aufgelöst, als Einzelfamilien angesetzt und zu Abgaben verpflichtet wurden. Gleichzeitig mit diesem Vorgang entstand anstelle der dörflichen Fluchtburg ein befestigter Adelssitz. Er war in seiner Art den kleinen befestigten Sitzen deutscher Dorfadliger im 11./12. Jh., den sogenannten Moten, vergleichbar. Nur der Burgherr mit seiner Familie und einigen Kriegern wohnte in der Burg. Weiterhin enthielt die Burg 19 Speicher, in denen Getreide und andere Lebensmittel aus den Abgaben der Bauern aufbewahrt wurden. Vor der Burg lag der Hof des Burgherrn mit einigen Häusern, Werkstätten für die Eisengewinnung, Eisenverarbeitung und Töpferei sowie anderen Wirtschaftsbauten. Daneben entstand ein weiteres Werkstattviertel, jedoch von dem Wirtschaftshof des Burgherrn getrennt (S. 136). Dem schlossen sich die Bauerngehöfte an.

Nachdem Burg und Siedlung im 9. Jh. abgebrannt waren, wurde nur das Dorf wieder aufgebaut. Der adlige Wirtschaftshof vor der Burg erhielt ein großes Wohngebäude. In der Umgebung dieses Hofes gab es wiederum einige Wirtschaftsanlagen; das Werkstattviertel entstand jedoch nicht wieder. In größerem Abstand vom Adelshof lagen die nun fast gleichgroßen sieben Bauerngehöfte (Abb. 57 oben).

Ähnliche Vorgänge haben sich allem Anschein nach bei den Wilzen vollzogen. Die großen befestigten Siedlungen der Frühzeit mit Großfamilienhäusern gingen zugrunde (S. 131). Stattdessen entstand eine größere Anzahl von kleineren Siedlungen. Gleichzeitig befestigten die Vertreter der Adelschicht ihre Wohnsitze in Form von kleinen Burganlagen (S. 166).

Bei den Obodriten finden sich kleine befestigte Adelssitze wie im Süden und bei den Wilzen nicht oder nur als Sitze des deutschen Feudaladels. Erst im 11. Jh. scheint hier der Adel mit der Anlage kleiner Burgen begonnen zu haben.

Der Zerfall der Großfamilienstruktur auf dem Dorf erleichterte die bäuerliche Differenzierung hinsichtlich des Landbesitzes. Vielleicht ist daher die Mitteilung verständlich, daß es im 11./12. Jh. in der Lausitz Höfe gab, die 4, 12 und 20 Haken Landes besaßen (S. 307).

Im 9. und 10. Jh. vollzog sich ein umfangreicher Landesausbau. Wie dieser Ausbau vor sich ging und wer der Organisator dieser Maßnahmen im einzelnen war, ist unbekannt. Es darf jedoch damit gerechnet werden, daß die Mächtigen des Stammes oder der Burgbezirke entscheidende Nutznießer dieses Vorganges wurden. Durch die Ausbeutung von Unfreien und Gefangenen steigerten sie ihre wirtschaftliche Macht. Einige Ortsnamen wie Robaw im Zeitzer Bistumssprengel oder Röbel, Räbel, Kr. Seehausen (948 Robelj) gehen wohl auf \*rabъ/\*robъ = „Sklave“ zurück, weisen also auf geschlossene Siedlungen von Unfreien hin.

Mit der Auflösung der Großfamilien setzte die Überführung der Bauern in Abhängigkeit vom Grundherrschaft ein. Zuverlässige schriftliche Überlieferungen gibt es dafür nicht, und die archäologischen Quellen lassen eine Definition der juristischen Beschaffenheit der Abhängigkeitsverhältnisse nicht zu. In Mecklenburg wurde im 12. Jh. für den Übergang in Abhängigkeit der Begriff „podača“, auf Rügen im 12. Jh. „poddas“ gebraucht. Vielleicht kann man diesen Begriff mit „in Hörigkeit begeben“ übersetzen.

Um solche Hörige oder Unfreie wird es sich bei den Bewohnern der Dörfer gehandelt haben, die der Obodritenfürst am Ende des 10. Jh. mit dem Bischof Wago getauscht haben soll.<sup>9</sup> Im sorbischen Gebiet hießen die unfreien Bauern spätestens seit dem Anfang des 11. Jh. „Smurden“; im 12. Jh. gibt es die Bezeichnung „Smerden“ auch in Mecklenburg.<sup>10</sup>

Mit dieser Veränderung der Gesellschaftsstruktur in den Dörfern kam es sicherlich zur Ausbildung besonderer dörflicher Amtsträger, die die Verbindung zwischen bäuerlichen Schichten und adliger Oberschicht herstellten. Bei den Sorben waren das die Dorfältesten oder Supane und Withasen. Die rechtliche Stellung dieser Zwischenschicht ist nicht näher zu bestimmen.<sup>11</sup> Sie knüpfte wohl an die Schicht der Vorsteher der Nachbargemeinden in der Sache und in der Terminologie an. Ohne diese Zwischenschicht wäre ein Zusammenhalt der sich bildenden Klassengesellschaft unmöglich gewesen.

Zwischen den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft bestanden feste Beziehungen, die den Unterhalt der Oberschichten sicherten, somit die Ausbeutung der Bauern zum Ziel hatten. Die Grundabgaben waren sicherlich Getreidelieferungen, das sogenannte syp (altsorbisch sypati = schütten) oder wozzop = „Schüttkorn“. In Tornow fand sich dieses „Schüttkorn“ in einer großen Anzahl von Speichern der Adelsburg. Auch mit Vieh- und Fleischabgaben ist für diese Zeit bereits zu rechnen. Das zeigt sich besonders darin, daß unter den Tierknochen aus Adelsburgen häufig die von männlichen Tieren oder auch von Jungtieren überwiegen (S. 66). Weitere Hinweise gibt es für die Ablieferung von Fischen und Honig, Pelzen und Kleidung (S. 68 ff.). Dazu kamen Dienstleistungen bei Burgen- und Wegebau, die spätestens in dieser Zeit eine Rolle spielten.

Dieses Abgabensystem war mindestens in einigen Gebieten im 10. Jh. ausgebildet und schuf die Voraussetzung für die große Anzahl von Leistungen, die von deutschen Feudalinstitutionen, besonders von der Kirche, erhoben

wurden (S. 305).<sup>12</sup> Es wird verständlich, daß sich im 10. und 11. Jh. auf der Grundlage dieser Abgaben in den Händen eines dorfgesessenen Adligen teilweise umfangreiche Silberschätze ansammeln konnten (S. 107 f.).

Im 9. und 10. Jh. begann die Herausbildung von Siedlungen nichtlandwirtschaftlicher Produzenten, zunächst vor wenigen großen Stammesmittelpunkten. Diese Verhältnisse fanden ihre Voraussetzung ganz offensichtlich in der Tendenz zur gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die sich an den kleineren Burgmittelpunkten, wie etwa Tornow, in der Entstehung besonderer Werkstattviertel ausdrückte. In Tornow endete diese Entwicklung mit der Zerstörung der Burg; zweifellos fand sie jedoch an anderen Mittelpunkten, in der Niederlausitz vielleicht in Liubusua, ihre Fortsetzung. Die Entstehung von befestigten Suburbien (S. 149) und die wenigen schriftlichen Nachrichten zeigen, daß in diesen Siedlungen außer Dienstleuten und Handwerkern auch Händler ansässig wurden. Die Siedlungen begannen sich durch ihre unterschiedliche Struktur von den Dörfern des umliegenden Landes abzuheben. Sie wurden zu wichtigen Mittelpunkten des Landes und sicherten sich offenbar früh eigene und besondere Rechte. In Meißen zum Beispiel bestand zu Anfang des 11. Jh. ein größeres Suburbium (S. 197). Seine Bewohner besaßen oder nahmen sich das Recht, bei der Berufung des Burgherrn mitzuwirken. Sie luden z. B. Markgraf Ekkehard ein, Herr von Meißen zu sein. Ebenso handelten sie 1002 gegenüber dem Polenherzog Boleslaw Chrobry. Eine solche offizielle Einladung an Fürsten, die diese als Bestandteil ihrer Legitimation ansahen, setzt wohl eine Versammlung der Bürger voraus, diese wiederum Leitungsorgane bzw. einen Rat.<sup>13</sup> Deutlicher wird die Organisation derartiger frühstädtischer Strukturformen jedoch erst in den Küstenstädten an der Odermündung im ersten Viertel des 12. Jh. erkennbar (S. 219 f.).

Im 9./10. Jh. bildeten sich in der slawischen Gesellschaft also folgende Schichten heraus:

1. Unfreie, Sklaven und Gefangene, die zum Teil auf Eigenwirtschaften, besonders von Fürsten in den Ausbaugebieten, angesiedelt wurden.
2. Bauern, die aus der Gentilgesellschaft hervorgingen. Einen beachtlichen Anteil hatten wahrscheinlich noch die nicht im Abhängigkeitsverhältnis stehenden Bauern.
3. Vorsteher oder Älteste der Dörfer und Gemeinden, Reiterkrieger und andere Dienstleute mit gehobener Funktion.
4. Burggesessener höherer Adel, der über Land und Leute, Bauern, Dienstmannen und Krieger herrschte. Neben Eigenwirtschaften in Höfen, die wohl von Unfreien betrieben wurden, zog er Abgaben von Bauern, Handwerkern und anderen Bevölkerungsgruppen ein.
5. Der hohe Adel an der Spitze der Stämme und Stammesverbände.
6. Handwerker, Dienstleute und Kaufleute in den entstehenden Suburbien.

Es beginnt sich also deutlich die Klassenstruktur der Feudalgesellschaft abzuzeichnen:

die Klasse der in unterschiedlichem Maße und in unterschiedlicher Form abhängigen Bauern,  
 die Klasse des Feudaladels,  
 das spätere städtische Bürgertum.

Diese Klassen und Schichten bildeten sich nicht überall in gleicher Weise aus. In den vom deutschen Feudalstaat seit dem Ende des 9. und im 10. Jh. eroberten sorbischen Gebieten an Elbe und Saale konnte der slawische Stammesadel sich nicht als eigene soziale Gruppe des Hochadels konstituieren. Er wurde vernichtet, ausgerottet oder assimiliert. So ließ Markgraf Gero im Jahre 939 bei einem Gelage 30 slawische Fürsten ermorden. Bei den Lusizern und Milzenern werden Stammesfürsten überhaupt nicht erwähnt, obwohl auch sie vor der deutschen Eroberung wahrscheinlich vorhanden waren. Bei beiden Stämmen hat es bereits sehr früh eine recht umfangreiche Schicht oder sogar eine Klasse burggesessener Adliger und Dorfadliger gegeben. Auf Grund der archäologischen Quellen ist damit zu rechnen, daß diese im 9./10. Jh. so stark gewesen ist, daß sie die Herrschaft fest in der Hand hielt und vielleicht auf Grund ihrer Macht die Festigung einer Fürstenherrschaft verhinderte. Die Sozialstruktur, die aus diesen Klassenverhältnissen in der Lausitz entstand, war offenbar so ausgerichtet, daß sie hohe wirtschaftliche Intensität ermöglichte. Sie konnte daher zunächst in den deutschen Feudalstaat übernommen werden.

Auch bei den Wilzen scheint sich die Schicht von Dorfältesten und burggesessenem niederem Adel um die Mitte des 9. Jh. als politischer Faktor durchgesetzt zu haben. Die Anlage von zahlreichen kleinen Burgen (S. 166), z. T. auf den Ruinen älterer, größerer Burganlagen, bezeugt diesen Vorgang. Seit dieser Zeit gibt es keine Nachrichten über wilzische Stammesfürsten oder wilzische Könige mehr. Die breite Schicht des burggesessenen und dörflichen Adels schuf sich eine politische Organisation, die spätestens im Abwehrkampf gegen die deutsche Eroberung des 10. Jh. gegründet wurde und die 983 erstmals in Erscheinung trat: den Lutizenbund.

Dieser Bund, dessen Kern Kessiner, Zirzipanen, Tollenser und Redarier bildeten, beruhte auf der politischen Herrschaft einer breiten Adelschicht unter Mitwirkung freier Bauern und Priester. Diese Herrschaft wurde in Versammlungen ausgeübt, die mitunter sehr tumultreich verliefen. Man verhandelte über die inneren und äußeren Angelegenheiten des Bundes und entschied über Verteidigungsmaßnahmen und Kriegszüge. Mittelpunkt des Bundes war die Tempelburg Rethra, in der als Hauptgott Swarožyc und neben ihm andere Götter – vielleicht die der Einzelstämme – verehrt wurden.

Rethra, richtig Riedegošt, lag wahrscheinlich im Grenzgebiet zwischen Tollensern und Redariern, vielleicht am Westufer des Tollensesees.<sup>14</sup>

Der Lutizenbund entfaltete seine größte Macht zwischen 983 und der Mitte des 11. Jahrhunderts. Insbesondere in den polnisch-deutschen Kriegen zwischen 1004 und 1031 spielte er eine bedeutende politische und militärische Rolle als Bundesgenosse der deutschen Könige Heinrich II. und Konrad II. (S. 289 ff.). 1057 befehdeten sich die Kessiner und Zirzipanen auf der einen und die Tol-

lenser und Redarier auf der anderen Seite. Diese Fehden endeten mit der Einbeziehung der beiden nördlichen Gebiete in das Obodritenreich Gottschalks. Nach kurzer Aktivität beim Aufstand gegen Gottschalk im Jahre 1066 verlor der Lutizenbund allmählich seine Macht. Im ersten Viertel des 12. Jh. wurden Teile des Gebietes der Tollenser in den pommerschen Staat einbezogen. Der Lutizenbund ging spurlos unter, nicht einmal der Name des Hauptortes Riedegoßt (Rethra) blieb erhalten.<sup>15</sup>

#### **4. Staat und Gesellschaft bei Obodriten, Hevellern und Rügenlawen vom 9. bis 12. Jahrhundert**

##### **a) Obodriten**

Im Obodritengebiet nahm die Entwicklung einen anderen Verlauf. Die Stammesfürsten konnten ihre Macht behaupten. Es gelang ihnen offensichtlich, sich gegenüber dem hohen Adel zeitweise sehr weitgehend durchzusetzen und die Anfänge einer staatlichen Organisation aufzubauen. In der Schlacht an der Raxa im Jahre 955 (S. 279) erlitten die Obodritenfürsten zwar eine schwere Niederlage: Der Obodritenfürst Stoignew wurde getötet. Trotz dieser Niederlage konnte Stoignews Nachfolger, sein Bruder Nakon, die Macht der Stammesfürsten jedoch weiter ausbauen. Ibrahim ibn Jacub zählte im Jahre 965 Nakon zu den mächtigsten slawischen Fürsten. Stoignew war während der Schlacht an der Raxa von Reiterkriegern, Dienstleuten und einem Berater umgeben. Die Krieger Nakons waren mit Panzern und Brünnen gut gerüstet und beritten. Der Sohn Nakons, Mstislav, soll 982 mit 1000 Reiterkriegern den deutschen Kaiser Otto II. auf einem Italienzug begleitet haben.

Es ist nicht sicher, ob Nakon dem obodritischen Fürstengeschlecht angehörte, das im 9. Jh. den obodritischen Stammesverband beherrschte. Jedenfalls ergibt sich seit der Zeit Nakons eine nicht unterbrochene Folge von obodritischen Fürsten und Königen bis hin zu Heinrich von Alt Lübeck und dessen Söhnen in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Eine fürstliche Dynastie hatte sich also gebildet. Die sozialökonomische Grundlage dieser Fürstenherrschaft war die zunehmende Verbreitung von Verhältnissen der Abhängigkeit und Ausbeutung, die Herausbildung der feudalen Klassenstruktur. Im einzelnen beruhte ihre ökonomische Macht auf Besitz an Land und Leuten, an unmittelbar von ihnen beherrschten Gütern und Wirtschaften sowie auf den Leistungen abhängiger Bauern und Dienstleute. Weiterhin verfügten diese Fürsten über Tribute und Abgaben der eigenen Stammesmitglieder und der unterworfenen Stämme. Dazu mögen mit der frühstädtischen Entwicklung Kauf- und Marktabgaben, Wege- und Brückengeld und andere Einnahmequellen gekommen sein.

Die staatliche Organisation wurde auf einem Netz von Burganlagen begründet (S. 173); Reiterkrieger und Ratgeber, Steuereintreiber und andere Dienstleute hielten die Macht der Obodritenfürsten aufrecht. Um die Stabili-

tät dieser Macht war es dennoch nicht immer zum besten bestellt. Der Sohn Nakons, eben jener bereits erwähnte Mstislav, wurde 1018 von seinem Volk, das sich während eines Lutizenkrieges erhoben hatte, aus seiner Burg Schwerin vertrieben. Er floh nach Sachsen.

Erst Gottschalk vermochte nach hartem Kampf und mit dänischer Hilfe, 1043 wieder Fuß zu fassen und ein Reich zu gründen, dem außer den Obodriten die Zirzipanen und Kessiner, die Smeldinger und andere Stämme angehörten. Die Sicherung des Staatsgebietes durch Landesburgen wurde weiter gefördert und die alten Burgen in den Gefilden der unterworfenen Stämme offensichtlich weitgehend beseitigt.

Waren schon die Obodritenfürsten seit Nakon der christlichen Kirche verbunden, so machte sich Gottschalk zum eifrigen Verfechter des Christentums in seinem Lande. Mecklenburg wurde Bischofssitz; Klöster und Kirchen entstanden hier und an anderen Burgorten. Gottschalk soll selbst in slawischer Sprache gepredigt haben. Das Christentum gewann jedoch im Volk, aber auch beim obodritischen Adel und Hochadel, keinen festen Boden. Trotz der Bemühungen der Kirche um die Sicherung der Herrschaft Gottschalks scheiterte dieser in einem großen, von der Adelsopposition im Bunde mit den Lutizen geführten Aufstand im Jahre 1066. An die Macht kam nun der heidnische Fürst Kruto. Seine Machtbasis lag zunächst in Wagrien. Nachdem er jedoch eine sächsische Intervention zugunsten Budivojs, eines Sohnes von Gottschalk, um 1075 bei Plön abgewehrt und Budivoj getötet hatte, herrschte er über das ganze Obodritenland und vielleicht auch über einige lutizische Gebiete. Erst um 1090 konnte Heinrich, der ebenso wie Gottschalk längere Zeit am dänischen Hof gewilt hatte, mit dänischer Hilfe die Herrschaft über das Obodritenreich wiedererlangen (S. 302). Nach zahlreichen Kämpfen dehnte er seine Macht bis zur Oder und bis nach Brandenburg aus (Abb. 90).<sup>46</sup>

König Heinrich hat der inneren Organisation und dem Zusammenhalt seines aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzten Herrschaftsgebietes besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das Ergebnis solcher planvoller Bemühungen war eine staatliche Organisation unter einer zentralen Fürsten- bzw. Königsgewalt, die ihre Macht nach innen und außen zu sichern suchte. Dabei konnte sie an die in den vorhergehenden Perioden erzielten sozialökonomischen Grundlagen in Gestalt sich festigender feudaler Produktionsverhältnisse anknüpfen. Hinzu kamen eine bewußte Förderung von frühstädtischen Siedlungskomplexen (Handwerker- und Dienstsiedlungen, Kaufmannskolonien — S. 189 f.) in Alt Lübeck, Oldenburg und an anderen Burgzentren sowie eine eigene Münzprägung, die der Herrscher in Alt Lübeck durchführen ließ.

Bei der Wahl Alt Lübecks zum wirtschaftlichen und verwaltungsmäßigen Mittelpunkt, zu einer Art „Residenz“ des Obodritenkönigs anstelle des bisherigen nakonidischen Hauptsitzes Mecklenburg, spielten die geographische Lage des Ortes sowie auch handels- und verkehrspolitische Gesichtspunkte eine Rolle. Alt Lübeck lag an der Nahtstelle von Wagrien, Polabien und dem Obodritenland, also den Kernländern von Heinrichs Herrschaftsgebiet.



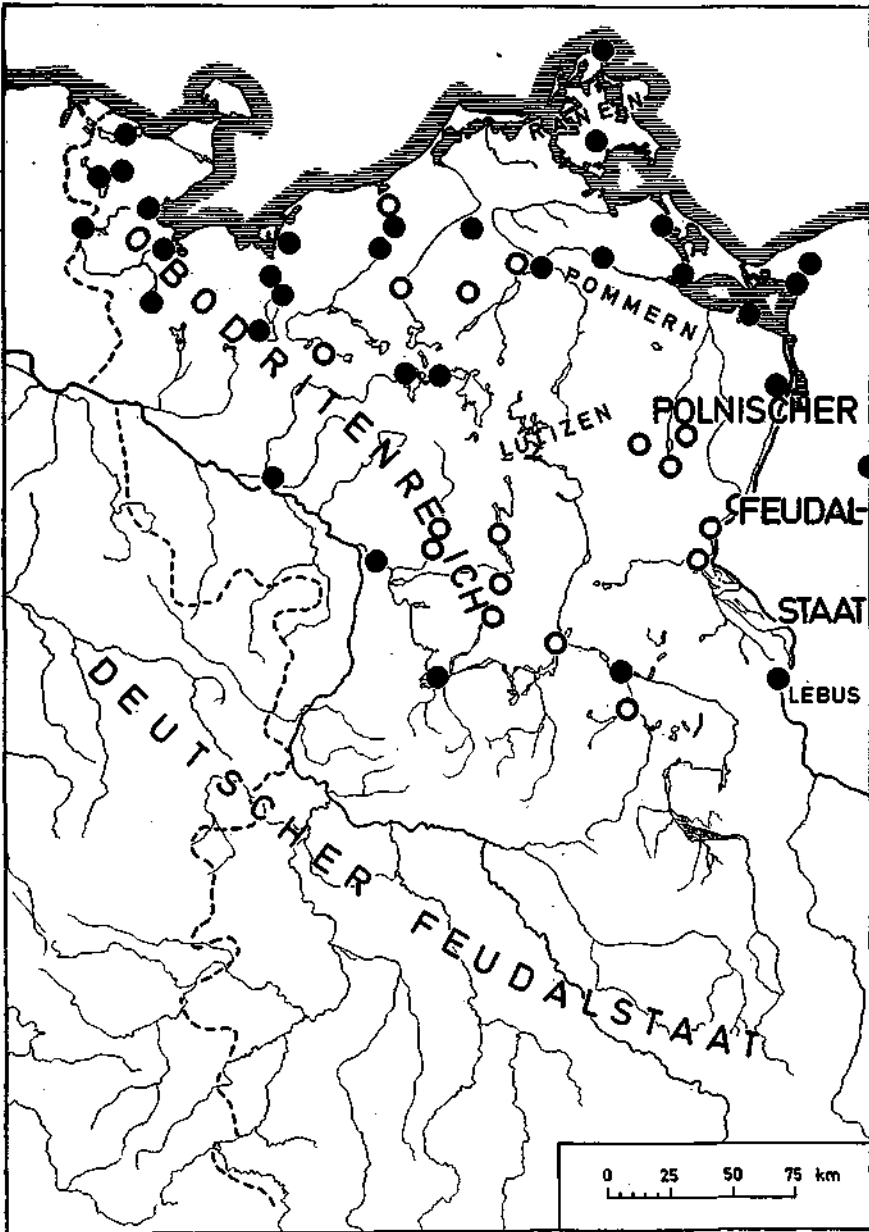


Abb. 80. Slawische Fürsten- und Landesburgen  
● schriftlich überliefert; ○ nur archäologisch nachgewiesen;  
--- Westgrenze des gehäuftten Vorkommens slawischer Funde

Der Sicherung der Macht des Fürsten nach außen und innen diene ein organisiertes Heer- und Gefolgschaftswesen, wie es in der Schilderung der Rügenfeldzüge und der Belagerung Alt Lübecks bei Helmold zum Ausdruck kommt. Um 1123 schickte Heinrich „Boten in alle Slawenlande, um Hilfstruppen zusammenzuziehen, und sie kamen sämtlich einhellig und demütig zusammen . . . dem Befehl des Königs zu gehorchen und die Ranen zu überwinden . . . Da sah man die Slawenscharen aus allen Ländern ausgebreitet auf [dem Eis – J. H.] der Meeresfläche, geordnet nach Abteilungen und Heerhaufen des königlichen Befehls gewärtig . . . Wie nun alle gesichert und geordnet in den verschiedenen Kampfgruppen standen, traten die Führer allein vor, den König und die ihnen fremden Heeresteile zu begrüßen . . .“ (Helmold I/38). Als die Ranen Alt Lübeck belagerten, fand sich in der Burg eine feste kleine Streitmacht mit Heerführer. Fürst Heinrich verließ die Burg und bot die Hilfstruppen auf (Helmold I/36).

Der verwaltungsmäßigen Gliederung des Reiches diene seine Einteilung in Burgbezirke; an der Spitze der zeitweilig abhängigen Stämme haben vielleicht „Statthalter“ die Interessen des Gesamtherrschers wahrgenommen.

In der Duldung des Christentums und der Förderung der Christianisierung am Ende von Heinrichs Herrschaftsperiode zeigte sich das Bemühen, die verschiedenen Teile dieses Staates durch eine einheitliche Ideologie zu verknüpfen.

Dennoch scheiterte auch diese am weitesten fortgeschrittene slawische Staatsgründung im Gebiet zwischen Elbe und Oder. Es gelang den Obodritenfürsten nicht, die ökonomisch, politisch und sozial unterschiedlich entwickelten Teilgebiete auf die Dauer zu vereinen und die der Zentralgewalt entgegenwirkenden Kräfte, vor allem in der heidnischen Priesterschaft und im lokalen Adel, auszuschalten. Die Opposition gegen die Zentralisierung verband sich mit der gegen das Christentum und die vorwiegend von deutschen Kräften geleitete Christianisierungspolitik. Die Kirche forderte Zehntleistungen und andere Abgaben; der Staat zog für seinen eigenen Bedarf und für auswärtige Mächte, für Sachsen und Dänen, Tribute und Steuern ein (S. 321). Diese Verhältnisse waren wohl die tiefere Ursache für die ständigen Aufstände gegen die Obodritenfürsten. Sie mußten mehrfach aus dem Lande fliehen und konnten nur mit Hilfe sächsischer und dänischer Heere wieder zur Herrschaft gelangen. Die letzten Obodritenherrscher von Alt Lübeck vermochten nicht einmal die Ansätze einer frühstädtischen Entwicklung in Alt Lübeck und an anderen Orten zu schützen. Ständige Kriege und Aufstände hemmten die wirtschaftliche Entwicklung, und die Rügenlawen konnten mehrmals Alt Lübeck angreifen und zerstören. Diese Schwächen des Obodritenstaates boten den benachbarten deutschen und dänischen Feudalgewalten leichte Möglichkeiten zu militärischen und politischen Angriffen. Durch die seit den dreißiger Jahren des 12. Jh. verstärkte deutsche Expansion ging der Obodritenstaat von Alt Lübeck mit seinem slawischen Herrschergeschlecht schließlich zugrunde.

**b) Heveller**

Ähnlich wie im Obodritenland scheint sich auch bei den Hevellern frühzeitig eine erbliche Fürstenherrschaft durchgesetzt zu haben, die in der Brandenburg (S. 196) ihren Mittelpunkt hatte. Der Hevellerfürst Tugumir, der 928/29 bei der ersten deutschen Eroberung der Brandenburg als Gefangener nach Sachsen gebracht wurde, lieferte während des Aufstandes der Heveller im Jahre 939 – durch Geld und Versprechungen bestochen – die Brandenburg an den deutschen König Otto I. aus (S. 276). Damit fiel ein Gebiet, das nach der Mitteilung des Chronisten Widukind bis zur Oder reichte, in die Hand des ottonischen Staates. Aus dieser Nachricht darf geschlossen werden, daß die Hevellerfürsten über die Stämme im mittleren Gebiet zwischen Oder und Elbe herrschten, im wesentlichen wohl in dem Bereich, der 948 zum Bistum Brandenburg gerechnet wurde. Dazu zählten in der Gründungsurkunde die folgenden zehn slawischen Gaue: Marčane, Zerwisti, Ploni, Sprewanen, Heveller, Ukranen, Rěčanen, Zamzizi, Došane und Lusizer (S. 8). Die Brandenburg auf der Dominsel wurde 948 zwischen der geistlichen und weltlichen deutschen Feudalität aufgeteilt. Der Bischof erhielt den ganzen Norden der Burg und der Dominsel und ließ hier eine Kathedrale anlegen.

Sicherlich erfolgten in dieser Zeit wesentliche Veränderungen in der gesellschaftlichen Struktur, die sich jedoch nicht näher fassen lassen. Der Ottonenstaat begann damit, das Gebiet in sogenannte Burgwarde einzuteilen, d. h. in burgbeherrschte kleine staatliche Einheiten, die überwiegend an die slawischen Gefilde anknüpften. Solche Burgwarde bestanden außer in Pritzerbe und Brandenburg in den heute unbekanntenen Orten Nienburg, Dubie und Briechouua an der Havel sowie in Potsdam und Geltow. In Ploni wurde der Burgward Belizi geschaffen (wohl Belzig); weitere Burgwarde entstanden in Marčane, Zervisti und Nelětici. Potsdam war damals der am weitesten östlich gelegene schriftlich erwähnte Burgward des Ottonenstaates.

Es ist damit zu rechnen, daß sich in dieser Zeit in Brandenburg häufiger Kaufleute aufhielten, die von Magdeburg aus nach Osten zogen, zumal in Magdeburg spätestens seit 965 jüdische und andere Fernhändler in großer Zahl ansässig waren. Brandenburg war die erste größere Station auf dem Wege nach Osten, insbesondere in den aufblühenden polnischen Staat, in das Odermündungsgebiet und natürlich in die Gegenden zwischen Elbe und Oder (S. 119).

Im Jahre 983 ging die deutsche Herrschaft in Brandenburg im großen Slawenaufstand unter (S. 284 ff.). Die Brandenburg jedoch bestand weiter und wurde wahrscheinlich im 11. Jh. wiederum Mittelpunkt eines hevellischen Fürstentums. Die Brandenburger Slawenfürsten unterhielten weitreichende Beziehungen, unter anderem durch Eheverbindungen. Schon am Anfang des 10. Jh. war die hevellische Fürstentochter Dragomira mit dem böhmischen Fürsten Vratislav (905–921) verheiratet. 1010 verhandelten brandenburgische Gesandte mit dem Polenherzog Boleslaw.

Deutsche Heere versuchten auch nach 983 mehrfach, Brandenburg zu erobern, so 991, 992, am Anfang des 11. Jh. und im Winter 1100/1101. Zu Beginn des 12. Jh. wurde Brandenburg vielleicht in den Obodritenstaat Heinrichs von Alt Lübeck eingegliedert.<sup>17</sup> Bis 1127 übte hier ein slawischer „comes“ (Graf) Meinfried die Herrschaft aus. Er wurde im gleichen Jahr gestürzt, in dem Heinrich von Alt Lübeck starb (S. 323 f.). An die Macht kam Pribislaw, der alter hevellischer Fürstensippe entstammte. Christ geworden, nahm er den Namen Heinrich an und ging enge Beziehungen zu den benachbarten deutschen Feudalgewalten ein.

Es ist damit zu rechnen, daß auch Pribislaw – ähnlich wie der Obodritenfürst Heinrich von Alt Lübeck – den Aufbau einer staatlichen Organisation im Stammesgebiet der Heveller in Angriff nahm. Die Quellenzeugnisse über innere Vorgänge im Lande der Heveller in der ersten Hälfte des 12. Jh. sind sehr selten. Es darf mit dem Ausbau eines suburbanen Zentrums bei der Brandenburg und der Förderung des Handelsverkehrs durch den Fürsten Pribislaw/Heinrich gerechnet werden, was der wirtschaftlichen Untermauerung des hevellischen Fürstentums diente. Die Münzprägung in Brandenburg (Abb. 48 c), zahlreiche Schatzfunde an den Brandenburg berührenden Fernhandelsstraßen (Abb. 45) setzen eine entsprechende Wirtschaftsentwicklung voraus.

Pribislaw/Heinrich führte den Titel „König“ (rex). Dieser Titel, der möglicherweise auf eine Verleihung durch den deutschen Kaiser Lothar zurückgeht, läßt ebenfalls auf eine bedeutende Machtstellung des Hevellerfürsten schließen. Widerstand erwuchs der Politik Pribislaws vor allem von seiten der heidnischen Priesterschaft beim Brandenburger Triglavheiligtum und sicher auch von seiten des einheimischen Adels. Gegen den Widerstand dieser Kräfte setzte Pribislaw vor seinem Tode Markgraf Albrecht den Bären als seinen „Erben“ ein, und nur im Kampf gegen diese Kräfte konnte dann 1150 Albrecht von der Brandenburg und dem Havelland „wie nach Erbrecht“ Besitz ergreifen. Für einige Jahre gewann noch einmal ein Verwandter Pribislaws, Jaxa von Köpenick, die Brandenburg, bis dann 1157 die Askanier diesen seit dem 10. Jh. von deutschen und slawischen Fürsten umkämpften Platz eroberten.

### c) Rügenlawen

Eine besondere Ausbildung erhielt die politische Organisation bei den Rügenlawen. Vor dem 10. Jh. nahmen die zeitgenössischen Chronisten keine Notiz von ihnen (S. 7 f.). Im Jahre 955 kämpften sie auf der Seite Ottos I. gegen Lutizen und Obodriten in der Schlacht an der Raxa. Die Ranen erscheinen damit als der dritte politische Verband, der in der Geschichte des 10. bis 12. Jh. im südlichen Ostseegebiet eine Rolle spielte.

Die Lage ihrer Wohnsitze auf der Insel sicherte den Ranen relativen Schutz vor Einfällen eines Landheeres. Sie nutzten die Gunst des Meeres und beherrschten es. Gleichsam programmatisch gründeten sie an der nördlichsten

Spitze ihrer Insel spätestens im 10. Jh. ihren Hauptort – die Burg Arkona (S. 180 f.). Seit dem 9./10. Jh. waren Schifffahrt und Schiffsbau bei ihnen zu Hause (S. 191); Handelsniederlassungen entstanden damals an den buchtenreichen Küsten. Handel und Seefahrt, friedlicher Austausch und Piraterie, das waren die Scylla und Charybdis der Ranen.

Die relative Unzugänglichkeit der Insel und die Möglichkeit, leicht, schnell und ungeschoren außerhalb des eigenen Landes zu Reichtum zu kommen, wirkten sich anscheinend auf die gesellschaftliche Struktur des Stammes aus. Es gibt weder Hinweise auf Burgherrschaften wie in der Lausitz noch auf eine zentrale Gewalt wie bei den Obodriten. Daher kennen wir weder regelrechte Fürstenburgen noch kleine Adelsburgen auf Rügen, sondern nur große Burganlagen, die Fluchtburgen für alle Schichten zugleich, vom Bauern über den Kaufmann bis zum Fürsten und Priester, waren.<sup>18</sup> Dementsprechend spielte im politischen Leben die Versammlung des Volkes eine Rolle, die in Arkona zusammentrat. Diese Versammlung konnte der König einberufen, wobei unbekannt bleibt, ob dieser gewählt wurde oder eine vererbte Funktion ausübte. Die Volksversammlung von Arkona besaß Entscheidungsbefugnis in wichtigen, das ganze Volk der Ranen betreffenden politischen Angelegenheiten. So legte 1146 eine dänische Gesandtschaft unter Leitung des Bischofs Absalon von Roskilde der Versammlung ihre Bitte um Flottenhilfe im Kampf gegen Obodriten und Pomoranen vor. Der König der Ranen sagte solche Hilfe zu.

Neben beiden Gewalten, König (rex) und Volk (populus), spielten Adlige (primores und nobiles) in der Gesellschaft der Ranen eine Rolle. 1168 zum Beispiel wurden Söhne von ranischen nobiles den Dänen als Geiseln übergeben.<sup>19</sup>

In Arkona, dem politischen Zentrum des Stammes, lag auch das Hauptheiligtum der Ranen, dort leiteten die Priester (S. 354) die religiösen Zeremonien und den Kult um den Hauptgott der Ranen, Svantevit. Die Priester übten – wie in allen Gesellschaften dieser Art – durch Orakel und Wahrsagung einen bedeutenden Einfluß bei der Vorbereitung von politischen Entscheidungen aus und beeinflussten kraft ihrer Autorität die Handlungen von König, Adel und Volk. Mehrere Beispiele dafür werden überliefert:

Als ein sächsischer Priester, Gottschalk, der mit sächsischen Kaufleuten zum Markt nach Arkona gekommen war, dort einen Gottesdienst abhielt, forderte der Priester des Svantevit die Auslieferung des sächsischen Geistlichen, Widerstrebend nur scheint die Versammlung der Ranen dem zugestimmt und den fremden Kaufleuten im Falle der Nichterfüllung dieser Forderung für den nächsten Tag den Krieg angesagt zu haben, nicht ohne ihnen zuvor 100 Mark als Kaufpreis für den Geistlichen zu bieten. Die Kaufleute erhielten so die Möglichkeit, über Nacht abzureisen.

Als Heinrich von Alt Lübeck im Winter 1123/24 die Ranen mit einem großen Landheer angegriffen hatte, schickten diese ihren Priester zu Verhandlungen in Heinrichs Lager.

Die Überlieferung über die politische Ordnung der Ranen ist häufig so ausgelegt worden, als ob eine Priesterherrschaft, eine theokratische Monarchie

oder theokratische Dingmonarchie, bestanden habe. Der Chronist Helmold stellt grundsätzlich fest: Die Ranen „haben einen König und ein sehr berühmtes Heiligtum“, und er führt weiter aus, daß dieser König geringere Verehrung genießt als der Oberpriester, und zwar vor allem wegen der Orakel und Lose, die dieser befragt.

Der Kult des Svantevit hat vermutlich erst in der christlichen Umwelt, die seit dem 11. und besonders im ersten Viertel des 12. Jh. auch das Odergebiet umfaßte, seine besondere Bedeutung erlangt, und damit stieg auch die Rolle seiner Priester. Von den Machtmitteln dieser Priester erfahren wir nichts — sie hatten keine Exekutivgewalt, ja, es war ihnen nicht einmal möglich, den oben erwähnten christlichen Priester gefangennehmen zu lassen.

Ähnliche Funktionen wie der Svantevitpriester übten ganz zweifellos auch die Priester der pommerschen Küstenstädte aus, d. h. sie beeinflussten die von der Stadtoligarchie oder der Volksversammlung zu treffenden politischen Entscheidungen.

Die Ranen unterwarfen bei ihren Kriegszügen zeitweise andere Stämme und Völker. Diese mußten an den Svantevittempel in Arkona Tribut zahlen und Abgaben leisten. Der Reichtum floß hier zusammen und wurde unter dem Schutz des Gottes aufbewahrt. Versuche, über die Wohnsitze des Stammes hinaus eine staatliche Organisation aufzubauen, gab es nicht. Man begnügte sich mit Plünderungen und Raubzügen über See und konnte auf diese Weise wohl zeitweilig Tribut von den überfallenen Stämmen einziehen. Die Ranen beherrschten im 12. Jh. — bis 1168 — die südliche Ostsee. Um 1100 erschienen sie mit Schiffen vor Alt Lübeck und belagerten es. Dieses Unternehmen endete allerdings mit einer Niederlage, und die Ranen hatten in der Folge an Heinrich von Alt Lübeck Tribut zu zahlen. Um 1128 zerstörten sie Siedlung und Burg Alt Lübeck. Nach wechselhaften Kämpfen, Erfolgen und Niederlagen, wurde 1136 Arkona erstmals von den Dänen zerstört. 1160 erlitten die Ranen eine Niederlage durch ein dänisches Landheer, und 1168 nahmen die Dänen Arkona, Garz und andere rügensche Burgen ein.<sup>20</sup> Die rügenschen Fürsten Tezlaw und Jaromar wurden zu Lehnsträgern des dänischen Königs. Eine kirchliche Organisation wurde geschaffen und dem dänischen Erzbistum Lund unterstellt. Allmählich veränderten die Einwirkungen des dänischen und deutschen Feudalstaates sowie die starken Einflüsse, die von der Besiedlung des Festlandes gegenüber Rügen durch deutsche Bauern und Ritter und von den Städten an der Küste ausgingen, die soziale Struktur und ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung. So vollzog sich der Übergang dieses slawischen Stammes, an dessen Spitze noch für mehrere Generationen die Dynastie des slawischen rügenschen Herrscherhauses stand, unter dem Einfluß des dänischen und deutschen Feudalstaates zu hochfeudalen Wirtschafts- und Gesellschaftsformen.

## 5. Frühstädte an der Ostseeküste seit dem 10. Jahrhundert

Mit der Entstehung von Bevölkerungsschichten, deren Grundlage Handwerk, Handel und Gewerbetätigkeit waren, bildeten sich zwangsläufig neue Siedlungsformen mit besonderer gesellschaftlicher und politischer Struktur, die Frühstädte (S. 198 f.). Das geschah sowohl im sorbischen Gebiet, in der Lausitz, in Brandenburg, Alt Lübeck, Mecklenburg und anderen Orten, vor allem aber an der Ostseeküste.

Nähere Angaben darüber werden der archäologischen Forschung<sup>21</sup> und den unter dem Gesichtspunkt der Verherrlichung des Missionars und Bischofs Otto von Bamberg abgefaßten Heiligenviten von Ebo, Herbord und dem Prüfeninger Mönch verdankt. Otto von Bamberg reiste 1124/25 auf Einladung des Polenherzogs Boleslaw nach Pommern, um dort zu missionieren. Pommern war damals gerade von Boleslaw erneut unterworfen und dem polnischen Staat angeschlossen worden. Die Reise führte Otto unter anderem nach Pyrzice, Kolobrzeg, Szczecin und Wolin. Auf der zweiten Reise, die 1128 stattfand, besuchte er Demmin, Gützkow, Wolgast, Szczecin, Wolin und andere Orte.

Bei diesen Reisen traf er auf eine entwickelte frühstädtische Gesellschaft (Abb. 91). Die Masse der Stadtbevölkerung bildeten die unteren und mittleren Schichten, Fischer, Dienstleute und Handwerker. Sie entfalteten politische Aktivität in der Volksversammlung der jeweiligen Stadt und besaßen das Recht der Beratung; kein wichtiger, die Stadt betreffender Beschluß konnte anscheinend ohne ihre Zustimmung gefaßt werden. Sie trugen Waffen, waren also zur Stadtverteidigung verpflichtet. Die Volksversammlungen wurden – mindestens zum Teil – auf den Marktplätzen der Städte abgehalten. In Szczecin, so erfahren wir, standen auf dem Markt Tribünen für die Redner.

Die führende Schicht in den Städten bildeten Kaufleute, Seefahrer und Großgrundbesitzer. Von Domiszlaus, einem städtischen Optimaten in Szczecin, heißt es, zu seinem Gesinde hätten 500 Menschen gehört. Diese Vorläufer des mittelalterlichen Patriziats gaben den Ton im politischen Leben der Städte an. Sie scheinen einen Rat gebildet zu haben; mehrfach wird von Sonderberatungen dieser Leute vor Zusammentritt der Volksversammlung oder auch dann, wenn dort keine Einigung erzielt werden konnte, berichtet. Ein solcher Rat war notwendig, um die lebenswichtigen Fragen der Stadt, wie Straßenbau, Hygienemaßnahmen, Grundstücksgliederung, Verteidigungsbauten und andere öffentliche Arbeiten, zu regeln. Auch muß es einen städtischen Schatz gegeben haben.

Jede Stadt hatte ihren Tempel und ihre Götter, deren Verehrung von Priestern geleitet wurde. Wie bei den Ränen, so nahmen die Priester auch in den pommerschen Städten Einfluß auf die Entscheidungen der Volksversammlung. Schließlich hatte in den pommerschen Städten der Herzog einen Fürstenhof oder eine Burg. In Usedom, Demmin und wohl auch Gützkow lagen solche Burgen ebenso wie in Szczecin und Kolobrzeg. In den Burgen residierten die mehrfach erwähnten Stadtpräfekten, die Vertreter der staatlichen Macht.

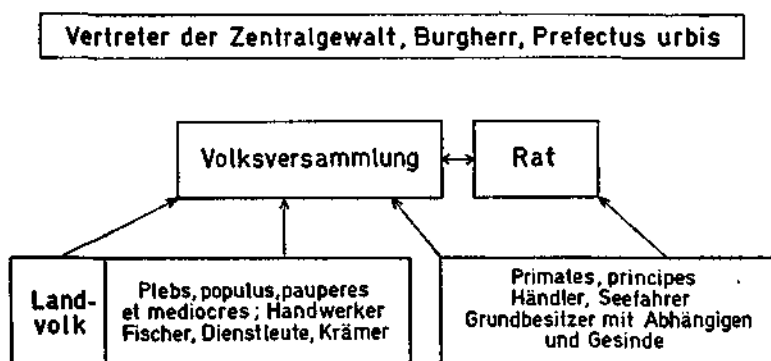


Abb. 91. Schema der gesellschaftlichen und politischen Struktur der Ostseestädte

Zu den Versammlungen der Stadtbürger kamen auch Landbewohner hinzu. Es gab also offensichtlich keine strenge rechtliche Scheide zwischen Stadt und Land, vielmehr scheint das umliegende Land als Stadtzubehör gegolten zu haben.

In den Städten wohnten häufig einige tausend Menschen. In Szczecin soll es 900 Haushalte, d. h. etwa 5000 Einwohner gegeben haben. Wolin dehnte sich an der Dievenow über mehrere Kilometer aus. Wolgast war um 1128 eine „sehr bedeutsame Stadt“ (opulentissima civitas).

In Wolin, vielleicht aber auch in Wolgast oder Usedom, waren fremde Kaufleute ansässig oder hielten sich längere Zeit auf. In Arkona hatten sie Markt- abgaben zu leisten, bevor sie ihre Waren feilbieten konnten. Wie das in den pommerschen Städten gehandhabt wurde, wissen wir nicht. Mit ähnlichen Verpflichtungen ist jedoch zu rechnen.<sup>22</sup>

So boten diese Städte im 11. und 12. Jh. ein buntes Leben und Treiben, und auch der Chronist der Hamburger Kirche, Adam von Bremen, kannte die sehr berühmte Stadt Jumne (Wolin). „... Es ist wirklich die größte von allen Städten, die Europa birgt; in ihr wohnen Slawen und andere Stämme, Griechen und Barbaren. Auch die Fremden aus Sachsen haben gleiches Niederlassungsrecht erhalten, wenn sie auch während ihres Aufenthaltes ihr Christentum dort nicht öffentlich bekennen dürfen. Denn noch sind alle in heidnischem Irrglauben befangen; abgesehen davon wird man allerdings kaum ein Volk finden, das in Lebensart und Gastfreiheit ehrenhafter und freundlicher ist. Die Stadt ist angefüllt mit Waren aller Völker des Nordens, nichts Begehrteswertes oder Seltenes fehlt. Hier steht ein ‚Vulkanstoppf‘, die Einwohner sprechen von griechischem Feuer...“ (Leuchtfeuer für die Seeschiffe).



## 6. Die Herausbildung der hochmittelalterlichen Territorialstaaten unter slawischen Dynastien in Mecklenburg, Pommern und auf Rügen

In den hier behandelten Siedlungsgebieten der Sorben, Heveller, Lutizen, Obodriten und Rügenlawen kam es trotz einer entwickelten ökonomischen Basis und der Herausbildung klassengesellschaftlicher Beziehungen zu keiner eigenen dauerhaften Staatsbildung. Auch die weitgehendsten Versuche zum Ausbau einer staatlichen Organisation bei Hevellern und vor allem Obodriten gingen um die Mitte des 12. Jh. zugrunde. Die sorbischen Gebiete waren bereits im 10. Jh. vom deutschen Feudalstaat erobert worden. Seit dem Ende des 10. Jh. bildeten große Teile des Gebietes zwischen mittlerer Oder und Spree das polnische Land Lebus (S. 338). Wagrien und Polabien wurden im Laufe des 12. Jh. Bestandteile der deutschen Territorialstaaten Holstein und Sachsen; das Herrschaftsgebiet der Hevellerfürsten kam in „direkter Erbfolge“ an den brandenburgischen Territorialstaat der Askanier. Besonders großen Anteil an der Herausbildung der hochfeudalen Gesellschaft, am Landesausbau und an der staatlichen Organisation hatten slawische Bauern und slawische Adlige auf Rügen, im östlichen Mecklenburg und in Pommern (Demmin und Szczecin), also in den ehemaligen ranischen, obodritischen und lutizischen Gebieten, die in den dänischen, deutschen und pommerschen Feudalstaat einbezogen wurden.

In Lehnabhängigkeit vom Herzogtum Sachsen, seit 1348 als reichsunmittelbare Herzöge, regierten die Nachfolger Niklots und Pribislaws in dem 1167 (S. 331 f.) geschaffenen obodritischen Teilstaat, dem späteren Mecklenburg. Besonders in die Regierungszeit des Obodritenfürsten Borwin (1178–1227; Sohn Pribislaws und Schwiegersohn Heinrichs des Löwen) fällt die Entwicklung dieses Obodritenstaates zu einem feudalen Territorialstaat. Eine durch den Fürsten geförderte städtische Entwicklung in Mecklenburg, der Staatsaufbau nach Vogteien als Nachfolgeeinrichtungen der alten slawischen „terrae“, die Anlage eines neuen Burgensystems, das Einströmen deutscher Ministerialenfamilien, Zehntverträge des Fürsten mit deutschen Siedlern, Gründung und Ausstattung von Klöstern kennzeichnen diesen Weg.

Die rügensch Slawenfürsten Tezlaw und Jaromar I. waren 1168 zu Lehnsträgern des dänischen Königs geworden. Dieses slawische Fürstenhaus starb 1325 mit Wizlaw III. und seinem Sohn Jaromar aus, und das Fürstentum Rügen kam an Herzog Wartislaw IV. von Pommern-Wolgast. Seit 1168 vollzog sich die politische und territoriale Entwicklung in enger Anlehnung an Dänemark, was in rügensch Landerwerbungen unter Dänemarks Schutz, Zinspflicht und Heeresfolge für Dänemark, in rügisch-dänischen Familienverbindungen und anderem zum Ausdruck kam. Während die dänische Kirche zunächst Einfluß auf die kirchliche Entwicklung Rügensch hatte, vollzog sich der weitere Landesausbau Rügensch unter maßgeblicher Beteiligung slawischer Bauern und erst später deutscher Kolonisten. Ebenso wie die mecklenburgi-

schen Slawenfürsten förderten auch die rügischen Territorialherren die städtische Entwicklung und den Handel in ihrem Bereich. Daß sich auch auf Rügen eine Veränderung der staatlichen Organisationsformen vollzog, kommt beispielsweise in der Aufgabe der für die Ranen typischen großen Fluchtburgen und der Entstehung kleinerer Burganlagen für den Landesherrn in Garz und Bergen zum Ausdruck. Das ganze Gebiet wurde in mehrere Gardvogteien eingeteilt.

Die jeweiligen Lehnsbeziehungen Pommerns zum deutschen Feudalstaat, zu Brandenburg bzw. Dänemark sind im einzelnen schwer entwirrbar (S. 334 f.). 1187, nach dem Tode Herzog Bogislaws I., war anscheinend das pommersche Herzogtum in die Gebiete Pommern-Stettin (seit 1220 unter Barnim I.) und Pommern-Demmin (seit 1219 unter Wartislaw III.) geteilt worden; beide standen seit 1231 in Lehnsabhängigkeit vom brandenburgischen Markgrafen. Durch den Tod des Demminer Herzogs 1264 fiel Demmin an Barnim I. In seiner Regierungszeit vollzog sich vor allem die Entwicklung Pommerns zu einem hochfeudalen Territorialstaat. Zahlreiche Stadtrechtsverleihungen durch die Landesherrn Barnim und Wartislaw, Klostergründung und -ausstattung, Umgestaltung der Kastellanverfassung und stärkere Einbeziehung deutscher Elemente in die Verwaltung des Landes seit den vierziger Jahren des 13. Jh. markieren auch hier diesen Weg.<sup>33</sup>

## 7. Grundzüge und Wesen der slawischen Staatsbildung

Die Formen der politischen Macht und der staatlichen Gewalt entwickelten sich in den einzelnen Gebieten unterschiedlich. In der ersten Periode vor der Mitte des 9. Jh. standen bei den Stämmen, deren innere Verhältnisse in das Licht schriftlicher Überlieferung treten, Stammesfürsten an der Spitze der Einzelstämme oder Stammesverbände. Diese waren abhängig und wurden in ihrer Machtausübung eingeschränkt von den Stammesadligen, den Vormännern der Gemeinden, Gefilde und Einzelstämme, den Priestern sowie durch die Versammlungen des Volkes.

Im Verlauf des 9. und im 10. Jh. traten beachtliche Differenzierungen ein. Allein bei den Ranen scheint dieses System sich bis in das 12. Jh. unter Aufwertung des priesterlichen Ansehens und damit Einflusses stabilisiert zu haben. Diese Stabilität bei den Ranen beruhte vielleicht darauf, daß die aufkeimenden Gegensätze in der Gesellschaft nicht im Innern ausgetragen, sondern in Handels- und Piratenzügen nach außen abgeleitet wurden.

Bei den Obodriten und Hevellern kam es im Verlauf des 9. und 10. Jh. zu einer Stärkung der fürstlichen Macht, hinter der anscheinend die des Stammesadels zurückgedrängt, jedoch wohl nur teilweise überwunden wurde. Die Obodritenfürsten gingen daran, sich staatliche Machtmittel wie Gefolgschaften, Heeresordnungen, Burgensysteme und Anfänge eines Apparates für die Einziehung von Tributen und Abgaben zu schaffen.

Diese Entwicklung, die durch die ungünstige außenpolitische Konstellation belastet war, stieß jedoch auf den hartnäckigen Widerstand des Stammesadels und führte zum mehrfachen Scheitern der Obodritenfürsten (Mstislav 1018, Gottschalk 1066, Heinrich 1127). Es gelang ihnen nicht, das Christentum durchzusetzen und damit eine ideologische und in der christlichen Kirche eine weitere organisatorische Stütze ihrer Macht zu schaffen. Vielmehr vertiefte sich der Gegensatz zwischen christlichem Herrscherhaus und nichtchristlichem Stammesadel und Volk immer mehr. Die Lokalgötter triumphierten im Obodritenstaat mehrfach über die Anfänge des Christentums. Die unbewältigten Verhältnisse in der politischen Organisation ließen den Obodritenstaat zum Spielball der sächsischen Herzöge und dänischen Könige werden.

Bei den Wilzen wurden die Auseinandersetzungen zwischen Stammesfürsten und Stammesadel in der Mitte des 9. Jh. zugunsten des Stammesadels entschieden. Die Stammesfürsten schieden aus der politischen Ordnung aus. Stattdessen übernahm die Versammlung der Stämme, wohl unter maßgeblichem Einfluß des Stammesadels, der sich seit dem 9. Jh. feste Burgsitze schuf, die Leitung des Stammesverbandes, des Lutizenbundes.

In einem solchen Verband ohne Zentralgewalt mußte notwendigerweise der Kult zum zusammenschließenden Element werden, um so mehr, als der Verband den Kampf um seine Freiheit im 10. Jh. zugleich als Kampf gegen das Christentum führte. Damit erlangten die Priester – besonders die Priesterschaft von Rethra – durch Orakel, Lose und Ratschläge entscheidenden Einfluß auf die Handlungen des Verbandes. Diese Form der Organisation bewährte sich so lange, wie die Gesellschaft im Innern relativ undifferenziert und daher die Abgrenzung gegen äußere Gegner perfekt und eindeutig war. Mit zunehmender innerer Differenzierung und wachsender Macht des lokalen Adels geriet dieser Verband in eine tiefe Krise, die 1057 mit heftigen inneren Kämpfen und dem teilweisen Zerfall des Stammesverbandes endete. Die fehlende Tradition eines Stammesfürsten wirkte sich nun besonders negativ aus. Es gab keine Kraft, die den Verband zusammenhielt. Er zerfiel, und seine Teile wurden in verschiedene Nachbarstaaten einbezogen.

Bei den Lusizern und vielleicht bei den Milzenern und einigen anderen Stämmen in ihrer Nachbarschaft scheint ebenfalls sehr früh der lokale Adel, gestützt auf Burgherrschaften, seine Macht gefestigt zu haben. Das Entstehen zentraler Gewalten wurde auf diese Weise verhindert. Die frühe Herausbildung von Burgherrschaften brachte jedoch eine so feste lokale Strukturform hervor, daß in diesen Gebieten während der Ostexpansion und Kolonisation keine stärkeren ethnischen Zuwanderungen erfolgten oder – wo dies geschah – diese aufgesogen wurden. In der Lausitz sprach man weiterhin slawisch, das Deutsche fand sich fast nur in den Städten oder am Rande der alten Siedlungsgebiete (S. 384 ff.).

In keinem slawischen Stamm oder Stammesverband westlich der Oder gelang es der Oberschicht, sich als herrschende Klasse zu konstituieren und ihre Herrschaft mittels staatlicher Machtorgane auszudehnen bzw. gegen innere

und äußere Angriffe zu behaupten. In erster Linie war es wohl der Widerstand breiter Volksmassen, der eine solche Entwicklung verhinderte. In erbitterten Kämpfen wehrten sich die unteren Schichten der Stämme gegen die Schaffung feudaler Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse. Derartige Kämpfe standen an der Wiege jeder staatlichen Gründung. Sie erhielten bei den slawischen Stämmen westlich der Oder jedoch dadurch ein besonderes Gepräge, daß in diese Kämpfe die herrschenden Klassen des fränkischen, deutschen, polnischen und dänischen Staates eingriffen und danach trachteten, jene Gebiete ihrer Machtsphäre zu unterwerfen. Die Exponenten der Oberschicht der slawischen Stämme sahen sich unter diesen Bedingungen gezwungen, wenn sie überhaupt Bewegungsfreiheit behalten wollten, bei den Herrschenden dieser benachbarten Feudalstaaten Anlehnung zu suchen. Der Klassenkampf der unteren Schichten gegen die entstehende eigene herrschende Klasse wurde damit gleichzeitig zum Freiheitskampf gegen ethnisch andersartige Eroberer. Die Folge davon war, daß sich Teile des Stammesadels auf die Seite der breiten Volksschichten stellten, daß patriarchalische und militär-demokratische Verhältnisse fortbestanden und unter urgesellschaftlichen Bedingungen entwickelte religiöse Vorstellungen konserviert oder so weiterentwickelt wurden, daß sie die alten patriarchalischen Verhältnisse legitimierten. Diese komplizierten Wechselwirkungen, die überwiegende Kongruenz von ethnischen und von sozialen Grenzen, die über Jahrhunderte anhielt, verhinderte letzten Endes wohl die volle Herausbildung eigener Staaten. Die Staatsbildung setzte sich auf diese Weise in Form der Eroberung der Gebiete durch benachbarte Feudalstaaten durch, allerdings mit bedeutenden Unterschieden. Während bei den Sorben und in der Lausitz infolge weiterentwickelter innerer Klassendifferenzierung offenbar der Widerstand der unteren Schichten gering war, wuchs er bei den Lutizen so kraftvoll und mächtig an, daß der deutsche und der polnische Feudalstaat ihn über Jahrzehnte nicht zu überwinden vermochten. Erst mit dem Übergang zum Hochfeudalismus errangen beide Feudalstaaten, besonders das deutsche Reich, ein so großes Übergewicht, daß sie die inzwischen ebenfalls im Innern sozial stärker differenzierten Stammesgesellschaften zwischen Oder und Elbe mit Gewalt in ihr Staatsgebiet eingliedern konnten.

#### **8. Die Slawen westlich von Elbe/Saale und Böhmerwald unter fränkischer und deutscher Feudalherrschaft**

Der fränkische frühfeudale Staat war bestrebt, die militärische Widerstandskraft der unterworfenen Stammesgruppen zu brechen und sie zu integrieren. Dies gelang im allgemeinen durch die Beseitigung ihrer Führungsspitzen oder durch wiederholte Feldzüge in diese Stammesgebiete. Was man auf diese Weise nicht gewinnen konnte, wurde auf dem Wege von zeitlich begrenzten Bündnissen, loser Tributheerrschaft, Freundschaftsverträgen (*amicitia*

= Verhältnis gegenseitiger Anerkennung und Respektierung) oder Heerfolge zu erreichen versucht. So waren dem Merowingerstaat die Stammesgruppen der Alemannen, Burgunder, Bayern, Thüringer und Altsachsen mehr oder weniger fest eingegliedert und, nachdem im Osten auch noch die Warnen besiegt waren (595), ein zunächst freundschaftliches Verhältnis zu den Slawen östlich der Saale und des Böhmerwaldes hergestellt worden.

Da den Merowingern infolge ihrer inneren Kämpfe die Oberherrschaft über die Sachsen im 6. Jh. wieder weitgehend entglitten war, bildete deren erneute Unterwerfung und vor allem Christianisierung ein Hauptziel der Karolinger. Erst danach, also etwa seit dem Anfang des 9. Jh., wandten sie sich wieder stärker den ostelbischen und ostsaalischen Slawen zu. In klarer Erkenntnis der damaligen Gegebenheiten beschränkte sich Karl der Große auf die Sicherung der Elb-Saale-Böhmerwald-Linie als politisch-militärischer Verteidigungszone gegenüber den inzwischen politisch-militärisch erstarkten und konsolidierten ostelbischen slawischen Stammesverbänden. Diese Grenzbildung bedeutete aber für die in der Zwischenzeit westlich davon angesiedelten Slawen die Einbeziehung in die Entwicklung des fränkischen Feudalreiches seit etwa 780/800.

Der erste Schritt dazu war die militärische Entmachtung der linkselbisch-linkssaalischen Slawen, die man vor allem durch die Beseitigung ihrer Volksburgen in diesen Gebieten zu erreichen trachtete. Zweifellos hat es westlich der neuen Flußgrenze, allerdings meist in unmittelbarer Nähe derselben, eigene slawische Fluchtburgen gegeben, nur sind sie infolge ihrer lange zurückliegenden Zerstörung oder intensiven Überbauung durch jüngere Anlagen sehr schwer nachzuweisen.<sup>24</sup> Gleichzeitig legte der fränkische Staat eigene Burgenstützpunkte an. So entstanden im Jahre 806 fränkische Kastelle im Brückenkopf vor Halle und Magdeburg.

Auch die Bestimmung von neun Grenzhandelsplätzen westlich der beiden Flüsse und des Böhmerwaldes durch das bekannte Diederhoffer Kapitular von 805 diente der Sicherung der Grenzzone, deren weiterer Ausbau zu einheitlich organisierten „Marken“ in den folgenden Jahren ein weiterer Schritt in dieser Richtung war (S. 26 ff.).<sup>25</sup>

In gleiche Richtung zielten andere Maßnahmen Karls des Großen und seiner Nachfolger. So sollte sein Gebot zur Errichtung von Slawenkirchen im Raume östlich Hallstadt/Bamberg<sup>26</sup> wie auch der Missionsauftrag an das Kloster Hersfeld für den Hassegau westlich Merseburg-Halle die erwünschte Integration der westsaalischen Slawen in den fränkischen Feudalstaat beschleunigen.

Aufschlußreich für eine im allgemeinen angesehene und anerkannte politische Stellung der Slawen im ostfränkischen Reich vor allem des 9. Jh. sind einige Hinweise aus Urkunden und Annalen. So bestand im Jahre 887 das Heer König Arnulfs aus Norikern und Slawen, letztere wohl aus Nordbayern oder von der südlicheren Donau. Im gleichen Jahre zu Weihnachten empfing Arnulf die Großen der Franken, Sachsen, Thüringer, Alemannen und der Sla-

wen in Regensburg. Die Slawen traten hier also völlig gleichberechtigt an die Seite der frühdeutschen Stämme.

Insbesondere wird man sich von seiten der fränkischen Zentralgewalt um die nordbayerische Slawengruppe bemüht haben. Denn die ‚terra Sclavorum‘ am oberen Main und Regnitz war keine „mit eingestreuten Slawensiedlungen durchmischte ostfränkische Großlandschaft“<sup>27</sup>, wie es die ältere nationalistische deutsche Forschung formulierte, sondern ein „Land unter der dicio (= Herrschaft) der Slawen, ein geographisch und verfassungsrechtlich geschlossenes slawisches Siedlungsgebiet“ (Abb. 9).<sup>28</sup> Allerdings wurde es sehr bald und sehr durchgreifend feudalisiert und verlor durch das rücksichtslose Vorgehen der eingesetzten Markgrafen (Takulf und Poppo) und anderer feudaler Großer bald seine relative Eigenständigkeit.

Die slawische Gruppe im Bereiche des östlichen Hassegau dürfte ihre Eigenständigkeit schon kurz nach 750 verloren haben, als dieses Gebiet zur fränkischen Aufmarschbasis gegen die Sachsen wurde. Davon zeugt nicht nur der umfangreiche Burgenbau seit 780 im ganzen Hassegau, wie ihn das Hersfelder Zehntverzeichnis überliefert, sondern auch der Einsatz zweier Grafen wohl in Merseburg und Goseck, Kr. Weißenfels, um die gleiche Zeit.<sup>29</sup>

Auch nördlich Magdeburg wurden die ostaltmärkischen linkselbischen Slawen durch die Errichtung fränkischer Sicherungsburgen, wahrscheinlich in Tangermünde und Arneburg, Kr. Stendal, sowie auf dem Höhbeck gegenüber Lenzen (810/811), vorerst dem Karolingerreich eingegliedert, wenn hier auch in den Grenzkämpfen der Folgezeit manches vorübergehend wieder verloren ging. Weitere Burgen wurden dann während des 10. Jh. an anderen Stellen der Altmark von sächsischer Seite errichtet, darunter die Schulenburg bei Seehausen, die Burg Werben südöstlich Seehausen und möglicherweise die 982 zerstörte Burg Calbe/Milde, dazu die jüngere Hildagsburg bei Wolmirstedt.

Nördlich der Unterelbe war kurz nach dem Tode Karls des Großen etwa um 816/17 mit dem Ausbau des sächsisch-slawischen Limes begonnen worden, der trotz Rückschlägen und zeitweiligem obodritischem Vordringen nach Westen zur Stabilisierungszone wurde, bis im 12. Jh. der deutsche Feudalstaat darüber hinaus nach Osten vordrang. Wie bereits erwähnt, haben die ständigen Kämpfe seit dem Ende des 8. Jh. hier ganz andere Verhältnisse geschaffen als im fränkisch-thüringischen Bereich. Daß hier kaum ein friedliches Zusammenleben zustande kam, wird unter anderem durch das Fehlen der Ortsnamen auf -winden deutlich (S. 31).

Was die persönliche rechtlich-soziale Stellung der Slawen innerhalb des Frankenreiches etwa um 800 angeht, so hat sich in der Mittelalterforschung erst allmählich eine annehmbare Auffassung herausgebildet. Es steht heute fest, daß die soziale Gliederung dieser Slawen nicht grundsätzlich von der der fränkisch-frühdeutschen Nachbarn abwich. In den Schenkungsurkunden an die Reichsklöster Fulda und Hersfeld und in anderen meist königlichen Schenkungen und Belehnungen treten ebenso oft freie, halb- oder minderfreie

schollengebundene wie unfreie slawische Familien oder Einzelpersonen auf. Zwar wird bei kriegerischen Auseinandersetzungen mancher Slawe bzw. manche Slawenfamilie gefangen und in den Knechtsstand überführt worden sein, so besonders im Norden bei den sächsisch-obodritischen Kämpfen, doch macht diese Kategorie nur einen kleinen Prozentsatz der im Lande wohnenden Slawen aus. Insbesondere als „Königssiedler“ und Roder wird ihre Verwendung rasch zu einer sozialen Besserstellung geführt haben.<sup>30</sup> Weit im mainfränkischen und thüringischen Hinterland verstreut lassen sich slawische Rodungssiedlungen oder slawische Siedlungsteile deutschnamiger Orte in größerer Zahl nachweisen, die darauf hindeuten, daß sich hier weltliche und geistliche Grundherren auf Slawen als willkommene Siedler gestützt haben (S. 29). Besonders häufig sind slawische Bauern daher in der Umgebung von Königshöfen und Pfalzen bezeugt, so zum Beispiel in Nordhausen, Tilleda, Wallhausen, Allstedt, Memleben; bei Hallstadt, Creußen, Kemnath in Nordbayern; bei Saalfeld an der oberen Saale und anderen, wo sie als „Kronbauern“ (*coloni fiscalini*) teilweise auch in einer rechtlich günstigen Position ihren Platz in der frühfeudalen Gesellschaft fanden. Für den umfangreichen fränkischen Landesausbau waren diese Familien hochwillkommen, zumal dann, wenn sie sich zum Christentum bekehren ließen.

So haben wir aus dem Süden schon für das Jahr 777 im Bereich des oberösterreichischen Klosters Kremsmünster eine Erwähnung von Slawen mit ihrem „Jopan“ (= župan), die ohne Zustimmung des bairischen Herzogs Rodungen durchgeführt hatten; sie wurden erst nachträglich tributpflichtig gemacht, d. h. feudalisiert und dem Abt des Klosters tradiert.<sup>31</sup> Und noch zu Anfang des 12. Jh. (1123) entrichteten Deutsche und Slawen gemeinsam den Rodezehnten in Unterwiederstedt an den Bischof von Halberstadt.<sup>32</sup>

Eine weitgehende rechtliche Gleichstellung von Franken/Deutschen und Slawen in der Abgabenleistung bezeugen uns schon karolingische und ottonische Königsurkunden des ausgehenden 9. und 10. Jh. für das Obermaingebiet und den Raum Magdeburg-Calbe.<sup>33</sup> 939 überwies Otto I. dem Magdeburger Moritzkloster zugleich deutsche und slawische Familien aus Orten des Nordthüringengaus, z. B. allein 26 Slawenfamilien in Frohse, 20 bzw. 23 in den Wüstungen Trumpsitz und Wiersdorf bei Barleben und sogar 56 in Fermersleben bei Magdeburg.<sup>34</sup> Im 10. Jh. bestand demnach auf Königsgut kein Unterschied zwischen deutschen und slawischen Familien, unter beiden gab es Liten (= Halbfreie) und Unfreie. Noch in einer Urkunde von 1227 werden die Slawen von Fienstedt westlich Erfurt in der Zehntleistung den deutschen Bauern des Ortes gleichgestellt.<sup>35</sup>

Bereits zu 849 erwähnen die Fuldaer Annalen „Rechte und Gewohnheiten der Slawen“ (*leges et consuetudines Sclavicae gentis*), nach denen sie unter fränkischer Herrschaft weiterhin leben.<sup>36</sup> Aufschlußreich ist eine Anfrage des Bonifatius an Papst Zacharias, wie es hinsichtlich des Zinses mit den heidnischen Slawen gehalten werden solle, die neben den Christen wohnen. Der Papst antwortete (751), daß Zins auch von ihnen zu erheben sei, weil sie

anders das Land als ihr Eigentum ansehen würden, bei Tributzahlung jedoch anerkannten, daß sie einem Herrn unterstünden.<sup>37</sup> Bei unfreien Slawen hätte man in dieser Sache nicht den Papst zu bemühen brauchen. Noch 1189 besaß das Kloster Kaltenborn im Hassegau Güter und Leute „zu slawischem Recht“ (schlavico iure) in Teutschenthal, vormals Deusne, westlich Halle.<sup>38</sup>

Freie wie minderfreie und unfreie Slawen verschmolzen mit den ständisch ihnen gleichstehenden deutschen Bauern im Laufe der Zeit zur großen Masse der feudalen Grundhörigen ohne Rücksicht auf ihre Stammeszugehörigkeit. So schwankt die später allgemeine Bezeichnung slawischer feudalahängiger Bauern als Smurden stark zwischen den Rechtsständen der Freien, Minderfreien und Unfreien (Liberi, Liten und Servi). In der Mehrzahl waren sie Minderfreie.<sup>39</sup> So waren die unter fränkische Herrschaft geratenen Slawen sozial gesehen bereits deutlich differenziert. Bis etwa zum ausgehenden 9. Jh. treten uns im Slawengebiet an der Saale und östlich derselben reges oder duces (etwa im Sinne von Heerkönigen, Herzögen) an der Spitze einzelner Stammesgruppen entgegen. 748 kämpften reges Winidorum auf fränkischer Seite gegen die Sachsen.

Häufiger werden die primores, die dem Führungsadel der Slawen angehörten, erwähnt. Sie befehligten kleinere slawische Truppenkontingente, und aus ihrem Kreis stammte der rex oder dux (S. 202 f.). Sie erschienen u. a. zur Huldigung am Hofe König Arnulfs in Regensburg; andere kämpften in der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld (955) auf deutscher Seite.

Neben den primores tritt mit der Zeit zunehmend ein ritterlicher, roßdienstpflichtiger slawischer Kleinadel hervor (witasii, Weithasen, Weizessen u. ä.), der außer im ostsaalischen Raum auch im Merseburger Gebiet nachweisbar ist. Die geschlossenen Slawensiedlungen hatten ferner normalerweise einen „Ältesten“ (senior, supan, Aldermann u. ä. genannt) zum Oberhaupt. Auch diese Ortsvorsteher lassen sich westlich der Saale nachweisen. Darüber hinaus wurden einzelne Slawen zu Gastrecht im thüringischen Gebiet ansässig. So werden 1136 in der Umgebung von Erfurt vier slawische hospites (Gäste) des Thüringer Landgrafen in privilegierter Stellung erwähnt, von denen drei bereits deutsche Rufnamen trugen.<sup>40</sup> Eine gewisse rechtliche Sonderstellung dürften auch die Slawen von Espenfeld südwestlich Arnstadt innegehabt haben, die sich offenbar aus Anspannerdiensten für den Verkehr über den Thüringer Wald ergab.<sup>41</sup> So waren die Slawen westlich von Saale und Elbe weitgehend in die Entwicklung der Feudalgesellschaft fränkisch-deutscher Prägung einbezogen.

Ursprünglich gab es im Verhältnis von Franken/Deutschen und Slawen keinen nationalen Antagonismus im modernen Sinne. Das über weite Gebiete hin ungehinderte Mit- und Nebeneinandersiedeln von Angehörigen beider Volksgruppen liefert dafür einen überzeugenden Beweis. Erst die Bildung eines stärker bürgerlichen Nationalgefühls seit dem späteren Mittelalter bewirkte eine nationale und damit auch soziale Degradierung des im Lande erhaltenen slawischen Volksteiles (S. 381 f.).



## V. Materielle und geistige Kultur

### 1. Grundlagen und Inhalt der materiellen Kultur

Weite Bereiche der materiellen Kultur, die kulturelle Umgebung, die sich der Mensch geschaffen hatte, die er ständig formte und an der er sich zugleich bildete, sind im Haus- und Siedlungsbau, im Burgenbau, in der Frühstadt, in der handwerklichen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Produktion und im Handel bereits betrachtet worden. Ein Blick auf Kleidung, Schmuck, Körperkultur und Hygiene, die künstlerisch-schöpferische Betätigung, deren Mittel und Ergebnisse, vervollständigt das Bild.

Drei Komponenten haben das kulturelle Milieu der hier behandelten Stämme und Völker, seine inhaltliche und formale Ausprägung und seine Entwicklung ganz offensichtlich bestimmt:

- a) Die Tradition der urgesellschaftlichen Volkskultur, d. h. der vorwiegend bäuerlichen Kultur einer nicht oder nur gering durch Arbeitsteilung und soziale Schichtung gegliederten Gesellschaft.
- b) Die von Handwerk und Gewerbe mit Herausbildung der entsprechenden gesellschaftlichen Schichten ausgehende schöpferische, vorwiegend produktionsbedingte Umgestaltung der materiellen Kultur, dabei kommt den durch Fernbeziehungen wirksam werdenden Impulsen vermutlich besondere Bedeutung zu.
- c) Die Differenzierung der kulturellen Möglichkeiten und Bedürfnisse als Folge der sozialen Schichtung in der entstehenden Klassengesellschaft. Politische und wirtschaftliche Konzentration führten im Verlauf dieses Prozesses zu kulturellen Schwerpunktbildungen an Burg- und Frühstadtzentren, Handelsorten und kultisch-religiösen Mittelpunkten.

#### a) Haus und Haushaltsgeräte

Die traditionelle Komponente der materiellen Kultur der Stämme und Stammesgruppen läßt sich mit Hilfe der uns zugänglichen Quellen vor allem im Hausbau und in der Keramikproduktion erkennen. Die Häuser wurden im ganzen Gebiet nahezu über sechs Jahrhunderte fast ausschließlich in Blockbautechnik errichtet (S. 138 ff.). Dort, wo die slawische Bevölkerung im 13. Jh. der deutschen Assimilation widerstand und ihre kulturelle Eigenart bewahrte, also vor allem in der Nieder- und Oberlausitz, erhielt sich diese Bauweise bis

in die Neuzeit. Vorwiegend baute man kleine Wohnhäuser von 16 bis 20 m<sup>2</sup>, neben denen gesonderte Wirtschaftsanlagen entstanden (S. 145 f.). Nur vereinzelt brachten die Einwanderungsgruppen – wie die mit Keramik vom Tornower Typus in der Lausitz – den Pfostenbau mit ins Land (S. 141 f.). Nach wenigen Generationen scheint er jedoch aufgegeben und vom pfostenlosen Blockbau verdrängt worden zu sein. Die Stammesgruppen, die über das Erzgebirge in das Elbe-Saale-Gebiet einwanderten, erkennbar an der Brandbestattung in Urnen vom Prager Typus (S. 18), bevorzugten dagegen während der Einwanderungszeit das einräumige Grubenhaus (S. 138 ff.). Auch dem lagen anscheinend Baugewohnheiten der alten Heimat dieser Stämme zugrunde, die unter den landschaftlichen Bedingungen der neuen Siedlungsräume bald zugunsten des ebenerdigen Blockbaues aufgegeben wurden. Den ebenerdigen Blockbau wendete man sowohl in Dörfern als auch in Burgen und Frühstädten von allen gesellschaftlichen Schichten an. Es mögen landschaftlich und gesellschaftlich bedingte Unterschiede vorhanden gewesen sein; diese lassen sich jedoch bisher nicht in ausreichender Deutlichkeit nachweisen.

Ein wichtiger Bestandteil häuslicher Wirtschaft war die Keramik. In den ersten Jahrhunderten wurde die Keramik vorwiegend mit der Hand und im Hauswerk geformt. Die traditionelle Keramik war daher roh, oft ungefüge, unverziert, ihre Einheitlichkeit lag in ihrer Einfachheit begründet (Prager und Sukower Typus). Jedoch bereits im 7. Jh. erschienen daneben Gruppen, bei denen die Keramikproduktion in erster Linie oder gänzlich Angelegenheit handwerklicher Produzenten, zumindest jedoch dörflicher Spezialisten gewesen ist. Daraus erklärt sich die Vollkommenheit und Einheitlichkeit der Keramik vom Feldberger und Tornower Typus (Abb. 86). Diese Keramik wurde auf der Drehscheibe hergestellt, vorwiegend auf einer langsam rotierenden Scheibe, wobei sie sich aber sorgfältig ausformen und in der Regel reich verzieren ließ, vor allem mit Zonenornamenten, die aus Wülsten, Einstichen, Kammstichen oder Kammstrichlinien in Wellenform bestanden. Die Keramik wurde sorgfältig gebrannt und erhielt so in der Regel eine gute Härte. Die ersten Entdecker der Feldberger Keramik waren von deren Güte und Formschönheit so beeindruckt, daß sie diese als das „Porzellan“ der damaligen Zeit bezeichneten.<sup>1</sup> Daneben freilich ist, in manchen Gebieten stärker, in anderen weniger umfangreich, Keramik auch weiterhin in jedem Haus hergestellt worden. Aus der alten einfachen Keramik entstand, nicht ohne äußere Einflüsse, im westlichen Mecklenburg, in Brandenburg und dem mittleren Elbegebiet sowie in der Lausitz die sogenannte Menkendorfer Keramik (Abb. 87 a). Sie wurde ebenfalls zum Teil auf der Drehscheibe angefertigt, anscheinend auch hin und wieder in Werkstätten, vorwiegend aber war sie handgearbeitet. Diese Keramik fand über viele Jahrhunderte und lokal nur geringfügig abgewandelt, vom 7. bis zum 11., vereinzelt gar bis zum 12. Jh., Verwendung.<sup>2</sup>

Seit der zweiten Hälfte des 10. Jh. setzte sich in der Werkstattproduktion die schnell rotierende Drehscheibe durch. Die schnelle Rotation und die zügige



Abb. 92. Fußboden aus Flechtwerk (a) und Reisigbesen (b) von Brandenburg



a



b

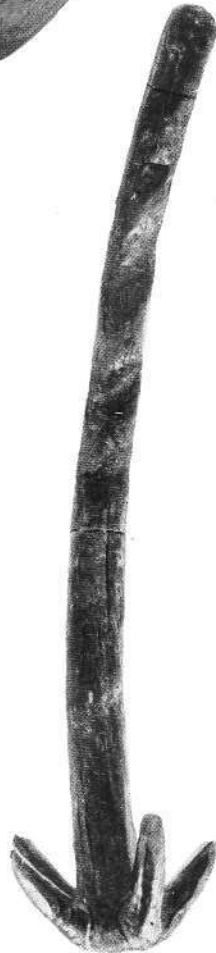
Abb. 93. a) Holzkelle von Brandenburg; b) Holzeimer von Behren-Lübchin, Kr. Teterow



a

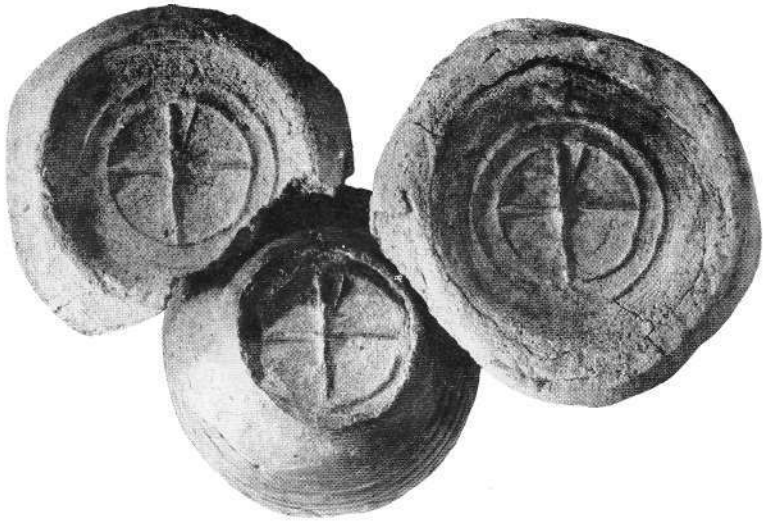


b

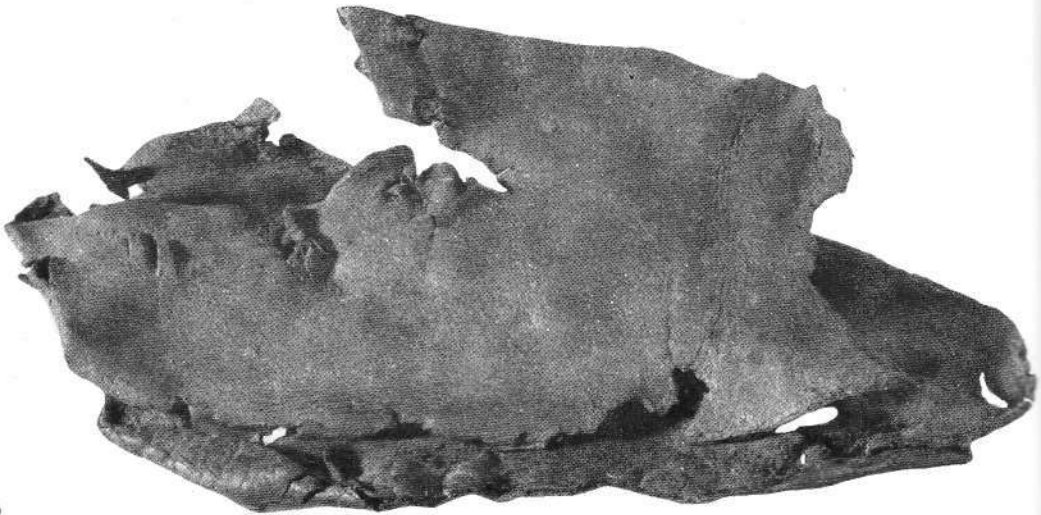


c

Abb. 94. a) Holzgefäß von Behren-Lübchin, Kr. Teterow; b) Gerät zum Verzieren von Lehmverputz aus Tornow, Kr. Calau; c) Holzquirl von Brandenburg



a



b

Abb. 95. a) Bodenzeichen von drei auf derselben Töpferscheibe hergestellten Tongefäßen aus Brandenburg; b) Lederschuh von Vipperow, Kr. Röbel

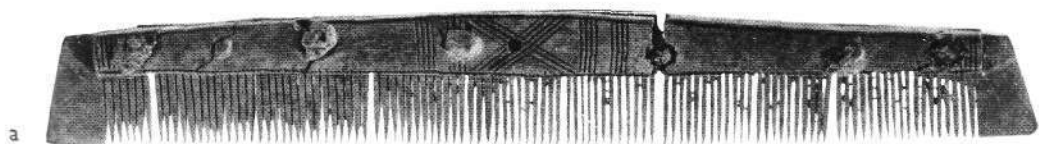


Abb. 96. Handschuh aus Ralswiek, Kr. Rügen

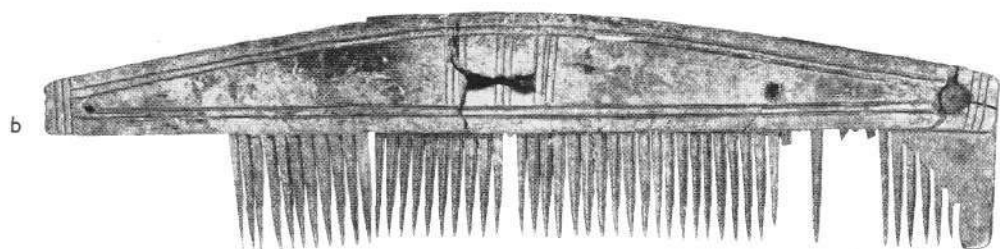


Abb. 97. a–c) Messer: a) mit Bronzebeschlag der vergangenen hölzernen Scheide von Sanzkow, Kr. Demmin, b) mit Geweihgriff von Steinkirchen, Kr. Lübben, c) mit Holzgriff Neubrandenburg, Fischerinsel; d) Knochennadeln von Usedom, Kr. Wolgast





a



b



c

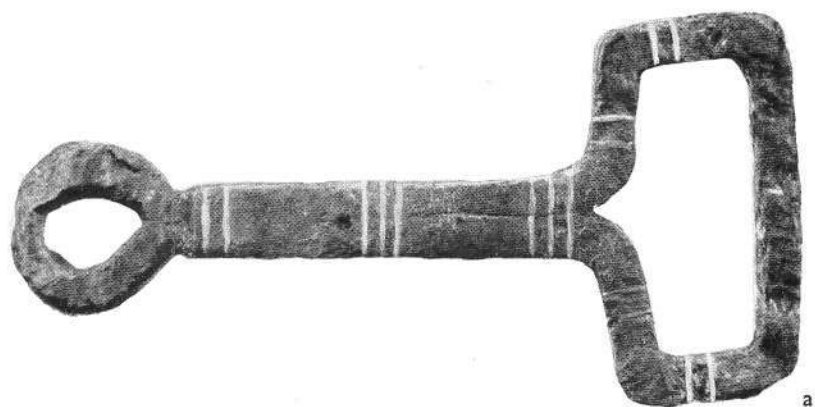


d



e

Abb. 98. a—c) Dreilagengkämme: a) Brandenburg, b—c) Ralswiek, Kr. Rügen; d—e) Pinzetten: d) Bliederstedt, Kr. Sondershausen, e) Tornow, Kr. Calau



a



b

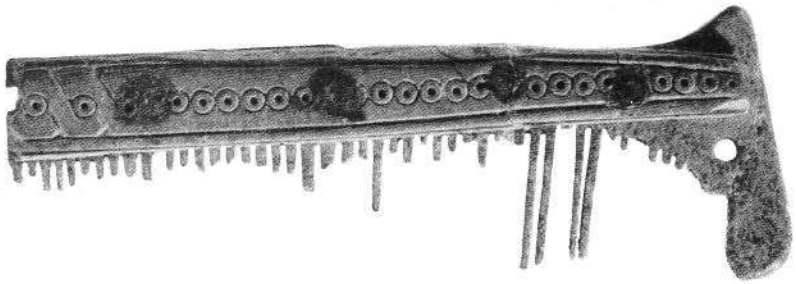


c

Abb. 99. a) Sattelgurtschlaufe von Dessau-Mosigkau; b–c) Schnallen von Tornow, Kr. Calau



a



b

Abb. 100. a) Hölzerner Stuhlaufsatz in Form eines Drachenkopfes von Behren-Lübchin, Kr. Teterow; b) verzierter Dreilagenkamm mit stilisiertem Tierkopf von Brandenburg

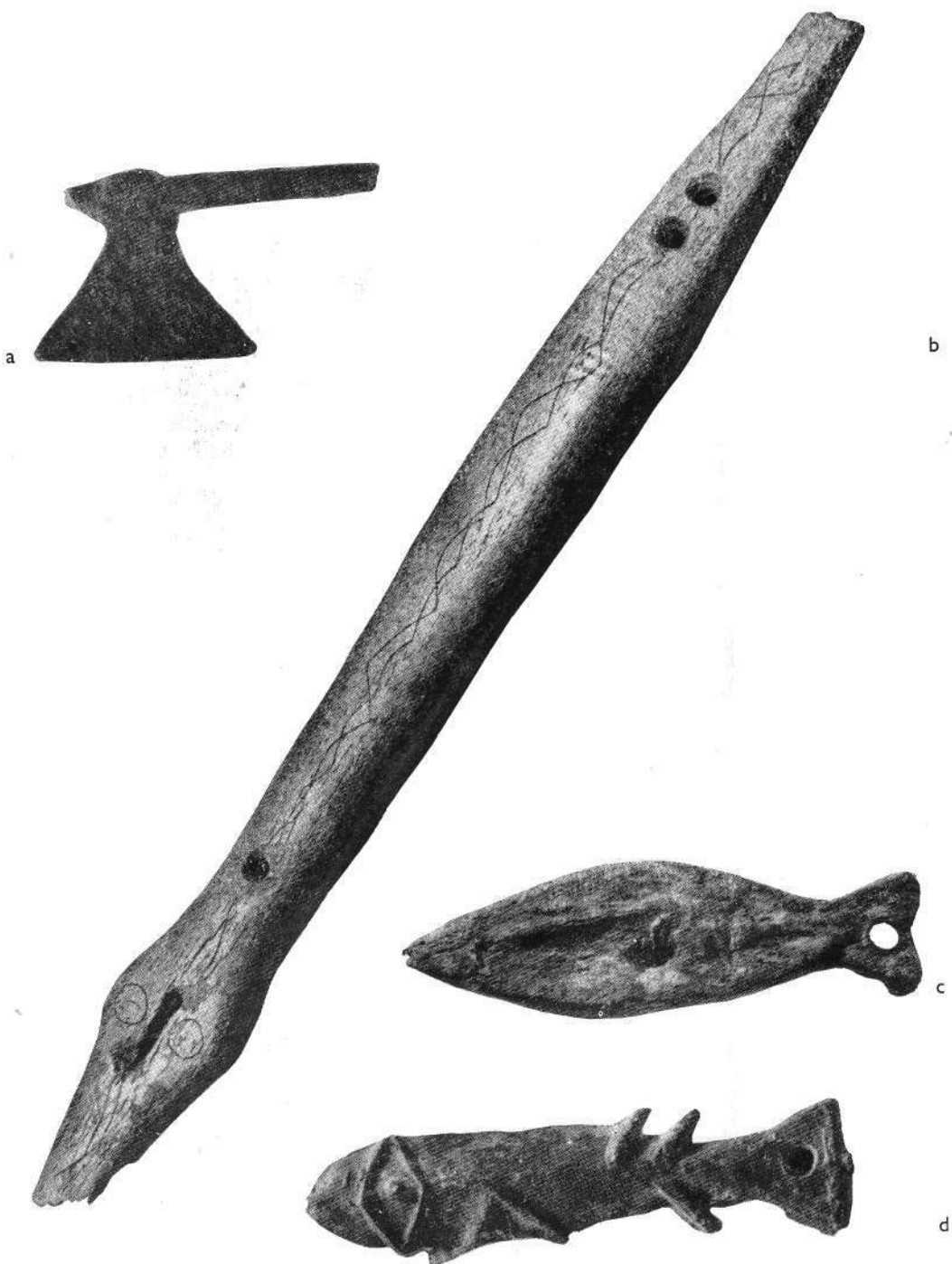


Abb. 101. a) Amulett (sog. Thorshammer) von Menzlin, Kr. Anklam; b) Geweihbeschlag in Gestalt einer Kreuzotter von Görke, Kr. Anklam; c–d) Fischamulette aus Blei von Neubrandenburg, Fischerinsel (c), und von Fergitz, Kr. Templin (d)

Ausformung des Gefäßes führten zur Bevorzugung bauchiger oder rundlicher Gefäßformen (Abb. 87b). Der Doppelkonus mit seiner vielseitigen Ornamentverzierung verschwand, und fortlaufende, geschlossene Verzierungsmotive, vor allem die umlaufende Gurtfurche, ergänzt durch die ebenfalls umlaufende Wellenlinie, schufen eine große Uniformität. Diese Keramik erfuhr zwar gewisse Varianten in der Ausbildung des Gefäßrandes, der geringer oder stärker gerundeten Wand, im wesentlichen aber war sie in gleicher Form von der Oberlausitz bis zur Ostseeküste vertreten. Lediglich im sorbischen Elbe-Saale-Gebiet, das unter deutscher Herrschaft stand und in dem auch die frühstädtische Entwicklung einen anderen Verlauf nahm (S. 197), entwickelte sie sich nur in begrenztem Umfang.

Die handwerkliche Massenproduktion der Keramik hat also bis zu einem gewissen Grade das äußere Bild der materiellen Kultur, wie es die Archäologie erfaßt, vereinheitlicht. Sie wirkte anscheinend geschmacksbildend. Die wenigen holzgedrechselten Gefäße, die bekanntgeworden sind, folgen in Stil, Form und Verzierung dieser Keramik (Abb. 94a). In der Keramikproduktion läßt sich also folgende Tendenz erkennen: Zunächst herrschte eine infolge ihrer Einfachheit einheitliche Keramik, darauf folgte, wohl im Zusammenhang mit der handwerklichen Spezialisierung, eine stärkere Differenziertheit in Form und Verzierung. Erst die handwerkliche Massenproduktion seit dem Ende des 10. Jh. schuf wieder Keramikformen, die im großen und ganzen einheitliche Stilmerkmale aufwiesen.

Wie weit derartige Entwicklungen auch in anderen Kulturbereichen vorhanden waren – tatsächlich oder nur tendenziell –, läßt sich bei der dürftigen Quellenlage nicht beurteilen. Da jedoch die Keramik das am häufigsten hergestellte und am weitesten verbreitete Produkt war, darf angenommen werden, daß sich in ihr die Entwicklungslinien am besten ausdrücken.

Gefäße aus Ton dienten als Vorrats- und Kochgefäße. In ihnen verwahrte die Frau ihren Schmuck, aber auch zerhacktes Silber und Münzen vertraute man in Gefahrenzeiten in Tongefäßen dem Erdboden an. Die Getreideabgaben der Bauern waren teilweise in Tongefäßen zu entrichten; Bauern und Zeidler lieferten ihren Honig in Töpfen ab, und als Verpackungsmaterial für Honig, Wachs und andere Güter gelangten solche slawischen Tongefäße oftmals weit über das slawische Siedlungsgebiet hinaus.

Für besondere Zwecke fertigte man besondere Keramikformen an, so zum Beispiel für die Pechgewinnung (S. 101). Schließlich wurde es in manchen Gebieten, vor allem im 6. bis 9. Jh. im Elbe-Saale-Gebiet, vereinzelt aber auch bis zum 12. Jh. im übrigen Gebiet Sitte, die Reste des auf dem Scheiterhaufen verbrannten Toten in Tongefäßen zu bestatten (S. 18). Zur Verwahrung größerer Getreidevorräte, manchmal auch zum Darren des Getreides, dienten größere rechteckige oder runde Wannen aus Lehm.

Vielfältig waren die aus Holz hergestellten Gefäße und Behältnisse. Große Holzkisten, Körbe, große Behälter aus Rutengeflecht sowie Gefäße, die aus Rinde, vor allem Birkenrinde, zusammengenäht waren, nahmen Getreide und

andere Vorräte auf.<sup>3</sup> Tröge und Mulden, die zum Ansetzen und Kneten des Brotteiges, zum Aufbereiten der Schlachttiere, zum Einweichen und Waschen gebraucht wurden, waren aus Stammholz herausgeschlagen (Abb. 21a). Das Böttcherhandwerk entfaltete sich. Es lieferte vor allem hölzerne Dauben-eimer, die sich nach oben verengten, aber auch kleine Daubengefäße, die als Trinkgefäße dienten (Abb. 93b).<sup>4</sup> Besonders geschmackvoll waren die vom Drechsler gearbeiteten Gefäße.<sup>5</sup> Sie entsprachen in Form und Verzierung oft den Tongefäßen (Abb. 94a), wie Tellern, Schalen, Dosen, Bechern, also vor allem dem täglich benutzten Kleingeschirr. Weitere Behälter in der Hauswirtschaft, beispielsweise Getreidesäcke, Beutel für Feuerzeug oder Geldbeutel, bestanden aus Gewebe oder Leder.

In den Haushalten der Oberschicht sind sehr wahrscheinlich Eß- und Trinkgeschirr aus Edelmetall sowie Metallkessel vorhanden gewesen. Im Silberschatzfund von Zahren, Kr. Waren, fanden sich zwei Bruchstücke eines Silbergefäßes, und im Tempel von Szczecin standen „die goldenen oder silbernen Becher . . ., aus denen die Edlen und Machthaber zu weissagen, zu schmausen und zu zechen pflegten . . .“.<sup>6</sup> Mit der Ausbreitung des Christentums verbreiteten sich im 11./12. Jh., möglicherweise von Magdeburg aus, Metallschüsseln, die sogenannten Hanseschüsseln. Auf dem Boden mancher Schüsseln sind Bildszenen mit christlichen Umschriften eingraviert, die die Tugenden lobpreisen oder die Laster anprangern; andere Schüsseln sind unverziert. Sie mögen als Gefäße im Zusammenhang mit der kirchlichen Liturgie, vielleicht aber auch Profanzwecken gedient haben.<sup>7</sup>

Zu jedem Haushalt gehörten hölzerne Kellen, Quirle (Abb. 94c), Schlagstöcke, Löffel und Schöpfkellen (Abb. 93a). Mit besonderer Sorgfalt stellte man Löffel und Schöpfkellen, aus denen sich zugleich trinken ließ, her. In der Regel aus dem Knorren eines Eichenastes herausgearbeitet, achtete man auf geschmackvolle Form. Die Handgriffe erhielten oft Ornamentverzierung, und ihre Enden wurden mit stilisierten Tierköpfen, zum Beispiel mit Pferdeköpfen, versehen.

Die Gabel ist sicherlich nicht bekannt gewesen; Suppe und flüssige Nahrung wurde mit dem Holzlöffel gegessen oder aus Gefäßen oder Schöpfkellen getrunken. Feste Nahrung, also Brot, Fladen und Fleisch, führte man mit den Händen oder mit dem Messer zum Mund. Das Messer war das universale Gerät, das den Menschen – Mann, Frau und Kind – ständig begleitete. Es war im allgemeinen am Gürtel befestigt und steckte in einer Scheide, zumeist aus Leder, selten wohl aus Holz. Den Scheidenmund und das Unterteil der Scheide zierte zumeist bronzene Beschlagstücke verschiedener Form. Hin und wieder fanden aber auch knöcherne Beschläge Verwendung, die phantasievoll geschnitten oder verziert sein konnten.<sup>8</sup> Auch die hölzernen oder beinernen Messergriffe waren oftmals mit fortlaufender und flächenfüllender Ornamentik, wie Flechtband, Welle oder Spirale, versehen (Abb. 97c).

Mindestens in den Haushaltungen der Oberschicht standen große Truhen oder Laden zur Verwahrung von Schmuck, Kleidung und anderem Zubehör.

Diese Laden konnten durch hölzerne Riegelschlösser, Vorhängeschlösser mit Federn oder Drehschlösser verschlossen werden. Vom Riegelschloß blieb meistens nur der hakenartig gebogene Schlüssel erhalten. Durch Vergleich mit volkskundlichen Schlössern läßt sich jedoch das ursprüngliche Aussehen leicht erkennen. Schlüssel sind in großer Anzahl, so auch in den Brandgräbern von Menzlin, gefunden worden. Das Federschloß war anspruchsvoller in der Herstellung und kleiner in den Ausmaßen. Schlüssel und Schloß waren seit der altslawischen Zeit in Gebrauch. Vor kurzem fand sich ein derartiges Schloß auf der Fischerinsel bei Neubrandenburg. Auch das Drehschloß war im 8./9. Jh. bereits in Gebrauch, wie einige Schlüsselfunde zeigen (Abb. 109a).

### b) Kleidung und Schmuck

Bestimmend für die häusliche Umgebung des Menschen, für sein äußeres Erscheinungsbild, waren die Erzeugnisse der Textiltechnik. Sie wurden überwiegend oder gar ausschließlich im Hauswerk hergestellt. Die Frau führte die Spindel gleichsam als Attribut, und der Webstuhl hatte mindestens in jedem Hofverband seinen Platz. Die Spindel bestand aus hölzerner Spindelstange und Spinnwirtel. Den Spinnwirtel formte man vorwiegend aus Ton, mitunter aber auch aus Sandstein; Speckstein aus Norwegen und roter Schiefer aus Owrutsch in Wolhynien wurden dazu verarbeitet. Die große Nachfrage nach steinernen Spinnwirteln führte dazu, daß sich bei Owrutsch in Wolhynien und in Norwegen, vielleicht auch an anderen Orten, Handwerker auf die Herstellung solcher Wirtel spezialisierten. Vereinzelt sind diese Wirtel auch von den Frauen in dem hier behandelten Gebiet benutzt worden (S. 111). In der Regel – und das gilt sicherlich für die Frau der unteren Schichten – mußte man sich mit dem Spinnwirtel aus Ton begnügen. Die langen Winterabende mögen mit dem Spinnen der Flachsfasern und der Wolle der Schafe ausgefüllt gewesen sein. Wie bei anderen Völkern, so spielt auch in der slawischen volkskundlichen Überlieferung die Spinnstube, in der die Dorfjugend sich versammelte, eine bedeutende Rolle.<sup>9</sup> Sie war der Ort, an dem Volkslieder und Volksbräuche gepflegt, von den Alten die Traditionen und Märchen des Stammes weitererzählt, aber auch jugendlicher Unfug und Scherz getrieben wurden.

Zu Leinwand oder Stoff verwebte die Hausfrau das Garn. Allem Anschein nach benutzte sie dazu den Horizontalwebstuhl, wie er beispielsweise in Opole und anderen polnischen Fundplätzen nachgewiesen ist. Webschiffchen und Webschwert waren Geräte, mit denen die Frau je nach Geschicklichkeit und Absicht die verschiedensten Bindungen weben konnte. Üblicherweise scheint man sich auf die Herstellung von Leinen- und Körperbindungen beschränkt zu haben. Es fällt auf, daß die Textilien in der Siedlung von Dessau-Mosigkau (6./7. Jh.) – soweit sich das nachweisen läßt – alle Leinenbindung hatten.<sup>10</sup>

Die Stoffe wurden in der natürlichen Farbe belassen oder eingefärbt. Zum Färben dienten wahrscheinlich vegetabile und mineralische Farbstoffe in ver-



Gerichtsszene. Eine Gruppe (Franke, Sachse und Jude) erscheint vor dem Grafen. Der Slawe steht abseits, da er und der Sachse nicht übereinander Urteil finden dürfen



Sprachenrecht. Zwei des Deutschen unkundige Slawen verhandeln vor dem Grafen mit Hilfe slawischer Dolmetscher



Königsgericht. Ein Franke, zwei Slawen und ein Sachse (mit Kurzsword) verlangen von einem Fremden, vor dem König deutsch zu reden. Er weigert sich durch seinen Dolmetscher

Abb. 102. Darstellung von Slawen in der Heidelberger Handschrift des Sachsen-  
spiegels

schiedener Zusammensetzung. Leinen und Wollstoff mußten von den bäuerlichen Haushalten mancherorts auch als Abgabe an den slawischen Adel oder den deutschen Feudalherrn aufgebracht werden. In einer Liste der Abgaben, die die Bevölkerung slawisch-deutscher Mischsiedlungen in Thüringen an das Kloster Fulda zu leisten hatte, fanden sich unter 96 Positionen 51mal Leinen- und Wollerzeugnisse wie Decken und Leinentücher. In anderen Urkunden ist vom Kleiderzehnt als Feudalabgabe die Rede.<sup>44</sup> Der große Umfang der Leinenherstellung führte dazu, daß Leinentuch in manchen Gegenden zum allgemeinen Zahlungsmittel wurde (S. 105).

Die Stoffe und Tücher dienten der Ausstattung des Hauses und der Bauten. In den slawischen Tempeln von Arkona und Garz waren die inneren Räume, in denen die Kultbilder standen, durch Vorhänge abgeteilt. Wandbehänge und Decken mögen auch das Haus des Bauern geziert haben. Vielleicht war der Fußboden hin und wieder mit Teppichen ausgelegt, worauf der Fund in einem Haus der polnischen Burg Opole hinweist.

Vor allem aber wurde aus Tuchen und Stoffen die Kleidung hergestellt. Vollständige Kleidung ist nicht erhalten, und die wenigen figürlichen Dar-



stellungen vermitteln nur eine ungefähre Vorstellungen von ihrem Aussehen (Abb. 102). Die männliche Kleidung bestand aus dem leinenen Unterhemd, der Unterhose und dem darübergezogenen Kittel, den ein Gürtel zusammenhielt. Im Winter legte man darüber – je nach Vermögen – einen Pelz. Die Frau trug über dem leinenen Hemd und dem Unterkleid das eigentliche Kleid, in der Regel ebenfalls mit einem Gürtel. Der Gürtel konnte gleichzeitig eine Art Standesabzeichen werden. Bronzene oder silberne Schnallen verschiedener Form hielten den Gürtel von Mann oder Frau zusammen. Mindestens seit dem 9./10. Jh. verwendete man häufig die einfache Rahmenschnalle, wie sie teilweise schon in der römischen Kaiserzeit bekannt war und letztlich aus der römischen Kultur entlehnt worden ist. Rahmen und Halter konnten verschiedenen verziert oder mit plastischem Schmuck versehen werden. In Tornow, Kr. Calau, bestand der Halter einer Rahmenschnalle aus Kupferblech mit halbkugelförmiger Ausarbeitung. In Dessau-Mosigkau fand sich eine eiserne Schlaufe mit Kupfereinlagen, und ein ähnliches Fundstück lag auch in der Burg von Tornow. In die Schlaufen oder Ösen, die an einem Gürtelende befestigt waren, wurde das andere Gürtelende eingehakt bzw. durchgezogen. Diese Schlaufen entstanden unter südöstlichem Einfluß.<sup>12</sup> Die Gürtelzunge war oftmals mit Metall beschlagen, insbesondere im 8. bis 10. Jh. Einige solcher Beschläge sind von slawischem Kunststil, andere von karolingischem oder skandinavischem Stil beeinflusst bzw. sogar im Donaugebiet, in West- oder Nordeuropa hergestellt worden (Abb. 108d–e). Seit dem 8./9. Jh. ersetzten hin und wieder, zunehmend seit dem 11. Jh., Gürtelhaken aus Eisen, Bronze oder Silber die Schnallen. Grundbestandteil dieser Haken ist zumeist eine rhombische Platte, verziert mit Punzenstichen und Treibarbeiten, an der die Hakenenden ansetzten.<sup>13</sup> Am Gürtel konnten Messer, Feuerstahl, Geldbeutel, Schlüssel, beim Krieger auch Schwert oder Hiebmesser, Streitaxt, Köcher, Feuerstähle, Griffel und andere Utensilien befestigt werden (S. 244 f.).

Die Fußbekleidung bestand aus Lederschuhen, die aus einem Stück Leder zugeschnitten und vernäht waren. Die Sohle war oftmals weich, ohne besondere Verstärkung. Bänder verschnürten den Schuh über dem Spann und befestigten ihn oberhalb des Knöchels (Abb. 95b). Soweit solche Schuhe dem Hauswerk oder dorfhandwerklicher Produktion entstammten, waren sie einfach und roh. Als sich jedoch in den Frühstädten Schuhmacher niederließen, begannen diese formschöne Schuhe herzustellen, die oftmals reich und sogar farbig verziert waren.

Im Winter befestigte man unter den Füßen entweder besondere Eisenbeschläge, die mit drei spitzen Dornen beim Auftreten ein Ausrutschen verhinderten, oder man band besonders zugeschliffene Knochen, sogenannte Schlittknochen, unter die Sohlen, um wie auf Schlittschuhen über das Eis zu gleiten. Solche Schlittknochen mögen auch als Kufen unter kleinen Brettern befestigt worden sein, auf die man sich stellen und mit Picken abstoßen konnte.

Auf dem Kopf trug der Mann eine spitze Mütze aus Pelz, Filz oder Stoff. Diese Mützenform war im frühen Mittelalter weit verbreitet. Im Orient galt

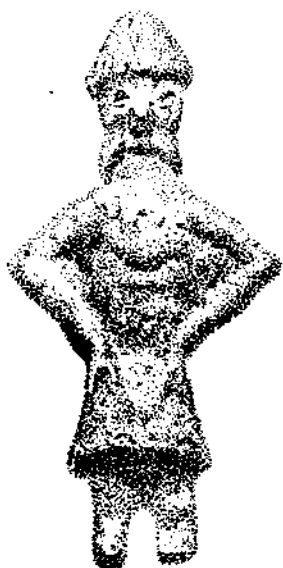


Abb. 103. Figur von Schwedt

sie als „bulgarische Mütze“.<sup>46</sup> Die Bildsteine von Arkona und Bergen zeigen diesen Mützentyp, ebenso die kleine Figur von Schwedt (Abb. 103). Außerdem scheint eine flache Kappe aus Filz oder Stoff getragen worden zu sein, wie sie bei den Figuren von Merseburg und Altfriesack sich andeutet (Abb. 121).

Die Kleidung wurde im Hause hergestellt, bisher fanden sich keine Hinweise auf die Tätigkeit von handwerklich spezialisierten Schneidern; lediglich an den Fürstenhöfen mögen solche gewirkt haben. Daher gehörten Nähadeln und Scheren zum Besitz eines jeden Haushalts. Die Nadeln waren aus Bronze (Abb. 35 e); aber auch Knochensplitter, die sorgfältig geschliffen und mit einem Ohr versehen wurden, verwendete man (Abb. 97 d). Die Nadeln wurden manchmal in Nadelbüchsen, d. h. in verschließbaren, häufig verzierten Knochen- oder Bronzeröhren aufbewahrt. Die damals gebräuchliche Schere war aus einem Stück; die beiden Schneiden waren durch einen federnden Bügel untereinander verbunden (Abb. 22 b). Diese Scherenform ist seit der Römerzeit in Mitteleuropa gebräuchlich gewesen und hat sich – speziell als Schafschere – bis in die jüngste Zeit erhalten.

### c) Körperpflege und Hygiene

Eine Reihe von Kulturgütern stand in direktem Zusammenhang mit der Körperpflege und Hygiene. Das erste und wichtigste dieser Art war der Kamm. Kämmen wurden aus Geweihplatten, seltener aus Knochen oder Horn, hergestellt, und zwar vorwiegend als Dreilagengkämme, d. h. drei Platten wurden übereinandergenietet. In die mittlere Platte sägte man, manchmal an beiden Seiten, zumeist aber nur auf einer Seite, die Zähne ein. Beim Vorhanden-

sein von zwei Zahnreihen waren die Zähne der einen Reihe dünner und dichter angeordnet als die der anderen Reihe. Da die Geweih- und Knochenplatten nicht so lang waren wie ein Kamm, reihte man mehrere – meist drei Platten – aneinander und nietete sie zwischen zwei längeren, schmalen Schalenplatten fest. Diese Schalen wurden ornamental gestaltet und verziert (Abb. 98a–c).

In den küstennahen Gebieten finden sich mehrfach Kammformen, die in Skandinavien oder unter skandinavischem Einfluß hergestellt worden sind. Die Kammenden oder eine Kammseite liefen häufig in schematisierten Tierfiguren aus. Aber auch im Binnenland gestaltete man die Kammenden ähnlich (Abb. 100b). Letzten Endes geht diese Zierweise wohl auf provinzialrömische und friesische Einflüsse zurück.<sup>15</sup> Die Kämmen wurden von Handwerkern in besonderen Werkstätten hergestellt. Eine solche Werkstatt ist durch Ausgrabungen in Menzlin, Kr. Anklam, weitere in Berlin-Kaulsdorf festgestellt worden.

Die bisher bekannten Kämmen dienten zum Kämmen, nicht zum Befestigen des Haares. Die Frau trug das Haar nach hinten, durch ein Schläfenband (S. 245) wurde es gehalten. Nadeln oder Klemmen zum Aufstecken des Haares scheinen nicht oder nur selten verwendet worden zu sein.

Der Adlige hatte anscheinend langes, bis auf die Schultern fallendes Haar (Abb. 48a), wie einige auf Münzen erhaltene Porträts zeigen. In der Regel scheint der Mann einen Bart, und zwar zumeist einen spitzen Kinnbart, dazu manchmal einen Knebelbart, getragen zu haben. Diese Barttracht war im Ostseegebiet weit verbreitet, doch auch figürliche Darstellungen und Münzbilder aus dem Binnenland zeigen sie häufig (Abb. 103; 124).

Zur Schönheitspflege der Frau gehörte sicherlich der Gebrauch von Schminke, Fett und Öl. Importe aus Arabien, Byzanz oder dem Rheinland werden den Bedarf der Frauen der Oberschicht wenigstens teilweise gedeckt haben. Kleine Dosen fanden sich vereinzelt in den Gräberfeldern. Außerdem dienten zur Toilette auch Pinzetten aus Bronze (Abb. 98d–e).

Von besonderem kulturgeschichtlichen Interesse ist der bei der Ausgrabung des Gräberfeldes von Sankow, Kr. Demmin, gelungene Nachweis, daß man bereits im 12. Jh. lockere Schneidezähne durch Umkleiden mit einer Kittmasse und Anbringen eines kleinen Bronzebleches künstlich zu befestigen verstand (S. 43 f.). Sicherlich gab es verschiedene medizinische Praktiken, die sich auf lange Erfahrung im Umgang mit Heilkräutern und Salben stützten; zuverlässige Kenntnisse besitzen wir darüber jedoch nicht. Lediglich auf Grund einiger Schädelreparationen wissen wir, daß man bestimmten schmerzhaften Krankheiten durch Öffnung der Schädeldecke zu begegnen versuchte (S. 43, Abb. 14c).

Der Körperreinigung diente unter anderem die Sauna. In Polen wurden solche Saunabäder ausgegraben. Daß sie allgemein bei den Westslawen verbreitet waren, bezeugt Ibrahim ibn Jacub, der im Jahre 965 außer in Böhmen bei den Sorben und Obodriten weilte: „Sie bauen einen Ofen aus Steinen in

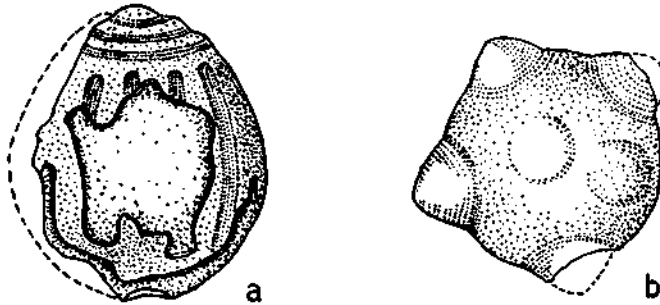


Abb. 104. Glasiertes Tonei und Tonklapper von Brandenburg

einem Winkel (der Hütte) und lassen oben, ihm gegenüber, eine Öffnung, damit der Rauch abziehen kann. Sobald es nun warm wird, sperren sie jene Öffnung und verschließen die Tür der Hütte. Drinnen sind Wasserreservoirs; sie gießen nun jenes Wasser auf den glühenden Ofen, so daß Dämpfe aufsteigen. Jeder von ihnen hält ein Bündes dürres Kraut in der Hand, mit dem er Luft zu sich heranfächelt...“<sup>16</sup> Die Interpretation, daß man sich mit Grasbüscheln Luft zufächelte, ist allerdings nicht richtig; vielmehr bürstete und schlug man sich mit den Grasbüscheln oder Reisigbesen.

Das Hausinnere wurde in unterschiedlichem Maße durch Ausfegen, Ausstreuen weißen Sandes oder Erneuern der Fußböden saubergehalten. Reste von Reisigbesen wurden z. B. in Brandenburg gefunden (Abb. 92b). Dagegen blieb der Abfall zumeist in der unmittelbaren Umgebung des Hauses liegen. Lediglich in den Burgen und dichtbesiedelten Frühstädten scheint häufiger der Müll aus der Siedlung entfernt worden zu sein. In Alt Lübeck, der Residenz der Obodriten, bestand sogar eine Abwasserleitung. Durch hölzerne Rohre floß das Abwasser unter dem Torweg hindurch in das Vorgelände.

#### d) Spiel- und Schreibgeräte

Verschiedene Gegenstände dienten dem Spiel der Kinder. Kleine Boote aus Holz und Rinde, Figuren aus Ton, Holz oder Knochen, hölzerne Schwerter und Spielsteine sind mehrfach gefunden worden. Klappern in Form von Hühnereiern aus Ton, manchmal glasiert und bemalt, sowie runde Klappern mit warzenartigen Aufsätzen mögen ebenfalls Spielzeug gewesen sein (Abb. 104); besonders die bemalten, glasierten Toneier hatten jedoch in erster Linie symbolischen Wert: man sah im Ei den Träger der Fruchtbarkeit und des Lebens. Daher finden sich Reste von Hühnereiern und von Toneiern mehrfach als Totenbeigaben in den Gräbern. Bemalte und glasierte Toneier scheinen aus der Kiewer Rus eingeführt worden zu sein, wurden aber vielleicht auch in Kruszwica in Großpolen, wo größere Glaswerkstätten entdeckt wurden, hergestellt.

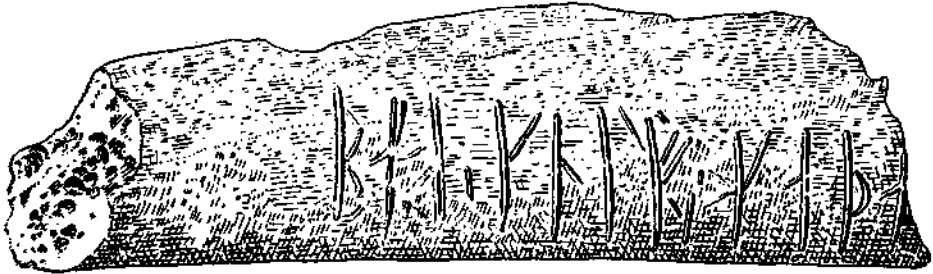


Abb. 105. Runenknochen von Alt Lübeck

Dem Zeitvertreib der Angehörigen der Oberschicht dienten Brettspiele, von denen hin und wieder Spielsteine erhalten geblieben sind. Wie polnische Funde zeigen, ist in diesen Kreisen auch das Schachspiel gepflegt worden. Der einfache Mann kannte wohl vor allem das Würfelspiel. Solche Würfel, allerdings mit anderer Anordnung der Augen als heute, finden sich häufiger in Burgen und Siedlungen.

Mit der Ansiedlung von Kaufleuten seit dem 9. Jh. und der Christianisierung des Landes wurde die Kunst des Schreibens bekannt. Einige Griffelfunde, u. a. von Ralswiek und Meißen, belegen das. Neuerdings konnte in Sankow bei Demmin ein etwa 40jähriger Toter ausgegraben werden, der am Gürtel einen eisernen Ringgriffel trug (Abb. 113d).

Das Ritzen von Zeichen war selbstverständlich auch den heidnischen Priestern geläufig, wie uns Thietmar ausdrücklich berichtet. An der Küste waren darüber hinaus hier und da skandinavische Runen bekannt (Abb. 105). Eine eigentliche Schriftkultur entstand jedoch erst in engstem Zusammenhang mit dem Eindringen der höheren Geistlichkeit. Ihre Anfänge lagen im 10. Jh., ihre volle Ausbildung geschah seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sprache und Schrift der Geistlichkeit waren das mittelalterliche Latein.

## 2. Kriegerrüstung und Bewaffnung

Eine große Rolle spielten Kriegerrüstung und Bewaffnung. Darin drückten sich besonders augenfällig die Standesunterschiede aus. Der Bauernkrieger war in dem ganzen hier behandelten Zeitraum wohl stets nur mit Keule, Lanze, Axt oder Pfeil und Bogen bewaffnet.<sup>17</sup> Zur Verteidigung mag ein hölzerner oder geflochtener Schild gedient haben.

Die Krieger der adligen Oberschicht waren wesentlich besser gerüstet. Als Hauptwaffe diente das kostbare Schwert. In der Regel etwa 0,75 m lang, mit abgerundeter Spitze, war es eine ausgesprochene Schlagwaffe mit doppelter Schneide. Hin und wieder nur finden sich einschneidige Hieb Waffen, wie bei

Demmin oder Görke bei Anklam. In der Peene bei Görke wurde ein sogenannter Sax, ein germanisches Hiebschwert aus dem Rhein-Main-Gebiet, gefunden (Abb. 110a).

Schwerter sind aus slawischen Burgen, Siedlungen und Gräbern erst seit dem 8./9. Jh. bekannt. Hergestellt wurden sie anfangs ganz sicher nicht im Lande, vielmehr aus dem Rheinland oder über Skandinavien, vielleicht auch aus Osteuropa, eingeführt. Die Parierstange des Schwertes von Liepe bei Eberswalde trägt die Aufschrift HILTIPREHT, d. h. einen ostfränkischen Namen.<sup>18</sup>

Die Schwertklingen bestanden aus damaziertem Stahl, und die Griffe, d. h. Parierstange, Handgriff und Knauf, waren oftmals kunstvoll gestaltet. Auf Grund der Verschiedenartigkeit dieser Griffgestaltung werden etwa 25 Schwerttypen unterschieden. Am häufigsten kommen unter den Funden im 9. bis 11. Jh. der Typ X und im 12./13. Jh. der Typ Y vor.

Das Schwert, dessen Wert etwa so groß wie der eines Zugochsen war, wurde zum Standessymbol des Adels (Abb. 111). Die zweite bedeutende Prunkwaffe des Adels war die kostbar verzierte Streitaxt.<sup>19</sup> Es handelte sich um eine leichte Axt mit langausgezogener Schneide. Die untere Schneide ist erheblich verlängert, deshalb wird dieser Axttyp „Bartaxt“ genannt. Die obere Schneide läuft in einer Spitze aus; dadurch wurde die Axt zu einer Hieb-, Stich- und Wurfwaffe. Die prunkvollsten Stücke waren mit Silber tauschiert und mit Kupfer- oder Golddraht ornamental ausgelegt. Solche Prunkäxte sind aus Lunow bei Eberswalde, Brandenburg, Guben und Teterow bekannt (Abb. 112b).

Der Krieger der Oberschicht trug Panzerhemd und Helm. Das Panzerhemd bestand wahrscheinlich aus kleinen Ringen, die ineinander gekettet waren, während es sich bei den Helmen wohl um Spangenhelme handelte. Bisher ist nur ein Helmfragment vom Burgwall Schwerinsburg, Kr. Anklam, bekannt. Die Münzen einheimischer slawischer Fürsten zeigen sowohl Panzerhemd als auch Helm (Abb. 48c).<sup>20</sup> Jedoch stellte Ibrahim ibn Jacub während seines Aufenthalts in Mecklenburg im Jahre 965 bereits fest, daß die Obodriten mit „Panzern, Helmen und Schwertern vollständig gerüstet“ seien.

Zur Deckung vor feindlichem Schlag und Stoß diente weiterhin der Schild aus Holz und Leder mit Metallbeschlagen und entsprechendem Handgriff. Bisher ist kein Schild gefunden worden, wir wissen daher nicht, ob die Ansichtsflächen bemalt oder ornamental geschmückt waren, etwa mit den Symbolen des Geschlechts, dem der Krieger zugehörte. Auf der Porträtmünze des Jaxa von Köpenick ist ein Schild dargestellt, der auf der Vorderseite derartigen Schmuck aufweist (Abb. 48a). Herbord berichtet, daß im Tempel des Gerovit in Wolgast „an der Wand ein Schild von wunderbarer Größe, ein mühevolltes Kunstwerk, mit Goldblech bedeckt“, hing.

Der Krieger der adligen Oberschicht war beritten. Darauf und auf der Panzerung beruhte in hohem Maße seine Überlegenheit gegenüber dem Fußvolk. 929 konnten 50 deutsche Panzerreiter gegen ein zahlenmäßig weit überlegenes wilzisches Heer die Schlacht bei Lenzen für sich entscheiden. Daher waren

auch die slawischen Fürsten bemüht, solche Reiterei aufzubauen. In bedeutenderem Maße scheint das jedoch nur den obodritischen Fürsten gelungen zu sein. 955 verfügte der Obodritenfürst Stoignew schon über eine berittene größere Gefolgschaft; 982 soll der Sohn Nakons, Mstislav, mit 100 Reiterkriegerern am Italienzug Ottos II. teilgenommen haben, und 1114 hatten die Zirzipanen aus jeder der drei Provinzen, in die das Land nach der obodritischen Eroberung eingeteilt war, 100 Reiterkrieger zu stellen.

Abgesehen davon, daß zur Bereitstellung von Pferden anscheinend regelrechte Gestüte errichtet wurden (S. 63), gehörten zum Reiterkrieger besonders Ausrüstungsstücke wie Sporen, Steigbügel, Sattel und Zaumzeug. Die ältesten Sporen, die an Formen der Völkerwanderungszeit anknüpften, waren Haken-sporen mit nach innen oder nach außen umgebogenen Schenkelenden und kurzem, spitzem Stachel (Abb. 115 b). Diese Sporen aus Bronze und Eisen, häufig durch einfache Kerbstiche verziert, wurden vom 6. bis 9. Jh. benutzt. Teilweise lag die Herstellung dieser Sporen wohl in Händen heimischer Handwerker.<sup>21</sup> Erst im 9. Jh. wurden diese Sporen durch Ösensporen, Schlaufen- und Nietsporen abgelöst. Wesentlich massiver und fest mit dem Riemenzeug der Fußbekleidung verbunden, blieb die Sporenform bis in das 13. Jh. in Gebrauch.<sup>22</sup> Bei den ältesten Sporen dieser Art lagen Stachel und Schenkel in einer Ebene, bis allmählich eine Biegung der Schenkel und eine Anwinklung des Stachels eintraten. Diese Sporen sind ganz zweifellos unter dem Einfluß merowingischer bzw. großmährischer Sporen, die ihrerseits wieder an fränkische Formen anknüpften, entstanden. Die Herstellung übernahm jedoch überwiegend das einheimische Handwerk. In der Regel wurden schlichte Eisen-sporen geschaffen, nur vereinzelt sind die Sporen der Krieger aus der Oberschicht mit Edelmetall tauschiert oder vergoldet worden (Abb. 115 d).

Im fränkischen Gebiet herrschte bis zum 8. Jh. die Sitte, nur einen Fuß mit einem Sporn zu versehen. Erst seit der Karolingerzeit schnallte man an jeden Fuß einen Sporn an. Ob sich diese Sitte in gleicher Weise im slawischen Gebiet entwickelte, ist ungewiß, da bisher kaum Körpergräber mit Sporen bekannt sind. Da in Mähren und Böhmen jedoch seit dem 8. Jh. zwei Sporen getragen wurden, dürfte das auch nördlich der Gebirge so gewesen sein.

Unter den Steigbügeln lassen sich solche unterscheiden, deren Trittfläche rundlich in den Bügel übergeht, dieser wiederum nach Torsion in einer Schlaufe endet, und andere, deren Trittfläche sich zum Bügel wie ein Steg verhält. Der Steigbügel mit schlaufenförmigem Bügel, auch Typ „Immenstedt“ genannt, war vor allem im ostfränkischen Reich in Gebrauch, wurde aber anscheinend auch von slawischen Stämmen im 8./9. Jh. benutzt (z. B. Waren). Dieser Steigbügel ist wohl in Nachahmung älterer, lederner oder aus einem Seil geknüpfter Steigschleifen entstanden.<sup>23</sup> Weitere Verbreitung hatte allerdings der Steigbügel mit geradem oder annähernd geradem Steg. Das prachtvollste Exemplar mit Silbertauschierung und Goldeinlage auf Eisen ist in der Havel bei Pritzerbe nahe Brandenburg gefunden worden. Das Stück wurde in einer Werkstatt östlich der Weichselmündung in der ersten Hälfte des 11. Jh.

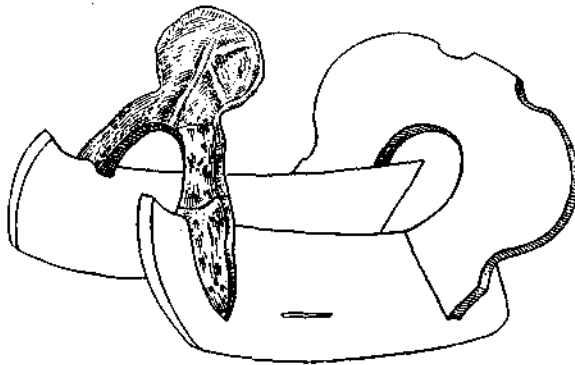


Abb. 106. Sattel von Gützkow, Kr. Greifswald (Rekonstruktion)

angefertigt (Tafel 3). Andere, wesentlich einfachere Steigbügel fanden sich in Ralswiek auf Rügen (Abb. 115 c).

Die Sättel waren aus Holz mit Lederbezug. Am Ende des 10. Jh. fiel dem Araber Ibrahim ibn Jacub in Prag die Sattelerstellung besonders auf. Da sich organisches Material jedoch selten über die Jahrhunderte erhalten hat, sind bisher nur einige Sattelreste, beispielsweise von Gützkow, Kr. Greifswald, bekannt. Das Gerüst dieser Sättel bestand aus zwei hölzernen Bögen, die Längshölzer miteinander verbanden (Abb. 106).<sup>24</sup> Auch einige kleine Pferdefiguren, u. a. von Brandenburg (Abb. 113 a), tragen Sättel.

Vom Zaumzeug sind nur hin und wieder die eisernen Trensen und einige Beschläge und Leitringe erhalten. Unter den Trensen gab es vor allem zwei Formen: die einfache Ringtrense und die Knebeltrense, wobei die Knebel unterschiedliche, oft kunstvolle Ausgestaltung erhalten konnten. Auch Knebel aus Knochen oder Geweih scheinen ab und zu benutzt worden zu sein. Aus Geweih wurden u. a. reich verzierte röhrenförmige Riemenführer und Riemenverteiler hergestellt (Abb. 115 a).<sup>25</sup> Für Zugpferde wurde wohl schon das Kummetgeschirr verwendet. Die Pferdepflege erforderte Kamm oder Striegel; in Alt Ruppin fand sich ein solcher Striegel in einer slawischen Burganlage. Schließlich hatte der Reiter das Pferd auch unterwegs mit Futter zu versorgen. Daher gehörte zur Reiterausrüstung manchmal auch die Sichel, mehrfach sogar ein Paar Sichel.

### 3. Kunst und Kunstschaffen

Im slawischen Kunstschaffen lassen sich drei Richtungen feststellen:

- a) Ein breites Volkskunstschaffen, das die Form und Dekoration der Bauten und der Gebrauchsgegenstände in hohem Maße mitbestimmte.
- b) Ein kunsthandwerkliches Schaffen, wohl auf das engste verbunden mit



der Werkstattproduktion von Schmuck aus Bronze und Silber, vereinzelt auch Gold, sowie von Kämmen und gedrechselten Gegenständen.

- c) Mit Religion und Kult verbunden war die Herstellung von großen und kleinen Plastiken aus Holz, Knochen, Metall und – im 12./13. Jh. – von Grabsteinen.

Künstlerische Betätigung, in jedem Haushalt ausgeübt, entfaltete sich, für uns sichtbar, zunächst in der Keramikproduktion vor allem bei den Gruppen mit Feldberger, Tornower und Rüssener Keramik, seit dem 7. und 8. Jahrhundert. Es führte zu geschmackvoller und wohlproportionierter Formgebung der Keramik – doppelkonische und kugelige Formen nahmen den ersten Platz ein – sowie zur Dekoration mit oftmals zonenartig angeordneten Verzierungen aus plastischen Wülsten, Kerbstichreihen, eingeschnittenen Furchen, Wellenlinien und Kammstichen. Im Gebiet der Obodriten und Spree-Havelstämme entstand in dieser Zeit die Menkendorfer Keramik, die vorwiegend durch flächenfüllende große Ornamente, wie Kammstrichmuster als Kassetten, Kreuze, Rauten, baumartige Gebilde oder Strich-Punktmuster verziert wurde (Abb. 87a).

Mit der durchgängigen Anwendung der schnelldrehenden Töpferscheibe verdrängten Gurfurchen und umlaufende Wellen die Vielfalt der älteren Ornamente. Vor allem in Mecklenburg, in der Woldegker und Weisdiner Gruppe, hielt sich die Tendenz zur plastischen Oberflächenverzierung durch aufgesetzte Leisten (Abb. 88). Im 11./12. Jh. wurden äußerst geschmackvolle Deckeldosen, die sogenannten Bobziner Gefäßformen, hergestellt.<sup>26</sup>

Die Ornamente der Keramik sind teilweise auf Holz übertragen worden, vor allem verwendete man die Zonenanordnung von Gurfurchen auf gedrechselten Gefäßböden und in der Schnitzerei. Häufiger griff man bei Schnitzverzierung von Messergriffen (Abb. 97b, c), Knochengegenständen oder anderem Hausrat auf das Flechtbandornament und die Raute zurück. Eine besondere Vorliebe scheint man an der stilisierten zoomorphen Gestaltung der Griffe von Löffeln, Schöpfkellen, Kammenden und Messerschneiden gefunden zu haben (Abb. 100b). Wege- und Spazierstöcke verzierte man mit Kerbschnitten und Linienmustern. Eine besondere Rolle bei der Verzierung von Knochengerten spielte das Kreis-Punktornament. Gestühl und Gebälk scheinen gleichfalls mit Ornamentik und Tierkopfbildern versehen gewesen zu sein. In Behren-Lübchin fand sich der drachenkopffartige Aufsatz eines Gestühls (Abb. 100a).<sup>27</sup> Verzierte Holzreste, möglicherweise vom Gebälk, fanden sich in Brandenburg. Zur Verzierung der lehmverputzten Hauswände gab es spezielle kammartige Geräte aus Geweih (Abb. 94b). Teilweise mag der Ornamentik auf den Gebrauchsgegenständen symbolhafte, magische Funktion zugeschrieben worden sein. Von den zeitgenössischen Chronisten werden mehrfach die reichen Schnitzereien und die Bilder an den Tempeln, gerühmt.<sup>28</sup> Hin und wieder sind menschliche oder tierische Figuren in Keramik oder Knochen eingeritzt worden, wie etwa in Alt Lübeck. Aus Görke bei Anklam ist eine Schlangenfigur aus Geweih, zusammen mit Funden des 11./12. Jh. ausgebaggert worden (Abb. 101b).

Einige Löcher zeigen, daß ursprünglich auf dem Kopf und auf dem Körper Aufsätze, vielleicht eine Krone, vorhanden waren. Es darf daran erinnert werden, daß in der volkskundlichen Überlieferung der Spreewaldwenden dem Schlangenkönig mit Krone eine mythologische Bedeutung zugeschrieben wird.

In Vipperow, Kr. Röbel, fand sich ein kleines tönernes Pferd. Kleine gegossene Bronzefiguren, wie das gesattelte Pferd von Brandenburg (Abb. 113a) oder die Männerfigur von Schwedt (Abb. 103), können aus den Ostseeländern stammen. Die Herstellung von Tierfiguren durch Gußtechnik war allem Anschein nach jedoch bekannt. Davon kündeten die Bleifische des 11./12. Jh. von der Fischerinsel bei Neubrandenburg oder von Fergitz bei Prenzlau (Abb. 101 c–d). In einem nicht näher datierbaren Grab von Weggun fand sich schließlich ein Bleirelief, das eine gehörnte Figur zeigt, die in der Auffassung der größeren Steinfigur von Zadel bei Meißen gleicht.<sup>29</sup>

Diese breite Kunstfertigkeit, von der uns nur bescheidene Zeugnisse überkommen sind (die Trägerobjekte aus organischem Material wie Stoff, Leder, Holz sind ja nur höchst selten erhalten), bildete die Grundlage, auf die seit dem 9./10. Jh. Handwerker bei der Gestaltung der Werkstattprodukte zurückgreifen konnten. Das gilt in erster Linie für die Befriedigung des Bedarfs an Schmuck aus Bunt- und Edelmetall, vorwiegend aus Bronze und Silber, seltener aus Weißmetall und Blei und höchst selten aus Gold. Vereinzelt waren Handwerker, die Buntmetall verarbeiteten, schon im 8./9. Jh. tätig. Mit dem starken Zustrom von Silber aus Ost und West sowie der Ausbeutung des böhmischen Silbers seit dem 10. Jh. (S. 105) verbreiterte sich jedoch die Rohstoffgrundlage bedeutend.

Im einzelnen läßt sich die Intensität der kunsthandwerklichen Produktion in dem hier behandelten Gebiet noch nicht bestimmen, da die Werkstätten, die die in großer Zahl gefundenen Schmuckstücke herstellten, bisher nicht sicher zu lokalisieren sind, teilweise sogar zweifellos in Polen, Böhmen, Skandinavien oder Deutschland gelegen haben. Unter dem Einfluß des böhmisch-mährischen Kunsthandwerks kam es im Saalegebiet zu einer frühen eigenständigen Produktion von Juweliererzeugnissen.<sup>30</sup>

Das Entstehen von Münzstätten in Brandenburg, Alt Lübeck, Köpenick und vermutlich auch in einigen anderen Orten im unteren Odergebiet seit dem 11. Jh. und im 12. Jh. sowie die Funde von Gußtiegeln (Cauerwitz bei Naumburg, Rutenberg bei Templin) und Gußformen in Ralswiek (Abb. 49c) verweisen darauf, daß man es verstand, Bronze und Silber zu verarbeiten (S. 93).

Applikationen und Schmuckstücke vervollständigten die schlichte Kleidung der Frau (Abb. 119a). Am beliebtesten war der Ringschmuck in verschiedensten Formen, als Fingerring, Armring, Ohrring und Schläfenring, seltener als Halsring. Um den Hals trugen die Frauen Ketten, auch amulettartige Anhänger und Schmuckscheiben wurden hin und wieder verwendet. Die Männer gingen im wesentlichen schmucklos, vielleicht bis auf einige Fingerringe. Die Zierde des Mannes der Oberschicht bildete das Wehrgehänge, d. h. der Gürtel

mit Schnallen und Beschlägen, das Schwert mit kostbar verziertem Knauf und metallenen Scheidenbeschlägen, bei voller Rüstung natürlich Panzer und Helm. Der einfache Mann legte Wert auf die Verzierung seines Messers, besonders des Griffes und der Scheide durch Schnitzereien oder Metallbeschläge (S. 232).

Die erste Stelle unter dem Ringschmuck nahmen die Schläfenringe ein (S. 90 f.). Im 10. bis 13. Jh. trug sie fast jede Frau. Allein in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen fanden sich in Gräbern über 700 Schläfenringe.<sup>31</sup> Sie bestanden aus Bronze, Bronze-Silberlegierung, zinnreicher Bronze (Weißmetall) und – sehr selten – aus Gold (Alt Lübeck). Diese Ringe waren an kleinen Bändern aus Stoff oder Leder – so ist es mehrfach durch Funde nachgewiesen – befestigt (Abb. 107; 117a). Oftmals ordnete man mehrere Ringe so nebeneinander an, daß sie bei Umlegen des Trägerbandes um den Kopf an beiden Schläfen lagen. Häufig scheint jedoch nur ein Ring an jeder Schläfe oder am Ohr getragen worden zu sein (Abb. 107 – große und kleine Form). Die Sitte, sich mit Schläfenringen zu schmücken, hatte bei der osteuropäischen Bevölkerung eine lange Tradition. Sie war aber zur Zeit der slawischen Wanderungen auch bei der Bevölkerung der römischen Balkanprovinzen und im Rheinland bekannt.

Seit dem 9./10. Jh. erlangte der Schläfenring mit S-förmigem Ende zunehmende Bedeutung. Zunächst hatten diese Schläfenringe vorwiegend kleine Durchmesser, von 0,5–2,5 cm; seit dem 11. Jh. bis zum 13. Jh. wurden daraus jedoch bis zu 7 oder 8 cm große Ringe. Eine besondere Ausprägung erhielten sie in den sogenannten Hohlschläfenringen, die vor allem in den Gebieten der Heveller, der Wilzen, Obodriten, Pomoranen und Polen Verbreitung fanden. Diese Hohlschläfenringe wurden aus dünnem Blech, das zu kleinen Röhren zusammengerollt und ringförmig gebogen wurde, hergestellt. Sie konnten auch aus Buntmetall gegossen werden. Die dickeren Ringe dieser Form vom sogenannten pommerschen Typus waren mit reicher Ornamentik, die eingepunzt oder durch Treibarbeit erzeugt wurde, versehen. Vorzugsweise verwendete man Rauten und Palmetten, aber auch geometrische Ornamente (Abb. 57f; 107g–h).

Eine andere Schläfenringform stellte man besonders in Thüringen und Sachsen her. Die S-förmige Schleife wurde bandartig verbreitert und so angelegt, daß der Eindruck von kleinen Röhren entsteht, die an den Ring angesetzt sind. Manchmal sind drei oder vier solcher Röhren ausgebildet worden (Abb. 107c). Im 11./12. Jh. wurden auch kleine Glasringe wie Schläfenringe getragen (Abb. 117h–n).

Eine besondere Bedeutung erlangten die verschiedenen Ohringformen, bei denen auf den einfachen Drahting aus Bronze, Silber oder Gold Perlen verschiedener Art, vor allem aber metallene Hohlkörper aufgezogen oder angehängt wurden. Die Ausbildung dieser Ohringformen ist in erheblichem Umfange ebenfalls unter dem Einfluß der ehemals römischen und byzantinischen Balkanländer und des Donaugebietes erfolgt. Sie fanden Eingang in den

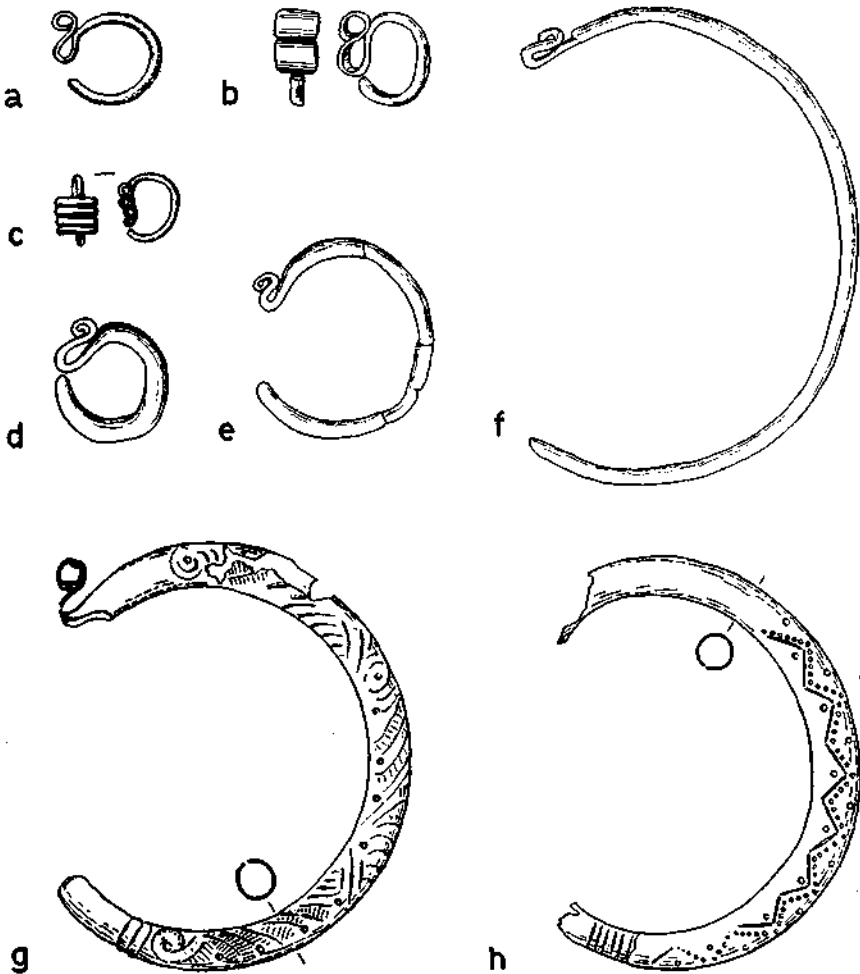


Abb. 107. Verschiedene Typen von Schläfenringen

Schmuck der Bayern und anderer germanischer Stämme, aber auch der Awaren und Slawen. Im großmährischen Reich gab es im 9. Jh. bereits eine umfangreiche Produktion derartiger Schmuckstücke; diese hat in hohem Maße auch zur Ausbildung des Ohrschmuckes bei den Stämmen nördlich der Gebirge beigetragen. So entstanden die sogenannten Beerenohrringe, bei denen bronzene oder silberne Perlen mit Filigranverzierung auf den Ring aufgezogen worden sind (Abb. 117b).<sup>32</sup>

Besonders prächtig und vollendet wirken die filigranverzierten, nahezu transparenten Körbchenohrringe, wie sie in Berlin-Kaulsdorf, Potsdam-Golm

und an einigen anderen Orten gefunden wurden. Andere Ohringe waren mit sternförmigen, korkenzieherartigen Anhängern oder halbmondförmigen Anhängern versehen (Abb. 117c–f). Eine hervorragende künstlerische Arbeit stellt der Filigranschmuck von Niederlandin (Abb. 118 und Tafel 2), der in Kreuzform ausgebildet ist, dar.<sup>33</sup>

Zum Halsschmuck gehörten zwei Arten von Halsketten sowie Anhänger. Die Ketten waren aus Perlen von Glas, Halbedelsteinen wie Amethyst, Bergkristall und Karneol, Topas und Korallen, Bernstein, Perlmutter, Metall oder Knochen zusammengefügt.<sup>34</sup> Derartige Ketten sind seit der Völkerwanderungszeit getragen worden. Die andere Kettenform besteht in zusammengehakten feineren und gröberen Gliedern aus Metall (Bronze und Silber). Daran befestigte man Anhänger verschiedener Form, die überhaupt weit verbreitet waren. Zu den ältesten gehörten durchlochte oder mit Ösen versehene Münzen (Abb. 114b–c). Aus dem Ober-Ückersee und von der Fischerinsel bei Neubrandenburg sind kleine Fische aus Blei bekannt, die vielleicht gleichzeitig Amulettcharakter hatten (Abb. 101c–d). Einen besonderen Platz nahmen im 11./12. Jh. die Kaptorgen aus Silber auf Grund ihres reichen Dekors ein. Verschiedentlich kommen sie in den Schatzfunden vor (in Marlow, Satzkorn, Göritz bei Prenzlau, bei Ribnitz-Damgarten und Niederlandin). Sie sind im Zusammenhang mit der Christianisierung oder im christlichen Gebiet hergestellt worden und hatten die Hostie zu verwahren. Unter skandinavischem Einfluß hat sich in den Küstengebieten auch das Tragen von kleinen Hämmern, sogenannten Thorshämmern, aus Bernstein, Bronze oder Silber verbreitet (Abb. 101a). Wohl bei einem der zahlreichen Piratenzüge gegen Dänemark wurde der Schatz von Hiddensee erbeutet. In dem goldenen Halsgehänge aus 10 kreuzförmigen Hängeteilen und 4 Zwischengliedern, dem geflochtenen Halsring, einer runden Spange sowie zwei Silberplatten drücken sich Können und erlesener Geschmack aus (Tafel 1).<sup>35</sup>

Im slawischen Gebiet hat der Hängeschmuck am Halse keine besondere Entwicklung erfahren. Einheitlicher und mit mehr Aufwand stellte man lediglich die silbernen Halsringe her. Mehrere Silberdrähte wurden entweder umeinander gewunden oder miteinander verdreht. Die Enden liefen seltener in Spitzen aus, sondern waren zumeist mit Schließhaken und Schließplatten versehen, die Verzierungen trugen. In den Hacksilberfunden finden sich Halsringe und Bruchstücke davon in größerer Anzahl (Abb. 47). Vereinzelt, wohl als Beutegut, kamen goldene Ringe aus Skandinavien ins Land. Solche Goldringe fanden sich in Peenemünde.<sup>36</sup>

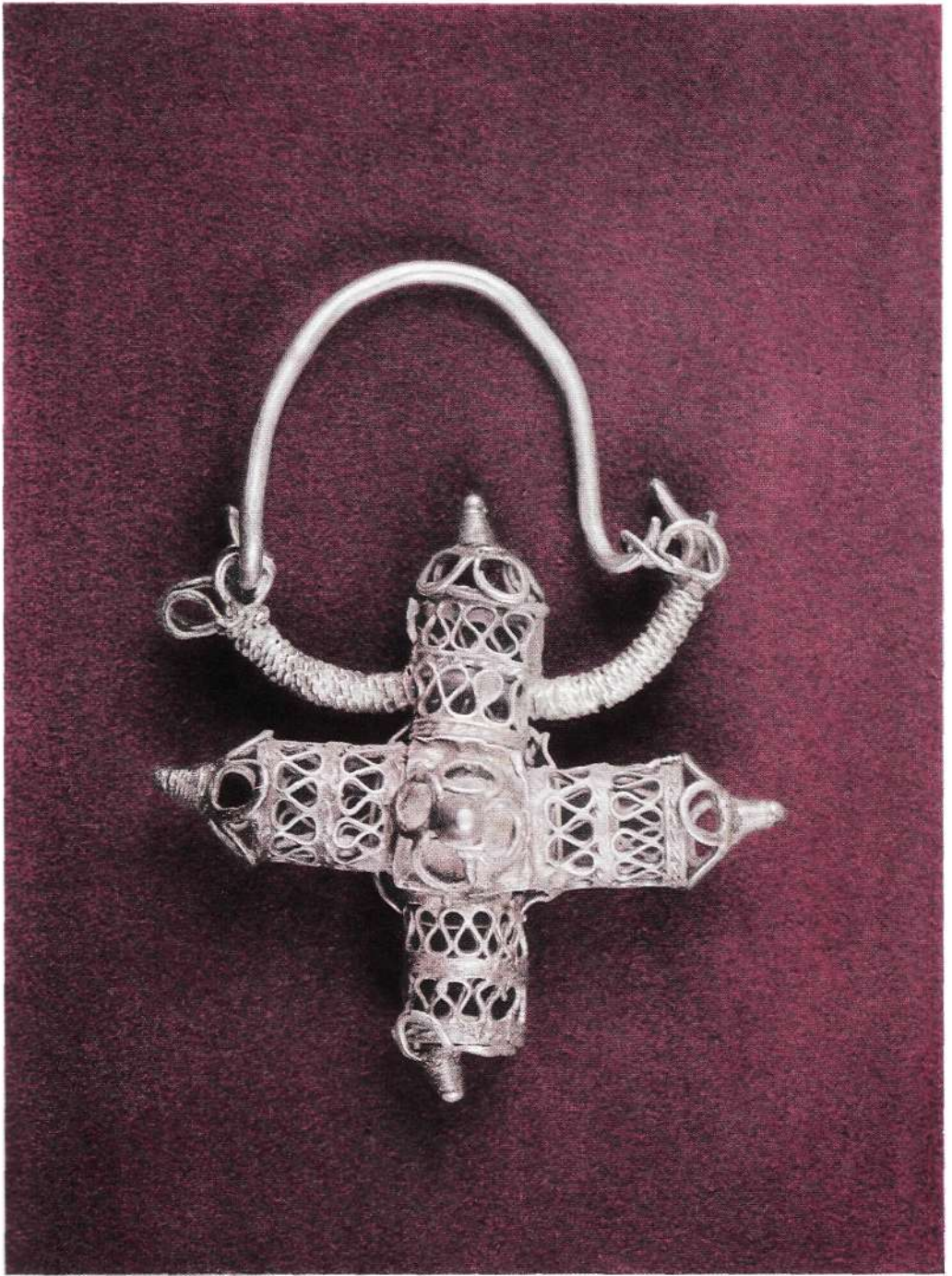
In gleicher Technik wie die Halsringe aus Silberdraht wurden auch Arm- und Fingerringe mit spitzen Enden angefertigt. Vorherrschend waren jedoch die bandförmigen Fingerringe aus Gold, Silber und Bronze, deren Enden spitz ausliefen und übereinandergriffen. Die Schauseite war häufig mit geometrischen Mustern verziert (Abb. 117g). In gleichem Stil gab es auch Armringe. Fingerringe mit Steineinlagen waren anscheinend selten; mit einer einheimischen Juwelierkunst ist also nicht zu rechnen.<sup>37</sup> Unter dem Einfluß des Ostsee-

handels fanden vereinzelt auch sogenannte skandinavische Stollenarmringe, Armspiralen (Abb. 116a), baltische Armringe (Abb. 116b) und andere Formen Verbreitung.

Auf der Kleidung selbst befestigte man anscheinend nur sehr selten Schmuckstücke oder Metallapplikationen. Fibeln, die südlich der Karpaten häufiger getragen wurden, blieben weitgehend unbekannt. Lediglich in Prützke bei Brandenburg fand sich eine Armbrustfibel aus Bronze (Abb. 114a), die jedoch nicht im Lande, sondern um 700 im preußischen Gebiet hergestellt worden ist.<sup>38</sup> Fibeln und Nadeln hatten beim Zusammenhalten des Kleides keine besondere Funktion. Das Kleid wurde zusammengeschnürt oder geknöpft. Als Knöpfe dienten stabförmige Knöchelchen. Zur Tracht des Hochadels gehörten bei anderen slawischen Stämmen, vor allem in Mähren und Böhmen, filigranverzierte Kugelknöpfe aus Edelmetall. Aus dem Gebiet der hier behandelten Stämme sind sie noch nicht bekannt geworden.

Im Vergleich zur Schmuckherstellung spielte die hohe Kunst, die Herstellung von Plastiken und Großreliefs, nur eine bescheidene Rolle. Wo sie sich beobachten läßt, stand sie ganz im Dienste der Religion und des Kults. Schon in der Einwanderungszeit schnitzte man Holzfiguren, wie etwa die mannshohe Figur von Altfriesack, vielleicht auch die Figuren von Braak, Kr. Eutin.<sup>39</sup> Im 11. und 12. Jh. berichten die Chronisten Thietmar, Adam, Helmold, Saxo sowie die Biographen Ottos von Bamberg über Kultbilder in Riedegošt (Rethra), Arkona, Garz oder den Frühstädten an der Odermündung (S. 195). Saxo Grammaticus stand dem Bild des Svantevit in Arkona gegenüber und beschreibt es: „Hier im Innersten stand das Götzenbild, eine riesige Holzfigur, weit über Menschenmaß, mit vier Köpfen und vier Hälsen, die nach den vier Himmelsrichtungen sehen. Der Bart war so rasiert und das Haar so geschnitten, wie die Rugianer es für gewöhnlich tragen. In der Rechten hielt die Figur ein Trinkhorn aus verschiedenen Metallen gebildet. Das hat der Priester jedes Jahr neu zu füllen und weissagt aus dem, was im Laufe des Jahres verschwunden ist, auf die kommende Ernte. Der linke Arm war in die Seite gestemmt, so daß er einen Bogen bildete. Der Rock reichte bis zu den Schienbeinen, die, aus verschiedenem Holze gebildet, so fein in die Knie eingezapft waren, daß man die Fuge nur bei genauem Zusehen erkennen konnte. Die Füße standen dicht auf dem Boden, ihre Basis ging in die Erde hinein. Nicht weit von der Statue hingen Zaum und Sattel und andere Ausrüstungsstücke der Gottheit, darunter das ungeheure Schwert, dessen Scheide und Griff in Silber schön verziert waren.“

Am Sitz des wagrischen Stammesfürsten trafen nach Widukind im Jahre 967 die deutschen Eroberer auf ein Götterbild, das aus Metall hergestellt war. Die Einzelheiten dieser Nachrichten sind umstritten. Mit Sicherheit darf ihnen nur entnommen werden, daß es größere Standbilder aus Holz, manche vielleicht mit Edelmetall umkleidet, gegeben hat. Noch in die vorchristliche Zeit oder in die Zeit unmittelbar danach gehören auch die grabsteinartigen Halbreiefs von Altenkirchen und Bergen. Beide Reliefs stellen bärtige männliche Figuren dar.



TAFEL 2.

Filigranverzierter Körbchenohrring aus Silber von Niederlandin, Kr. Angermünde

Die Figur von Altenkirchen (Abb. 122), die liegend im Unterteil der östlichen Außenwand des romanischen Kirchenschiffes eingemauert ist, hält ein Füllhorn, das Fruchtbarkeitssymbol des Svantevit, in der Hand. Auf Grund dieser Analogie wird sie auch als „Svantevitstein“ bezeichnet. Auch der „Mönch“ von Bergen, an der Westwand des spätgotischen Turmaufbaues der Marienkirche angebracht, scheint ursprünglich ein Füllhorn gehalten zu haben, das später jedoch weggemeißelt und durch ein Kreuz ersetzt wurde.

Im Unterschied zu den Reliefsteinen von Rügen sind auf zwei Steinen in Wolgast in Linientechnik Figuren dargestellt. Ein Stein ist liegend in das Fundament der Petrikerche vermauert, ein zweiter im Innern der Kirche angebracht. Dieser stellt eine Figur dar, die in der rechten Hand eine Lanze hält.<sup>40</sup> Die Lanze aber war — nach den Otto-Biographen — um 1128 das Attribut des Stadtgottes Gerovit in Wolgast (Abb. 123). Der Stein ist durch ein im Oberteil nachträglich und in anderer Technik angebrachtes Kreuz geheiligt worden. Ähnliche Steine finden sich östlich der Oder mehrfach. Auch in Sachsen, etwa in Zadel, Kr. Meissen, einer alten Burgwardkirche, ist ein solcher Stein verbaut worden. Dagegen sind die vielfach den Slawen zugeschriebenen Steinfiguren von Bamberg nunmehr mit Sicherheit als älter, wahrscheinlich völkerwanderungszeitlich, erwiesen.<sup>41</sup>

#### 4. Religion und Kult

Seit der Mensch während der Altsteinzeit das zusammenhängende Denken erworben hatte, trat neben die tätliche Auseinandersetzung mit seiner Umwelt durch Arbeit auch das Bemühen um die geistige Bewältigung der Erscheinungen und Ereignisse seiner Umgebung. Zur Deutung des vom damaligen Wissensstand Unerklärlichen entstanden kultische und religiöse Vorstellungen und Anschauungen. Das geschah bei allen Völkern und in allen Kulturen. Auch in Inhalt und Aufgabe gab es weitgehende Übereinstimmung. Die aus den religiösen und parareligiösen Vorstellungen erwachsenen Kulte standen trotz aller scheinbaren Transzendenz mit dem unmittelbaren Leben in Zusammenhang. Sie sollten es dem Menschen erleichtern, im täglichen Leben zu bestehen, ihnen fiel die Aufgabe zu, das gesellschaftliche Zusammenleben zu regulieren und auf die Einhaltung gesellschaftlicher Normen hinzuwirken. Die Kulte und Magie der Urgesellschaft waren auf das Diesseits gerichtet! Die Annahme eines erstrebenswerten Jenseits zum Ausgleich für das miserable Diesseits war erst der Religion der Klassengesellschaft vorbehalten.

Ganz in jenem Rahmen bewegten sich auch Kult, Magie, Aberglaube und Religion der slawischen Stämme.

Als die slawischen Stämme in das Gebiet westlich der Oder einwanderten, blickten sie auch auf eine lange Tradition der geistig-kultischen und religiösen Entwicklung zurück. In ihren neuen Wohnsitzen vollzog sich das Finale dieser Entwicklung und ihr Höhepunkt zugleich.<sup>42</sup>



Die Vorstellungswelt der Stammesangehörigen war fest umrissen und bezog sich auf die verschiedensten Ebenen und Bereiche des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und individuellen Daseins. Eine ganze jenseitige Scheinwelt stand dem Menschen und jedem Stamm zu Diensten, eine Welt, der Furcht und Verehrung, Zweifel und Hoffnung entgegengebracht wurde, eine Welt, die dem Menschen seine Existenz überhaupt erst zu ermöglichen schien.

Diese jenseitige Welt wurde durchaus nicht von allen Stämmen gleichartig gedacht und die Auffassung von ihr änderte sich wohl auch im Laufe der Jahrhunderte. Da die religiösen und kultischen Vorstellungen aus urgesellschaftlichen Verhältnissen erwachsen waren, setzten sie die sozial nicht oder wenig differenzierte Stammesgesellschaft voraus. Daher boten die religiösen Vorstellungen auch keinen Raum für Verhältnisse der Herrschaft und Unterordnung im Innern der Stammesgesellschaft, bestenfalls rechtfertigten sie die Unterwerfung ganzer Stämme unter Tributverpflichtungen. Die entstehende herrschende Klasse begriff oder fühlte zumindest diesen Widerspruch und wandte sich dem Christentum zu. Im gleichen Maße hielten die unteren Volksschichten und Teile des Stammesadels an den heidnischen Vorstellungen fest und verteidigten sie in erbitterten Kämpfen. Auf diese Weise wurden die Auseinandersetzungen zwischen Christenlehre und heidnischer Religion zur Auseinandersetzung um die Herausbildung der Klassengesellschaft.

#### a) Die Götter der Stämme und Stammesverbände. Tempel und heilige Haine

Jeder Stamm scheint zunächst seinen eigenen Gott inthronisiert und verehrt zu haben. Überliefert sind die Namen derartiger Götter von den Obodriten, Wilzen, Pomoranen und Spree-Havel-Stämmen, dagegen nicht von den Stämmen der Lausitz und den Sorben. Die Götter wurden in Tempeln oder heiligen Hainen verehrt. Der Merseburger Chronist Thietmar drückt das sehr schlicht aus: „Soviele Stämme (regiones) wie es gibt, soviele Tempel gibt es auch.“ Die Wagrier in Oldenburg verehrten den Gott Prove, die um Plön die Gottheit Podaga, die Polaben die Göttin Siwa und die Obodriten um Mecklenburg den Gott Radigost. 967 wurde bereits, so berichtet Widukind, mit dem Sturz der Statue des Gottes am Hauptort der Wagrier (wahrscheinlich Oldenburg) von deutschen Eroberern „dem Volke ein großes Schauspiel“ bereitet.

Bei den Wilzen gab es ebenfalls eine Reihe von Lokalgöttern. Über allen stand jedoch der Gott Swarōżyc, der in Riedegošt (Rethra) vor allen anderen in einer Tempelburg verehrt wurde. Auf Grund ihm zugetragener Berichte schreibt der Chronist Thietmar: „Außen schmücken seine (des Tempels – J. H.) Wände, soviel man sehen kann, verschiedene, prächtig geschnitzte Bilder von Göttern und Göttinnen. Innen aber stehen von Menschenhänden gemachte Götter, jeder mit eingeschnitzten Namen; furchterregend sind sie mit Helmen und Panzern bekleidet; der höchste heißt Swarōżyc, und alle Heiden achten und verehren ihn besonders. Auch dürfen ihre Feldzeichen nur im

Falle des Krieges, und zwar durch Krieger zu Fuß, von dort weggenommen werden.“

In Gützkow traf Otto von Bamberg, so berichtet sein Biograph Ebo, im Jahre 1128 auf Tempel „von großer Zierde und bewundernwerter Kunstfertigkeit . . ., die die Bewohner jenes Ortes für 300 Talente errichtet hatten.“

Die Heveller kannten den Triglav, der in der ersten Hälfte des 12. Jh. auf dem Harlungerberg vor Brandenburg stand. In Havelberg gab es einen Lokalgott Gerovit; ein Gott gleichen Namens galt als Stadtgott und Kriegsgott in Wolgast.

Besonders ausführliche Nachrichten sind über die Götter der Ranen des 11. und 12. Jh. erhalten. In Garz standen deren drei: Porevit, Perenut und Rugiaevit; der mächtigste jedoch, Svantevit, hatte seinen Sitz in der Tempelburg Arkona (S. 181) an der äußersten Nordspitze Rügens. In einer Reihe anderer Orte wie Rostock, Kessin, Gützkow und Malchow wurden Lokalgötter verehrt, deren Namen nicht überliefert sind.

Präsenz der Gottheit suchte man auf verschiedene Weise zu erwirken: Die ältere und einfachere Art war die Errichtung von heiligen Hainen. Um die Jahrtausendwende bestand ein „Zutibure“ (d. h. swety bõr oder „Heiliger Hain“) im sorbischen Gebiet östlich von Lützen (daraus entstand der Ortsname Schkeitbar).<sup>43</sup>

Bei den Daleminziern waren eine Quelle und ein See bei Glomuzi (Lommatzsch, Kr. Meißen) Mittelpunkte kultischer Verehrung.<sup>44</sup> Nahe Oldenburg in Wagrien gab es bis 1156 den Hain des Prove. Dem Gott waren sehr alte heilige Eichen geweiht. Ein freier Hof umgab die Bäume und ein sorgfältig gearbeiteter Holzzaun grenzte den heiligen Bezirk ab. Zwei prächtig verzierte Tore führten in das Heiligtum. Ein Priester, Mike mit Namen, betreute es. Nur diejenigen, die zu opfern beabsichtigten, hatten Zutritt. Gleichzeitig gewährte dieser Hain den Verfolgten Aufenthalt und Frieden.<sup>45</sup> Einen ähnlichen Hain, Boku, gab es an der Südküste Rügens. In vielen Fällen suchte man die Gegenwart der Gottheit durch Aufstellung von Standbildern zu bewirken. Derartige Bilder fanden ihren Platz zumeist in regelrechten Tempelbauten.

Am ausführlichsten berichtet der dänische Chronist Saxo Grammaticus über die Kultbilder und Tempel auf Rügen. Der Gott Svantevit in Arkona wurde durch ein vierköpfiges, mehrere Meter hohes Standbild aus Holz dargestellt. Im Arm hielt er als Symbol der Fruchtbarkeit das Füllhorn. Vier Pfosten, zwischen denen Vorhänge gespannt waren, umgaben im Quadrat das Standbild. Ein hölzernes Bauwerk, dessen Dach purpurfarben glänzte, hielt die Witterungsunbilden ab.

In der Burg Garz im Süden Rügens standen drei ähnlich gebaute Tempel. In einem davon soll u. a. der siebenköpfige Rugiaevit verehrt worden sein. Sieben Schwerter soll er am Gürtel getragen und ein achttes in der Hand gehalten haben. Zu den vielköpfig dargestellten Kultfiguren gehörten auch der Triglav in Brandenburg und in Szczecin. Die Vielköpfigkeit sollte offenbar die Zuständigkeit des Gottes für verschiedene Bereiche symbolisieren. Diese Tra-

dition ist uralt und bei verschiedenen indogermanischen Völkern, wie bei Kelten und Römern, verbreitet gewesen.

Die Tempelbauten waren sorgfältig und kunstfertig gestaltet. Außer den Standbildern der Götter wurden in den Tempeln auch die Symbole und Zeichen des Gottes aufbewahrt – in Arkona das Füllhorn, in Wolgast der goldene Schild, in Szczecin Speere, Lanzen, Fahnen, Schwerter. Diese Symbole wurden nur zu besonderen Festlichkeiten, die Kriegszeichen bei Feldzügen, entnommen. In Arkona pflanzte man 1168 auf dem Wall das Feldzeichen des Svantevit, die Stanica, gegen die dänischen Belagerer auf. Außerdem befand sich in den Tempeln die Schatzkammer des Stammes oder des Gemeinwesens. Der Schatz der Ranen hatte seinen Aufbewahrungsort am Tempel von Arkoná. Die Lutizen häuften ihre Schätze in Rethra; in Szczecin und vielleicht auch in Gützkow, Kr. Greifswald, stand jeweils neben dem Tempel ein Schatzhaus. Dort „häuften sie nach Vätersitte nach dem Gesetz der Zehntung die gewonnenen Reichtümer und Waffen ihrer Feinde auf und was von Schiffsbeute oder auch im Landkampf erworben war. Auch stellten sie dort die goldenen oder silbernen Becher auf, aus denen die Edlen und Machthaber zu weissagen, zu schmausen und zu zechen pflegten, damit sie an dem Tage der Festlichkeiten wie aus einem Heiligtum herausgetragen wurden ...“<sup>46</sup> Die Tempel waren von einem geweihten Bezirk umgeben, der nicht von jedem und nur unter bestimmten Bedingungen zu betreten war. Rethra umgab ein heiliger Wald; in Arkona war der Tempelbezirk vielleicht von einem flachen Graben begrenzt. In das Innere des Tempels durften nur die Priester eintreten, mit angehaltenem Atem, wie der Chronist berichtet. Derartige Banngärten und Begrenzungen sind offenbar ein Zubehör jeder Kultstätte gewesen, sowohl im Regional- als auch im Lokalkult.

Neben diesen regional oder von ganzen Stämmen oder Stammesverbänden verehrten Göttern hatten viele Orte und Burgorte eigene Götter und stellten sie offenbar auch bildlich dar. Eine derartige Figur aus Eichenholz ist aus Alt-friesack bei Neuruppin bekannt. Sie wurde unmittelbar vor der slawischen Burg und Siedlung gefunden. Eine in jüngster Zeit vorgenommene Radiocarbonatierung zeigte, daß die Figur wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 6. Jh., also unmittelbar nach der slawischen Einwanderung, hergestellt worden ist (Abb. 121). Eine ähnliche, wenn auch weniger deutlich gestaltete Figur fand sich vor der Burg von Behren-Lübchin nördlich von Teterow; weitere Figuren sind auch aus Braak im Kreise Eutin bekannt. Bei diesen Figuren handelt es sich um männliche Gottheiten, sie spielten u. a. im Fruchtbarkeitskult eine Rolle (S. 259).

Während der Ausgrabungen auf der Fischerinsel, einer teilweise befestigten Inselsiedlung im südlichen Tollensesee bei Neubrandenburg<sup>47</sup>, fanden sich in den Zerstörungsschichten des 11. bis 12. Jh. zwei Darstellungen von Göttern oder Kultfiguren. Inmitten der Siedlung lag ein umgestürztes zweiköpfiges Bildnis aus Eichenholz (Abb. 124). Das Bild ist etwa 170 cm hoch und aus einem Eichenstamm herausgeschnitzt. Der untere Teil von etwa 110 cm Länge hat

die Form einer unregelmäßig vielkantigen Säule; diese trug eine doppelköpfige männliche Figur; die Arme hängen herab, die Köpfe sind auf der gemeinsamen Schulter nebeneinander angeordnet. Besondere Kennzeichen eines jeden der beiden Köpfe ist der herabhängende Knebelbart. Die Darstellung der Augen findet eine auffallende Übereinstimmung mit der an wesentlich älteren kultischen Plastiken erkennbaren Gestaltungsweise. Die Figur ist dort, wo der Körper in die Säule übergang, bedauerlicherweise soweit verwittert, daß sie nicht mehr insgesamt geborgen werden konnte. Eine zweite Figur aus Eichenholz, die sich mehr am Rande der Siedlung fand, war 165 cm hoch. Sie stellte eine weibliche Figur dar, die gröber als das männliche Doppelkopfbildnis gestaltet war. Während Kopf und Gesicht nur andeutungsweise bearbeitet sind, stellt eine grobe Schnitzarbeit die Brust- und Schamgegend des Körpers charakteristisch dar. Auf die Körperproportionen legte man dabei geringen Wert. Die Figur ist unter dem Gesichtspunkt, daß sie schräg von vorn betrachtet wird, angelegt. Es darf deshalb vermutet werden, daß das Bildnis ursprünglich in der Ecke eines Gebäudes stand, also wohl keine zentrale Figur in einem Heiligtum darstellte, sondern eine Nebenfigur oder eine Hausgöttin, vielleicht die Familienmutter.

In Feldberg, Kr. Neustrelitz, konnten auf einem Geländesporn, der gen Osten in den Breiten Luzin hineinreichte, Spuren einer Kultstätte festgestellt werden (S. 157). Ein flacher Graben trennte sie vom Burggelände ab. Den Mittelpunkt dieser Kultstätte bildete ein Gebäude, vielleicht ein Tempel (Abb. 54). Die Lage entspricht – in kleinerem Maßstab – ganz der von Arkona. Auf einer Halbinsel im Parsteiner See bei Angermünde, dicht neben der Ruine des Marienklosters aus dem 13. Jh., ist auf der höchsten Stelle ein Rondell herausgearbeitet, das ein flacher Graben umgibt. Es entspricht in der Anlage der Kultstätte von Trzebiatów in Pommern oder der des Perun bei Nowgorod. Inmitten des Rondells stand vielleicht ein hölzernes Kultbild, wie es aus einigen anderen Orten überliefert ist.

### **b) Die Priester und ihre Rolle in der Gesellschaft**

Die Kultstätten wurden von Priestern gepflegt und die Kulthandlungen von ihnen vorgenommen oder geleitet. An den großen Tempeln gab es mehrere Priester, an den kleinen oder in den heiligen Hainen vielleicht nur jeweils einen.

Die Verehrung eines Gottes und die entsprechenden Kulthandlungen waren in der Regel auf ein Stammesgebiet, auf eine abgeschlossene Gemeinschaft, begrenzt. Nur die Mitglieder dieser Gesellschaft gehörten der betreffenden Kultgemeinschaft an. Mit dem Beginn der Klassendifferenzierung und der Staatsbildung führte das zu erheblichen Komplikationen und Wandlungen in Kult und Religion. Zunächst verband sich die Oberschicht der Stämme offenbar enger mit der Religionsausübung, sie umgab sich mit dem heiligen Mantel der Stammesreligion. Der oben (S. 252) zitierte Chronistentext über die Verhältnisse in Szczecin zeigt das recht deutlich.

Bei der Eroberung und Unterwerfung benachbarter Stämme wurde auch der Machtbereich des Stammesgottes ausgedehnt. Die Völker, die den Ranen tributpflichtig waren, zahlten den Tribut und lieferten Geschenke an Svantevit in Arkona. Selbst der dänische König schickte dem Swantevit gelegentlich einen goldenen Becher zum Zeichen seiner Verehrung. Einen ähnlich weiten Einfluß mag Swarozyc in Rethra ausgeübt haben.

Diese Entwicklung führte jedoch über Ansätze nicht hinaus. Die Obodriten, von denen als einzige eine bedeutendere Staatsbildung ausging, hatten christliche Fürsten. Der erste Obodritenfürst soll bereits 821 getauft worden sein. Und diese Fürsten, insbesondere Gottschalk, waren um die Durchsetzung des Christentums in ihrem Machtbereich bemüht. Gerade im Obodritenreich blieb es daher bei der Verehrung von Lokalgöttern der Stämme oder Burgbezirke.

Religion und Kult verkörperten wesentliche Teile der Stammesideologie, den Priestern der Tempel oblag es, diese zu wahren und zu fördern. Krieg und Frieden, alle Fragen des Rechts, der inneren und äußeren Beziehungen waren von den religiösen Vorstellungen beeinflusst und in diese eingebettet. Daher fielen alle Entscheidungen in diesen Fragen in engster Verbindung mit Religion und Tempelstätten.

Zwangsläufig ergab sich aus dieser für die Urgemeinschaft und frühe Klassengesellschaft typischen Verflechtung von gesellschaftlichem Leben und Religion die teilweise überragende Stellung der Priester im gesellschaftlichen Leben. Als Mittler zwischen Gott und gläubigem Volk lagen bei ihnen viele Möglichkeiten zur Beeinflussung und Herbeiführung von Entscheidungen. Da mit großer Wahrscheinlichkeit die Priester der Oberschicht angehörten, erhielt damit die sich herausbildende herrschende Klasse ein wichtiges Machtmittel.

In welcher Weise nahmen die Priester diese Rolle wahr? Eine bedeutende Machtstellung hatten sie als Hüter des Schatzes, als Einnehmer von Geschenken und Abgaben inne. Die Kaufleute, die nach Arkona kamen, mußten z. B. Abgaben an den Tempel leisten, bevor sie zum Markt zugelassen wurden. Über einen großen Teil des Reichtums des Landes konnte nur mit Zustimmung der Priester verfügt werden. Der Tempelschatz von Arkona diente beispielsweise zum Loskauf der Ranen gelegentlich der obodritischen Invasion im Jahre 1123/24. Mehrfach ist die Frage erörtert worden, ob die Priester von Arkona unmittelbaren Landbesitz mit entsprechenden Wirtschaften hatten. Sichere Erkenntnisse darüber wurden jedoch nicht erreicht.

Eine große Rolle spielten die Priester bei der Rechtsfindung. Im Provehain bei Oldenburg pflegte jeden Dienstag das Volk des Landes mit Fürst und Priester zum Gericht zusammenzukommen. Der Priester hatte das Recht, die Volksversammlung einzuberufen. Als der Geistliche Gottschalks, der sächsische Kaufleute auf ihrer Handelsreise begleitete, in Arkona das Christentum predigte, holte der Svantevitpriester „König und Volk herbei und erklärte ihnen, die Götter seien heftig erzürnt und könnten nicht anders beruhigt werden, als durch das Blut des Priesters ...“.<sup>48</sup> Ebenso wie die Kultplätze in

Arkona und Oldenburg Versammlungsplätze waren, tagte auch die Volksversammlung der Lutizen an der Tempelburg dieses Stammesverbandes in Rethra.<sup>49</sup> Die Priester erschienen als Mittler des göttlichen Willens, den sie in Rethra durch Loswurf und Roßorakel zu ergründen vorgaben. „Ergibt sich beide Male das gleiche Vorzeichen, dann setzt man es (das geplante oder erörterte Vorhaben) in die Tat um. Andernfalls läßt das Volk niedergeschlagen davon ab.“ (Thietmar).

Es darf als sicher gelten, daß ohne Initiative oder Billigung der Priester kein Krieg des Stammesverbandes zustande kam. Der große Lutizenaufstand 983 ist offensichtlich von Rethra geführt und organisiert worden. Auch im Jahre 1066 wurde der Aufstand gegen den Obodritenfürsten Gottschalk von Rethra unterstützt oder sogar vorbereitet. In Rethra fand auch die Siegesfeier statt.

Neben den heiligen Feldzeichen schickte man von Rethra auch das Pferd des Gottes Swarożyc, einen Schimmel, in den Krieg. Gesattelt sollte es den Krieger die Vorstellung vermitteln, daß der Gott selbst unsichtbar an ihrem Kampf teilnehme. Der Priester trat wohl teilweise selbst an die Spitze des Heeresaufgebotes. Eine ähnliche Rolle kam dem weißen Roß des Svantevit in Arkona und dem Kriegspferd des Triglav in Szczecin zu. 1068 wurde bei einem Überfall des Bischofs Burchard von Halberstadt das weiße Roß von Rethra erbeutet und vom Bischof nach Halberstadt geritten. Zu erwägen, wenn auch nicht zu beweisen, ist, ob die Priesterschaft von Rethra sich eine kleine berittene Streitmacht, eine Tempelgarde, hielt. Von Helmold wird geschildert, wie in Arkona „Entscheidungen“ über Krieg und Frieden zustandekamen: „War nämlich beschlossen, gegen irgendein Gebiet Krieg zu führen, so pflegte man mit Hilfe der Tempeldiener eine dreifache Reihe von Lanzen vor dem Tempel anzuordnen, in jeder wurden je zwei mit den Spitzen in die Erde gesteckt und gegeneinander verschränkt. Die Reihen waren durch gleiche Entfernung voneinander getrennt. Während das geschah, wurde nach einem feierlichen Gebet das Roß vom Priester aus der Vorhalle gezäumt herausgeführt. Falls es die vorgesezte Reihe eher mit dem rechten als mit dem linken Fuß überschritt, wurde das als günstiges Vorzeichen des zu führenden Krieges angenommen; wenn es aber auch nur einmal den linken dem rechten vorsetzte, so wurde die Absicht über das anzugreifende Gebiet geändert und nicht eher wurde ein Schiffsunternehmen als sicher vorbestimmt, als bis hintereinander drei Spuren des besseren Auftritts gesehen waren“.<sup>50</sup> Der Pferdefuß war es also, über den die Priesterschaft von Arkona ihren Einfluß auszuüben vermochte. Weitere Vorhersagen beruhten auf Losen, dem Wahrsagen aus der Asche, der Beschaffenheit der Wasseroberfläche, dem Harnorakel oder dem Kuchenorakel. Die sicherste Art, auf die Entscheidung Einfluß zu nehmen, bestand für den Priester darin, daß er aus dem Geschmack des Opferblutes den Willen des Gottes erkundete.<sup>51</sup>

Die Priester waren nicht nur mittelbar an politischen Entscheidungen beteiligt, sondern trafen diese wohl auch unmittelbar, als Vertreter ihres Stammes. Ein Priester der Ranen verhandelte 1123/24 mit Heinrich von Alt Lübeck

über das Lösegeld und traf eine entsprechende Vereinbarung. Die Gesandten des Dänenkönigs kamen 1134 zum Priester von Arkona wegen Flottenhilfe. Das Orakel, das danach wohl befragt wurde, fiel günstig aus. Die Flotte lief aus. Und so konnte der Chronist Helmold (I/36) über die Ranen die Worte schreiben: „Dieser Oberpriester genießt bei ihnen größere Verehrung als der König. Wohin das Los weist, senden sie ihr Heer. Siegen sie, so bringen sie Gold und Silber in den Schatz ihres Gottes ein und teilen das übrige untereinander“.

Die Priester von Arkona und Rethra waren also nicht nur Diener des Gottes, sondern Diplomaten, Menschen, die die politischen Verhältnisse in ihrer Umwelt überschauten und sie in ihre Berechnungen einbezogen. Geschickt nutzten die Priester des Lutizenbundes in Rethra die Auseinandersetzungen zwischen polnischem und deutschem Feudalstaat aus, kämpften im Bündnis mit dem deutschen König Heinrich II. und Konrad II. zwischen 1003 und 1033 gegen Polen und griffen im 11. Jh. entscheidend in den Prozeß der Staatsbildung bei den Obodriten ein. Da Staatsbildung und deutsche oder polnische Eroberung für die Mehrheit ihres Volkes gleichbedeutend mit Christianisierung und diese wiederum mit Zins und Abgaben war, wurde, wie in keinem anderen slawischen Gebiet, die heidnische Religion, die Verehrung der heidnischen Götter, entwickelt und im Tempelkult institutionalisiert.

### c) Hausgötter, Geister und Dämonen

Die hochreligiösen Vorstellungen, die das geistig-kulturelle Leben ganzer Stämme oder Stammesverbände beherrschten, wurden ergänzt durch die Kultvorstellungen im Bereich der Großfamilie oder Familie, durch Animismus, Dämonen- und Geisterglauben. In den Großfamilien und Familien spielten Hausgötter, Penaten, eine große Rolle. Hervorragende oder sagenhafte Familienväter galten als Schirm der Familie und genossen daher den nötigen Respekt, der sich in kultischen Handlungen, Trankopfern und anderen Zeremonien ausdrückte. Thietmar berichtet z. B. über die Merseburger Gegend: „Sie verehren ihre eigenen Hausgötter, hoffen fest auf ihre Hilfe und opfern ihnen. Ich habe sogar von einem Stabe gehört, an dessen Ende eine Hand angebracht war, die einen eisernen Ring hielt; er wurde vom Hirten des Dorfes, in dem er sich befand, von Haus zu Haus herumgetragen . . .“<sup>52</sup> Diese Hausgötter wurden vor allem im Zusammenhang mit dem persönlichen Leben der Menschen, bei Geburt, Hochzeit und Tod bemüht. Dabei bildeten sich spezielle Riten, wie bei der Bestattung der Toten, heraus.<sup>53</sup> In den Grabsitten, die die archäologische Forschung unterscheiden kann, drücken sich solche Riten aus. Jede Großfamilie hatte zunächst wohl ihren eigenen Bestattungsplatz. Lebten mehrere Großfamilien in einem Dorf zusammen, so bestatteten sie auch auf dem gemeinsamen Dorffriedhof ihre Toten in besonderen Gruppen. Bis zum 9./10. Jh. wurden die Toten vorwiegend auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Bei den Slawen im Mittelbegebiet und vereinzelt im Havelgebiet sammelte man die

Asche in Urnen oder anderen Behältnissen und vergrub sie in der Erde. Andere Stämme häuften Erdhügel über dem Scheiterhaufen auf. Solche Erdhügel finden sich in der Oberlausitz und bei Brandenburg. Bei der Einäschierung des Toten wurden Klagelieder gesungen, vielleicht auch Trauertänze aufgeführt und Totenmahle abgehalten.

Allem Anschein nach glaubte man an ein Fortleben nach dem Tode und stattete den Toten mit den nötigen Ausrüstungen, mit seiner Kleidung und seinem Schmuck aus.

In Paußnitz bei Riesa fanden sich in einer Urne Gerste und verbrannte Knochen eines Pferdes. Über die besondere Rolle, die das Pferd in der Religion spielte, weisen die Berichte über die slawischen Tempelstätten hin (S. 255). Besonders interessant ist der Fund der Gerste. Das Ausstreuen von Gerste in Verbindung mit Schlachtopfern ist wohl ein uralter indoeuropäischer Brauch. Bereits eineinhalb Jahrtausend vor dieser Bestattung in Paußnitz beschrieb Homer in der Odyssee den Brauch, Gerste über das geschlachtete Opfertier auszustreuen. Bedeutenden Personen, den Stammesfürsten und Stammesführern, hatte die Witwe oder eine Sklavin mit in den Tod zu folgen. Ein solches Grab wurde bei Prützke, Kr. Brandenburg, entdeckt. Während ein Krieger in mittlerem Alter offensichtlich einer von einem Geschöß oder von einem Dolch erlittenen Wirbelsäulenverletzung erlag, wurde auf seinem Scheiterhaufen eine jüngere Frau mitverbrannt.

An der Küste, wo die Schifffahrt eine Rolle spielte — ganz sicher angeregt durch die Verbindung mit den Skandinaviern — herrschte die Vorstellung vom Totenschiff. In Menzlin, Kr. Anklam, waren im 8./9. Jh. die Grabstellen daher aus großen Steinen in Schiffsform gebaut (Abb. 85 a). In den schiffsförmigen Gräbern standen die Urnen oder lagen die Leichenbrandreste. Mit der Vorstellung von der besonderen Rolle des Schiffes als Mittler zum Jenseits standen wohl auch die Zeremonien und Opfer in Verbindung, die an den Schiffen von Ralswiek (S. 100) beobachtet wurden. Neben den bereits nicht mehr see-tüchtigen Booten fanden sich vielfach Spuren von Tier- und Menschenopfern. Menschliche Schädelreste und Schenkelknochen, von denen das Fleisch abgetrennt war, lagen neben denen der Pferde.<sup>54</sup>

Diese barbarischen Bräuche und Zeremonien bildeten Höhepunkte im gesellschaftlichen Leben der damaligen Zeit. Die Menschen knüpften daran die Hoffnung, auf diese Weise Leben und Fruchtbarkeit der Natur zu fördern und die Gunst der Götter zu gewinnen.

Seit dem 10./11. Jh. begann sich, wohl unter dem Einfluß des Christentums, allmählich die Bestattung der Toten durchzusetzen. Man hüllte die Verstorbenen in Tücher oder legte sie in Holzsäрге oder Steinkisten, samt Kleidung und Schmuck. Am Kopf, zu Füßen, am Arm, je nach der Familiensitte, legte man Nahrung nieder oder stellte Getränke hin. Nachdem der Geld-Warenumlauf im 11. Jh. zunahm, gab man dem Toten häufig auch eine Silbermünze oder ein Stück Silber in die Hand, steckte es in den Mund oder in einen kleinen Geldbeutel. Der Charonspfenning der Griechen spielte also auch bei den Slawen



eine Rolle.<sup>55</sup> Dem gleichen Zweck wie die Silberbeigabe sollten vielleicht auch in das Grab gelegte Perlen aus Halbedelstein, Bernstein usw. dienen (S. 247).

Eine besondere Bedeutung wurde dem menschlichen Kopf als Sitz des Geistes und Initiator des Handelns zugewiesen; er repräsentierte vor allem die Individualität. Im Verhalten gegenüber Feinden führte das zur Kopftrophäe. Der Kopf des überwundenen Gegners wurde häufig am Burgtor oder auf dem Kultplatz der Siedlung aufgerichtet. Vor dem Tempel des Swarożyc in Rethra stellte man 1066 den Kopf des Bischofs Johann von Mecklenburg auf.

Als Symbol der Fruchtbarkeit spielte das Vogelei, in frühgeschichtlicher Zeit das Hühnerei, eine besondere Rolle. Als Osterei hat es sich im Volksbrauch bis heute behauptet. Mehrfach wurden daher den Toten Eier mit ins Grab gegeben. In Kiew blühte im 11./12. Jh. ein spezielles Handwerk, das sich mit der Herstellung von Toneiern beschäftigte. Diese waren mit Glasur und Bemalung überzogen und klapperten, da sich im Innern Steinchen befanden. Andere Eier blieben unglasiert und unverziert. Solche Eier wurden weithin, bis nach Skandinavien, verhandelt. Auch in einem Grab von Brandenburg-Neuendorf lag ein glasiertes Tonei. Andere sind aus Brandenburg, Lebus, Weisdin, Kr. Neustrelitz, und Görke bei Anklam bekannt.<sup>56</sup> Dem Toten versuchte man also auf jede Weise den Weg ins Jenseits zu ebnen. Wie man sich dies ausmalte, ist unbekannt. Auf alle Fälle aber hatte man Furcht davor, daß ein Toter dort nicht Eingang fand oder zurückkehrte. Bei besonders mächtigen, schon zu Lebzeiten furchteinflößenden Personen oder auch bei geisteskranken Außenseitern traf man daher entsprechende Vorsorge. Man hob ihre Gräber bis zu 2 m Tiefe aus, wälzte Steine über die Leiche, bestattete sie mit dem Gesicht nach unten, nagelte oder band sie wohl auch am Totenbrett fest. In den Mund gelegte Gegenstände, wie Steine oder auch Metallteile, vielleicht auch die Charonspennige, sollten das Schmatzen der Toten und Auszehren der Hinterbliebenen verhindern. In ganz besonders schwierigen Fällen zerstückelte man auch den Leichnam oder drehte ihm das Genick um.<sup>57</sup> Das Ausscheiden des Toten aus der Gemeinschaft war also mit vielfältigen Riten und Zeremonien verbunden, die heute nicht mehr vollständig zu erfassen sind.

Die Natur dachte man sich mit Geistern und Dämonen bevölkert. Die schriftliche Überlieferung darüber ist sehr gering, jedoch darf nach volkskundlichen Quellen mit einer großen Vielfalt gerechnet werden. Sie wohnten in Bäumen und Quellen, in Seen und Flüssen, man hörte sie im Rauschen des Windes oder im Knacken des Holunderholzes im Ofen, und man fürchtete das Irrlicht. Die Geister griffen in das Leben der Menschen regulierend ein. Die Pripoldniza in der Lausitz verteilte den Hitzschlag an die, die unvorsichtig in der heißen Mittagszeit auf dem Felde arbeiteten. Der Korndämon im Getreidefeld oder im Speicher wachte über den sorgsamen Umgang mit diesem kostbaren Nahrungsgut. Der Dämon der Dämmerung strafte die Kinder, die sich in dieser Zeit noch in Feld und Flur und nicht zu Hause aufhielten. Auch das Leben in der Spinnstube der Mädchen wurde von einem Dämon geregelt. So hatte sich der Mensch über viele Jahrtausende für jede Erscheinung und jeden Lebens-

vorgang ein Abbild im religiösen, mystischen Bereich naiven Denkens gesetzt. Wie Griechen und Römer, Kelten und Germanen, machten auch die Slawen hierin keine Ausnahme.

#### d) Religiöse Feste und Feierlichkeiten

Aus dieser jenseitigen und doch so nahen und vertrauten Welt waren auch die Götter hervorgegangen. Sie vertraten die ganz besonderen und von den Menschen als entscheidend bewerteten Erscheinungen der Natur. Swarożyc von Rethra leitet sich von der Sonne und dem Sonnengott her. Svantevit verkörperte die Fruchtbarkeit und die Kräfte des Wachsens und Werdens, er war der „Kräftige“. Auch der Name des Gerovit von Havelberg oder Wolgast enthält den Begriff (jaro = kräftig).

Die großen Festlichkeiten standen daher ganz im Zeichen dieser großen Götter.<sup>58</sup> In Wolin wurde der Sommeranfang im Rahmen des Kults des Stadtgottes gefeiert. Ein Frühlings- oder Sommerfest wird für 1128 auch von Havelberg überliefert. Das große Fest des Svantevit in Arkona war das Erntefest. „Einmal jährlich nach Einbringung der Ernte beging die ganze Inselmenge ohne Unterschied vor dem Tempel des Gottes nach Darbringung von Viehopfern eine festliche Schmauserei im Namen der Religion“. Der Priester nahm dem Gott das Füllhorn aus dem Arm und weissagte aus der noch darin enthaltenen Flüssigkeit über gute oder schlechte zukünftige Ernte. „Und er ließ die gegenwärtigen Früchte für die kommende Zeit aufbewahren“. Dann wurde das Horn für das nächste Jahr mit Met gefüllt. Mit der Zerteilung eines großen Kuchens begann der Festschmaus. „Bei diesem Schmaus galt als ehrfürchtig, die Nüchternheit hintanzusetzen. Sie zu wahren galt als Unrecht“. Neben Tieropfern wurden bei solchen Festen offenbar auch Menschen geopfert.

Ähnliches gab es wohl auch in Rethra und an den anderen Tempelorten. Dem Gott wurde selbstverständlich auch Einfluß auf die menschliche Fruchtbarkeit zugeschrieben; daraus leiteten sich weitere Riten, Gebote und Verbote her.

#### e) Heidnische Religion und christliche Kirche

Die Kenntnisse über die slawische Religion, die Tempel und Götter sind ausschließlich in den Chroniken von christlichen Geistlichen überliefert. Für diese Chronisten war die heidnische Religion eine zutiefst feindliche Ideologie und ihre Vertreter und Anhänger die ärgsten Widersacher, die man zu überwinden trachtete. Ihre Erzählungen und Berichte stehen daher ganz in diesem Anliegen, d. h. sie geben ein Bild der heidnischen Religion, das der christlichen Interpretation unterliegt.

Die christliche Kirche und ihre Fürsten und Priester unternahmen seit dem 8. Jh. – oft in enger Verbindung mit der staatlichen Macht – ausgedehnte Anstrengungen, die Slawen zu „bekehren“, sie zu missionieren. Zwei Formen

kamen dabei zur Anwendung. Die erste war die selbständige kirchliche Mission. Von dieser Absicht ließ sich Bischof Ansgar leiten, als er nach Dänemark und Schweden reiste und dabei auch dänische und slawische Knaben kaufte, um sie zu christlichen Geistlichen zu erziehen. Vereinzelt scheinen auf diese Weise Missionare aus dem Frankenreich, dem deutschen Feudalstaat oder aus Böhmen in die slawischen Länder gekommen zu sein. Zur Zeit Karls des Großen ist nach einer Corveyer Überlieferung eine Mission dieses bedeutenden fränkischen Klosters auf Rügen tätig gewesen.

Seit dem Ende des 10. Jh. rückten die Lutizen in die Interessensphäre des polnischen Feudalstaates. So wird berichtet, daß Bischof Adalbert von Prag die Absicht hatte, von Meseritz (Międzyrzecz) in Großpolen aus die Lutizen zu missionieren. Den drängenden polnischen Interessen folgend, ging er jedoch zunächst zu den Prussen und wurde dort 997 erschlagen. Auch 5 Eremiten aus der Nähe Poznańs sollen in dieser Zeit eine Lutizenmission geplant haben, sie wurden jedoch, bevor sie diese ausführen konnten, von Räufern umgebracht.

Im Jahre 1017 brach der Missionar Günther von Magdeburg auf, um die Lutizen zu bekehren. Zwei böhmische Mönche, die Anfang des 11. Jh. in das Lutizenland kamen, wurden gefangen und in Rethra geopfert. Die nahezu vollständige Erfolglosigkeit dieser Art der Mission führte wohl dazu, daß die katholische Kirche ihr Hauptaugenmerk darauf richtete, die Kriegszüge der feudalen Staaten auszunutzen, auch solche Kriegszüge (S. 325), 1147 sogar als „Kreuzzug“, zu inspirieren.

In enger Gemeinschaft mit der weltlichen Feudalität bediente sich die katholische Kirche des Feuers, des Schwertes und der Diplomatie, des politischen Drucks und der Bestechung, um ihre Lehre in die heidnischen Slawenländer zu tragen. „Seit Karls des Großen Zeit waren die Apostel der Religion und der Liebe unseren Slawen nur als Vorposten der feindlichen Heere erschienen, und für sie war das Christentum in der Tat gleichbedeutend mit Sklaverei“. So beurteilte ein Historiker des 19. Jh. die Christianisierung der Länder östlich der Elbe und Saale.<sup>59</sup> Die Widersprüchlichkeit, in die damit der humanistische Gehalt der christlichen Lehre zu den Handlungen der Kirchenfürsten und ihrer Organisationen geriet, wurde offenbar Teilen der unmittelbar beteiligten unteren Geistlichkeit durchaus bewußt. So verurteilt der Landpfarrer Helmold von Bosau in Holstein in seinem Werk mehrfach die Ausplünderung der slawischen Bevölkerung unter dem Mantel des Christentums.

Die christliche Kirche konzentrierte sich bei ihren Bemühungen zunächst auf die Oberschicht. Der Gegensatz, in den diese Oberschicht teilweise zum übrigen Volk seit dem 9. Jh. geriet, verbunden mit dem politischen Druck der benachbarten Gewalten, machte sie empfänglich für die christliche Lehre. Sie versprach sich dadurch eine Stützung ihrer Macht. Auf dem Sterbebett wurde 821 der erste Obodritenfürst in Sachsen getauft.<sup>60</sup> Die Geiseln, die bei fränkischen Kriegszügen seit dem 8. Jh. immer wieder von Obodriten und Wilzen, Sorben und anderen in das Frankenreich mitgenommen wurden, sind wahrscheinlich ebenfalls christlich erzogen worden. Die große Zeit der christlichen

Kirche begann jedoch mit der deutschen Ostexpansion im 10. Jh. unter Heinrich, vor allem aber unter Otto (S. 275 ff.). Seit 937 erhielt das Magdeburger Moritzkloster überragende Bedeutung und große Einnahmen aus den unterworfenen Slawenländern. Schon 948 entstanden die Bistümer Havelberg und Brandenburg, 968 folgten Meißen, Zeitz und wohl Oldenburg. Das Land bis zur Oder und zum Bober war ein großes Missionsfeld und zur Quelle kirchlichen Reichtums geworden. Die Mission jedoch ging nur spärlich voran. Im großen Aufstand 983 brach die Kirchenorganisation bei den Hevellern, Lutizen und Obodriten zusammen. Erst nach 1043, dem Sieg Gottschalks und dem Beginn seiner Herrschaft, bemühte sich zugleich die christliche Kirche um den Neuaufbau ihrer Organisation durch Schaffung der Bistümer Mecklenburg, Oldenburg, Ratzeburg, die Gründung von Klöstern in Mecklenburg, Lenzen und an anderen Orten sowie durch den Aufbau eines Steuer- und Zehntsystems. Die Erfolge waren auch hier nur von kurzer Dauer. Im Jahre 1066 endete diese Periode mit dem großen Aufstand gegen Gottschalk. Geistig war das Christentum nicht eingedrungen – nicht einmal in den überwiegenden Teil der obodritischen Oberschicht. Heinrich von Alt Lübeck (1092–1127) war zwar selbst Christ – in Alt Lübeck ließ er eine Burgkapelle erbauen und in der Kaufmannskolonie stand eine Kaufmannskirche –, aber das Land blieb heidnisch. Der Widerstand gegen das Christentum hatte sich ganz offensichtlich in breiteren Kreisen der obodritischen Gesellschaft verstärkt. Von dem Oldenburger Fürsten Pribislaw werden auch die Gründe ausgesprochen: Drückende Steuern und härteste Knechtschaft. „Sieh, in diesem Jahr haben wir Bewohner dieses kleinen Winkels dem Herzog volle 1000 Mark gezahlt, ferner dem Grafen hundert gleicher Münze, und noch immer kommen wir nicht davon, sondern werden täglich gepreßt und bedrängt bis aufs Äußerste. Wie sollen wir uns denn diesem neuen Glauben öffnen, daß wir Kirchen bauen und die Taufe empfangen, wenn uns täglich Vertreibung droht?“<sup>61</sup>

Nicht viel anders verhielt es sich in Brandenburg. Auch hier konnte Fürst Pribislaw (1127–1150) nur eine Kapelle in der Burg erbauen lassen, trotz der Unterstützung durch Albrecht den Bären und das Magdeburger Erzbistum.<sup>62</sup> Das äußerste, was er erreichte, war die Aussetzung einiger Mönche im Suburbium Parduin, wohl auf seinem fürstlichen Hof, vielleicht in Zusammenhang mit der Gründung einer Kaufmannskolonie. In Parduin entstand die Godehardkirche. Hoch über Brandenburg auf dem Harlungerberg aber lag nach wie vor der Tempel des Triglav. Auch in Brandenburg standen sich christlicher Fürst und heidnisches Volk bis 1150 gegenüber.

An der Oder war um 1123 das Bistum Lebus als Suffragan von Poznań gegründet worden. Es reichte wohl bis vor die Tore Berlins, und dort – in Köpenick – herrschte zu dieser Zeit der zweifellos getaufte Teilfürst Jaxa. In Pommern bemühte sich Boleslaw Schiefmund von Polen um die Herstellung einer christlichen Kirchenorganisation, nachdem er das Gebiet um 1120/21 erobert hatte. Otto von Bamberg folgte seinem Ruf und taufte in Wolin, Szczecin, Kołobrzeg, Pyrzyce und an anderen Orten Notabeln und Volk. Die polnischen

Waffen und der Druck des Pommernherzogs hatten die Städter gefügig gemacht. 1128 beschloß der westpommersche Adel auf einem Landtag in Usedom, das Christentum anzunehmen. Etwa in dieser Zeit, wohl um 1125, erfolgte die endgültige Zerstörung Rethras, die Lutizen wurden in den Pommern- oder Obodritenstaat einbezogen. Bis 1186 jedoch behauptete Svantevit in Arkona seine Macht -- dann fiel auch sein Standbild unter den Beilhieben dänischer Krieger.

Inmitten einer christlichen Umwelt hatten Lutizen und Ranen Ansätze einer eigenständigen, vom Christentum unabhängigen Ideologie geschaffen, die ihrer Unabhängigkeit dienen und gleichzeitig ihren Weg zur staatlichen Organisation begleiten sollte.

Diese Entwicklung mußte bei dem Kräfteübergewicht des deutschen, polnischen und dänischen Feudalstaates und bei der gründlichen und weitverzweigten, wohlerfahrenen Organisation der katholischen Kirche scheitern. Unter den Bedingungen, daß die christliche Ideologie in unmittelbarer Nachbarschaft sich als Ideologie der Feudalgesellschaft bereits bewährt und gefestigt hatte, fußend auf den breiten Erfahrungen der Antike und einer 500jährigen Tradition als geistige Verfassung der Feudalgesellschaft, bestanden keine wirklichen Möglichkeiten für eine besondere geistig-kulturelle Entwicklung auf der Grundlage urgesellschaftlicher Religions- und Kultvorstellungen. Sie erschwerten die staatliche Konzentration und vermochten der frühklassengesellschaftlichen Entwicklung nicht den förderlichen Rahmen zu geben. So brachen sie am Übergang vom Früh- zum Hochfeudalismus während des 12. Jh. vollständig zusammen. Das Christentum vermochte nun mit aller Gewalt einzudringen und die geistig-kulturellen Traditionen dieser Stämme soweit auszulöschen, daß nicht einmal der Brennpunkt jener interessanten Geschichtsperiode -- Rethra -- im Gedächtnis haften geblieben ist (S. 211).<sup>63</sup>

Die slawische Religion war zerbrochen, die Götter waren gestürzt und die heiligen Haine verwüstet, verfemt und verrufen. Nicht der christliche Geist hatte sie besiegt, sondern die schärferen Waffen, die bessere Organisation der Kirche und die übermächtigen Kräfte der deutschen, polnischen, dänischen und pommerschen Feudalheere. Die Götter wechselten ihre Namen, an ihre Stelle traten die Heiligen der Kirche.

Die ganze Last der Dämonen und Geister, die Enge des Denkens und die Beschränktheit der Weltanschauung wurden den Menschen -- den Bauern und Handwerkern -- nicht genommen. Im Gegenteil, sie wurden noch stärker dieser Gewalt unterworfen, und mit ihr nicht nur den Göttern, sondern der Herrschaft des Adels und der Fürsten, der Einheit von Macht und Religion. Das Christentum als geistige Grundlage der Feudalgesellschaft, das diese Gesellschaft festigte und ihre Entwicklung über einige Jahrhunderte zu fördern vermochte, herrschte seit der zweiten Hälfte des 12. Jh. auch in allen Ländern östlich der Elbe.

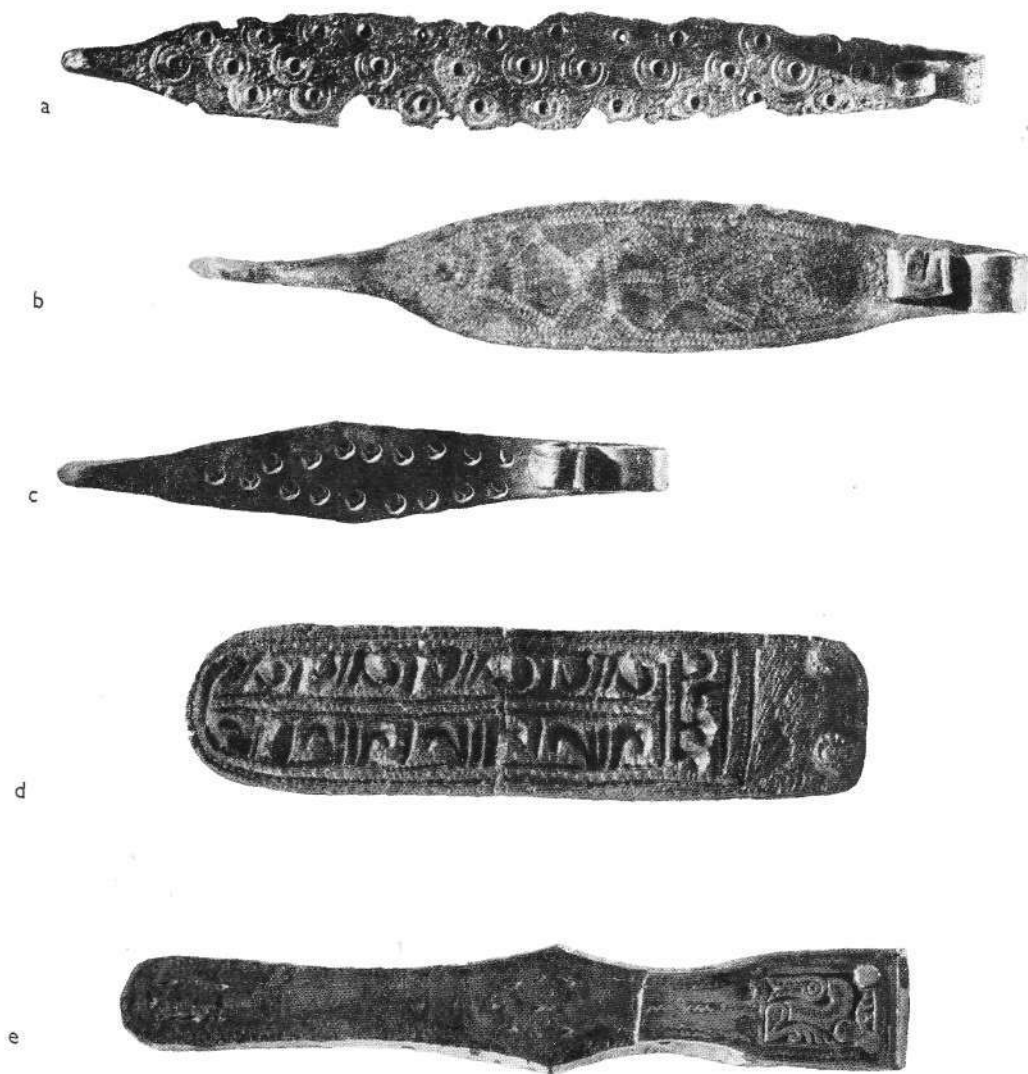


Abb. 108. a—c) Gürtelhaken: a) Dierkow, Kr. Rostock, b—c) Damm, Kr. Rostock;  
 d—e) Gürtelzungen: d) Luckenwalde, e) Bartschendorf, Kr. Kyritz

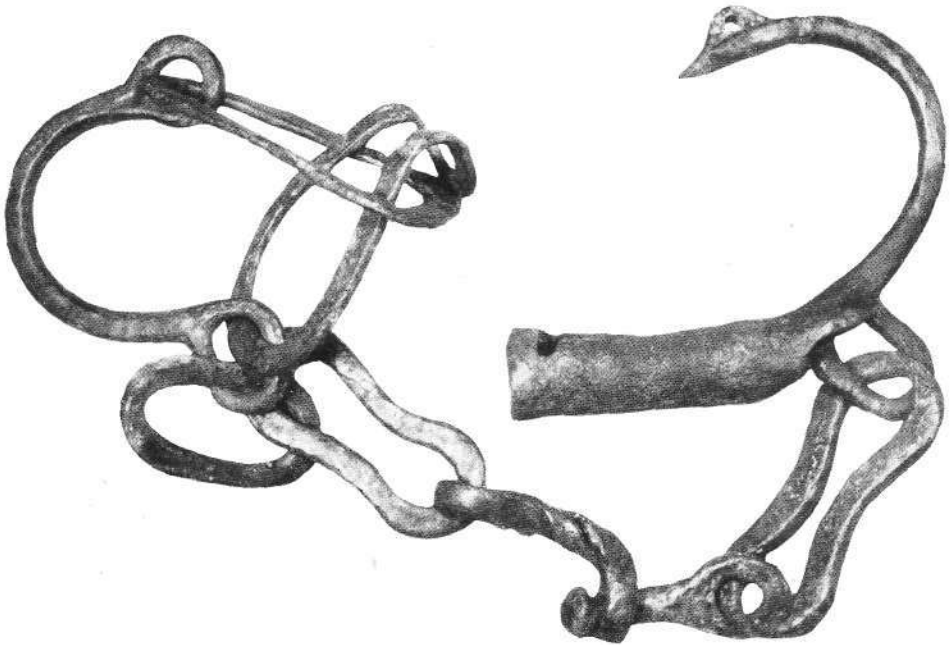
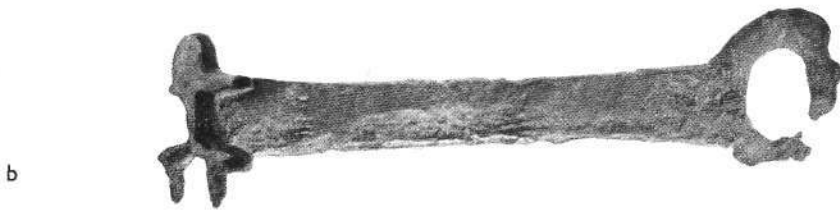
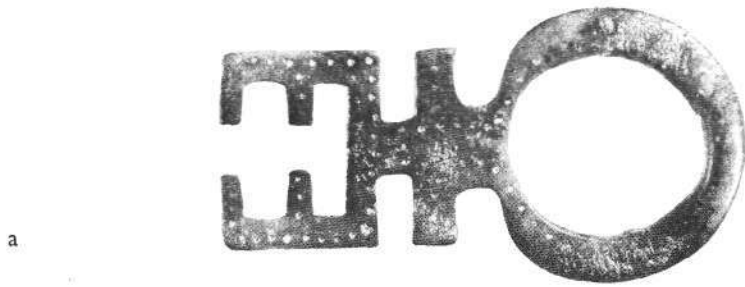


Abb. 109. Bronzener bzw. eiserner Schlüssel von Menzlin, Kr. Anklam (a), und von Neubrandenburg, Fischerinsel (b); eiserne Fessel mit Schloß von Neu Nieköhr, Kr. Teterow (c)

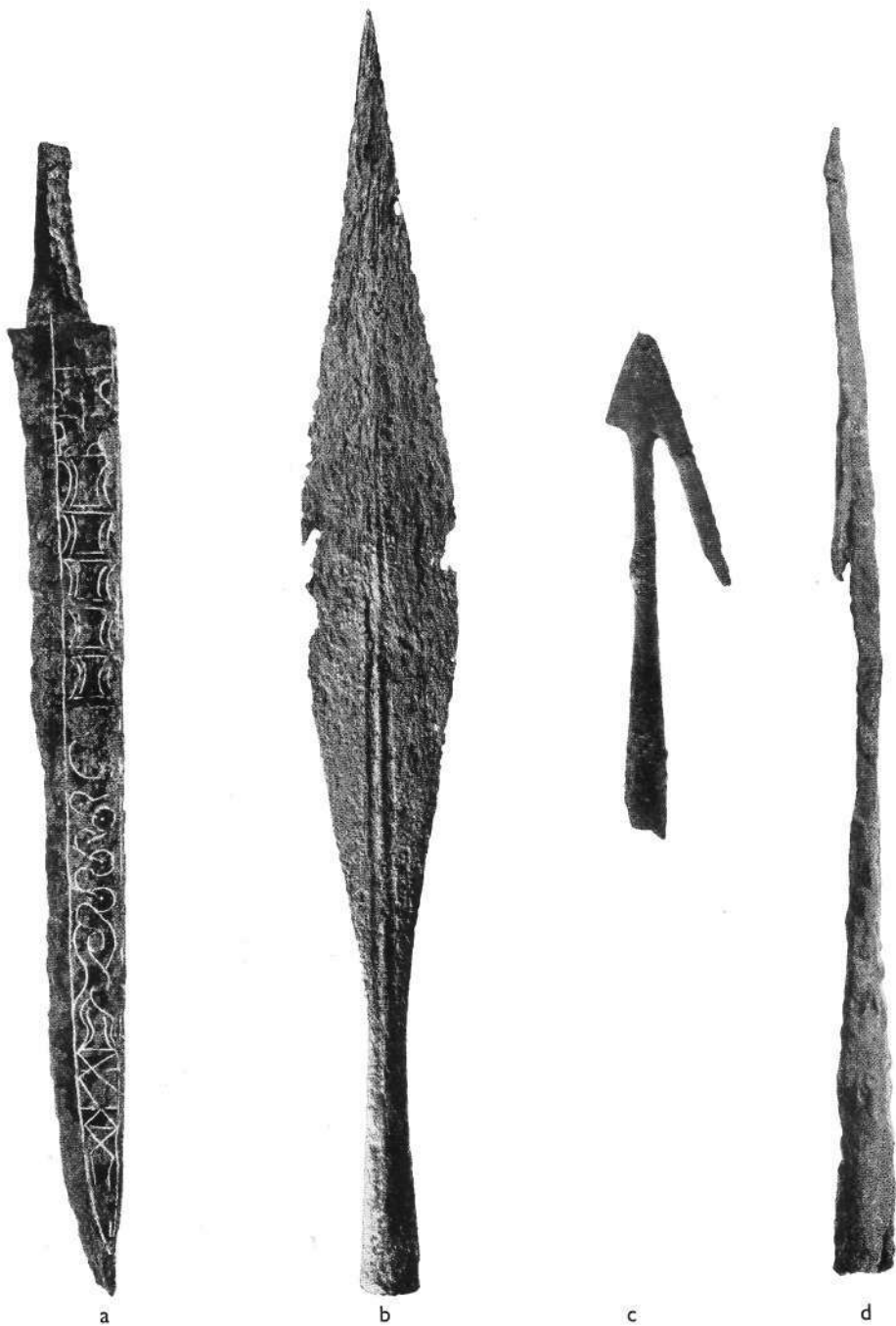


Abb. 110. a) Silbertauschierter Sax von Görke, Kr. Anklam; b) Lanzen spitze aus der Warnow bei Werle, Kr. Bützow; c) Pfeilspitze von Neubrandenburg, Fischerinsel; d) eiserne Speerspitze (ursprünglich mit zwei Widerhaken) von Dessau-Mosigkau



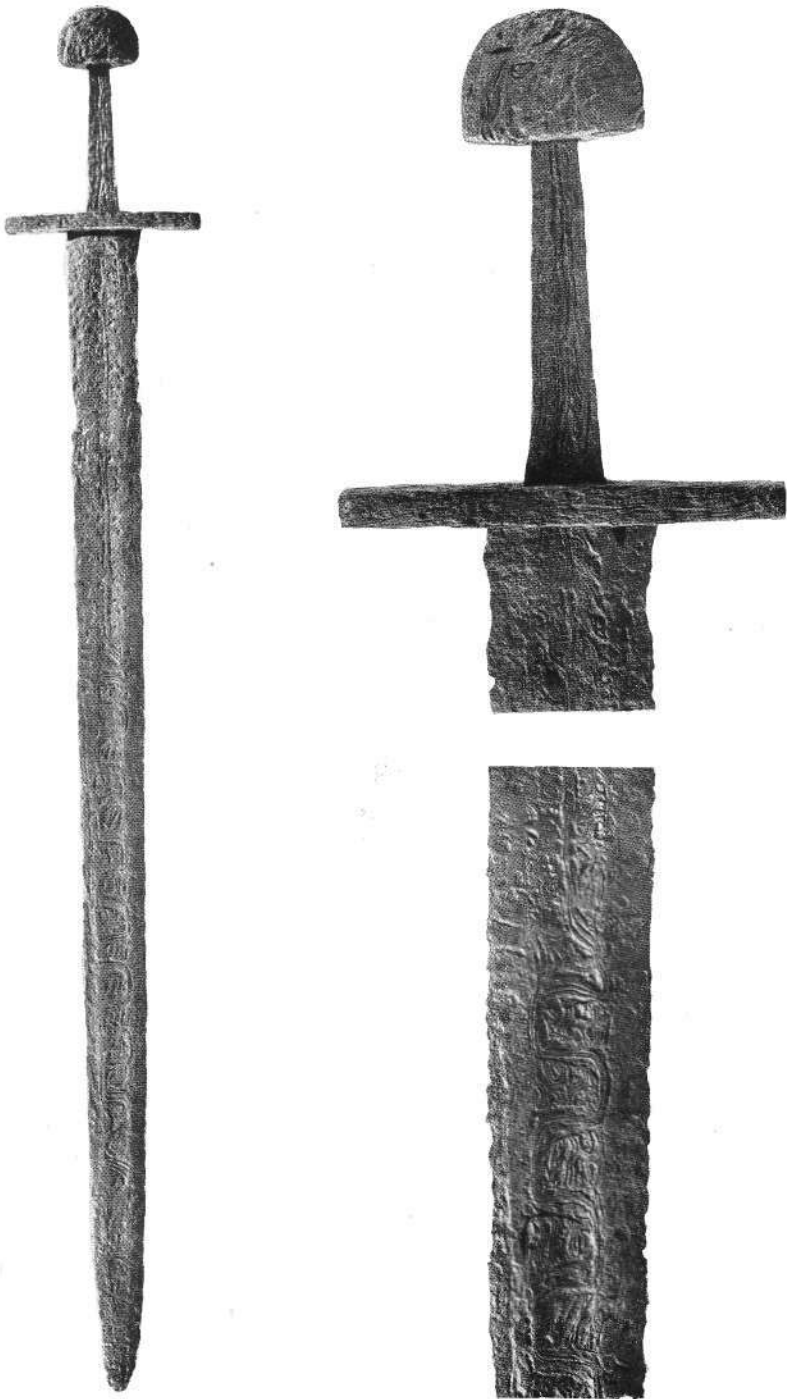


Abb. 111. Schwert aus der Warnow bei Werle, Kr. Bützow. Gesamtaufnahme und Details

## VI. Fränkische Eroberungspolitik, feudale deutsche Ostexpansion und der Unabhängigkeitskampf der slawischen Stämme bis zum 11. Jahrhundert

### 1. Die Kämpfe zwischen Slawen, Franken und Sachsen und die fränkische Eroberungspolitik

#### a) Politik und Kriegszüge Karls des Großen und Ludwigs des Frommen<sup>1</sup>

Im 8. und 9. Jh. entstanden im Verlaufe der Herausbildung des Feudalismus in Europa frühfeudale Großreiche. Neben der Kiewer Rus – dem frühfeudalen Staat der Ostslawen – und dem großmährischen Reich ist in erster Linie das karolingische Imperium zu erwähnen, das unter Karl dem Großen (768 bis 814) im Verlaufe der von ihm betriebenen Eroberungspolitik den Höhepunkt seiner Macht erreichte.

Entscheidenden Anteil an dieser gewaltsamen Expansion hatte der fränkische Feudaladel. Infolge der niedrigen Produktivität der bäuerlichen Wirtschaften konnte der Adel nur geringe Einkünfte aus seinen Besitzungen ziehen und suchte infolgedessen seine ökonomische und damit auch seine politische Position durch Eroberungen zu festigen. Außerdem boten Kriegszüge Gelegenheit, die vielfach noch freien Bauern häufig zur Heerfolge aufzubieten, ihren Widerstand gegen die Feudalisierung zu schwächen und sie somit allmählich der feudalen Abhängigkeit zu unterwerfen.

Neben der fränkischen Aristokratie waren auch die vielen mittleren Grundbesitzer an Eroberungskriegen interessiert. Sie bildeten neben den freien Bauern den Kern der fränkischen Heere und strebten nach neuen Ländereien. Der Erwerb von Grund und Boden in den zentralen Gebieten des fränkischen Reiches war nur noch bedingt möglich, da große Teile des Landes bereits von geistlichen und weltlichen Grundherren okkupiert worden waren. Eine Bereicherung auf Kosten von Kirchenländereien, wie unter den Merowingern, stieß auf Schwierigkeiten. Die fränkischen Könige mußten der Kirche, die eine wichtige Stütze ihrer Herrschaft darstellte, für die einst entzogenen Ländereien Zugeständnisse machen und ihr das Recht auf Einforderung des Neunten und des Zehnten zugestehen. Das Kirchengut schied also für die weitere Versorgung von fränkischen Kriegeren aus.

Unter diesen Umständen schien das Streben der mittleren und oberen Schichten im fränkischen Reich nach Landbesitz nur durch Eroberungen erfüllbar zu sein. Die fränkischen Eroberungszüge nach Süden, Westen, Norden und Osten, also auch gegen die slawischen Stämme, hatten keine rassischen

<sup>1</sup> Slawen in Deutschl.

oder „nationalen“ Gründe, sondern ergaben sich aus der sozial-ökonomischen Struktur des fränkischen Reiches. Bei den Kämpfen gegen die slawischen Stämme kam es den fränkischen Herrschern vor allem darauf an, diese abhängig zu machen und von ihnen Tribute und Hilfstruppen zu verlangen.

Im Zusammenhang mit der Schilderung der von Karl an der Ostgrenze seines Reiches betriebenen expansiven Politik werden in den fränkischen Chroniken und Annalen Obodriten, Lutizen, Sorben und andere Stämme erwähnt, die damals bereits eine längere historische Entwicklung durchlaufen hatten (S. 7 ff.). Als erste traten die Sorben in den Gesichtskreis fränkischer Politik. Im ersten Drittel des 7. Jh. waren sie dem fränkischen Reich unterstellt. Diese Situation änderte sich, als verschiedene slawische Völkerschaften unter Samo, einem fränkischen Kaufmann aus dem Gau von Sens südöstlich von Paris, um 625 erfolgreich gegen die Awaren kämpften. Aus diesen Kämpfen ging das sogenannte Samoreich hervor, das wohl Böhmen und Mähren erfaßte. Zwischen diesem und dem fränkischen Reich kam es bald zu kriegerischen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf der Merowingerkönig Dagobert (gest. 639) in der Schlacht bei Wogastisburg (Lage unbekannt) im Jahre 630 oder 631 geschlagen wurde.<sup>2</sup>

Die Sorben nutzten diese Gelegenheit, um sich der fränkischen Herrschaft zu entziehen und sich dem Samoreich anzuschließen. Sie fielen seitdem mehrfach in Thüringen ein, dessen Herzog Radulf sie jedoch besiegen konnte.<sup>3</sup> Die in diesen Kämpfen errungene weitgehende selbständige Stellung der Thüringer gegenüber dem fränkischen Reich suchte Radulf schließlich im Bunde mit den Sorben gegenüber dem fränkischen König Sigibert III. (633/4–656) – freilich erfolglos – zu festigen.<sup>4</sup>

Während der Sachsenkriege der Karolinger seit der Mitte des 8. Jh. verbündete sich der fränkische König Pippin der Jüngere mit den Sorben. Einige ihrer „Kleinkönige“ unterstützten Pippin 748 auf einem Kriegszug gegen die Sachsen.<sup>5</sup> Nach dem Abschluß der Unterwerfung der Sachsen um 800 waren die fränkischen Herrscher auf ein Bündnis mit den Sorben, die 782 noch einmal sächsisches und thüringisches Gebiet verwüstet hatten<sup>6</sup>, nicht mehr angewiesen, vielmehr wurden die Sorben nun selbst Opfer der fränkischen Expansion.

Im Jahre 805 wurden die Daleminzier unterworfen, ihr König Semela mußte Geiseln stellen.<sup>7</sup> Ein Jahr später unternahm Karl einen Feldzug gegen den sorbischen Stammesverband.

Die Sachsenkriege, die zunächst maßgeblich die Beziehungen des Frankenreiches zu den Sorben bestimmten, prägten auch anfangs das Verhältnis des karolingischen Imperiums zu den Obodriten und Wilzen. Beide Stammesverbände waren die östlichen Grenznachbarn der Sachsen. Die zwischen ihnen und den Sachsen im 8. und 9. Jh. bestehenden politischen Beziehungen beruhten auf der gleichartigen sozialökonomischen Struktur dieser Völkerschaften. Bei ihnen vollzog sich in der Zeit vom 8. bis 10. Jh. etwa in ähnlicher Weise der allmähliche Übergang zu frühfeudalen Verhältnissen (S. 211). Wäh-

rend dieses Prozesses kam es zu kriegerischen Unternehmungen gegeneinander. Karl der Große machte sich diese Kämpfe zwischen Obodriten und Wilzen zunutze und verhinderte, daß sich beide gegen die fränkische Eroberungspolitik zusammenschlossen. Es gelang ihm, die Obodriten als Bundesgenossen gegen die Sachsen und Wilzen zu gewinnen. Damit waren die Sachsen im Osten und Westen von zwei Fronten her gleichzeitig bedroht. Sie suchten möglicherweise ihrerseits Verbindung zu den Wilzen. Diese überfielen jedenfalls zur gleichen Zeit mehrfach die Obodriten.

Im Jahre 789 unternahm Karl mit fränkischen, sächsischen und friesischen Truppen, unterstützt von den Obodriten unter ihrem Fürsten Witzan und sorbischen Kontingenten, den ersten Kriegszug gegen die Wilzen. Der Feldzug, der den König bis an die Peene in die Gegend um Demmin führte, war mit der Einnahme der Burg des Dragowit entschieden (S. 158 f.). Dragowit stellte Geiseln und leistete einen Treueeid. Seinem Beispiel folgten andere wilzische Kleinfürsten, die Dragowit jedoch durch vornehme Abkunft, Ansehen, Alter und wohl auch politische Macht überragte.<sup>8</sup>

Bereits sechs Jahre später, 795, bewährte sich erneut die auf ein Bündnis mit den Obodriten ausgerichtete Politik Karls des Großen. Als der König einen Feldzug gegen die Sachsen unternahm, sicherte der Obodritenfürst Witzan, dem Karl gegen dessen wilzische Gegner geholfen hatte, seine Hilfe zu. Witzan mußte seine Zusage mit dem Leben bezahlen. Beim Überqueren der Elbe geriet er in einen Hinterhalt der Sachsen und wurde getötet.<sup>9</sup> Seinem Nachfolger, Fürst Dražko, glückte drei Jahre später die Rache. Auch er hielt am Bündnis mit Karl fest und errang zusammen mit fränkischen Streitkräften 798 einen Sieg über die Sachsen auf dem Sventanafeld (nahe Bornhöved in Holstein).<sup>10</sup>

Dražko dürfte aber in den Franken nicht nur die Bundesgenossen gegen die Wilzen erblickt haben. Er suchte auch deshalb Rückhalt bei Karl, um damit die eigene Position gegenüber der obodritischen Bevölkerung zu festigen. Nicht zuletzt deshalb erschien Dražko 804 vor Karl dem Großen in Hollenstedt südlich von Harburg, von wo aus der Kaiser einen der letzten Kriegszüge gegen die Sachsen durchführte, und überbrachte zahlreiche Geschenke. Der Obodritenfürst, der wohl schon eine königliche Stellung innehatte, wurde in dieser Würde von Karl bestätigt.<sup>11</sup> Als verlässlichste Verbündete in den Sachsenkriegen erhielten die Obodriten nun jene Gebiete an der nördlichen Elbe, aus denen Karl die nordalbingischen Sachsen zum größten Teil vertrieben oder ausgesiedelt hatte. Damit waren die Obodriten gewissermaßen als Puffer zwischen Karolingerreich und Dänenreich gestellt.

Die Dänen hatten bisher die Sachsen unterstützt. Nun richteten sich ihre Angriffe gegen die Obodriten. Im Jahre 808 fiel der Dänenkönig Göttrik in das Obodritenland ein. Im Bunde mit ihm waren aus „althergebrachter Feindschaft“ gegen die Obodriten auch die Wilzen. In den folgenden wechselvollen Kämpfen konnten sich die Obodriten mit fränkischer Hilfe knapp behaupten.

Schon ein Jahr nach dem dänischen Überfall gelang es jedoch Dražko, seine vorübergehend erschütterte Machtstellung zu festigen. Mit sächsischer Hilfe zog er 809 gegen die Wilzen, verheerte ihr Land und kehrte mit reicher Beute zurück. Darauf ging er gegen die Smeldinger vor, eroberte ihren Hauptort und „nötigte durch diese Erfolge alle, welche von ihm abgefallen waren, sich wieder zu unterwerfen“.<sup>13</sup> Offenbar bekämpfte der Obodritenfürst nicht nur die Wilzen, sondern suchte auch andere Kleinstämme seiner Herrschaft zu unterwerfen. Auf dem Höhepunkt seiner Macht fiel Dražko in Reric einem dänischen Mordanschlag zum Opfer. Da die Obodriten anscheinend dem Frankenreich den erhofften Schirm gegenüber den Dänen nicht zu geben vermochten, wurde ihnen das nordalbingische Gebiet wieder genommen und vom Frankenreich ein Grenzstreifen, der „Limes Saxoniae“, zwischen Lauenburg und Kieler Förde eingerichtet (S. 30 f.).

In den fränkisch-dänischen Auseinandersetzungen hatte das Verhalten der Wilzen gezeigt, daß sie trotz der Unterwerfung von 789 durch Karl den Großen nicht gewillt waren, sich der fränkischen Herrschaft zu beugen. Es kam zu Kämpfen zwischen Franken und Wilzen. Karl ließ um 809 die Burg Höbbeck (Hohbuoki) gegenüber Lenzen an der Elbe errichten. Im Jahre 810 wurde sie jedoch wieder von den Wilzen zerstört. Zwei Jahre darauf unterwarfen sich die Wilzen erneut einer überlegenen fränkischen Heeresmacht und stellten Geiseln.<sup>13</sup>

Zusammenfassend ist festzustellen, daß mit der Eroberung Sachsens das Streben des fränkischen Adels nach neuem Landbesitz weitgehend befriedigt war. Die von Karl betriebene Expansionspolitik kam zu Beginn des 9. Jh. allmählich zum Stillstand. Der Ausbau des Gewonnenen und damit Fragen der Verwaltung des karolingischen Imperiums rückten seit der Kaiserkrönung Karls im Jahre 800 immer stärker in den Vordergrund. Die fränkische Kirche nahm unter Karl dem Großen an den Eroberungszügen gegen die Sorben, Wilzen und Obodriten noch nicht teil<sup>14</sup>, da sie mit der Lösung der Aufgaben, die sich aus der Christianisierung der eben erst unterworfenen Sachsen ergaben, voll beschäftigt war.

Ludwig der Fromme, der Sohn und Nachfolger Karls des Großen, versuchte, den politischen Einfluß des fränkischen Reiches jenseits der Elbe aufrecht zu erhalten. Dabei nutzte er Machtkämpfe und Rivalitäten innerhalb der obodritischen Stammesaristokratie aus. So hatte nach der Ermordung des Obodritenfürsten Dražko (809) Karl der Große zunächst die Herrschaft nicht Sedrag, dem noch unmündigen Sohn Dražkos, sondern Slavomir übertragen. 817 veranlaßte Ludwig der Fromme den Slavomir, wohl um ihn nicht allzu mächtig werden zu lassen, zusammen mit dem inzwischen herangewachsenen Sedrag zu herrschen. Slavomir, der allein weiterregieren wollte, verbündete sich daraufhin mit den ärgsten Feinden der Franken, den Dänen. Mit ihnen unternahm er Kriegszüge im nordelbischen Raum und zog u. a. gegen die bereits von Karl angelegte Esesfelthburg, die jedoch nicht eingenommen werden konnte. Bei einem nun von Kaiser Ludwig unternommenen Feldzug gegen

den Obodritenfürsten geriet dieser in Gefangenschaft. Slavomir wurde 819 zusammen mit obodritischen Großen nach Aachen vor den kaiserlichen Hof geladen. Diese nutzten die Gelegenheit, um ihren wohl recht selbstherrlich regierenden Fürsten anzuklagen. Ludwig der Fromme konnte sich also bei seinem Vorgehen gegen Slavomir, der schließlich verbannt wurde, auf eine obodritische Opposition stützen. An die Stelle Slavomirs trat nun Šedrag, der zunächst wenig Neigung zeigte, mit dem fränkischen Reich bessere Beziehungen als Slavomir zu unterhalten. Šedrag mied den kaiserlichen Hof und soll sogar mit den Dänen konspiriert haben. Doch konnte ihm angesichts erneuter Kämpfe mit den Wilzen an Feindseligkeiten mit dem fränkischen Reich nicht gelegen sein. So kam es auf dem Hoftag von Compiègne 829 zu einem Ausgleich. Šedrag, der die Mehrheit der obodritischen Großen hinter sich hatte, wurde von Ludwig als „König der Obodriten“ bestätigt (S. 203).

Auch gegenüber den Wilzen suchte Ludwig seine Herrschaft zur Geltung zu bringen. Rivalisierende wilzische Adlige suchten bei ihm Rückhalt und maßen Ludwig eine Art Schiedsrichteramt zu. Nachdem der Wilzenkönig Liub, der 809 auf Dragowit gefolgt war, im Kampf gegen die östlichen Obodriten gefallen war, wurde dessen älterer Sohn Milegost König. Da dieser sich jedoch der ihm nach „Stammesbrauch übertragenen fürstlichen Gewalt nicht würdig erwies“, wurde er abgesetzt.<sup>15</sup> An seine Stelle trat nun sein jüngerer Bruder Cealadrag. Bald darauf ausbrechende Streitigkeiten führten dazu, daß er und Milegost 823 an den Kaiser appellierten, er solle entscheiden, wem die Herrschaft über die Lutizen rechtlich zustehe. Bei seinem Entschluß ließ sich Ludwig von ähnlichen Gesichtspunkten leiten wie bei der Bestätigung des Obodritenfürsten Šedrag. Auch diesmal gab die Einstellung der Großen den Ausschlag, die offenbar Cealadrag begünstigten. Ihn, den letzten in der schriftlichen Überlieferung nachweisbaren König des wilzischen Stammesverbandes, bestätigte daraufhin Ludwig 823 auf dem Reichstag in Frankfurt und verpflichtete beide Brüder, ihm treu zu bleiben.

Wie bei den Wilzen blieb das Streben nach politischer Unabhängigkeit auch bei den Sorben trotz der Niederlage, die sie im Kampf gegen Karl den Großen 806 hinnehmen mußten, weiterhin lebendig. Es trat noch 10 Jahre danach so kräftig hervor, daß zu 816 die fränkischen Reichsannalen entrüstet von „Gehorsamsverweigerung“, „Vermessenheit der Empörer“ und „Aufruhr“ der Sorben berichten. Auf Befehl Kaiser Ludwigs zog ein fränkisch-sächsisches Heer gegen die Rebellen, wobei sich der Angriff vor allem gegen ihre Burgen richtete. Sobald diese erobert waren, unterwarf sich auch die Bevölkerung der einzelnen Burgbezirke. Doch kam es innerhalb der Sorben, ähnlich wie bei Wilzen und Obodriten, unter den Großen zu Machtkämpfen um die Vorherrschaft. Einer von ihnen, Tunglo, wurde von Angehörigen der Oberschicht seines Stammes auf einem Reichstag im Juni 826 in Ingelheim vor Ludwig dem Frommen der Untreue gegen das fränkische Reich bezichtigt und daraufhin aufgefordert, sich vor der nächsten allgemeinen Reichsversammlung zu verantworten. Andernfalls würde er als Hochverräter behandelt. Dem

sorbischen Häuptling gelang es, sich zu rechtfertigen. Ob die Großen, die Tunglo beschuldigten, nur einen Vorwand suchten, um einen unbequemen Rivalen auszuschalten, kann nicht sicher entschieden werden. Wie bei den Obodriten und Lutizen gab es offenbar auch bei den Sorben Adelsschichten, die ihre Position durch Anlehnung an den Kaiser stützen wollten. Gestützt auf diese, hatte Ludwig der Fromme auch gegenüber den Sorben die Möglichkeit, eine seinen Absichten und Zielen entsprechende Politik durchzusetzen.

Bei einer Beurteilung der von Ludwig dem Frommen gegenüber den Slawen betriebenen Politik läßt sich feststellen, daß die wiederholten Reichsteilungen während seiner Regierungszeit, die Anlaß zu Auseinandersetzungen mit seinen Söhnen gaben und den Zerfallsprozeß des Imperiums einleiteten, seine militärischen Machtmittel weitgehend banden. Die kriegerischen Unternehmungen gegen die Slawen flauten nun im Gegensatz zur expansiven Politik seines Vorgängers Karls des Großen ab. Ludwig mußte sich vor allem darauf beschränken, die bei den Obodriten, Wilzen und Sorben entstandene fürstliche Herrschaft zu bestätigen, auf die er weiterhin politischen Einfluß ausübte.

So konnte Ludwig den von seinem Vater geschaffenen politischen Zustand an der Ostgrenze des fränkischen Reiches im wesentlichen zwar noch halten, aber auf sicheren Füßen stand seine Herrschaft im slawischen Gebiet nicht. Die zunehmenden Wirren im Innern des Reiches und die gespannten Beziehungen zu Dänemark ermutigten zu großen Aufständen 830 und 839, denen die fränkische Herrschaft nicht standhielt. Lediglich einem sächsischen Aufgebot gelang es, den sorbischen Kleinstamm der Colodici zu überwinden, ihren König Cimuslo zu töten und ihre Hauptfeste Kesigesburch sowie 11 weitere Burgen zu erobern. Der noch während der Kämpfe gewählte neue König schloß Frieden und stellte zum Zeichen seiner Unterwerfung Geiseln.<sup>16</sup>

### **b) Politik und Kriegszüge Ludwigs des Deutschen**

Drei Jahre nach dem Tode Ludwigs des Frommen fand der unter seiner Herrschaft immer deutlicher hervortretende Zerfallsprozeß des fränkischen Reiches im Vertrag von Verdun (843) seinen Abschluß. Gegenüber dem nun entstandenen westfränkischen Reich und dem Mittelreich wurde das seit 833 Gestalt gewinnende ostfränkische Reich zum mächtigsten der neugeschaffenen Teilreiche. Da es in den ostrheinischen Gebieten infolge der schwachen feudalen Entwicklung noch zahlreiche freie Bauern gab, auf deren Aufgebot sich der König stützen konnte, und da der Feudaladel im allgemeinen noch nicht stark genug war, um sich der königlichen Befehlsgewalt zu entziehen, verfügte das Königtum im ostfränkischen Reich zunächst über eine relativ starke Stellung. Seine Herrscher betrieben vor allem im Westen, aber auch an der Ostgrenze, eine expansive Politik.

Besonders der erste ostfränkische König, Ludwig der Deutsche, wandte seine Aufmerksamkeit vorwiegend Lothringen zu, wo er nach Gebietserwer-

bungen trachtete. Im Osten geriet vor allem der böhmisch-mährische Raum in den Mittelpunkt der ostfränkisch-slawischen Auseinandersetzungen. Ludwig griff mehrfach in die inneren Verhältnisse des seit Beginn des 9. Jh. entstandenen großmährischen Reiches mit dem Ziel ein, es in Abhängigkeit zu halten.<sup>17</sup> Demgegenüber spielte der nordöstliche Grenzabschnitt in der Slawenpolitik Ludwigs eine geringere Rolle. Doch unternahm er auch gegen die dort ansässigen Stämme, namentlich die Obodriten und Sorben, mehrere Feldzüge, um seine Machtposition in diesen Gebieten zu behaupten.

Zunächst jedoch nutzten die Sorben, von denen noch 839 die Colodici einem fränkischen Heer unterlegen waren, eine Erhebung Ludwigs des Deutschen gegen seinen kaiserlichen Vater 840 aus, um sich der fränkischen Herrschaft zu entziehen. Ihr Streben nach größerer Freiheit wurde noch dadurch gestärkt, daß sich Ludwig vor dem Angriff des Kaisers in slawisches Gebiet zurückziehen und von den Sorben freien Durchzug nach Bayern, seinem politischen Machtzentrum, erkaufen mußte. Die nach dem Tode Ludwigs des Frommen im Juni 840 zwischen seinen Söhnen ausbrechenden Streitigkeiten machten die Durchführung einer wirkungsvollen expansiven Politik gegen die Sorben zunächst unmöglich.

Erst etwa zehn Jahre später, als sich die politische Stellung Ludwigs des Deutschen allmählich zu festigen begann und er im Osten auch gegenüber dem großmährischen Reich seinen Einfluß erfolgreich zur Geltung bringen konnte, unternahm er einen größeren Feldzug gegen die Sorben, die mehrfach plündernd in thüringisches und sächsisches Gebiet eingefallen waren. 851 fiel er „mit Heeresmacht . . . in ihr Land . . . ein, wo er sie schwer bedrängte und nach Vernichtung der Feldfrüchte und Wegnahme aller Hoffnung auf Ernte mehr durch Hunger als durch das Schwert“ bezwang.<sup>18</sup>

Im Jahre 856 gelang es Ludwig dem Deutschen, die Daleminzier zu unterwerfen. Bemerkenswert ist dabei, daß einige sorbische Fürsten, die durch Anlehnung an das fränkische Reich ihre Stellung im eigenen Land festigen wollten, das königliche Heer unterstützten. Zwei Jahre später jedoch geschah es, „daß die Sorben nach hinterlistiger Ermordung des ihm (Ludwig dem Deutschen – S. E.) treugesinnten Herzog Císcibor auf Abfall sannen“. Gegen die aufständischen Sorben zog Takulf, der Graf des Limes Sorabicus, d. h. der sorbischen Mark (S. 303 f.), „der mit den Gesetzen und Gebräuchen der Slawen vertraut war“.

Im Laufe des 9. Jh. kam es nochmals verschiedentlich zu Aufständen der Sorben. Zuletzt erhoben sie sich 880, als die Normannen in Sachsen eindringen und ein sächsisches Heer vernichtend schlugen. Auch diesmal wurden die Sorben unterworfen, ein Zustand, der sich bis zum Ende des Jahrhunderts nicht veränderte.

Ähnlich wie gegenüber den Sorben gestalteten sich unter Ludwig dem Deutschen die politischen Beziehungen zwischen dem ostfränkischen Reich und den Obodriten. Auch gegen diese mächtigste slawische Völkerschaft führte Ludwig eine expansive Politik. Als eine Erhebung der Obodriten zu



drohen schien, unternahm Ludwig 844 einen Feldzug. Dabei fiel ihr König Gostemysl.

Das Königtum wurde aufgehoben und der Stammesverband als Ganzes aufgelöst. An seine Stelle traten mehrere, etwa gleichstarke Teilverbände mit jeweils einem Kleinkönig („regulus“) an der Spitze, von denen keiner die fränkische Herrschaft übermäßig zu gefährden vermochte. Dieser Maßnahme war jedoch nur ein kurzlebiger Erfolg beschieden. Bereits 858 erhoben sich die Obodriten. Als die Madjaren zum ersten Male das ostfränkische Reich überfielen, gab es wieder einen obodritischen Stammesverband mit König Dobemysl an der Spitze.<sup>49</sup> Die gegen ihn ziehenden fränkischen Heere richteten nur wenig aus. Ludwig begnügte sich, Geiseln als Zeichen einer wohl nur lockeren Unterwerfung zu nehmen.

Als nach dem Tode Ludwigs 876 das ostfränkische Reich unter seine drei Söhne aufgeteilt wurde, ließ die Expansionspolitik gegen die Slawen im Elbegebiet merklich nach. Die politische Aktivität an der Ostgrenze richtete sich gegen Ende des 9. Jh. vor allem gegen das großmährische Reich.

Die fränkische Eroberungspolitik hemmte das weitere Wachstum der Produktivkräfte und störte die Kontinuität der sozialökonomischen und der politischen Entwicklung bei den überfallenen Stämmen. Allerdings gelang es in diesen Kriegen auch einzelnen slawischen Fürsten, ihre Macht zu steigern und ihre politische Stellung durch Anlehnung an fränkische Herrscher um den Preis der Abhängigkeit vom karolingischen Imperium bzw. vom ostfränkischen Reich zu festigen. Der mit dem Übergang zu frühfeudalen Verhältnissen verbundene soziale Differenzierungsprozeß wurde auf diese Weise gefördert.

## **2. Voraussetzungen, Ursachen und Charakter der ersten Etappe der feudalen deutschen Ostexpansion im 10. und 11. Jahrhundert**

Im 10. Jh. ging aus dem ostfränkischen Reich, einem Teil des im 9. Jh. zerfallenen karolingischen Imperiums, der frühfeudale deutsche Staat hervor — ein Prozeß, der unter Heinrich I. und Otto I. zum Abschluß kam und neue Grundlagen für die Bildung von Vorformen der deutschen Nation schuf.

Da trotz aller Fortschritte in der gesellschaftlichen Entwicklung im 10. Jh. in dem Gebiet zwischen Rhein und Elbe der Feudalisierungsprozeß noch nicht abgeschlossen und die Produktivität der bäuerlichen Wirtschaft noch sehr niedrig war, suchte sich der Feudaladel vor allem durch Expansionen zu bereichern. An ihre Spitze stellte sich das deutsche Königtum.

Die sich aus der sozial-ökonomischen Struktur des frühfeudalen deutschen Staates ergebende Aggressivität ist keine Besonderheit für die deutsche Geschichte. Es wäre verfehlt, von einem sogenannten deutschen „Drang nach Osten“ zu sprechen, der wie ein unabwendbares und verhängnisvolles „Schicksal“ von vornherein die deutsch-slawischen Beziehungen im Mittelalter cha-

arakterisierte. Die Tendenz zur Expansion, die sich in Deutschland im 10. Jh. vor allem in der Italienpolitik, der Ostexpansion sowie in den Bestrebungen äußerte, Lothringen zu gewinnen, tritt in unterschiedlicher Form und Intensität auch bei anderen Feudalstaaten des mittelalterlichen Europas auf. Erinnert sei nur an die Vorstöße dänischer Feudalherren im Nord- und Ostseeraum, die polnisch-litauischen Eroberungen Ende des 14. Jh. und zu Beginn des 15. Jh. in der Ukraine, die Reconquista in Spanien seit dem 10. Jahrhundert. Die für frühfeudale Staaten charakteristische Tendenz zur Ausdehnung und Eroberung nahm auf deutschem Boden seit dem 10. Jh. die spezifische Form der Ostexpansion an, die für den weiteren Verlauf der deutschen Geschichte tiefgreifende Folgen hatte.

Die slawischen Gebiete zwischen Elbe und Oder, gegen die sich der expansive Vorstoß des frühfeudalen deutschen Staates unter Heinrich I. und Otto I. mit voller Stärke richtete, waren im Vergleich zu Westeuropa in ihrer gesellschaftlichen Entwicklung weniger weit fortgeschritten. Zwar lassen sich im 10. Jh. bei den Obodriten Ansätze und Elemente einer feudalen Staatsbildung erkennen, zur Ausbildung eines frühfeudalen Staatswesens kam es zunächst aber nicht.

Im Verlauf der ersten Etappe der feudalen deutschen Ostexpansion strebten die deutschen Könige und Kaiser danach, die Slawen an der Elbe zu unterwerfen, zu christianisieren und ihre Gebiete in den frühfeudalen deutschen Staat einzugliedern. Um dieses Ziel zu erreichen, faßte Otto I. alle an der Ostgrenze seines Reiches wirksamen militärischen und politischen Kräfte in zwei großen Markgrafschaften zusammen, die zu den entscheidenden Trägern der feudalen deutschen Ostexpansion wurden. Mit der Stiftung von Missionsbistümern sollten die Stammesgruppen zwischen Saale, Elbe und Oder zur Anerkennung der Macht der deutschen Feudalgewalten veranlaßt, die Bekehrung vorangetrieben und die Eingliederung der ostelbischen Gebiete in den frühfeudalen deutschen Staat auch geistig vorbereitet und verwirklicht werden. Zur Sicherung der feudalen deutschen Herrschaft östlich der Elbe wurde – teilweise in Anlehnung an bestehende slawische Burgen – ein dichtes Netz von Burgwarden angelegt. Den nach Osten vordringenden deutschen Feudalherren leisteten die überfallenen Stämme erbitterten Widerstand. 983 gelang es ihnen, in einer besonders kraftvollen Empörung die feudale deutsche Vorherrschaft in den Gebieten östlich der Elbe zu beseitigen. Diese Stämme, deren Widerstandskraft nun sowohl von Westen (Deutschland) als auch von Osten (Polen) bedroht wurde, konnten ihre politische Unabhängigkeit für etwa 150 Jahre behaupten. Dabei gelang es den Obodriten, im 11. Jh. mit sächsischer und dänischer Hilfe ein größeres Reich zu schaffen, während der Lutizenbund, durch innere Kriege geschwächt, immer mehr zerfiel und einzelne lutizische Stammesgruppen unter die Herrschaft der Obodriten gerieten. Zu dieser Zeit griffen neben dem frühfeudalen deutschen Staat auch skandinavische Mächte, besonders Dänemark, wiederholt in die politische Entwicklung im slawischen Bereich ein.

**a) Die Eroberungspolitik des frühfeudalen deutschen Staates unter Heinrich I. (919 bis 936)<sup>20</sup>**

Im Vergleich zum 8. und 9. Jh. hatte sich die politische Situation, in der sich die Stämme zwischen Elbe und Oder im 10. Jh. befanden, entscheidend geändert.<sup>21</sup> Sie sahen sich nun im Westen dem entstehenden frühfeudalen deutschen Staat gegenüber, während sich östlich bzw. südöstlich von ihnen der polnische und tschechische und im Norden der dänische Feudalstaat entwickelten.

Damit ist im wesentlichen die Gruppierung jener politischen Kräfte umrissen, die die Geschichte dieser Stämme in den nächsten Jahrhunderten in unterschiedlichem Maße von außen her beeinflussen.

Die erste Phase der feudalen deutschen Ostexpansion wurde von den Kriegszügen Heinrichs I. eingeleitet. Ähnlich wie etwa Karl der Große und sein Nachfolger wollte auch Heinrich I. zunächst einen Teil der im Elb-Saale-Gebiet wohnenden slawischen Bevölkerung in ein tributäres Abhängigkeitsverhältnis bringen. Während jedoch Karl der Große die gegenüber den Obodriten, Lutizen und Sorben betriebene Politik weitgehend seinem an der Ostgrenze des fränkischen Reiches verfolgten Hauptziel unterordnete, Sachsen zu besiegen und einzugliedern, änderte sich dies im 10. Jh. grundsätzlich. Unter Heinrich I. wurde die Auseinandersetzung mit den Nachbarn des Herzogtums Sachsen, dem der erste deutsche König entstammte, zu einer zentralen Frage. blieb die Politik gegen die Slawen zwischen Oder und Elbe für die Herrscher des karolingischen Imperiums und des ostfränkischen Reiches mehr oder weniger eine Randerscheinung ohne größere Bedeutung, so richtete sich unter Heinrich I., der von den 17 Jahren seiner Herrschaft sieben Jahre lang Krieg gegen die slawischen Stämme führte, die Expansionspolitik des frühfeudalen deutschen Staates mit voller Stärke gegen die Gebiete zwischen Elbe und Oder. 905/06 bereits zog Heinrich im Auftrage seines Vaters, des Herzogs Otto von Sachsen, gegen die Daleminzier, „von wo er nach schweren Verwüstungen und Brandschatzungen erfolgreich zurückkehrte“<sup>22</sup> Die Daleminzier sollen daraufhin die Madjaren, ein Viehzucht treibendes, kriegerisches Reitervolk, zu Hilfe gerufen haben, das im 10. Jh. immer wieder gefährliche Raubzüge nach Westeuropa unternahm. Um diesen Überfällen wirkungsvoll begegnen zu können, ließ Heinrich I. im Laufe eines wohl 926 abgeschlossenen Waffenstillstandes mit den Madjaren nicht nur neue Burgen anlegen, sondern auch ein starkes Reiterheer aufstellen. Die dadurch beträchtlich gesteigerte militärische Schlagkraft des frühfeudalen deutschen Staates wirkte sich zunächst auf die slawischen Nachbarn aus. Ihrer Unterwerfung wandte sich Heinrich I. zu, nachdem er 925 Lothringen im Verlaufe zweier Feldzüge eingegliedert hatte und damit andere kriegerische Aktionen ins Auge fassen konnte. Sie begannen mit einem Kriegszug gegen die Heveller im Winter 928/29, den der König angeblich unternahm, um die Brauchbarkeit der eigentlich zum Kampf gegen die Madjaren neu geschaffenen Streitmacht

zu erproben.<sup>23</sup> Unter Ausnutzung der kalten Jahreszeit gelang es, den durch Seen und sumpfige Wälder geschützten Hauptort Brandenburg zu erobern und die Besatzung gefangen zu nehmen. Tugumir, Fürst der Heveller, wurde nach Sachsen abgeführt. Unmittelbar darauf bekriegte Heinrich I. die Daleminzier, deren wichtigste Burg Gana (wahrscheinlich Jahna südwestlich Riesa an der Elbe) nach erbittertem Widerstand ihrer Verteidiger genommen wurde. Im gleichen Jahr ließ Heinrich I. Meißen als Zwingburg gegen Daleminzier und Milzener anlegen (S. 170). Bereits hier, am Beginn der feudalen deutschen Ostexpansion, zeigte sich, wie rücksichtslos diese in ihrer Grausamkeit an die Sachsenkriege Karls des Großen erinnernden Kämpfe geführt wurden. Einem Bericht Widukinds zufolge wurden nach der Erstürmung der Burg Gana alle waffenfähigen Männer erschlagen sowie Frauen und Kinder verschleppt.

Die Grausamkeit und Härte, die in den Kriegen zwischen deutschen Feudalherren und Slawen im 10. Jh. von vornherein zu beachten ist, erklärt sich sowohl aus dem Ziel der deutschen Herrscher, mit allen Mitteln in den Gebieten östlich der Elbe Fuß zu fassen und jeden Widerstand zu brechen, sowie aus der Entschlossenheit vor allem der unteren slawischen Bevölkerungsschichten, um jeden Preis ihre Freiheit gegen die feudalen Eroberer zu bewahren. Dabei war den deutschen Feudalherren jedes Mittel recht. Heinrich I. stellte z. B. vor Merseburg eine Kriegstruppe zusammen, die die ostsächsischen Gebiete plünderte und verheerte.<sup>24</sup>

Unabhängig davon, ob es sich um slawische oder „germanische“ Gegner handelte, läßt sich eine derartige Kampfesführung immer dann feststellen, wenn ein Feudalstaat bei seinen Expansionen auf Völkerschaften stößt, bei denen die soziale Differenzierung noch verhältnismäßig wenig ausgeprägt ist, wenn also eine noch vorwiegend freie Bevölkerung gegen einen Angreifer kämpft, dessen Ziel die Schaffung klassengesellschaftlicher Verhältnisse ist. Es sei nur an die Sachsenkriege Karls des Großen erinnert, die der fränkische Herrscher mit äußerster Brutalität führte (Blutbad bei Verden 782), um den erbitterten Widerstand der sächsischen Bevölkerung zu brechen. Wenn der Gegner heidnisch war und außerhalb des Reichsverbandes stand, schien den erobernden Feudalherren auch die moralische Legitimation zu solcher Kampfesführung gegeben.<sup>25</sup>

Im Frühjahr 929 drang Heinrich I. zusammen mit Herzog Arnulf von Bayern in Böhmen ein, zog bis nach Prag und unterwarf Herzog Wenzel I., der tributpflichtig wurde. Damit, so berichtet jedenfalls Widukind, habe Heinrich I. die benachbarten slawischen „gentes“ (Obodriten, Wilzen, Heveller, Daleminzier, Redarier, Böhmen) unterworfen und „Ruhe geschaffen“. Doch zeigte sich bald, daß die Widerstandskraft der slawischen Stammesgruppen keineswegs gebrochen war.

Im August 929 erhoben sich die Wilzen. Der Aufstand ging von den Redariern aus. Es gelang ihnen, über die Elbe vorzudringen und die Burg Walsleben an der Uchte nördlich von Stendal zu erstürmen. Dieser Erfolg ermutigte andere, sich dem Aufstand anzuschließen.

Ein daraufhin ausgesandtes deutsches Heer konzentrierte sich auf die Belagerung der Burg Lenzen, die, östlich der Elbe gegenüber dem Hühbeck gelegen, ein wichtiger Ausgangspunkt für Züge der Slawen in die westelbischen Gebiete war. Zwischen den Belagerern und einem anrückenden größeren slawischen Heer entspann sich ein erbitterter Kampf, in dessen Verlauf der Einsatz von schwer gerüsteten Panzerreitern zum ersten Male seit der Reorganisation des Heereswesens unter Heinrich I. eine Schlacht entschied. Die über nur wenige Reiter verfügenden Wilzen mußten sich zurückziehen. Einige konnten entkommen, der größte Teil von ihnen wurde jedoch in ein Moor gedrängt und ertrank. Die Burg kapitulierte. Ihre Besatzung wurde trotz Zusage freier Abzuges geköpft.<sup>26</sup>

Mit der Schlacht bei Lenzen am 4. September 929 war der Hauptwiderstand zunächst gebrochen; 931 wurde ein „König der Obodriten“ unterworfen und angeblich zur Taufe bewogen.<sup>27</sup> Ein Jahr später, 932, unterwarf der deutsche König von der Burg Meißen aus die im Gebiet der heutigen Oberlausitz ansässigen Milzener. Er zog außerdem gegen die Lusici und zerstörte ihre Feste Liubusua (wohl bei Luckau, S. 170). 934 wurden dann die Ukranen (Uckermark) tributpflichtig gemacht.<sup>28</sup>

Rückblickend wird deutlich, daß Heinrich I. sein im Osten verfochtenes politisches Ziel erreicht hatte, die slawischen Stammesgruppen bis auf die Ranen, Zirzipanen und Kessiner im Nordosten militärisch zu schlagen, in ein tributäres Abhängigkeitsverhältnis zu überführen und eine gewisse Oberhoheit auszuüben, die Grenzgrafen überwachten. An der unteren Elbe geboten Bernhard, von Widukind „Legat für die Redarier“ genannt, und Thietmar; weiter südlich in Merseburg Siegfried, ein Vetter der ersten Gemahlin Heinrichs I. Zu einer Festigung der deutschen feudalen Herrschaft kam es jedoch lediglich im Gebiet der Daleminzier, wo 929 die Burg Meißen als Stützpunkt deutscher Feudalherren angelegt wurde.<sup>29</sup> Von hier aus wurden Feldzüge gegen die Sorben unternommen. Diese Maßnahmen bildeten die Grundlage für die Eingliederung der Gebiete zwischen Mulde und Elbe in den deutschen Feudalstaat.

Gegen Daleminzier und Böhmen ging der König auch deshalb vor, weil sie potentielle Bundesgenossen der Madjaren waren, deren Einfälle den frühfeudalen deutschen Staat gefährlich bedrohten. Tatsächlich hatten 905/06 die Daleminzier vor den von Sachsen aus gegen sie vorgetragenen Angriffen Heinrichs Rückhalt bei den Madjaren gesucht.<sup>30</sup>

Die Unterwerfung der Daleminzier, Heinrichs I. Sieg bei Lenzen und die umfassenden militärischen Vorbereitungen, die Heinrich I. gegen das madjarische Reitervolk betrieb, zwangen die slawischen Stammesgruppen dazu, sich von den Madjaren abzuwenden und gegen sie eine feindliche Stellung zu beziehen.

Als die Madjaren 933 bei ihrem Zug gegen Heinrich I. das Gebiet der Daleminzier durchquerten und von diesen Hilfe forderten, weigerten sich diese und warfen den Durchziehenden anstelle des Tributes einen toten Hund vor – ein Vorgang, der später fälschlich auf Heinrich I. übertragen wurde, als er es ablehnte, den Madjaren den schuldigen Tribut zu zahlen.<sup>31</sup>

**b) Die Eroberungspolitik des frühfeudalen deutschen Staates unter Otto I. (936 bis 973) und Otto II. (973 bis 982)**

Auf den Voraussetzungen, die Heinrich I. mit der Errichtung einer mehr oder weniger wirksamen Oberhoheit über die slawischen Stämme geschaffen hatte, bauten seine Nachfolger weiter auf. Indem sie versuchten, diese Stämme zu christianisieren und dem frühfeudalen deutschen Staat fest einzugliedern, gingen sie jedoch über die von Heinrich I. verfolgte Politik hinaus.

Schon der erste, von Otto I. noch in seinem Krönungsjahr 936 unternommene Feldzug unterschied sich von ähnlichen Unternehmungen seines Vaters. Als sich unmittelbar nach dem Tode Heinrichs I. die Redarier erhoben, mit denen der König noch kurz vor seinem Lebensende in kämpferische Auseinandersetzungen verwickelt worden war, führte Otto I. nicht selbst das gegen die Empörer ausgesandte Heer. An seine Spitze berief er den bis dahin wenig hervorgetretenen, nach einem sächsischen Adelsgeschlecht benannten Hermann Billung. Diesem gelang es, die Redarier erneut tributabhängig zu machen. Noch im gleichen Jahr wurde Hermann Billung mit besonderen militärischen und rechtlichen Befugnissen ausgestattet und als Markgraf an der Niederelbe gegen Redarier, Obodriten, Wagrier und Dänen eingesetzt.<sup>32</sup>

Die damit begonnene Errichtung eines Markensystem kennzeichnet den Anfang einer neuen Phase im Kampf gegen die Slawen, die Otto I. nicht nur wie sein Vater abhängig machen, sondern unterwerfen und in das Reich eingliedern wollte. Als 937 der Grenzgraf Siegfried von Merseburg starb, wurde Gero, der bis dahin eine kleine Grafschaft an der Bode (südlich von Magdeburg) verwaltete, zum Markgrafen an der mittleren Elbe und Saale gegen die Wilzen und Sorben bestimmt.<sup>33</sup>

Bei der Durchführung dieser Maßnahmen ließ Otto I. die Belange der sächsischen Großen weitgehend unberücksichtigt und verfolgte damit auch in diesem Fall seine grundsätzlich auf eine Stärkung des Königtums gerichtete Politik, die die Ansprüche des Adels zurückzudrängen suchte. Forderungen, die Wichmann, der Bruder Hermann Billungs, und Thankmar, ein Halbbruder Ottos I., auf die eben eingerichteten Markgrafschaften geltend machten, übergab der König. Die Folge war eine wachsende Erbitterung, die schließlich in offene Empörung umschlug. So schloß sich Thankmar einer Verschwörung gegen Otto I. an. Wichmann ging sogar zu den Slawen über und war bestrebt, ihren Freiheitskampf gegen Angriffe des deutschen und polnischen Feudalstaates für sich auszunutzen – ein Beispiel dafür, wie komplex sich die politischen Beziehungen unter Otto I. gestalteten.

Als wenige Jahre nach dem Herrschaftsantritt Ottos I. 938 Aufstände im Innern des Reiches ausbrachen, die sich gegen die von ihm betriebene Politik, die Zentralgewalt auf Kosten der Herzöge und des Adels zu festigen, richteten, nutzten die Slawen die schwierige Situation, in die der König damit geraten war, zu Einfällen in deutsches Gebiet aus.<sup>34</sup> Diese Angriffe richteten sich besonders gegen Gero, der offenbar seit seiner Einsetzung als Markgraf

937 energisch das ihm von Otto I. gestellte Ziel verfolgte, einen möglichst großen Teil der slawischen Bevölkerung zwischen Elbe und Oder zu unterwerfen. Er schreckte dabei vor keinem Mittel zurück. Er lud u. a. eine größere Anzahl von slawischen „principes“ zu einem Gastmahl und ließ „ungefähr dreißig Fürsten der Barbaren, die nach einem schwelgerischen Gastmahl vom Weine trunken waren“, in einer Nacht aus dem Wege räumen. Angeblich sei, so berichtet der sächsische Chronist Widukind von Corvey (II/20), Gero damit einem geplanten Mordanschlag zuvorgekommen. Die slawischen Stämme reagierten mit Aufständen, denen sich 939 auch die nördlich der Markgrafschaft Geros ansässigen Obodriten anschlossen.

Dieser Widerstand beeindruckte selbst Widukind, der in seinem Geschichtswerk durchweg die Interessen des sächsischen Herrscherhauses vertritt. Im Zusammenhang mit der Erhebung von 938/39 schreibt Widukind (II/20), daß die Slawen „den Krieg dem Frieden vorzögen, weil sie alles Elend der teuren Freiheit nachstellten . . . wahrlich, viele Tage gingen darüber hin . . . während die einen für den Kriege ruhm und die Ausbreitung ihrer Herrschaft, jene aber um Freiheit oder äußerste Knechtschaft mit wechselndem Glück kämpften.“

Da es offenbar weder Otto I. noch seinem Markgrafen gelang, den Widerstand der Slawen im offenen Kampf zu überwinden, sollte die Anwendung von List weiterhelfen. Dazu bediente man sich des Sohnes und rechtmäßigen Erben des letzten Fürsten der Heveller, Tugumir, den bereits Heinrich I. gefangengenommen hatte. Durch Geld und weitgehende Versprechungen wurde Tugumir schließlich für einen verräterischen Plan gewonnen. Man entließ ihn um 939 in seine Heimat, wo er vorgab, aus der Gefangenschaft entflohen zu sein. Daraufhin wurde er von den Hevellern als Herrscher anerkannt. Die damit erreichte Machtstellung benutzte er, um seinen Neffen, den letzten Fürsten der Heveller, ermorden zu lassen und die Burg mit dem dazugehörigen Stammesgebiet Otto I. als Oberherrn auszuliefern.<sup>36</sup>

Der Verrat des Hevellerfürsten hatte erhebliche Auswirkungen. Nach Widukind sollen sich „alle barbarischen (d. h. slawischen) Völkerschaften bis zur Oder“ Otto I. unterworfen haben (S. 215). Dabei fiel besonders schwer ins Gewicht, daß die Führungsschicht in diesem Raum beträchtlich dezimiert wurde, wie das Vorgehen Geros gegen slawische Fürsten und Tugumirs gegen seinen Neffen zeigt. Auf diese Weise wurden die politischen Voraussetzungen für die Eingliederung dieser Gebiete in den frühfeudalen deutschen Staat und die Einführung von Burgwarden mit deutscher Besatzung geschaffen. Lediglich die Obodriten, ein Teil der Wilzen und die Stämme in der Lausitz (Lusitzer, Milzener) blieben weiterhin politisch unabhängig.

Mit der Niederschlagung des Aufstandes von 939 und der Einnahme der Brandenburg hatte Otto I. einen wichtigen Erfolg errungen. Um jedoch die feudale deutsche Herrschaft zwischen Elbe und Oder weiter festigen und sichern zu können, reichte die Anwendung militärischer Machtmittel allein nicht aus. Als eine starke Stütze feudaler Herrschaft hatte sich seit Errich-

tung der Feudalordnung in Europa immer wieder die Kirche und die von ihr verbreitete christliche Religion feudaler Prägung erwiesen. Sie rechtfertigte die politische Stellung des Königs und der feudalen Oberschichten als gottgegeben, verpflichtete die ländliche Bevölkerung zu unbedingtem Gehorsam gegen ihre Herren und gebot ihr, Dienste und Abgaben, vor allem den Zehnten, zu entrichten. Nach kirchlicher Auffassung galt es als schweres Vergehen, sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen. Unter diesen Umständen kam der Kirche auch bei der Entwicklung feudaler Verhältnisse östlich der Elbe große Bedeutung zu. Auch hier folgte dem erobernden Feldherrn der Missionar, gesellte sich zum Schwert das Kreuz, um die Slawen zur Anerkennung der deutschen feudalen Herrschaft zu veranlassen und sie enger mit dem frühfeudalen deutschen Staat zu verbinden.

Diese Entwicklung begann sich unter Otto I., „zu dessen Zeit im Slawenland die ersten Kirchen erbaut wurden“<sup>36</sup>, allmählich zu vollziehen. Die Errichtung von zwei Bistümern in Havelberg und Brandenburg im Jahre 948<sup>37</sup>, die zunächst dem Erzbistum Mainz unterstellt wurden, leitete einen neuen Abschnitt im Verlaufe der deutschen Ostexpansion ein.<sup>38</sup> Offenbar hatte der Hevellerfürst Tugumir nach seinem Verrat keine selbständige Position in seinem Gebiet behaupten können. Die beiden Missionsbistümern zugewiesenen Diözesen umfaßten ein Gebiet, das etwa der Markgrafschaft Geros entsprach und ungefähr den gesamten Siedlungsraum der Stämme an der Havel und der Spree sowie der Wilzen umschloß.

Die von den beiden eben begründeten Bistümern noch nicht erfaßten slawischen Stämme im Nordosten fürchteten mit Recht, daß auch sie unterworfen, christianisiert und damit zur Zahlung einer neuen drückenden Abgabe, des Zehnten, verpflichtet würden. Mit den sich nun verschiedentlich erhebenden slawischen Stämmen verbündeten sich niedere sächsische Adelsgruppierungen, die sich von der straff ausgeübten Herrschaft der Markgrafen eingeengt sahen und deshalb jede sich bietende Möglichkeit nutzten, um gegen diese im Kampf um eine privilegierte Stellung an der östlichen Grenze Sachsens vorgehen zu können. In den fünfziger Jahren des 10. Jh. unternahmen die Markgrafen Gero und Hermann Billung – teilweise mit Otto I. gemeinsam – einige Feldzüge mit dem Ziel, den Widerstand der Slawen zu brechen, ihre staatliche und kirchliche Eingliederung in den frühfeudalen deutschen Staat zu vollenden und gleichzeitig die sächsische adlige Opposition im eigenen Land zu zerschlagen.

Diese Kämpfe begannen mit einem Zug Geros 954 gegen die Ukränen. Der Markgraf wurde dabei von Herzog Konrad von Lothringen unterstützt.<sup>39</sup> Dieser Schwiegersohn Ottos I. hatte sich 953/54 an einem mißglückten Aufstand gegen den König beteiligt und daraufhin sein Herzogtum verloren. Er suchte sich nun im Osten „zu bewähren“. Die Auflehnung der Ukränen, die unterworfen wurden, war aber nur der Auftakt zu einer umfassenden Erhebung. Vor allem die Obodriten, die dem Markgrafen Hermann Billung unterstanden, waren daran beteiligt. Sie nutzten die kritische Situation aus, in die Otto I.



durch die Empörung mehrerer Herzöge gegen seine zentralisierende Politik (Liudolfinischer Aufstand 953/54) und erneute verheerende Einfälle der Madjaren geraten war.<sup>40</sup> Wichmann, der Bruder Hermann Billungs, und Eckbert, ermutigten die Obodriten zur Erhebung, wurden aber, als sie gegen Otto I. rebellierten, von dem Markgrafen vertrieben. Sie gingen zu den Obodriten über und bewogen deren Fürsten Nakon und dessen Bruder Stoignew zu Einfällen in Sachsen. Anfang 955 unternahm der Markgraf gegen die Obodriten einen Feldzug, ohne einen klaren Erfolg zu erringen.<sup>41</sup>

Nach Ostern des gleichen Jahres erschienen die Obodriten unter Führung Wichmanns erneut in Sachsen. Wiederum erwies sich die Streitmacht von Hermann Billung für eine wirkungsvolle Abwehr als zu schwach. Eine sächsische Burg „urbs Cocarescemiorum“ (Lage unbekannt) wurde übergeben und die Besatzung erschlagen.<sup>42</sup> Frauen und Kinder gerieten in Gefangenschaft. Die Lage spitzte sich weiter zu, als Graf Thiedrich, der Markgraf Gero vertrat, einen Kriegszug in slawisches Gebiet unternahm, nach Zerstörung einer Burg in sumpfiges Gelände geriet, so daß er „weder Raum zu kämpfen, noch Gelegenheit zur Flucht hatte“.<sup>43</sup> 50 Panzerreiter fielen. Besonders die Verluste aus den Reihen dieser „Elitetruppen“ wurden als großes „Unglück“ gewertet, beruhte doch die Schlagkraft der gegen die Slawen ziehenden Heere gerade auf der Einsatzmöglichkeit solcher schwer gerüsteter Reiter, von denen 50 unter Heinrich I. im Jahre 929 die Schlacht bei Lenzen entschieden hatten.

Die kriegerischen Erfolge der Obodriten ermutigten diese schließlich 955 zu einem umfassenden Aufstand, dem sich die Wilzen anschlossen. Die feudale deutsche Herrschaft drohte zusammenzubrechen.<sup>44</sup>

Inzwischen hatte Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfeld 955 über die Madjaren einen entscheidenden Sieg erringen können, der sein Ansehen beträchtlich hob und die Stabilität des frühfeudalen deutschen Staates erwies. Er wandte sich nun den ostelbischen Gebieten zu, wo die Markgrafen allein sich nicht mehr durchsetzen konnten. Zunächst wurden Wichmann und Eckbert, die zur Erhebung der Obodriten wesentlich beigetragen hatten, geächtet. Unterstützt von den Ranen, die bisher noch außerhalb des feudalen deutschen Herrschaftsbereiches geblieben waren, von Herzog Boleslav von Böhmen, der tributpflichtig war und Heerfolge leisten mußte, sowie von Herzog Liudolf, der als Sohn Ottos I. 953/54 eine Erhebung gewagt hatte und sich nun „bewähren“ sollte, unternahm Otto I. gegen die aufständischen Slawen einen zentralen Vorstoß.

Angesichts der großen gegen sie vorrückenden Streitmacht schickten die Slawen eine Gesandtschaft an Otto I. und unterbreiteten gleichsam einen „Kompromißvorschlag“. Danach waren sie bereit, die Tribute nach altem Herkommen zu zahlen, wenn sie im übrigen die Herrschaft in ihrem eigenen Gebiet selbst behalten und ausüben konnten. „Unter diesen Bedingungen wollten sie Frieden, sonst aber würden sie für ihre Freiheit mit den Waffen kämpfen“.<sup>45</sup> Otto I. ließ der Gesandtschaft mitteilen, daß er nur dann Frieden gewähren könne, wenn die Rebellen für das verübte Unrecht Genugtuung leiste-

ten. Daran scheiterten offenbar die Verhandlungen. Der König war entschlossen, die Erhebung rücksichtslos niederzuwerfen und drang „alles verwüstend und verbrennend“ vor.

Die sich nun anbahnende Schlacht ist die einzige in den Auseinandersetzungen mit den Slawen, die Widukind von Corvey (III/55) ausführlich und anschaulich schildert. Der Obodritenfürst Stoignew, der das slawische Aufgebot führte, ließ das deutsche Heer bis zur „Raxa“ (wohl Recknitz), einem sumpfigen und schwer überschreitbaren Wasserlauf im östlichen Mecklenburg im Gebiet der Kessiner, vordringen. Den Bau einer Brücke verhinderte eine bewaffnete slawische Schar vom gegenüberliegenden Ufer aus. Ein anderer Teil der slawischen Streitmacht umging das Heer Ottos I. und versperrte ihm den Rückzug durch Baumverhaue. Hunger und Seuchen suchten die Belagerten heim, deren Situation immer ernster wurde. Verhandlungen, die Markgraf Gero mit Stoignew aufnahm, führten zu keinem Ergebnis.

Otto I. versuchte nun, seinen Gegner durch eine Finte zu überwinden und führte noch vor Tagesanbruch am 16. 10. 955 an jener Stelle der Recknitz einen Scheinangriff durch, wo Stoignew seine gesamten Streikräfte zusammengezogen hatte. Währenddessen zog Markgraf Gero etwa eine Meile flußabwärts, ließ Brücken errichten, über die nun der größte Teil des königlichen Heeres marschierte und den Kampf gegen die Slawen eröffnete. Sie mußten fliehen – ihr Anführer Stoignew fiel. Er wurde von dem Sachsen Hosed getötet, der dafür als „Belohnung“ vom König 20 Hufen Land erhielt. „Das Morden währte bis tief in die Nacht. Am nächsten Morgen wurde das Haupt des Stoignew auf freiem Feld aufgestellt; ringsum wurden 700 Gefangene enthauptet. Dem Ratgeber Stoignews wurden die Augen ausgestochen, die Zunge ausgerissen, und dann ließ man ihn hilflos zwischen den Leichen liegen.“

Der Obodritenfürst Nacon, der als bedeutender slawischer Fürst in dem heutigen Dorf Mecklenburg südlich von Wismar residierte (S. 189) und von Ibrahim ibn Jacub, einem Kaufmann und Geschichtsschreiber aus Tartosa in Spanien, mit Mieszko I. von Polen und Boleslav von Böhmen verglichen wird (S. 189), unterwarf sich nach dem Tode seines Bruders. Wichmann und Eckbert, die den Aufstand von 955 zur Stärkung ihrer politischen Stellung gegenüber Otto I. und den Markgrafen ausnutzen wollten, dem Kampfgeschehen aber ferngeblieben waren, verließen nun slawisches Gebiet und flohen nach Frankreich, wo sie ihre Pläne weiter verfolgten.

Mit der Schlacht an der Raxa hatte Otto I. zwar den Aufstand von 955 weitgehend niedergeworfen. Doch war damit der Widerstand, namentlich der Lutizen, nicht gebrochen. Gegen sie unternahm Otto I. bis 960 mehrere Feldzüge, die sich vor allem gegen die Redarier und andere ungenannte, im Bereich der Mark Geros ansässige slawische Stämme richteten. Diese stachelte Wichmann, der Frankreich verlassen hatte und sich wieder in slawisches Gebiet begab, um erneut gegen seinen alten Widersacher Hermann Billung vorgehen zu können, zu Erhebungen an. Otto I. schlug diese Aufstände nieder, und Wichmann blieb vorerst nichts anderes übrig, als sich zu unterwerfen und Treue zu schwören.

In dieser Zeit, also etwa seit der zweiten Hälfte des 10. Jh., begann sich der frühfeudale polnische Staat zu entwickeln, der auch nach dem Westen in die Gebiete zwischen Elbe und Oder expansiv ausgriff.<sup>46</sup> Es kam bald zu kriegerischen Auseinandersetzungen Polens mit den Stämmen in Mecklenburg und Brandenburg.

So berichtet Widukind, daß um 963 die Redarier gegen Mieszko I. zogen und ihn unterwarfen. Sie wurden dabei von Wichmann geführt, der nach einem vergeblichen Versuch, den Dänenkönig Harald Blauzahn zu einem Überfall auf Sachsen und damit zum Kampf gegen Hermann Billung zu bewegen, selbst in Sachsen Raubzüge unternahm und schließlich zu den Redariern überging. Nun suchte der unstete Rebell im Kampf gegen Polen sein Heil.<sup>47</sup> Ob dabei an ein absichtlich herbeigeführtes Zusammenwirken mit Gero zu denken ist, der etwa zur gleichen Zeit gegen Mieszko zog, ihn unterwarf und wohl schon damals zur Tributzahlung für das Gebiet zwischen Oder und Warthe, also nicht für ganz Polen zwang, ist unsicher.<sup>48</sup> Ebenfalls 963 unternahm Gero einen Kriegszug in die Lausitz, in die bereits Heinrich I. 932 vorgedrungen war, ohne offenbar eine dauerhafte Herrschaft errichten zu können. In erbitterten Kämpfen, bei denen Gero selbst schwer verwundet wurde und sein Heer beträchtliche Verluste erlitt, wurden die Lusizer schließlich in „härtester Kampfführung“ unterworfen.<sup>49</sup>

Im Verlaufe einer harten und rücksichtslosen Unterdrückungspolitik gegenüber den Slawen hatte er im wesentlichen die ihm von Otto I. gestellte Aufgabe erfüllt. Kaiser Otto I., der auch sonst in seinem Reich allzu starke politische Machtballungen zu verhindern suchte und die Unterwerfung der Slawen in den Grenzgebieten als gesichert ansah, beschloß nun, die beträchtlich angewachsene Mark Geros zu teilen, während die markgräfliche Gewalt im Norden über die Obodriten, Wagrier und Lutizen nach wie vor Hermann Billung ausübte. Es entstanden nun sechs kleine Bezirke, die Feudalherren übertragen wurden, die schon vorher östlich der Elbe gekämpft hatten.

Markgraf Dietrich von Haldensleben, der bereits 955 gegen die Slawen vorgeückt war, gebot zwischen Elbe und Peene im Norden und der Lausitz im Süden. Südlich davon wurde Markgraf Hodo eingesetzt. Sein Machtbereich umfaßte die sogenannte sächsische Ostmark, die zur Keimzelle des späteren Territoriums Wettin wurde. Thietmar, ein Neffe Geros und Schwiegersohn Hermann Billungs, gebot an der unteren Saale und mittleren Elbe über die Gaue Serimunt, Nelëici, Siusli und Nicici. Schließlich wurden noch die Marken Merseburg, Zeitz und Meißen gebildet, die ebenfalls nahezu vollständig auf slawischem Gebiet lagen. Solange Otto I. lebte, blieb diese Aufteilung unverändert. Erst später wurden diese sechs Bezirke in drei zusammengefaßt: Nordmark, Ostmark und die Mark Meißen.

Die Auflösung der Mark Geros 965 führte zwar im slawischen Bereich zunächst zu keinen unmittelbaren Reaktionen. Doch scheint es zwei Jahre danach, 967, zu einem Zug gegen die Redarier gekommen zu sein, die bereits Ende der fünfziger Jahre des 10. Jh. von Otto I. wiederholt bekriegt worden

waren und die sich eben erst gegen den entstehenden frühfeudalen polnischen Staat gewandt hatten, der sie von Osten her bedrohte.

Auf die dabei den Redariern beigebrachte Niederlage spielt offenbar ein von Widukind von Corvey überlieferter Brief Ottos I. vom 18. 1. 968 an, den dieser aus Italien an Hermann Billung, Markgraf Dietrich und die sächsischen Großen richtete. Dort heißt es u. a.: „... Außerdem wollen wir, daß, wenn die Redarier, wie wir annehmen, eine solche Niederlage erlitten haben – ihr wißt ja, wie oft sie die Treue brachen und welches Unrecht sie verübten – sie keinen Frieden von euch erhalten sollen. Deshalb erwäget dies ... und trachtet mit allen Kräften danach, daß ihr durch ihre Vernichtung euer Werk vollendet. Wir selbst werden, wenn es nötig sein sollte, gegen sie ziehen.“ Auf einer Zusammenkunft in Werla, wo der Brief verlesen wurde, beschloß man jedoch, einem gegen die Dänen geplanten Angriff den Vorzug zu geben und nicht gegen die Redarier zu ziehen, da „die Streitkräfte nicht ausreichten, um mit zwei Kriegen zu gleicher Zeit fertig zu werden“.<sup>50</sup>

Im Jahre 967 kam es im nordelbischen Gebiet noch einmal zu kriegerischen Verwicklungen, als der Obodritenfürst Mstivoj, der dem zwischen 965 und 967 verstorbenen Nakon gefolgt war, mit Želibor, dem Fürsten der Wagrier, in Streitigkeiten geriet. Dieser versuchte, sich der von Mstivoj wahrscheinlich angestrebten Oberherrschaft zu entziehen und erhob vor Hermann Billung Anklage. Wie so oft, suchte also auch diesmal wieder ein Angehöriger der slawischen Oberschicht durch Anlehnung an deutsche Feudalgewalten seine Position zu festigen und politische Ansprüche durchzusetzen. In seinem Schlichtungsspruch verurteilte der Herzog den Želibor zu einer Buße von 15 Pfund Silber. Želibor fügte sich jedoch diesem Urteil nicht und ging gewaltsam gegen Hermann Billung vor. Wieder war der Rebell Wichmann zur Stelle, um gemeinsam mit Želibor gegen seinen alten Feind und Oheim zu kämpfen – freilich auch diesmal ohne Erfolg. Der Wagrierfürst konnte sich gegenüber Hermann Billung und Mstivoj nicht behaupten. Seine Burg wurde erobert. Er selbst mußte die Herrschaft über die Wagrier seinem Sohn überlassen, der Mstivoj anerkannte.<sup>51</sup>

Ein letztes Mal mußte Wichmann fliehen und begab sich in das Gebiet der Wolliner, deren Hauptort Wolin ein bedeutender Handelsplatz war. In der Hoffnung, schließlich doch einen politischen Erfolg erringen zu können, zog er mit den Wollinern gegen Mieszko I., der die Odermündung aus wirtschaftlichen und politischen Gründen zu gewinnen suchte und eine entsprechende Expansionspolitik betrieb. Mieszko I., unterstützt von seinem Schwiegersohn Boleslav von Böhmen, schlug die Wolliner. Wichmann wurde bei diesen Kämpfen 967 getötet.<sup>52</sup>

Damit fand die erste Phase der kriegerischen Auseinandersetzungen, die seit Heinrich I. zwischen dem frühfeudalen deutschen Staat und den Slawen fast über ein halbes Jahrhundert hindurch geführt wurden, ihren Abschluß. Im Laufe der in dieser Zeit durchgeführten Expansionspolitik nach Osten suchte Otto I. vor allem mit zwei wichtigen Entscheidungen seinen politischen Einfluß

in den Gebieten jenseits der Elbe zu festigen und zu sichern: Sollte die Anlage von Marken unter Gero und Hermann Billung 936/37 die militärische Beherrschung ermöglichen und durchsetzen, so trug die Stiftung von Missionsbistümern in Brandenburg und Havelberg 948 wesentlich dazu bei, die feudale deutsche Herrschaft östlich der Elbe zu legitimieren und zu festigen.

Bezeichnenderweise brachen wenige Jahre nach der Durchführung dieser einschneidenden politischen Maßnahmen die wichtigsten und umfassendsten Aufstände der slawischen Stämme 939 bzw. 955 aus. Diese Erhebungen wurden niedergeworfen, und in den sechziger Jahren des 10. Jh. schien tatsächlich die Widerstandskraft der Slawen weitgehend erschöpft zu sein. Vor allem gegenüber der militärisch überlegenen Macht des zentralisierten, frühfeudalen deutschen Staates konnten die Slawen, die in oft einander befehldende Stammesgruppen und Stammesverbände aufgesplittert waren, nur wenig ausrichten.

Otto I., seit 962 Kaiser, hielt nun die Zeit für gekommen, seine Herrschaft durch Zusammenfassung der Missionsbistümer und Einführung einer strafferen und tiefergreifenden Kirchenorganisation weiter zu festigen. Dem diente die Gründung des Erzbistums Magdeburg.

Bereits 937 hatte Otto I. in dem während seiner gesamten Herrschaft als Pfalz und Residenz bevorzugten Magdeburg das Moritzkloster begründet und dieses von Anfang an reich mit Land und Einkünften sowohl westlich als auch östlich der Elbe ausgestattet.<sup>63</sup> Es wurde dem heiligen Mauritius, Märtyrer und Vorkämpfer gegen die Heiden, geweiht. Der Einrichtung eines Erzbistums standen jedoch kirchenpolitische Interessen, vor allem des Mainzer Erzbischofs und des Bischofs von Halberstadt, entgegen.

Erst bei seiner Kaiserkrönung am 2. 2. 962 in Rom griff Otto I. seine Absicht, die kirchliche Gliederung der eroberten ostelbischen Gebiete neu zu ordnen, wieder auf und suchte dafür die Unterstützung des Papstes zu gewinnen. Zehn Tage später, am 12. 2., genehmigte der Papst die Errichtung eines neuen Erzbistums in Magdeburg für alle bereits unterworfenen und noch zu unterwerfenden Slawen.<sup>64</sup> Außerdem sollte Otto I. so viele Bistümer unter den Slawen begründen können, wie ihm nötig erschien. Die fünf deutschen Erzbistümer wurden verpflichtet, den päpstlichen Beschluß zu unterstützen. Daraufhin bestätigte Otto I. am 13. 2. alle der römischen Kirche gemachten Schenkungen.

Jedoch erst fünf Jahre später erhob Johann XIII. auf einer Synode zu Ravenna, die einen Bericht Ottos I. über seine bisherige Missionstätigkeit bei den Slawen billigte, Magdeburg zum Erzbistum, unterstellte ihm die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg und gestattete die Errichtung weiterer Bistümer in Merseburg, Zeitz und Meißen für die Sorben.<sup>65</sup> Der Tod des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Halberstadt Anfang 968 beseitigte das letzte Hindernis, das einer Gründung des Erzbistums Magdeburg bisher noch im Wege gestanden hatte. Sie wurde nun vollzogen und Magdeburg ein Ehrenvorrang unter allen deutschen Kirchen rechts des Rheins eingeräumt. Zum ersten Erzbischof wurde der Mönch Adalbert bestimmt. Bereits 961 war er als Missionar am Hofe der russischen Großfürstin Olga, freilich erfolglos,

tätig. Nun sollte er, wie Otto I. an die Bischöfe und Grafen Sachsens schrieb, für „alle Slawen jenseits von Elbe und Saale“ zuständig sein.<sup>56</sup>

Allerdings gab Papst Johann XIII., im Gegensatz zu dem von seinem Vorgänger 962 erlassenen Gründungsprivileg für Magdeburg, das noch die Einbeziehung sämtlicher unterworfenen und künftig noch zu unterwerfender Slawen in die Magdeburger Kirchenprovinz vorgesehen hatte, 968 dieser im Osten eine feste Grenze.<sup>57</sup> Polen, dessen Fürst Mieszko I. 966 zum Christentum übergetreten war, immer mehr als Bundesgenosse des Kaisers im Kampf gegen die heidnischen Elbslawen hervortrat, jedoch eine vom Reiche weitgehend unabhängige, eigenständige kirchliche Organisation seines Landes anstrebte, wurde zusammen mit dem damals gerade entstehenden Bistum Posen nicht der Magdeburger Metropole unterstellt. Weiterreichenden Plänen, die Otto I. möglicherweise im Osten verfolgte, wurde damit vom Papst, der dabei vielleicht im Einvernehmen mit Mieszko I. handelte, eine Grenze gesetzt. Um seine Missionsbestrebungen im östlichen Holstein (Wagrien) zu fördern und die Obodriten in die feudale deutsche Kirchenorganisation einzubeziehen, ließ Otto I. wahrscheinlich ebenfalls im Jahre 968 in Oldenburg ein Bistum errichten, das dem Erzbistum Hamburg–Bremen zugeordnet wurde.<sup>58</sup> Im Süden entstanden die Bistümer Zeitz und Meißen.

Rückblickend darf festgestellt werden, daß die von Otto I. im Anschluß an karolingische Tradition betriebene Machtpolitik eine hegemoniale Stellung des deutschen Feudalstaates in Mittel- und Westeuropa begründete, die in der Kaiserkrönung 962 besonderen Ausdruck fand. In diese größeren politischen Zusammenhänge ist die feudale deutsche Ostexpansion im 10. Jh. einzufügen. Die seit Heinrich I. in die ostelbischen Gebiete vordringende deutsche Feudalherrschaft erreichte unter Otto I. mit der Anlage von Marken, der Gründung von Bistümern, besonders aber mit der Erhebung Magdeburgs zum Erzbistum einen Höhepunkt. Nicht zuletzt als Konsequenz dieser im Osten betriebenen Eroberungs- und Missionspolitik, die die Unterwerfung und umfassende Eingliederung der Slawen in den frühfeudalen deutschen Staat zum Ziel hatte, rückte das politische Zentrum in Deutschland allmählich von Aachen, wo Otto I. noch zum König gekrönt wurde, nach Magdeburg, das von Brun von Querfurt im 11. Jh. als „Neue Hauptstadt (metropolis) der Deutschen“ bezeichnet wird.<sup>59</sup>

Als Kaiser Otto I. 973 starb, blieb es östlich der Elbe ruhig. Die Anwendung militärischer Gewalt, die Einrichtung von Burgwarden und das sich allmählich ausbreitende Netz von Kirchen und Pfarreien sowie die von hier ausgehende, von Otto I. auf eine feste kirchliche Grundlage gestellte Christianisierung, konnten den Widerstand der Slawen, die nach ihren verschiedenen, bisher mißglückten Erhebungen eine Atempause brauchten, zunächst niederhalten. In den folgenden 10 Jahren kam es zu keinen größeren Kampfhandlungen, und es schien, als sei die Unterwerfung der Slawen endgültig abgeschlossen. Unter der Decke deutscher Feudalherrschaft und kirchlichen Triumphes entstand jedoch schon die politische Kraft, die im Jahre 983 den politischen Dingen einen anderen Lauf geben sollte – der Lutizenbund.

**c) Die Aufstände der Lutizen und Obodriten und der Zusammenbruch der deutschen Feudalherrschaft in den Gebieten östlich der Elbe**

Wie die Erhebung von 955, wo Wilzen und Obodriten zum ersten Male gemeinsam vorgingen, so wurde auch der Aufstand vom Jahre 983 zielstrebig durchgeführt. Die Gründe dafür können nur den spärlichen Hinweisen jener Quellen entnommen werden, die sich auf deutschem Boden vor allem in den östlichen Grenzgebieten mit den Verhältnissen bei den Slawen beschäftigen. So viel scheint sicher zu sein, daß die einzelnen, auf wilzischem Gebiet ansässigen Stammesgruppen sich in der Abwehr der im 10. Jh. vordringenden feudalen deutschen Herrschaft, die östlich der Elbe mit der Errichtung von Marken und Bistümern festen Fuß zu fassen suchte, allmählich fester zusammenschlossen. Dieser Zusammenschluß erfolgte in einem Bund, dem Lutizenbund, dem vor allem Kessiner, Zirzipanen, Tollenser und Redarier, also die wilzischen Kernstämme, angehörten (S. 8). Fortan werden diese Stämme von den Chronisten westlich der Elbe zumeist als Lutizen bezeichnet.

Demgegenüber gestalteten sich die Verhältnisse bei den Obodriten etwas anders, deren Fürst Mstivoj im Kampf gegen Želibor 967 bei Hermann von Sachsen Beistand gefunden hatte (S. 281). Die gegenseitigen Beziehungen waren demnach relativ günstig, so daß sogar eine eheliche Verbindung zwischen der Nichte Hermanns und Mstivojs Sohn erwogen wurde, der, begleitet von etwa 1 000 Reitern, unter dem Herzog von Sachsen nach Italien zog und dort den Kaiser im Kampf gegen die Sarazenen unterstützte. Nachdem Otto II. im Juli 982 in der Schlacht bei Cotrone am Kap Colonne (Süditalien) eine schwere Niederlage erlitten hatte, kehrte Mstivojs Sohn zurück. Als dieser nun die Nichte Hermanns als Gemahlin erbat, „vereitelte Markgraf Dietrich von Haldensleben den Plan, indem er ausrief, „eine Blutsverwandte des Herzogs dürfe nicht einem Hund gegeben werden“<sup>60</sup>.

Auf diese Weise verschlechterten sich nicht nur die Beziehungen zwischen den deutschen Feudalgewalten und den obodritischen Oberschichten. Es wurden auch die Vorgänge in Italien in den Gebieten östlich der Elbe bekannt. Die durch den Abzug beträchtlicher deutscher Streitkräfte nach Italien und die Niederlage bei Cotrone entstandene Situation nutzten die Lutizen aus. Nachdem es zu Beginn des Jahres 983 in Dänemark, wo 948 die ersten Bistümer in Ribe-Aarhus und Schleswig unter der Metropolitangewalt des Erzbistums Hamburg-Bremen gegründet wurden, zu Erhebungen gekommen war, gegen die der Herzog von Sachsen einschritt, brach im Juni mit voller Wucht der Aufstand der Lutizen aus.<sup>61</sup>

Am 29. 6. 983 erschienen die Lutizen vor Havelberg, schlugen die Besatzung nieder und zerstörten den Bischofssitz.<sup>62</sup> Drei Tage später wurde Brandenburg eingenommen. Bischof Folkmar und Markgraf Thiedrich mußten fliehen. Die Priester wurden gefangen und die Leiche des drei Jahre vorher ermordeten Bischofs Dotilo aus dem Grabe gerissen.

An den darauf folgenden Vorstößen in die Gebiete westlich der Elbe (Altmark) waren auch die Obodriten beteiligt, die sich unter Mstivoj zusammen mit den Lutizen erhoben. Die slawischen Streitkräfte zerstörten das Laurentius-Kloster Calbe an der Milde und „setzten den Unsrigen wie flüchtige Hirsche nach, denn auf Grund unserer Missetaten hatten wir Angst, sie aber guten Mut“, bemerkt Thietmar bezeichnenderweise. Erst an der Tanger, einem kleinen Nebenfluß der Elbe nördlich von Magdeburg, vereitelte dessen Erzbischof Giseler zusammen mit Bischof Hildiward von Halberstadt, den Markgrafen Thiedrich, Hodo und Rikdag sowie anderen Grafen mit einem Heer das weitere Vordringen der Slawen. Diese wurden geschlagen, und nach Thietmar konnten nur wenige entkommen.

Mit dieser umfassenden, zum ersten Male mit vereinten Kräften geführten Aufstandsbewegung erreichte der Unabhängigkeitskampf der Lutizen und Obodriten seinen Höhepunkt. Abgesehen von den slawischen Gebieten, die seit Heinrich I. fest in deutscher Hand waren (S. 274) und sich an der Erhebung nicht beteiligten (Sorben), war es gelungen, in einem Ansturm die feudale deutsche Herrschaft östlich der Elbe zu beseitigen.

Die nach dem Aufstand 983 und nach dem Tode Ottos II. unter dessen Nachfolgern in den nächsten 15 Jahren im Osten geführten Kriege verfolgten vor allem das Ziel, die schwere Niederlage, die die feudale deutsche Herrschaft in den Gebieten östlich der Elbe erlitten hatte, wettzumachen und die Slawen, besonders die in einem Bund vereinten Lutizen, erneut zu unterwerfen. An den Kämpfen nahmen neben dem frühfeudalen deutschen Staat auch Polen und Böhmen teil. Beide beeinflussten somit den weiteren Verlauf der Geschichte der Lutizen und Obodriten und griffen mehrfach auch in Auseinandersetzungen zwischen der deutschen Zentralgewalt und den oppositionellen partikularen Kräften ein.

Das zeigte sich schon unmittelbar nach dem Tode des Kaisers. So suchte Heinrich der Zänker, einer der gefährlichsten Gegner der deutschen Könige im 10. Jh., nach einem mißglückten Versuch, sich gegen den erst dreieinhalb Jahre alten Otto III. als König zu behaupten, bei Boleslav II. von Böhmen 984 Hilfe. Zusammen mit Heinrich zog Boleslav durch sorbisches Gebiet, wo dieser das Bistum Meißen an sich bringen konnte, aus dem ihn im folgenden Jahre freilich Markgraf Ekkehard wieder vertrieb. In den nächsten Jahren kämpfte Boleslav II. im Bunde mit den Lutizen um die Beseitigung der seit 950 bestehenden Tributpflicht zum Reich. Demgegenüber kam es zu einem Bündnis zwischen Otto III. und Mieszko I. von Polen. Mieszko erblickte in Otto III. vor allem einen Verbündeten gegen den frühfeudalen böhmischen Staat, mit dem es verschiedentlich zu Grenzstreitigkeiten kam. Außerdem lagen das östliche Lutizengebiet sowie die Gebiete an der Odermündung und an der mittleren Oder schon seit der Entstehungszeit des polnischen frühfeudalen Staates in dessen Expansionsbereich. Das Gebiet an der mittleren Oder nahm eine Schlüsselstellung für weitere polnische Eroberungszüge ein. Wahrscheinlich hatte bereits Mieszko dieses Land beiderseits des Flusses erobert. Spätestens



nach dem Lutizenaufstand von 983 wurde das polnische Land Lebus gebildet, das eine Reihe älterer Kleinstammgebiete und Siedlungsgefülle beiderseits der Oder, etwa zwischen Neißemündung und Finowtal, zusammenschloß. Im Westen scheint zeitweise Köpenick (Berlin) dazugehört zu haben.<sup>63</sup> Infolge des machtvollen Lutizenaufstandes war zweifellos die polnische Herrschaft im Odergebiet gefährdet. Das war ein weiterer Grund für das Bündnis des frühfeudalen Polens mit dem Deutschen Reich in den beiden letzten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts. Insgesamt gelang es Otto III. bzw. seiner Mutter Theophano, die zunächst anstelle des unmündigen Kindes die Herrschaft ausübte, durch Ausnutzung der zwischen Böhmen und Polen bestehenden politischen Spannungen in Mieszko einen verlässlichen Verbündeten gegen die Lutizen zu gewinnen und eine Machtballung an der Ostgrenze des Reiches zu verhindern, wie sie durch die Annäherung der beiden westslawischen Feudalstaaten hätte entstehen können.

Als mit der Unterwerfung Heinrich des Zänkers die nach dem Tode Ottos II. entstandenen inneren Wirren beigelegt worden waren, ließ Theophano zwischen 985 und 987 mehrere Feldzüge gegen die Lutizen mit dem Ziel durchführen, der seit 983 praktisch beseitigten deutschen Herrschaft östlich der Elbe wieder zur Geltung zu verhelfen. Trotz der dabei von Mieszko I. zugesagten Unterstützung, der 986 huldigte und den Lehnseid schwor, gelangte man über eine Verwüstung des lutizischen Gebietes nicht hinaus. Brandenburg und Havelberg blieben weiter in slawischem Besitz. Lediglich im sorbischen Gebiet an der Elbe konnten einige deutsche Burgen neu errichtet werden. Von der Unterwerfung der heidnischen Lutizen war man weit entfernt.

Bis zum Ende des 10. Jh. hatte sich der feudale böhmische Staat über die Sudeten bis zur Oder ausgedehnt, wo von Vratislav I. die nach ihm benannte Burg Wortizlava (Wrocław) gegen den frühfeudalen polnischen Staat begründet wurde.

Mieszko I. gelang es im Verlaufe seiner nach Westen und Südwesten betriebenen expansiven Politik schließlich, das in böhmischem Besitz befindliche Land bis zu den Sudeten (Schlesien links der Oder) zu erobern. In diesen Kämpfen fand Boleslav II. von Böhmen die Unterstützung der Lutizen, die, wie Thietmar berichtet, „seinen Vorfahren und ihm immer treu gewesen waren“. An anderer Stelle spricht der Chronist von einem alten „Bündnis“ zwischen Böhmen und Lutizen.

Gegen Boleslav II. von Böhmen rief Mieszko I. ein deutsches Heer zu Hilfe, das unter Erzbischof Gisiler von Magdeburg und Markgraf Ekkehard von Meißen gegen den böhmischen Herzog vorrückte. Boleslav von Böhmen befürchtete, daß seine Streitmacht nach einem Kampf mit dem deutschen Gegner nicht mehr fähig sein werde, Mieszko I. von Polen zu bekriegen. Er gab daher Verhandlungen den Vorzug.

Die Episode, die Thietmar berichtet, als die deutschen Gesandten Boleslav II. verlassen wollten, ist bezeichnend für den Haß, den die Lutizen gegenüber den deutschen Feudalherren hegten. „Da Boleslav wußte, daß die Unsrigen ohne



TAFEL 3. Reichverzierter Steigbügel von Pritzerbe, Kr. Brandenburg

seinen Schutz nicht unbehelligt von den Lutizen heimkehren konnten, entließ er sie im Morgengrauen des folgenden Tages mit der Weisung, sich sehr zu beeilen. Kaum hatten ihre Feinde (d. h. die Lutizen – S. E.) das entdeckt, als sie gleich mit einer stattlichen Schar ausgesuchter Leute hinterhersetzen wollten. Nur mit Mühe konnte sie Boleslav beschwichtigen.“ Sie setzten schließlich dennoch den abziehenden Gesandten nach, die nur mit knapper Mühe den Verfolgern entkommen und Magdeburg unversehrt erreichen konnten.

In den folgenden Jahren konzentrierten sich die deutsch-polnischen Angriffe vor allem auf den Hauptort der Heveller, Brandenburg, der seit der Erhebung von 983 in den Händen der Lutizen war und von ihnen erbittert verteidigt wurde. Bis sie 1157 endgültig unter feudale deutsche Herrschaft geriet (S. 336), sollte die Burg noch achtmal den Besitzer wechseln. Zunächst gelang es im September 991 einem deutschen Heer, in dem erstmalig auch Westsachsen mitkämpften, unterstützt von polnischen Hilfstruppen Brandenburg zu erobern.<sup>64</sup>

Kurz nach dem Abzug der Angreifer ergab sich im brandenburgischen Gebiet eine Situation, wie sie in ähnlicher Form schon in den vergangenen Jahrzehnten mehrfach entstanden war und für die deutsch-slawischen Auseinandersetzungen im 10. Jh. überhaupt bezeichnend ist. Von der Herrschaft der Markgrafen bedrückte niedere sächsische Adelsschichten gingen zu den Slawen über, um mit ihrer Hilfe politische Vorteile zu erringen. 991 begab sich der Ritter Kizo zu den Lutizen, „weil er keine Möglichkeit sah, zu seinem Recht zu kommen“, besetzte mit ihrer Zustimmung Brandenburg und unternahm mehrere, allerdings wenig erfolgreiche Raubzüge in sächsisches Gebiet.<sup>65</sup>

Seitdem kam es zu verschiedenen, teilweise massiveren Vorstößen gegen Brandenburg, an denen neben bayrischen, polnischen und böhmischen besonders sächsische Aufgebote teilnahmen. Obwohl auch diesmal wieder – wie schon vorher – verschiedene sächsische Große nur ungerne gegen die erbitterten Widerstand leistenden Slawen zu Felde zogen<sup>66</sup>, gelang es schließlich, Brandenburg wieder zu erobern, das 993 Kizo dem überlegenen Gegner übergab. Die über den Abfall des sächsischen Ritters erbosten Lutizen griffen sofort mit vereinten Kräften an, wurden aber von Otto III., der nun alle erreichbaren Streitkräfte zusammenzog, geschlagen.

Zwischen 990 und 995 nutzten die Obodriten die schwierige Lage aus, in die Otto III. durch Einfälle der Normannen in Sachsen sowie ausbrechende Seuchen und Hungersnöte geriet. Sie erhoben sich unter ihrem Fürsten Mstivoj und wandten sich besonders gegen das 968 gegründete Bistum Oldenburg, dessen Bischof Folcvard fliehen mußte.<sup>67</sup> Hatte damit die mit der Ausbreitung der feudalen deutschen Herrschaft eng verbundene Christianisierung einen schweren Schlag erlitten, so brach sie vollkommen zusammen, als in den folgenden Jahren zwischen 990 und 995 die Obodriten mehrere Einfälle in Nordalbingien und Dänemark unternahmen und Hamburg, den Sitz des Erzbischofs, zerstörten.<sup>68</sup> Offenbar setzte mit dem Jahre 990 bei den Obodriten gegen die

feudale deutsche Herrschaft eine länger anhaltende, von starken heidnischen Reaktionen erfüllte Aufstandsbewegung ein, die 995 in einer gemeinsam mit lutizischen Gruppen durchgeführten kraftvollen Erhebung besonders deutlich hervortrat.<sup>69</sup> Eine von Otto III. aufgebotene beträchtliche deutsche Streitmacht, die von polnischen und böhmischen Verbänden unterstützt wurde, konnte keinen durchschlagenden Erfolg erzielen.

Der Einfluß der deutschen Feudalgewalten im ostelbischen Gebiet blieb weiterhin gering. Resignierend stellen die Quedlinburger Jahrbücher für 995 fest, daß Otto III. die Slawen „in keiner Weise unterdrücken konnte“.<sup>70</sup>

Auch Brandenburg ging wieder verloren, Boliliut, ein slawischer Vasall Kizos, bemächtigte sich um 995 der Burg. Bei dem Versuch, Brandenburg wieder zu erobern, kam Kizo ums Leben. Immer deutlicher zeigte es sich, daß die feudale deutsche Herrschaft im ostelbischen Gebiet nicht wiederhergestellt werden konnte und die Slawen, namentlich die in einem Bund vereinigten Lutizen, die deutschen Feudalgewalten in die Defensive drängten. Ein mit den Lutizen kurz vor der Kaiserkrönung Ottos III. Anfang 996 geschlossener Friede war nur von kurzer Dauer.

Schon im folgenden Jahr kam es zu neuen kriegerischen Auseinandersetzungen. Das Schicksal der Arneburg, einem nordöstlich von Stendal an der Elbe gelegenen Ort, den Otto III. befestigen ließ, zeigt, wie unsicher die Lage an der Ostgrenze des Reiches war. Erzbischof Gisiler von Magdeburg, dem der Kaiser 997 die Arneburg zur Verteidigung übertrug, konnte sich gegenüber den Slawen nicht behaupten. Er geriet in einen Hinterhalt und mußte fliehen.<sup>71</sup> Die Burg ging in Flammen auf und wurde unter Otto III. nicht wieder aufgebaut. Ein Vergeltungszug des Kaisers gegen die Heveller wurde von slawischer Seite mit energischen Gegenaktionen beantwortet. Dabei überschritten Lutizen und Obodriten die Elbe und drangen bis in das Gebiet um Lüneburg und Bardowiek vor, wo sie ein von Bischof Ramward von Minden geführtes westfälisches Heer schlugen.

Damit fanden die unter Otto III. mit den Slawen geführten Kriege ihr Ende. Mit dem Lutizenaufstand 983 und dem Obodritenaufstand 990 war die seit Beginn des 10. Jh. durchgeführte feudale deutsche Ostexpansionspolitik am Widerstand der Lutizen gescheitert. Durch ihren erfolgreichen Abwehrkampf erleichterten sie ihren östlichen Nachbarn, vor allem den Polen, die Festigung des frühfeudalen Staates. Für etwa 150 Jahre konnten die Lutizen, Obodriten und Heveller ihre Unabhängigkeit behaupten. Von seiten des frühfeudalen deutschen Staates wurden jedoch die Herrschaftsansprüche nicht aufgegeben. So erhielten regelmäßig Bischöfe für die verlorengegangenen Bistümer Brandenburg, Havelberg und Oldenburg die Weihe, und in der Nordmark amtierten weiterhin Markgrafen, ohne jedoch tatsächlich eine über die Elbe hinwegreichende politische Macht ausüben zu können.

### 3. Deutscher, böhmischer, polnischer und dänischer Feudalstaat im Kampf um die Gebiete zwischen Elbe und Oder im 11. Jahrhundert

#### a) Das Bündnis Heinrichs II. (1002 bis 1024) mit den Lutizen gegen den frühfeudalen polnischen Staat

Im Vergleich zu der von Otto III. an der Ostgrenze seines Reiches betriebenen Politik, die im wesentlichen auf ein Bündnis mit Polen gegen die Lutizen ausgerichtet war, vollzog sich unter Heinrich II. in den Beziehungen des frühfeudalen Staates zu seinen östlichen Nachbarn ein grundsätzlicher Wandel. Entscheidend dafür war in erster Linie die Expansionspolitik Polens, das seit dem Ende des 10. Jh. unter Mieszko I. (gest. 992) und besonders Boleslaw Chrobry (der Kühne) (992–1025) zum mächtigsten westslawischen frühfeudalen Staat geworden war. Seine Heere unternahmen, gestützt auf eine zuverlässige und schlagkräftige Gefolgschaft, Eroberungszüge im Nordwesten (Pommern), Osten (Kiewer Rus), Süden (Böhmen) und Westen (Deutschland). Als Boleslaw Chrobry 1003 in Böhmen einfiel und Prag besetzte, reichte sein politischer Einfluß von der Ostsee bis zu den Karpaten, von der Weichsel bis zum Böhmerwald. Im Bewußtsein der damit errungenen Macht verweigerte der polnische Herrscher die Huldigung, die ihm Heinrich II. für das eben gewonnene Böhmen abverlangte, und unterstützte die Opposition verschiedener deutscher Herzöge und Markgrafen, die dem deutschen König die Krone streitig machten.

Damit sah sich Heinrich II. im Osten einer völlig neuen Lage gegenüber. Hatten die deutschen Könige bisher immer wieder mit Erfolg versucht, die zwischen Böhmen und Polen bestehenden politischen Gegensätze auszunutzen, um ihre Stellung in diesen Gebieten zu halten und zu festigen, so begann nun ein westslawisches Großreich zu entstehen, dessen Herrscher innerhalb des frühfeudalen deutschen Staates oppositionelle Kräfte unterstützten und nach Westen bis fast an die Elbe vordrangen.

Die Absicht Ottos III., das christianisierte Polen in die von ihm geplante Erneuerung des römischen Reiches (*Renovatio imperii Romanorum*) einzubeziehen, war an der machtvollen Entfaltung des frühfeudalen polnischen Staates gescheitert. Es blieb Heinrich II. nichts anderes übrig, als mit den politischen Konzeptionen seines Vorgängers zu brechen.<sup>72</sup> In deutlicher Abkehr von der von Otto III. im Osten verfolgten Politik entschloß sich Heinrich II. zu einer ungewöhnlichen Maßnahme: Er verbündete sich mit den bisher so erbittert bekriegten Lutizen, die ebenfalls von der Expansionspolitik des frühfeudalen polnischen Feudalstaates betroffen wurden, und bekämpfte also mit Hilfe von Heiden einen christlichen Gegner. Dieser Entschluß erregte beträchtliches Aufsehen und stieß namentlich in geistlichen Kreisen auf heftige Kritik (Brun von Querfurt).<sup>73</sup>

Der Umschwung, der nun in den Beziehungen zu den Lutizen einsetzte, kam im Jahre 1003 zum ersten Male deutlich zum Ausdruck, als Heinrich II. am

28. März in Quedlinburg Abgesandte der Lutizen und Redarier empfing. Er „beruhigte die bisher Aufsässigen durch schmeichelhafte Geschenke und angenehme Versprechungen und erreichte so, daß aus Feinden die besten Freunde wurden“. <sup>74</sup> Leider überliefert Thietmar als wichtigster Gewährsmann – er war damals Propst des etwa 60 km von Quedlinburg entfernt liegenden Walbeck – keine Einzelheiten der geschlossenen Vereinbarungen. Möglicherweise wollte Heinrich II. den in den Augen der Geistlichkeit verwerflichen Bündnisvertrag geheimhalten, oder der König machte den Lutizen solche Zugeständnisse, daß Thietmar es vorzog, davon nicht weiter zu berichten. Wahrscheinlich erklärten sich die Lutizen zu einer Tributzahlung bereit, <sup>75</sup> waren aber insgesamt zu gleichberechtigten Bundesgenossen Heinrichs II. geworden. „Diese Krieger“, so klagt Thietmar, „einstmals Knechte, jetzt durch unsere Fürsten Freie, kamen ... dem König zu Hilfe.“ <sup>76</sup>

Zunächst suchte Heinrich II. die von Boleslaw Chrobry vollzogene Verbindung Polens mit Böhmen zu lösen, um damit die Gefahr einer starken politischen Machtkonzentration im Osten seines Reiches zu bannen. Es gelang, Boleslaw 1004 aus Böhmen zu vertreiben und den tschechischen Herzog Jaromir wieder einzusetzen. Boleslaw mußte auf Böhmen, die Burg Bautzen, damit auf das Milzenerland und die Niederlausitz verzichten – Gebiete, die er beim Herrschaftsantritt Heinrichs II. an sich bringen konnte und u. a. durch Anlage der Burg Ciani in der Niederlausitz (S. 172) befestigt hatte.

Damit war der politische Machtbereich Boleslaws zwar wieder auf Polen beschränkt, doch kann von einer entscheidenden Niederlage Boleslaws nicht gesprochen werden. Bereits ein Jahr später, 1005, zog Heinrich erneut gegen den polnischen Herzog. Ein aus allen Gebieten des Reiches aufgebotenes Heer versammelte sich in Leitzkau, zog in die Lausitz, vereinigte sich bei Dobrilugk mit sächsischen und böhmischen Hilfstruppen und erreichte bei Crossen die Oder. Nur unter großen Schwierigkeiten konnte das Heer weiter vordringen. Bereits bei dieser ersten größeren kriegerischen Unternehmung gegen Polen traten deutlich die hemmenden Faktoren zutage, die sich einer erfolgreich durchgeführten militärischen Aktion gegen den frühfeudalen polnischen Staat entgegensetzten. Zunächst leiteten bestochene „Führer“ das Heer durch öde Sumpfgenden und verzögerten eine schnelle, für den Feind gefährliche Begegnung. <sup>77</sup> Die Geländeschwierigkeiten konnten nur mühsam überwunden werden, da zumindest Teile der einheimischen slawischen Bevölkerung sich gegenüber dem durchziehenden Heer feindselig verhielten.

Als problematisch erwies sich weiterhin von vornherein der Wert der lutizischen Bundesgenossen. Zwar berichtet Thietmar über sie recht wenig, da er als überzeugter Anhänger des christlichen Glaubens nicht daran interessiert war, die Hilfe der verhaßten Heiden besonders hervorzuheben. Aber das wenige, was er überliefert, genügt, um zu erkennen, daß die Lutizen das Bündnis mit Heinrich II. offenbar unter taktischen Gesichtspunkten geschlossen hatten. Für einen entscheidenden Sieg Heinrichs II. über Boleslaw werden sich die Lutizen kaum eingesetzt haben, da sie nur dann ihre politische Unabhän-

gigkeit behaupten konnten, wenn im Elbe-Oder-Gebiet das Gleichgewicht der Kräfte zwischen Polen und deutschem Reich nicht allzu stark gestört wurde und sich nicht etwa zugunsten des deutschen Herrschers veränderte.

Auf diese Einstellung der Lutizen deutet bereits der Verlauf des von Heinrich II. 1005 geführten Feldzuges gegen Polen hin. Nachdem Boleslaw sieben Tage dem angreifenden Heer den Flußübergang verwehrt hatte, konnte es schließlich über eine Furt in das Gebiet östlich der Oder vorstoßen und das polnische Heer überraschen. In diesem Zusammenhang klagt Thietmar: „Die Vorhut hätte die unvorbereiteten Feinde in ihren Zelten überwältigen können, wenn sie nicht auf die lange zögernden Lutizen gewartet hätten“<sup>478</sup>, die zum Schrecken des deutschen Heeres mit ihren heidnischen Götzenbildern erschienen.

Das Verhalten Heinrichs II. in der folgenden Zeit zeigte, daß es gegenüber den Lutizen an Spannungen nicht fehlte. „Zu Werben an der Elbe ordnete er dringende Fragen des Reiches in zahlreichen Zusammenkünften mit den Slawen, ob sie wollten oder nicht, und setzte sich machtvoll durch“, bemerkt Thietmar unmittelbar nach dem Feldzug von 1005.<sup>79</sup>

Schließlich wurden die Erfolgsaussichten der gegen Polen geführten Kriege auch dadurch wesentlich vermindert, daß offenbar ein beträchtlicher Teil der sächsischen Großen nur mit Unlust an diesen Feldzügen teilnahm.<sup>80</sup> Viele dieser Feudalherren hatten wohl unter Otto III. an dem von ihm beschlossenen, gegen die Lutizen gerichteten deutsch-polnischen Bündnis tatkräftig teilgenommen, das durch gegenseitige eheliche Verbindungen noch besonders bekräftigt wurde. So heiratete Mieszko I. Oda, die Tochter des Markgrafen Dietrich von der Nordmark, und der Sohn des polnischen Herzogs, Boleslaw, ehelichte eine Tochter des Markgrafen Ekkehard von Meißen. Wenn die sächsischen Großen daher nur sehr zögernd und widerwillig dem von Heinrich II. in seiner „Ostpolitik“ vollzogenen Umschwung folgten, konnten sie sich auch darauf berufen, daß es eine der vornehmsten Pflichten eines christlichen Herrschers war, die Heiden zu bekämpfen.

Dabei dürfte es den Feudalherren und vor allem der hohen Geistlichkeit darum gegangen sein, die Lutizen, die sich seit der Erhebung von 983 dem politischen Einfluß der sächsischen Großen entzogen hatten, wieder zu unterwerfen und zur Entrichtung von Tributen und Zehnten zu zwingen. Daran hinderte sie jedoch das von Heinrich II. mit den Lutizen geschlossene Bündnis. Der Verdruß der sächsischen Herren darüber war beträchtlich und äußerte sich nicht nur in Plänkeleien und offenen Feindseligkeiten gegenüber den heidnischen Verbündeten, sondern in besonderem Maße in einem mehr oder weniger versöhnlichen Verhalten gegenüber Boleslaw Chrobry. Diese Erscheinung, die für fast alle von Heinrich II. gegen den frühfeudalen polnischen Staat geführten Kriege charakteristisch ist, von Thietmar allerdings meist mehr angedeutet als ausgesprochen wird, trat bereits im weiteren Verlauf des Feldzuges von 1005 zutage. Der Vorstoß des Heeres Heinrichs II. kommt „auf Bitten seiner Großen“ vor Posen zum Stehen. Bald darauf erbat „Boleslaw

durch verlässliche Vermittler die Huld des Königs und fand sogleich Gehör. Erzbischof Tagino von Magdeburg und andere Vertraute des Königs begaben sich auf Boleslaws Bitten in die Burg und schlossen mit ihm unter Eid gegen angemessene Entschädigungen Frieden. Dann zogen die Unsrigen voller Freude heimwärts ...“<sup>81</sup>

Wie den sächsischen Großen war offenbar auch dem Erzbischof von Magdeburg an einem baldigen Friedensschluß mit dem polnischen Herzog gelegen. Die Machtgrundlage und Einflußsphäre des Erzbistums waren durch den Lutizenaufstand von 983 stark betroffen worden. Der Erzbischof dürfte deshalb in erster Linie an Kriegszügen gegen die Lutizen, nicht aber an Feindseligkeiten mit Polen interessiert gewesen sein.

Die Friedensbedingungen sind unbekannt. Wahrscheinlich gelang es, Boleslaw zum Verzicht auf die Lausitz und das Milzenerland zu bewegen. Der Quedlinburger Annalist klagt jedenfalls: „... Der König aber kehrte sehr betrübt, weil er keinen guten Frieden erlangt hatte, mit einem jämmerlich zugerichteten Heer zurück.“<sup>82</sup>

Der 1005 geschlossene Friede hielt nicht lange an.<sup>83</sup> Boleslaw Chrobry suchte Bundesgenossen zu gewinnen, um Böhmen, die Lausitz und das Milzenerland wieder zu erobern. So schloß er in Magdeburg mit nicht näher gekennzeichneten Personen eine wohl gegen die Lutizen gerichtete „Verbrüderung in Christo“. Zu Ostern des Jahres 1007 erschienen Abgesandte der Lutizen und des Herzogs Jaromir von Böhmen vor Heinrich II. zu Regensburg. Sie erklärten, daß Boleslaw Chrobry sie mit Worten und Geld zu feindseligen Handlungen gegen das Reich überreden wolle und machten ihre weitere Unterstützung des Königs vom unverzüglichen Beginn des Krieges gegen Polen abhängig.

Die daraufhin erfolgenden Beratungen Heinrichs und der gesamte Verlauf des durchgeführten Kriegszuges gegen Boleslaw Chrobry zeigen in drastischer Weise, wie widerwillig die sächsischen Großen gegen Boleslaw Chrobry zogen. Zunächst mußten ihre „unterschiedlichen Meinungen“ überwunden werden. Dann kündigte der Markgraf des Milzenerlandes, Hermann, der mit Boleslaws Tochter Regelindis verheiratet war, dem Herzog von Polen den Frieden, der bereits vorher von „Mittelsmännern“ alles erfahren hatte. Den von Boleslaw sofort begonnenen kriegerischen Aktionen begegnete Erzbischof Tagino von Magdeburg nur schleppend. „Unsere Leute“, berichtet Thietmar, „erfuhren wohl von allem, fanden sich aber nur zögernd ein und nahmen die Verfolgung allzu langsam auf“. Tagino „traf keine ausreichenden Vorbereitungen, obwohl er über alles Bescheid wußte“. „Und ich“, meint Thietmar, „befand mich bei ihm. Als wir Jüterbog erreicht hatten, meinten deshalb die Einsichtigen, eine Verfolgung des Feindes mit so geringen Truppen sei nicht ratsam; wir kehrten also um.“

Der klägliche Verlauf des ganzen Unternehmens, dem sich auch die Lutizen und Böhmen fernhielten, tritt damit klar hervor. Boleslaw Chrobry gelang es, bis Magdeburg vorzudringen und die Lausitz sowie das Milzenerland erneut



zu erobern. Weshalb die Lutizen diesem Feldzug fernblieben, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden.

Bis zum Frieden von Merseburg 1013, der Boleslaw Chrobry außer der Belehnung mit der Lausitz und dem Milzenerland die erforderliche Rückenfreiheit in dem von ihm nun begonnenen Kampf gegen die Kiewer Rus brachte und Heinrich II. einen ungestörten Italienzug ermöglichte, wird von einer Beteiligung der Lutizen an den deutsch-polnischen Auseinandersetzungen in der schriftlichen Überlieferung nicht gesprochen.

Im Jahre 1010 wurden von einem deutschen Heer in der Lausitz „zwei Brüder aus der Landschaft Hevellun und der Stadt Brandenburg eingefangen, die zu Boleslaw von Polen gegangen waren, um ihn gegen den König in Bewegung zu setzen“. Da sie nichts gestanden, wurden sie gehängt. Weitergehende Schlußfolgerungen wird man aus diesem Vorfall nur sehr vorsichtig ziehen dürfen. Da es sich um Heveller handelte, deren Gebiet, das Havelland, relativ weit vom Kern der lutizischen Macht Rethra entfernt lag, ist zu erwägen, ob im Verhalten der Gesandten partikuläre Bestrebungen innerhalb des Lutizenbundes faßbar werden. Die Ereignisse von 1007, als lutizische Gesandte bei Heinrich II. um Hilfe gegen Boleslaw Chrobry baten, der sie für sich zu gewinnen suchte, und von 1010, wo im Gegensatz dazu Heveller sich gerade um Unterstützung bei dem polnischen Herzog bemühten, scheinen auf unterschiedliche Gruppierungen bei den Lutizen hinzudeuten, die politische Vorteile entweder im Bündnis mit Heinrich II. oder mit der polnischen Seite zu finden hofften.

Die in den deutsch-polnischen Auseinandersetzungen offenbar schwankende Haltung der Lutizen, die sich nur in sehr geringem Umfange an den Kriegszügen Heinrichs II. gegen Polen beteiligten und die Verbindung zu Boleslaw wohl nie ganz abreißen ließen, findet so eine einleuchtende Erklärung.

Unter diesen Bedingungen werden Unstimmigkeiten zwischen Heinrich II. und den Lutizen kaum ausgeblieben sein. Die schriftliche Überlieferung deutet entsprechende Spannungen auch an. So fanden im November 1012 in Amberg mit den Lutizen Verhandlungen statt. Wie Thietmar berichtet, konnte erst nach längeren Beratungen der Friede wiederhergestellt werden. Offenbar mußten erst Unstimmigkeiten beseitigt werden, um den 1003 festgelegten Bündniszustand wieder herzustellen, der es ermöglichte, wieder zusammen mit den Lutizen gegen Polen vorzugehen.

Der Friede von Merseburg 1013 konnte in den deutsch-polnischen Beziehungen im 11. Jh., die durch expansive Tendenzen des frühfeudalen deutschen und polnischen Staates bestimmt waren, nur eine Episode sein. Boleslaw Chrobry verzichtete nicht darauf, in Böhmen politischen Einfluß mit dem Ziel zu gewinnen, ein polnisch-böhmisches Bündnis herzustellen. Er sandte deshalb seinen Sohn Mieszko II. zu Verhandlungen zu Herzog Udalrich von Böhmen. Offenbar fürchtete jedoch der böhmische Herzog, zu stark in polnische Abhängigkeit zu geraten und zudem die Gegnerschaft Heinrichs II. zu provozieren, wenn er den Forderungen Boleslaw Chrobrys folgte. So entwickelten sich die

Dinge in einer ganz anderen Richtung, als es der polnische Herzog beabsichtigte. Udalrich nahm Mieszko gefangen und lieferte ihn schließlich an Heinrich II. aus, der nun über ein Druckmittel gegenüber Boleslaw Chrobry verfügte.

Aber wirkliche Erfolge konnte der 1014 zum Kaiser gekrönte Heinrich II. auch diesmal nicht gegen Polen erzielen. Wiederum zeigte es sich, daß es am kaiserlichen Hofe, besonders unter den sächsischen Großen, Stimmen gab, die Feindseligkeiten gegenüber Polen ablehnten. Boleslaw selbst unterstützte diese Kräfte durch Bestechung. Diese Herren drängten darauf, daß Heinrich II. Mieszko II. dem Vater zurückgäbe. Der Kaiser entsprach schließlich diesen Forderungen in der Hoffnung, Boleslaw würde weitere kriegerische Handlungen unterlassen und seiner Vasallenpflicht ihm gegenüber nachkommen. Stattdessen weigerte sich der polnische Herzog, einer Vorladung Heinrichs II. zu folgen und lehnte die daraufhin vom Kaiser geforderte Rückgabe der Lausitz und des Milzenerlandes mit den Worten ab, er werde sich noch mehr holen. So kam es im Sommer 1015 zu erneuten kriegerischen Auseinandersetzungen, an denen auch die Lutizen teilnahmen. Heinrich II. plante, einen schweren Schlag gegen Boleslaw zu führen. Drei Heeresabteilungen drangen aus verschiedenen Richtungen konzentrisch vor, um sich östlich der Oder zu vereinigen. Zwar konnte der Kaiser bei Crossen schließlich den Fluß überschreiten und eine bewaffnete Schar unter Mieszko schlagen. Doch gelang es weder dem nördlichen Heer, das zusammen mit einer „heidnischen Lutizenschar“ unter Hermann Billung die Oder – wahrscheinlich bei Lebus – überquerte, noch der südlichen, aus Böhmen und Bayern bestehenden, in Schlesien eindringenden Abteilung, zu der von Heinrich II. geführten Streitmacht vorzustoßen. Auch diese mußte sich zurückziehen und erlitt von nachstoßenden polnischen Heeresteilen schwere Verluste.

Bei der Durchführung seines letzten großen Feldzuges gegen Polen 1017 nutzte Heinrich II. die Spannungen zwischen Polen und der Kiewer Rus, die sich aus der Expansionspolitik ergaben, welche beide frühfeudalen Staatsbildungen gegeneinander betrieben. Um Boleslaw gleichzeitig von Osten und Westen her bedrohen zu können, verbündete sich Heinrich II. mit Jaroslaw, Großfürst von Kiew, und begann den Angriff. Da Boleslaw weiterhin Beziehungen nach Sachsen unterhielt, um offenbar die mangelnde Bereitschaft sächsischer Großer, gegen Polen zu kämpfen, zu schüren, „... verbot der Kaiser streng, zwischen uns und dem ‚Staatsfeind‘ Botschaften auszutauschen, und es wurde genau untersucht, wer das bisher zu tun gewagt hatte“.

Obwohl diesmal lutizische Hilfstruppen in größerer Zahl teilnahmen, verlief auch dieser gegen Polen geführte Kriegszug wenig erfolgreich. Das Bündnis mit Jaroslaw wirkte sich kaum auf das gesamte Unternehmen aus, da der Kiewer Großfürst nach kurzem Zug gegen eine Festung an der russisch-polnischen Grenze – vielleicht Brest-Litowsk – wieder zurückkehrte. In Leitzkau bei Magdeburg, dem traditionellen Ausgangspunkt der unter Heinrich II. gegen Polen geführten Kriege, versammelte sich im Juli 1017 das deutsche Heer, zu

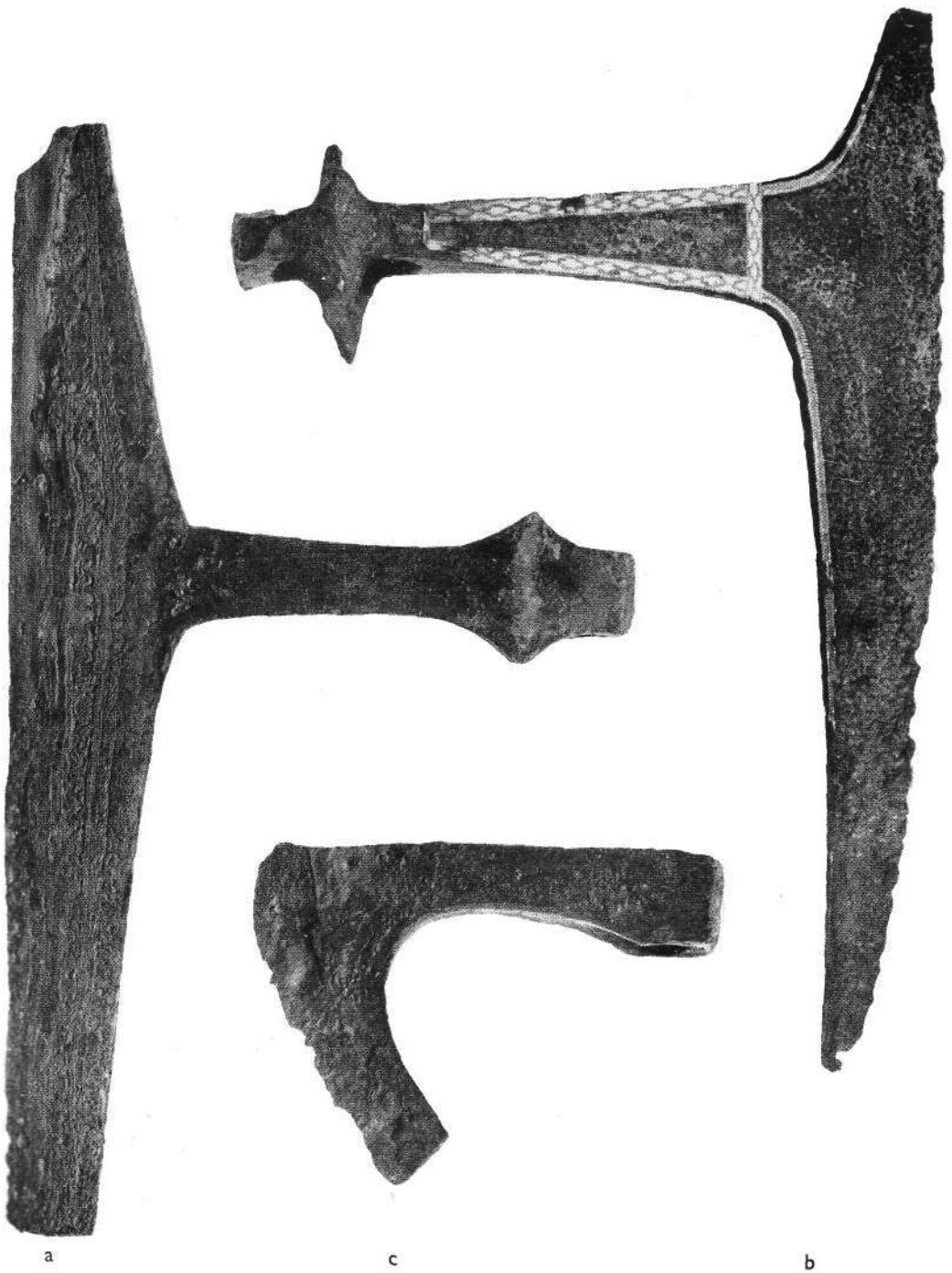


Abb. 112. Bartäxte von Behren-Lübchin, Kr. Teterow (a), und Lunow, Kr. Eberswalde (b); Axt von Menzlin, Kr. Anklam (c)



a



b



c



d



e

Abb. 113. a) Bronzepferdchen von Brandenburg; b) bronzene Schmuckscheibe von Carwitz, Kr. Neustrelitz; c—e) Schreibgriffel: aus Bronze von Ralswiek, Kr. Rügen (c), aus Eisen von Sanzkow, Kr. Demmin (d), aus Geweih von Mecklenburg, Kr. Wismar (e)

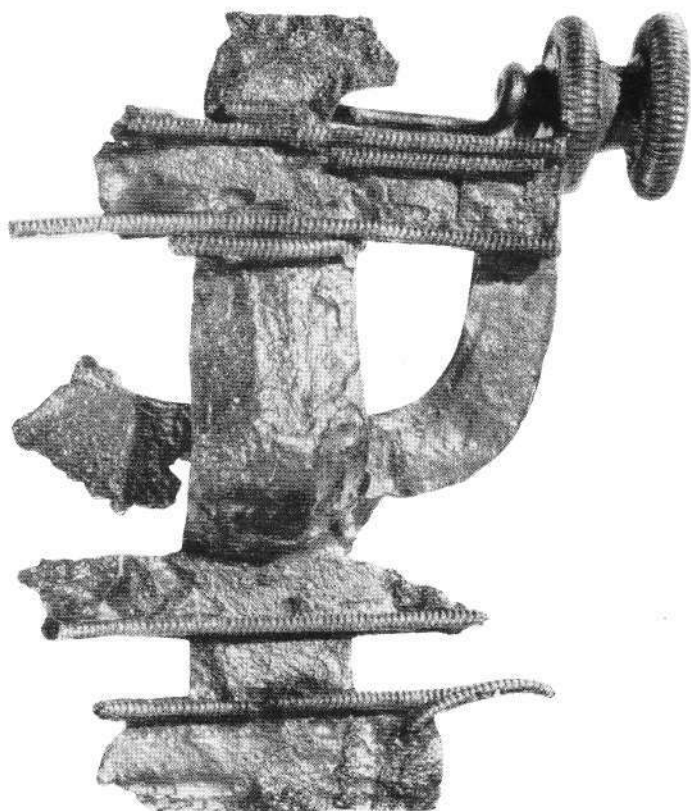


Abb. 114. a) Völkerwanderungszeitliche Fibel von Prützke, Kr. Brandenburg; b–c) Münzanhänger von Teterow (b) und Gamehl, Kr. Wismar (c)



a



b



c



d

Abb. 115. a) Riemenverteiler von Havelberg; b) Hakensporn von Menzlin, Kr. Anklam; c) Steigbügel von Ralswiek, Kr. Rügen; d) tauschiefter Sporn von Teterow

dem wenig später Böhmen und Lutizen stießen, und zog nach Schlesien. Trotz mehrfacher Angriffe und Anwendung von Belagerungsmaschinen konnte die Burg Nimptsch in Schlesien nicht erobert werden.

Zwischenfälle blieben nicht aus. So durchlöcherte ein Begleiter des Markgrafen Hermann Billung das auf einem lutizischen Feldzeichen angebrachte Bild einer Göttin mit einem Steinwurf. „Die Lutizen . . . kehrten voller Zorn heim und beklagten sich über die ihrer Göttin angetane Schmach“. Durch Zahlung von 12 Pfund Silber suchte Heinrich II. den Unmut seiner Verbündeten zu beschwichtigen. Ein 1017 bei den Lutizen erscheinender Eremit Günther aus Magdeburg, der bei ihnen mit Bekehrungsversuchen begann, mußte sich schnell zurückziehen.

Die Niederlage im Kampf gegen Boleslaw verstärkte die Mißstimmung unter den Lutizen. Sie erreichte einen Höhepunkt, als die Lutizen bei Wurzen die stark angeschwollene Mulde überquerten und dabei neben ihrem Göttingenbild noch eine auserlesene Schar von 50 Kriegern verloren. „Unter so bösen Vorzeichen zogen die übrigen heim“, berichtet Thietmar, „und drängten, von schlechten Menschen aufgereizt, darauf, den Dienst des Kaisers zu verlassen.“ Eine Versammlung mußte einberufen werden, auf der es schließlich den Edlen (prios) gelang, das lutizische Bündnis mit Heinrich II. zu erhalten. Wie schon früher, wurden auch hier wieder verschiedene, zu Boleslaw oder Heinrich II. neigende Gruppierungen innerhalb der Lutizen sichtbar, wobei diesmal die Oberschicht offenbar ihren Vorteil an der Seite des Kaisers suchte.

Insgesamt gesehen war der Feldzug von 1017 gescheitert. Der Anfang 1018 zu Bautzen, dem Hauptort des Milzenerlandes, geschlossene Friede ging nicht über das hinaus, was schon fünf Jahre vorher in Merseburg vereinbart worden war. Boleslaw behielt die Lausitz und das Milzenerland. Der Kaiser mußte sich sogar verpflichten, Boleslaw im Kampf gegen Jaroslaw von Kiew mit 300 Reitern zu unterstützen.

Die vorläufige Beendigung der Kriegshandlungen gegen den frühfeudalen polnischen Staat, an denen die Lutizen verschiedentlich teilgenommen hatten, ermöglichte es dieser westslawischen Völkerschaft, andere Gegner zu bekämpfen. Die Lutizen zogen gegen ihre slawischen Nachbarn, die Obodriten, zu Felde, angeblich weil diese im vergangenen Jahr das Heer Heinrichs II. nicht im Krieg gegen Boleslaw unterstützt hatten. Ob die Obodriten tatsächlich verpflichtet waren, den Lutizen beizustehen und mit ihnen gegen den polnischen Herzog zu ziehen, ist nicht bekannt. Aber selbst wenn solche Abmachungen bestanden, dürften andere Gründe die Lutizen zum Angriff veranlaßt haben. Im Westen und Süden (Deutschland) und im Osten (Polen) waren die Lutizen von frühfeudalen Staaten umgeben, in denen die Christianisierung immer weiter voranschritt. Es drohte nun auch im Norden die Gefahr, daß bei den Obodriten, deren Oberschicht die Missionierung förderte, der christliche Glaube festen Fuß faßte, damit die politische Stellung der fürstlichen Gewalt stärker wurde und Überfälle auf die noch heidnischen Lutizen zumindest möglich erschienen.

Gerade einer solchen Entwicklung suchten die Lutizen zuvorzukommen. Sie hatten dabei vor allem deshalb vollen Erfolg, weil der größere Teil der obodritischen Bevölkerung noch heidnisch war, sich gegenüber Christianisierungsversuchen ablehnend verhielt und nur auf eine Gelegenheit wartete, die eigenen Fürsten zu bekämpfen, die in engen Beziehungen zu Herzog Bernhard II. von Sachsen standen. Die Obodriten waren einer doppelten Ausbeutung unterworfen: sie hatten sowohl den eigenen Fürsten Dienste und Abgaben zu leisten, als auch an Herzog Bernhard von Sachsen Tribute zu zahlen.<sup>84</sup>

Unter diesen Bedingungen konnte der Angriff der Lutizen eine umfassende Erhebung der Obodriten auslösen. „Durch tückisches Aufwiegeln der Bevölkerung, die sich gegen Christus und den eigenen Herrn empörte“, gelang es, den Obodritenfürsten Mstislav in der Burg Schwerin zu belagern. Er konnte gerade noch entkommen und nach Sachsen fliehen. Damit war seine Herrschaft rasch zusammengebrochen. Heinrich II. erfuhr von diesen Vorgängen durch Bischof Bernhard von Oldenburg, dessen Bischofssitz von den Empörern schwer heimgesucht wurde: Der Kaiser „seufzte schwer, verschob aber seinen Bescheid in dieser Sache auf Ostern (26. 4. 1018), um das Netz der unseligen Verschwörung nach wohlüberlegtem Plan zunichte zu machen“. Zunächst geschah jedenfalls nichts.

Der Erfolg dieses Aufstandes muß namentlich bei den sächsischen Feudalgewalten, die sich um diese Zeit zum Teil befehdeten, einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Noch ein halbes Jahrhundert später schildert der dänische König Sven Estridson (1047–1076) dem Geschichtsschreiber Adam von Bremen anschaulich das gewalttätige Vorgehen der Aufständischen gegen Kirche und Geistliche.

Wie sich nach 1018 die Lage an der Ostgrenze des Reiches gestaltete, ist unklar. Da die Chronik Thietmars nach dessen Tod 1018 abbricht, müssen neben annalistischen Aufzeichnungen (Jahrbücher von Hildesheim) zum Teil beträchtlich später schreibende Chronisten herangezogen werden, vor allem Adam von Bremen, der um 1081 starb, und Helmold von Bosau, der erst 150 Jahre nach den hier interessierenden Ereignissen lebte. Daraus ergibt sich, daß beide Geschichtsschreiber, im Gegensatz zu Thietmar von Merseburg, der als Zeitgenosse und Augenzeuge schrieb, in ihrer Berichterstattung teilweise weniger verläßlich sind.

Für die Zeit von 1018 bis 1021 sind die Nachrichten über Lutizen und Obodriten spärlich. Lediglich in einer angelsächsischen Quelle wird für 1019 von einem Zug Knuts des Großen gegen „Wandali“ berichtet.<sup>85</sup> Knut, der im Laufe einer ausgedehnten Eroberungspolitik Dänemark, England und Norwegen in einem Großreich vereinte und die Christianisierung in diesen Gebieten förderte, war daran interessiert, daß in den benachbarten Küstengebieten der Ostsee die heidnische Reaktion möglichst schnell und gründlich niedergeworfen wurde, zumal von ihr Einwirkungen auf die noch ungefestigten christlich-feudalen Verhältnisse der jütischen Halbinsel ausgehen konnten.



So werden die Obodriten und Wagrier zunächst unter dänische Oberherrschaft gekommen sein. Inzwischen hatten sich, nicht zuletzt unter dem Eindruck des Aufstandes von 1018, Herzog Bernhard von Sachsen und Erzbischof Unwan von Bremen, die erbittert um die Vormachtstellung an der unteren Elbe und Weser gerungen hatten, um 1020 geeinigt. Der vertriebene Bischof Bernhard von Oldenburg begann seinen 1018 von den Aufständischen zerstörten Bischofssitz wieder zu errichten und „Besitzungen und Einkünfte genau zu erforschen“.<sup>86</sup> Der sächsische Herzog und der Bremer Erzbischof machten „die Slawen wieder tributpflichtig“.<sup>87</sup>

Als der Kaiser um 1021 einen Hoftag in Werben, Kr. Seehausen/Altmark, abhielt, „um die Gesinnung der Slawen zu erkunden“, erklärten deren Fürsten, „dem Reich in Frieden und Unterordnung gehorsam sein“ zu wollen. Außerdem versprachen die Obodriten, Polaben, Wagrier und Kessiner „und alle übrigen Völker der Slawen, welche im Bereich der Oldenburger Kirche wohnen“, Tribute zu leisten.<sup>88</sup>

Wie unsicher weiterhin die Verhältnisse im slawischen Bereich blieben und wie wenig im Grunde namentlich die Obodriten geneigt waren, irgendwelche feudale Oberhoheit anzuerkennen und feudale Leistungen zu entrichten, bringt Helmold von Bosau (I/18) deutlich zum Ausdruck: „Doch ihr Versprechen“, schreibt er, „war voller Heuchelei und Falschheit. Sowie der Kaiser sich nach Auflösung des Hoftages anderen Dingen zuwandte, kümmerten sie sich gar nicht mehr um die Zusagen.“

Die folgenden Jahre zeigten, daß die Erhebung von 1018 nur der Anfang einer Kette von Empörungen war, in denen sich die Obodriten erbittert jeder Form feudaler Herrschaft widersetzen, gleichgültig, ob sie von den eigenen Oberschichten oder von deutscher Seite oder aber von beiden zusammen ausgeübt wurde.

Überblickt man die von Heinrich II. gegenüber den Slawen betriebene Politik, so ist festzustellen, daß angesichts der in immer stärkerem Maße auch nach Westen ausgreifenden Expansionspolitik des frühfeudalen polnischen Staates das Bündnis mit den Lutizen eine taktisch geschickte, der politischen Kräftekonstellation an der Ostgrenze des Reiches entsprechende Maßnahme war. Dabei war den Lutizen an einem politischen Gleichgewicht zwischen dem polnischen und dem deutschen frühfeudalen Staat gelegen, da nur dann die eigene politische Unabhängigkeit einigermaßen gewahrt werden konnte. Deshalb waren die Lutizen von vornherein nicht an einem durchschlagenden Erfolg der Kriege Heinrichs II. gegen Polen interessiert, die der sächsische Adel ebenso wie die hohe Geistlichkeit nur mit geringem Einsatz gegen den ehemaligen Bundesgenossen aus ottonischer Zeit führten. Ihnen ging es vor allem darum, möglichst schnell die lutizischen Gebiete wieder zu beherrschen, um Tribute und Zehntleistungen fordern zu können.

### b) Die Kriege Konrads II. (1024 bis 1039) gegen die Lutizen

Als Heinrich II. mit 52 Jahren starb, war die Nachfolge im Reich noch völlig unklar. Ein Sohn war nicht vorhanden. Die kurze, von einer gewissen politischen Unsicherheit gekennzeichnete Zeit, die bis zum Herrschaftsantritt der mit Konrad II. beginnenden neuen Dynastie der Salier verstrich, nutzte Boleslaw Chrobry, um sich Anfang 1025 salben und zum polnischen König krönen zu lassen.<sup>89</sup> Als Boleslaw noch im gleichen Jahre starb, übernahm sein Sohn Mieszko II. ebenfalls den Königstitel und verweigerte wie sein Vater dem deutschen König die Huldigung.

Auf diese Weise war in den deutsch-lutizisch-polnischen Beziehungen zunächst eine ähnliche Situation entstanden wie zu Beginn der Herrschaft Heinrichs II. im Jahre 1002. Wie damals wurden auch jetzt wieder die Lutizen von der Expansionspolitik des frühfeudalen polnischen Staates bedroht. Sie suchten deshalb bei Konrad II. Unterstützung zu finden, der vorerst an dem von seinem Vorgänger beschlossenen Bündnis mit den Lutizen noch festhielt. 1028 fiel Mieszko II. in das östliche Sachsen ein, drang bis zur Saale vor und richtete dabei schwere Verwüstungen an, von denen auch die Lutizen, besonders die Heveller, betroffen wurden.<sup>90</sup> Sie erschienen daher vor Konrad II., der in der sächsischen Pfalz Pöhlde 1028 eine Synode abhielt, erbaten von dem Kaiser Hilfe gegen den „Tyrannen Mieszko“ und versprachen dafür „treue Dienste“ zu leisten.<sup>91</sup> Was ihnen geantwortet wurde, ist unbekannt. Ob die Lutizen an den folgenden Kriegen teilnahmen, die Konrad II. gegen Mieszko II. führte, ist ebenfalls nicht sicher zu beweisen.

Für die weiteren Beziehungen des frühfeudalen deutschen Staates zu den Lutizen war die Tatsache entscheidend, daß es Konrad II. im Verlaufe mehrerer in den Jahren 1029, 1030, 1031 und 1032 geführter Kriege gelang, Polen zu unterwerfen. Bereits 1031 mußte Mieszko II. nach einem erfolgreichen Feldzug des Kaisers auf die Lausitz und das Milzenerland verzichten. Mit der sächsischen Ostmark (Lausitz) wurde nun Graf Dietrich von Wettin belehnt.

Im Bündnis mit Knut dem Großen von Dänemark (1018–1035) und Jaroslaw, dem Großfürsten von Kiew (1019–1054), der sich für die 1018 der Kiewer Rus durch Boleslaw Chrobry zugefügte Niederlage zu rächen suchte, wurde schließlich König Mieszko II. von Polen vollständig geschlagen. Im Frieden von Merseburg 1033 mußte der polnische Herrscher auf den Königstitel verzichten.<sup>92</sup>

Schwere innere Kämpfe, die der polnische Adel nach dem Tode Mieszkos II. untereinander ausfocht, und Bauernaufstände, die teilweise in antif feudale, mit heidnischen Reaktionen verbundene Erhebungen übergingen, schwächten den frühfeudalen polnischen Staat beträchtlich, der nun auch von Überfällen Herzog Břetislavs I. von Böhmen (1034–1055) (Zerstörung der Hauptorte Gnesen und Posen) und Jaroslaws von Kiew heimgesucht wurde.<sup>93</sup>

Das Jahr 1033 bedeutet einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte der deutsch-lutizischen Beziehungen im 11. Jh. Infolge der inneren Wirren, in die

Polen nach dem Tode Mieszko II. 1034 verfiel, konnte dieser frühfeudale Staat zunächst keine wirksamen Eroberungszüge mehr durchführen. Damit aber entfielen jene politischen Voraussetzungen, die Anfang des 11. Jh. zu einem Bündnis zwischen Heinrich II. und den Lutizen gegen den gemeinsamen Gegner im Osten, Polen, geführt hatten. Der frühfeudale polnische Staat stellte nun weder für die Lutizen noch für die deutschen Feudalgewalten eine nennenswerte politische Gefahr dar. Unter diesen Bedingungen war der Bruch mit den Lutizen und die erneute Aufnahme von Kämpfen zwischen den ehemaligen Bundesgenossen nur eine Frage der Zeit. Noch 1033, kurz nachdem der Friede zwischen Konrad II. und Mieszko II. in Merseburg geschlossen worden war, kam es zu Feindseligkeiten mit den Lutizen.

Im Zentrum der nun in einem Zeitraum von über 20 Jahren geführten Kriege stand die Burg Werben an der Elbe, die die Lutizen mehrfach angriffen. Zunächst wurde bei Werben ein sächsisches Heer besiegt. Über 42 Ritter wurden getötet. Da zu dieser Zeit die Regelung der burgundischen Erbfolge – Burgund wurde 1033 dem Reich angegliedert – die volle Aufmerksamkeit des Kaisers beanspruchte, sah Konrad II. von einem sofortigen Vergeltungszug ab und begnügte sich zunächst mit der erneuten Befestigung von Werben. Als im Jahre 1035 die Burg „durch Verrat“ von den Lutizen wiedererobert und dabei der größte Teil der Besatzung umgebracht wurde, unternahm Konrad II. mit Unterstützung des Herzogs von Böhmen, Břetislav, einen ausgedehnten Kriegszug in die Gebiete östlich der Elbe. Die Streitmacht Konrads II., die wie die Lutizen empfindliche Verluste erlitt, konnte keinen vollen Erfolg erzielen.

Erst ein weiterer, vor allem von sächsischen Großen durchgeführter Kriegszug endete mit der Unterwerfung der Lutizen. Sie wurden zur Zahlung hoher Tribute verpflichtet und mußten Geiseln stellen.<sup>94</sup>

So hatte insgesamt gesehen Konrad II. sowohl Polen als auch die Lutizen der Oberhoheit des Reiches unterstellen können. Doch blieben die Lutizen bei der Regelung ihrer inneren Angelegenheiten weitgehend unabhängig. An eine Wiedererrichtung der seit der Erhebung von 983 (S. 284 f.) zerstörten Bistümer Brandenburg und Havelberg war nicht zu denken.

### **c) Die Entstehung eines obodritischen Großreiches und der Zerfall des Lutizenbundes**

Die weitere Entwicklung bis zum Ende des 11. Jh. ist dadurch charakterisiert, daß es den Obodriten gelang, unter Führung ihres Fürsten Gottschalk mit sächsischer und dänischer Hilfe ein Großreich zu errichten, während der Lutizenbund, durch innere Kriege geschwächt, immer mehr zerfiel und einzelne lutizische Stammesgruppen unter die Herrschaft der Obodriten gerieten (S. 210 f.). Dabei griffen der frühfeudale deutsche Staat und skandinavische Mächte, besonders Dänemark, wiederholt in die politische Entwicklung im slawischen Bereich ein.

Der obodritische Fürstensohn Gottschalk war 1028, als sein Vater Uto von den Sachsen ermordet worden war, nach Dänemark gegangen und hatte sich dort am Hofe Knuts des Großen aufgehalten. Als nach dem Tode Knuts 1035 das von ihm begründete, Dänemark, England, Norwegen und Schottland umfassende Großreich zerfiel, schloß sich Gottschalk dem Sven Estridson an, den Magnus I. von Norwegen 1042 zum Jarl (Statthalter) von Dänemark gemacht hatte. Da Sven, ein Neffe Knuts des Großen, immer stärker nach Unabhängigkeit strebte, kam es bald zu Auseinandersetzungen mit Magnus I., der dabei vom Herzog Bernhard von Sachsen, seinem Schwager, unterstützt wurde. Dagegen suchte Sven, wohl durch die Vermittlung Gottschalks, die Obodriten als Verbündete zu gewinnen. Tatsächlich kämpften sie unter Ratibor, der 1028 an die Stelle des ermordeten Uto getreten war, gemeinsam mit Sven gegen Magnus I., der sie jedoch 1043 besiegte und den Obodritenfürsten Ratibor tötete. Auch die Söhne Ratibors erlitten das gleiche Schicksal, als sie, um den Tod ihres Vaters zu rächen, in Dänemark einfielen, bis Ribe vordrangen, von Magnus jedoch in der Schlacht auf der Lürschauer Heide am 28. September 1043 geschlagen wurden.

Damit ergab sich für Gottschalk eine neue Situation. Der Tod Ratibors, der bei den Obodriten eine relativ starke politische Stellung innehatte, und seiner Söhne eröffnete Gottschalk die Möglichkeit, das Erbe seines Vaters Uto anzutreten und dessen Herrschaft im Obodritengebiet zu erneuern. Offenbar im Einvernehmen mit Sven Estridson, der sich trotz seiner Niederlage als dänischer König gegen den Norweger Magnus I. behaupten konnte, zog Gottschalk, der Svens Tochter Sigrid heiratete, „mit Kriegesmacht ins Slawenland, griff alle an und versetzte die Heiden in große Furcht“.<sup>95</sup> Es gelang Gottschalk, die obodritischen Stämme und auch Teile der Lutizen zu unterwerfen, zur Zahlung von Tributen zu veranlassen und in einem Großreich zu vereinigen (S. 212). Während des genannten lutizischen Bruderkrieges 1057 unterwarf er mit Hilfe Sven Estridsons und Herzog Bernhards von Sachsen die Kessiner und Zirzipanen.

Der Aufstand von 1066 (S. 212) brachte den Zusammenbruch des obodritischen Staatsverbandes. Gottschalk wurde ermordet. Seine Söhne Heinrich und Budivoj flohen zu den Dänen und den Sachsen (Lüneburg). Während Heinrich zunächst passiv blieb, suchte Budivoj wie sein Vater mit sächsischer Hilfe wenigstens in den westlichen Teilgebieten des Obodritenreiches seine Stellung zu behaupten. Da er aber „gezeugt von einem christlichen Vater und ein Freund der sächsischen Fürsten, bei seinem Volke als Verräter an der Freiheit angesehen wurde“<sup>96</sup> und vor allem heidnische Kräfte bei den Obodriten ein starkes, aus Gottschalks Familie stammendes, bei dem sächsischen Herzog Unterstützung suchendes Fürstengeschlecht ablehnten, waren die Erfolgsaussichten Budivojs von vornherein sehr gering. In einer 1072 erneut ausbrechenden Erhebung unter Kruto, einem heidnischen Fürsten der Wagrier, verlor Budivoj seine Macht im Obodritenreich, das nun in Teilgebiete zerfiel.

Zwar konnten die Obodriten mit der Erhebung von 1066 zweifellos einen bedeutenden Erfolg im Kampf um ihre Unabhängigkeit erringen. Die betroffenen sächsischen Feudalgewalten, Herzog Bernhard und Markgraf Udo II. von Stade, waren zu Gegenaktionen zunächst nicht imstande. Aber der Sieg der heidnischen, antifeudalen Kräfte im slawischen Bereich blieb nur von verhältnismäßig kurzer Dauer.

So ging die politische und militärische Aktivität der Lutizen, besonders nach dem Bruderkrieg von 1056/57, zusehends zurück. Innere Kämpfe führten allmählich zum Zerfall des Lutizenbundes, der sich seiner Feinde kaum noch erwehren konnte. So fiel Bischof Burchard von Halberstadt zwei Jahre nach dem Aufstand von 1066 im Winter 1067/68 in das Gebiet der Lutizen ein, drang bis nach Rethra vor, raubte das heilige Roß und führte es, selbst darauf reitend, mit sich nach Halberstadt.<sup>97</sup>

Wenn in den folgenden Jahrzehnten die Lutizen ihre Unabhängigkeit noch weitgehend bewahren konnten, so waren die Gründe dafür in erster Linie darin zu suchen, daß die im Zusammenhang mit dem Investiturstreit in Deutschland ausbrechenden Auseinandersetzungen zwischen Königtum, Papsttum und Feudalherren die Kräfte der Zentralgewalt banden und wenig Raum für kriegerische Aktionen gegen die Slawen ließen. Zwar unternahm Heinrich IV. im Winter 1069 einen Feldzug gegen die Lutizen, um die von Bischof Burchard von Halberstadt errungenen Erfolge weiter auszubauen, doch konnte er außer Plünderungen und Brandschatzungen nichts erreichen.<sup>98</sup>

Die folgenden Jahre zeigten, daß die Lutizen für Heinrich IV. noch immer ein politischer Machtfaktor blieben, mit dem er rechnete. Als sich 1073 die sächsischen Fürsten, von Otto von Northeim geführt, gegen Heinrich IV. empörten, nahm der König, wie Lampert von Hersfeld berichtet, sogar Verhandlungen mit den Lutizen, „den schlimmsten Feinden der Sachsen“, auf, um Verbündete gegen seine Widersacher im eigenen Land zu gewinnen.<sup>99</sup>

Da die Sachsen die Angebote Heinrichs IV. zu überbieten suchten, kam es bei den Lutizen zu blutigen Streitigkeiten, bei denen viele den Tod fanden. Dies hätte, wie Lampert von Hersfeld berichtet, die Lutizen von kriegerischen Handlungen gegen ihre Nachbarn abgehalten. Offenbar konnten die Lutizen die sehr günstige Situation, zusammen mit Heinrich IV. ihre verhaßten sächsischen Gegner zu bezwingen, nicht mehr ausnutzen. Nach Brun soll Heinrich die Lutizen dazu ermuntert haben, soviel sächsisches Gebiet zu erobern, wie sie wollten.<sup>100</sup> Die inneren Kämpfe um die Mitte des Jahrhunderts und die durch die Einfälle Burchards von Halberstadt und Heinrichs IV. 1067/69 erlittenen Verluste dürften die Kampfkraft der Lutizen weitgehend erschöpft haben. Möglicherweise wurden die Lutizen zu ihrer Handlungsweise auch durch Bemühungen Boleslaws II. Szczodry der Freigebige bestimmt, gegen Heinrich IV., der 1073 zu einem Feldzug in polnisches Gebiet rüstete, eine polnisch-lutizisch-sächsische Koalition zustande zu bringen.

Während der Lutizenbund seit der Mitte des 11. Jh. zu zerfallen begann, erreichte das Obodritenreich nach 1093 den Höhepunkt seiner Entwicklung.

Die feudal orientierte fürstliche Herrschaft setzte sich hier im Bunde mit der Kirche mit sächsischer und dänischer Hilfe endgültig durch (S. 315 f.). Heinrich, der um 1090 aus seinem dänischen Exil zurückkehrte, ließ bei einem Gastmahl den Wagrierfürsten Kruto umbringen. Gegen sein Bestreben, im Bunde mit Herzog Magnus von Sachsen seine Herrschaft auszudehnen, erhob sich die obodritische Bevölkerung, die befürchtete, „man müsse sich den christlichen Gesetzen unterwerfen und den Fürsten Zins zahlen“.<sup>101</sup>

1093 brach der Aufstand offen aus.<sup>102</sup> Heinrich gelang es jedoch, mit Unterstützung des sächsischen Herzogs und mit dänischer Hilfe in der Schlacht bei Schmilau (nahe Ratzeburg in Ostholstein) die Erhebung niederzuwerfen. Zwar verzichtete Heinrich zunächst darauf, die christliche Mission weiter voranzutreiben, um nicht den Widerstand der eben erst Unterworfenen herauszufordern. Doch festigte sich seit dem Ende des 11. Jh. die politische Macht Heinrichs, der in mehreren Feldzügen nach 1093 in die Gebiete zwischen Elbe und Oder nördlich der Havel alle slawischen Stämme bzw. Stammesgruppen in das Obodritenreich einbezog (S. 316).

#### **4. Die slawische Bevölkerung zwischen Saale und Neiffe unter deutscher Feudalherrschaft (11. bis 13. Jahrhundert)**

##### **a) Die Entstehung von Territorialstaaten und die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung**

Einen anderen Verlauf als im Norden und im Bereich der Spree-Havel-Stämme nahm seit dem 10. Jh. die politische Entwicklung zwischen Saale und Neiffe. Hier gelang es dem deutschen Feudalstaat, gestützt auf seine militärisch-politischen Machtmittel und eine durchgreifende herrschaftliche Landnahme, die Beteiligung der Bevölkerung an dem großen Aufstand der Lutizen und Obodriten am Ende des 10. Jh. zu verhindern<sup>103</sup> und das Gebiet gegen die Herrschafts- und Expansionsansprüche der polnischen und böhmischen Fürsten zu behaupten (S. 272 ff.). In bedeutendem Maße trugen dazu auch die politische Zersplitterung der sorbischen Stämme, die Ausschaltung oppositioneller Gruppen der unterworfenen Bevölkerung und die prodeutsche Haltung eines vornehmlich in der Mark Meißen sesshaften sorbischen Dienstadels bei. Mit der Beseitigung der politischen Organisationen der einheimischen Bevölkerung unterbrach der deutsche Feudaladel bereits im 10. Jh. endgültig die politische Eigenentwicklung der sorbischen Stämme und leitete in den Gebieten zwischen Saale und Neiffe die hochfeudale deutsche Territorialbildung und Territorialentwicklung ein. Sie vollzog sich auf den wirtschaftlichen Voraussetzungen und Grundlagen, die von slawischen Bauern und zugewanderten deutschen Siedlern geschaffen wurden, und hatte die Weiterentwicklung des Feudalismus zu seiner Blüte und die sozialpolitische Unterdrückung der sorbischen und deutschen Feudalbauernschaft zum Hauptinhalt.<sup>104</sup>

In der zweiten Hälfte des 11. Jh. umfaßten die Siedlungsgebiete der sorbischen Landbevölkerung annähernd 19 ehemalige Stammesbereiche und einzelne in Waldgebiete eingesprenkelte Siedlungsgefülle, die sich über ein Territorium von ungefähr 40000 km<sup>2</sup> erstreckten. Das Gebiet wurde im Süden auf der Höhe des Erzgebirges vom tschechischen, im Osten im Flußgebiet der Queiß und des Bober vom polnischen Feudalstaat und im Norden von den Spree-Havel-Stämmen begrenzt. Annähernd ein Drittel bis ein Viertel der Bevölkerung lebte in den ehemaligen Stammesgebieten der Milzener, Lusici und Selpoli, den Kerngebieten der späteren Lausitzer Sorben. Die Hauptmasse der Bewohnerschaft, zwei Drittel bis drei Viertel, konzentrierte sich entlang der mittleren Elbe und in den Gebieten zwischen Saale und Elbe, besonders um Oschatz, Altenburg, Zeitz, Leipzig, östlich der unteren Saale und im Vogtland. Militärisch-politisch und territorialpolitisch teilten sich um 1050/1060 in diese Lande mehrere unterschiedlich entwickelte Feudalherrschaften, darunter die Mark Meißen (1054 *marchia Misnensis*), die Ostmark bzw. Mark Lausitz, das Milzenerland, das Herzogtum Sachsen, die Pfalzgrafschaft Sachsen, die Herrschaft der Grafen von Weimar-Orlamünde, der ost-anhaltinische Teil der Grafschaft Aschersleben, das Erzbistum (Herzogtum) Magdeburg, die Bistümer bzw. Fürstentümer Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz (Naumburg), das Bistum Meißen sowie eine Reihe weiterer gräflicher Herrschaften. Das Siedlungsgefülle Zagost um Zittau/Zawidów (Seidenberg) war dem böhmischen Herzogtum eingegliedert, ähnlich wie die Gegend um Pirna.

Während der Feudalbesitz des höheren Adels in den Gebieten westlich von Zschopau und Mulde und an der mittleren Elbe in starkem Maße mit altfeudalem Besitz Thüringens und Sachsens verzahnt war, bildeten sich in der Mark Meißen, der Mark Lausitz – mit Querverbindungen zum unteren Saale-Mulde-Gebiet – und im Milzenerland vielfach neue Feudalherrschaften heraus. Im Kampf um feudale Macht und Herrschaft und damit um Grundbesitz und die Ausbeutung der Feudalbauern setzten sich unter den rivalisierenden gräflichen Geschlechtern in den politisch entscheidenden Regionen letztlich die Wettiner durch. Nachdem der Versuch einer Territorialbildung durch Wiprecht von Groitzsch an mehreren Faktoren gescheitert war, bauten die Grafen von Wettin (bei Halle) seit etwa 1125 einen hochfeudalen deutschen Territorialstaat auf, der sich um die Mark Meißen gruppierte und im ehemals sorbischen Gebiet dominierend wurde. Im 13. Jh. (1290) umfaßte er das Kerngebiet um Meißen, das Osterland, das Land Pleißen, die Grafschaft Brehna sowie die Markgrafschaft (Nieder)Lausitz.

Ähnliche Versuche und Tendenzen gab es im 12. Jh. auch in der früheren Mark Zeitz und im späteren Fürstentum Anhalt, in dem sich die Ballenstedter Grafen behaupteten. Seit der Mitte des 12. Jh. wurde dieser Prozeß maßgeblich von der zweiten Etappe der Ostexpansion geprägt. Die Wurzeln und Anfänge dieser Entwicklung lagen zeitlich jedoch vor dem 12. Jh. und sind bereits um 1050/1100 in Konturen faßbar.

Im 13. Jh. teilten sich 19 große Herrschaften unterschiedlichsten Ranges in die unterworfenen Gebiete, deren kultivierte Bereiche bis zum Ende des 13. Jh. durch die bäuerliche deutsche Siedlung annähernd verdoppelt wurden.

Einer dünnen deutschen feudalen Erobererschicht stand im 11. Jh. die Masse der abhängigen slawischen Landbevölkerung gegenüber. Der Anteil der letzteren an der Gesamtbevölkerung der Gebiete betrug im 11. Jh. etwa neun Zehntel. Sie bestritt mit Ausnahme einiger größerer deutscher Siedlergruppen um Borna, im Zwickauer/Dobnaer Grenzbereich und um Halle bis etwa 1150 die gesamte landwirtschaftliche Produktion des Landes. Von ihr lebten seit dem 10. Jh. die im Lande sesshaft gewordenen deutschen Feudalherren. Lediglich im Bereich der nichtlandwirtschaftlichen Produktion war ein stärkerer Anteil deutscher Handwerker und Kaufleute vorhanden. Seit dem 10./11. Jh. erfolgte eine langsame, jedoch kontinuierliche, regional unterschiedlich verlaufende Zunahme der slawischen in den deutschen Feudalstaat einbezogenen Landbevölkerung. Sie äußerte sich besonders in der Anlage neuer Dörfer und Neusiedlung bisher unkultivierter Landstriche.<sup>105</sup> Die in den Kriegen des 10. Jh. und zwischen 1002–1030 erlittenen Bevölkerungsverluste wurden relativ schnell ausgeglichen. Lediglich das Mittelbegebiet sowie ein nördlicher Grenzstreifen der Mark Lausitz bis Lübben wurden durch Kriege und Raubeinfälle stärker in Mitleidenschaft gezogen. So entführte der Polenherzog Boleslaw Chrobry etwa 3000 sorbische Dorfbewohner aus dem Mittelbegebiet als Kriegsbeute nach Polen. Ein ähnlicher Versuch Mieszkos II. im Jahre 1030 scheiterte an den inzwischen veränderten Machtkonstellationen. Insgesamt erfolgte die Kompensierung der Bevölkerungseinbußen im Mittelbegebiet erst verhältnismäßig spät, jedoch noch vor dem Einsetzen der Hauptwelle der bäuerlichen deutschen Siedlung.

Die Auswirkungen der deutschen Feudalfehden im Zeitalter des Investiturstreites (1058–1122) auf die Bevölkerungsentwicklung und die Bevölkerungsverhältnisse der sorbischen Gebiete lassen sich schwer feststellen. Sie dürften jedoch nicht nachteiliger gewesen sein als in anderen Gebieten Deutschlands. Regionale Verwüstungen, wie sie im Konflikt zwischen Heinrich IV. und der sächsischen Opposition im 11. Jh. in Thüringen und Sachsen und im 12. Jh. in Mecklenburg erfolgten, sind im Untersuchungsgebiet nicht zu beobachten, ebensowenig Vertreibungen sorbischer Bevölkerungsteile in größerem Umfang. Der Grundzug der feudalen deutschen Adels herrschaft in den sorbischen Gebieten im 11./12. Jh. war die Ausbeutung der in einigen tausend Dörfern lebenden Bevölkerung. Die zunehmende sorbische Bevölkerungssubstanz ging im wesentlichen in ihrer vollen Stärke im 13. bis 15. Jh. im deutschen Volke auf, abgesehen von der Niederlausitz und den westlichen und mittleren Gebieten des Bautzener Landes.



### **b) Die Herausbildung der feudalen Grundherrschaft und die Lage der unterworfenen Bevölkerung**

Landwirtschaftliche Produktion und vorstädtisches Handwerk (S. 206 ff.) standen im 11. und 12. Jh. im Zeichen der sich herausbildenden und festigenden feudalen Grundherrschaft. Zu den bereits vorhandenen landwirtschaftlichen Anbaukulturen kam im 12. Jh., besonders im Saalegebiet, noch der Wein hinzu. Auch die in einzelnen westlichen Regionen eingerichteten feudalen Herrenhöfe (*curtes*) wirkten auf die Wirtschaftsstruktur der Dörfer ein und beschleunigten die wirtschaftlichen und sozialen Umformungsprozesse der Gebiete. Insgesamt erfolgte im 11. und 12. Jh. eine weitere Entwicklung der Produktivkräfte, die die Zunahme der Bevölkerung und die Erweiterung des kultivierten Landes bewirkte. Weltliche und geistliche Adlige teilten sich je nach Macht und Einfluß in die noch als Königsgut geltenden Gebiete und ihre Bevölkerung. Seit etwa 1031 änderten sich die Formen der feudalen Ausbeutung. War bis dahin vorwiegend in Tributform unter offenem militärischen Druck von den weltlichen und geistlichen Feudalgewalten das Mehrprodukt in den unterworfenen Gebieten angeeignet worden, so begann nun die Herausbildung großer feudaler Grundherrschaften. Diese Entwicklung war bereits in den meisten Siedelgebieten durch Belehnungen von Stammestellen, Dörfern, Hufen, Familien und Zehntrechten an Grafen, Ritter und Bistümer im 10. Jh. eingeleitet worden und fand im 11. und 12. Jh., in der Mark Lausitz und im Bautzener Land etwa um 1200, ihren Höhepunkt. Einen großen Anteil am Feudalbesitz der Gebiete sicherten sich die gräflichen Geschlechter, die Dienstleute der Fürsten und Bischöfe sowie die Bistümer und Klöster der sorbischen Lande.<sup>106</sup> Allein die neugegründeten Klöster des 11./13. Jh. bekamen mehrere hundert Dörfer bzw. Dorfanteile vom Adel verliehen und erhoben in etwa 800 sorbischen Dörfern die verschiedensten Abgaben.<sup>107</sup> So besaßen beispielsweise die Klöster Bosau bei Zeitz und Nienburg bei Bernburg in mehr als 300 fast ausschließlich sorbischen Dörfern feudale Renten- und Nutzungsrechte.

Die ursprünglich ganzen Stämmen, Burgbereichen (Burgwarden) und Dörfern auferlegten und höchstwahrscheinlich von der Bevölkerung selbst aufgegliederten Tribute, Zinsen und Zehnten aus der Frühzeit deutscher Adels-herrschaft wurden im Verlaufe des 11. bis 13. Jh. in ein festes und differenziertes System der hochfeudalen Ausbeutung umgewandelt. Unter den bäuerlichen Leistungen herrschte im 11./12. Jh. die Naturalrente vor. Sie war in den einzelnen Gebieten und für die jeweiligen dörflichen Schichten nach Art und Höhe sehr unterschiedlich, entsprach den wachsenden Bedürfnissen der herrschenden Klasse und umfaßte einen großen Teil der von der Bevölkerung produzierten materiellen Güter. Für die Zeit vom 11. bis 13. Jh. ist sie für die Gebiete zwischen Saale und Mulde/Elbe in mehr als 30 Arten überliefert.<sup>108</sup> Hinzu kamen seit dem 12. Jh. in zunehmendem Maße, besonders auf den geistlichen Besitzungen, Geldabgaben, durch die auch ein Teil der Dienstleistun-

gen ersetzt wurde. Die ursprünglich begrenzte und von unteren Bevölkerungsschichten getragene Bewirtschaftung feudaldadliger Eigengüter<sup>100</sup> und weitere für die Aufrechterhaltung der Herrschaft und Gewährleistung der vornehmeren Lebensweise des Feudaladels erforderliche Verpflichtungen und Dienste an feudalen Herrnsitzen (Burgenbau, Wach- und Kriegsdienste usw.) vervollständigten das Bild vom Ausmaße der sozialen Unfreiheit der Hauptmasse der unterworfenen Bevölkerung. Während der größte Teil der abhängigen Landbevölkerung in ständiger Armut lebte, vereinigten sich seit dem 11. Jh. besonders in den Händen gräflicher Geschlechter Reichtum und Luxus. So besaß beispielsweise die Tochter des zeitweilig in Bautzen residierenden Grafen Wiprecht von Grotzsch einen goldgestickten Mantel, eine Krone aus Edelsteinen und bekam jeden fünften Tag ein neues Kleid geschenkt.<sup>110</sup> Die für Umverteilung des Besitzes, politische Macht und persönliche Interessen geführten adligen Feudalfehden brachten der Bevölkerung zusätzliche Lasten und weitere Not.

Mit der Beseitigung der sorbischen Fürsten<sup>111</sup> und der Entwurzelung oppositioneller Teile der bodenständigen Oberschichten hatte sich der deutsche Feudaladel bereits im 10. Jh. eines politischen Gegners und sozialen Rivalen entledigt. Unter dem hohen Adel traten deshalb, ganz im Unterschied zu Brandenburg, Mecklenburg und Rügen, sorbische Feudalherren nicht auf. Dasselbe gilt bis auf zwei Ausnahmen auch für die Spitzen der feudalen Geistlichkeit. Die ehemals politisch und sozial führenden Oberschichten sind als Freie und Vornehme im 11./12. Jh. nur noch in Resten vorhanden. Dagegen sind im 11. bis 13. Jh. etwa 50 Adlige in den mittleren und unteren Gruppen der Feudalklasse als Getreue des Königs und Ritter des Meißner Markgrafen nachweisbar. Sie gehörten zur Schicht der in Burgen und befestigten Dorfteilen lebenden zahlreichen deutschen Ritter, die an der Basis die Hauptstütze der Herrschaft des deutschen Feudalstaates im Lande bildeten. Durch den Besitz von Hufen, Renten und einzelnen Dörfern war dieser sorbische Dienstadel an der sozialen Unterdrückung der sorbischen Landbevölkerung mitbeteiligt. Er schob sich im 11. Jh. zwischen die sorbischen Reiterkrieger (*satellites, socii*) der Jahrtausendwende und die späteren roßdienstpflchtigen Lehnbauern (*withasii, equitatores, rithemanni*). Die kennzeichnenden und vom Hochadel gesteuerten Prozesse der hochfeudalen Entwicklung – wie Territorialbildung, organisatorische Leitung von Siedlungsbestrebungen, Stadtrechtverleihungen und Klostergründungen – lagen in den sorbischen Gebieten gänzlich in den Händen nichtsorbischer Adliger.

Die Lage und Schichtung der abhängigen Landbevölkerung wurden im 11./12. Jh. von früh- bzw. hochfeudalen Produktionsverhältnissen geprägt und waren zumindest noch im 11. Jh. in Teilgebieten von Resten militärisch-demokratischer und frühklassengesellschaftlicher Sozialstrukturen durchsetzt. Die Klasse der Feudalbauern bildete die übergroße Mehrheit der gesamten abhängigen Bevölkerung. Gestaffelter Bodenbesitz, differenzierte Rechtslage, soziale Herabdrückung, Gewaltprozesse aus der Zeit der herrschaftlichen

Landnahme sowie die Wahrnehmung niederer grundherrlicher Amtsbefugnisse hatten im 12. Jh. an der Saale, im Mittelbegebiet, um Zeitz und um Cottbus in Fortführung früherer Differenzierungsprozesse zur Schichtung in drei größere Gruppen geführt. Die Hauptmasse der Bauernschaft bildeten mittlere Bodenbesitzer mit ein bis zwei Hufen oder vier bis zwölf Haken. Sie trugen die Hauptlast der materiellen Produktion, lieferten die meisten feudalen Abgaben und waren in der Regel vom Landding und vom Roßdienst befreit. In einer günstigeren wirtschaftlichen Position befand sich die zahlenmäßig wesentlich kleinere Gruppe der Dorfältesten und roßdienstpflichtigen Bauern. Sie verfügten mit ein, zwei und vier Hufen oder zwölf bis zwanzig Haken über die größten bäuerlichen Bodenanteile, besaßen Pferde und erwarben sich durch Ausübung der Landding- und Roßdienstpflicht, durch Dolmetscherdienste sowie das Eintreiben bäuerlicher Abgaben wirtschaftliche und rechtliche Vorteile. Dieser Schicht waren nur geringe Geld- und Naturalleistungen und fast keine persönlichen Dienste auferlegt. Verarmte Bauern, vom Boden getrennte Grundsassen, Hof- und Klosterknechte, kleinere Gruppen von Fischern und Bienenzüchtern bildeten die Schicht der landarmen und landlosen Dorfbevölkerung. Ihre Angehörigen waren persönlich unfrei, befanden sich in der Regel in hofrechtlicher Gebundenheit und durften am Landding nicht teilnehmen. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung ist in den Quellen nicht sicher erkennbar, ist jedoch zumindest in Teilgebieten bereits im 12. Jh. recht beachtlich gewesen. Alle drei Gruppen waren nicht Eigentümer von Grund und Boden und wurden vom Feudaladel ausgebeutet. Diese Merkmale bildeten die Grundlage für die spätere klassenmäßige Gemeinsamkeit mit deutschen und flämischen Siedlern, die trotz ursprünglicher Vorteile ebenfalls nicht außerhalb der feudalen Ausbeutungsverhältnisse standen. Die unterste soziale Schicht der sorbischen Landbevölkerung stellten somit die Dorfbewohner ohne Grund und Boden dar. Häufig waren sie durch die Einrichtung adliger Herrenhöfe von ihrem Besitz getrennt und vertrieben worden.<sup>112</sup> Auch ein großer Teil der ärmeren und mittleren Bodenbesitzer lebte in persönlich gedrückter Lage. Andererseits vollzog sich seit dem 13. Jh. in der Gegend um Dresden/Meißen in zunehmendem Maße ein sozialer Aufstieg bessergestellter sorbischer Bauern. Er verlief in der Regel über verschiedene Zwischenstufen. Überliefert sind die Entlassung aus der Hörigkeit gegen Geldzahlung, der Erwerb von Hufen zu Erbrecht und in Einzelfällen direkte gerichtliche Freilassung aus persönlicher Unfreiheit.<sup>113</sup> Die Ausbeutung durch den Feudaladel wirkte sich auf die Lebensverhältnisse der sozial geschichteten Landbevölkerung unterschiedlich aus und wurde von ihr auch unterschiedlich empfunden und reflektiert. Insgesamt ergibt die Struktur der sorbischen Dorfbevölkerung im 11. bis 13. Jh. ein buntes Bild sozialer Schichtung, für das in den Quellen einige Dutzend Termini in lateinischer, deutscher und sorbischer Sprache überliefert sind. Hinsichtlich der Lage der Teilschichten ist mit starken regionalen Besonderheiten und Abweichungen zu rechnen. So konnten die als Smurden bezeichneten Bauern hofrechtlich

gebunden sein als auch eine relativ selbständige ökonomische Stellung einnehmen.

Mit der vollständigen Feudalisierung des sorbischen Gebietes wurden die nach vorgefeudalen Verwandtschaftsstrukturen organisierten bäuerlichen Gemeinschaften sowie die Stammesorganisationen endgültig aufgelöst. War im 10. Jh. der Widerstand gegen die deutsche Feudalherrschaft und gegen den Feudalisierungsprozeß teilweise noch von diesen Gemeinschaften getragen, so prägte seit dem 11. Jh. in der Hauptsache der soziale Kampf zwischen bäuerlicher Bevölkerung und Feudalherren die gesellschaftlichen Beziehungen. Er erwuchs aus der Expansion des 10. Jh. und trug ursprünglich spezifische, sich aus der Eroberungspraxis ergebende Formen. Sein frühester Ausdruck war die Verweigerung von Tributen, die bereits im 10. Jh. zu Schwierigkeiten in der Besoldung der deutschen Expansionskontingente geführt hatte. Durch die militärische Niederwerfung der sorbischen Stämme und die Errichtung der deutschen Feudalherrschaft war zunächst die Hauptpotenz des antifeudalen Widerstandes der niedergeworfenen Bevölkerung zerbrochen. Schlagartig wurde sie in eine äußerst ungünstige Form sozialer Unfreiheit gestoßen. Die Stufen, Methoden und Folgen dieses Gewaltprozesses sind im einzelnen noch wenig erforscht; die großbürgerliche Forschung ließ aus naheliegenden Gründen gerade diese Seite der deutsch-sorbischen Beziehungen außer acht. Die unterworfenen Bevölkerung selbst hielt jedoch lange Zeit hindurch den gerechten Kampf ihrer Vorfahren gegen politische und soziale Entrechtung bzw. gegen die Verschärfung und Verdoppelung der Ausbeutung im Gedächtnis fest.<sup>144</sup> Über hundert Jahre nach der Unterwerfung der einzelnen Gebiete verhinderten die militärischen Besatzungen des deutschen Feudalstaates jede größere Aktion der Bevölkerung gegen die Feudalherrschaft. Selbst in den deutsch-polnischen Kriegen der Jahrtausendwende ging der Protest gegen die sozial-politische Unterdrückung über die Handlungen einzelner Reiterkriegergruppen des Milzenerlandes und der Mark Meißen nicht hinaus. Das Streben der Feudalbauern nach Herabsetzung und Verweigerung der Feudalrente ist dann in den Quellen des 12./13. Jh. als die wichtigste Form des Klassenkampfes erkennbar. Die ideologisch und zum Teil auch ökonomisch begründeten Klagen der zeitgenössischen Quellen über die Unzuverlässigkeit und angebliche Verworfenheit der Slawen widerspiegeln den Widerstand der Bevölkerung und gleichzeitig die Schwierigkeiten der herrschenden Klasse, die Unterworfenen unter feudaler Ausbeutung und Ideologie zu halten. Der Feudaladel reagierte auf den antifeudalen Widerstand mit der Wegnahme von Zugvieh, mit Kerkerhaft<sup>145</sup> und in Teilgebieten sogar mit ideologisch motivierten Verreibungen der Dorfbewohner. Als besonders verhaßt galten die Steuereintreiber der herrschenden Klasse, die Vorgänger der späteren Zehntner (*collectores decimae*). Einer von ihnen, mit Namen Folcmar, wurde z. B. auf dem Rückweg von Naturalerhebungen aus der Mark Lausitz erschlagen.<sup>146</sup> Im Jahre 1208 verweigerten die Bauern des Meißner Kapitels und drei Jahre später der Niederlausitz die Zehntentrichtung.<sup>147</sup> Noch im Jahre 1255 mußte das

Kloster Roda unter der sorbischen Bevölkerung an der Fuhne den Zins unter Schwierigkeiten und Lebensgefahr eintreiben.<sup>118</sup> Über den sorbischen Feudalherren Moyko von Stolpen ist zu 1222 überliefert, daß er sorbische Bauern in drei Dörfern des Bautzener Landes mit „ungebührlichen Forderungen“ und „unerhörten Quälereien“ beschwerte.<sup>119</sup> Das Bistum Meißen sah sich gezwungen, die Dörfer dem Adligen wieder abzukaufen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich an den antifeudalen Aktionen die bessergestellte Gruppe der sorbischen Feudalbauern nicht beteiligte. Insgesamt ist das Bild von den bäuerlich-adligen Spannungen und Auseinandersetzungen des 11. bis 13. Jh. sehr bruchstückhaft und bedarf mancher Ergänzung.

### c) Die rechtlichen und kulturellen Verhältnisse der slawischen Bevölkerung

Die kulturelle und rechtliche Entwicklung stand im 11. bis 13. Jh. im Zeichen der christlichen Ideologie, eines angemessenen feudalen Herrenrechtes und des Festhaltens an alten Sitten und heidnischen Gebräuchen. Durch die Eroberung wurden die bereits stark differenzierten Stammesrechte z. T. zerstört, deformiert und mit feudaler Ideologie überlagert. Im Grunde genommen existierten im 11./13. Jh. bereits zweierlei Kulturen, die Adels- und die Bauernkultur, und zweierlei Rechtsauffassungen. Besonders scharf prallten die kulturellen Gegensätze im Bereich der Ideologie aufeinander. Während ein Teil der Bevölkerung das Christentum annahm, hielt ein anderer Teil um Bautzen, Calau, Köthen, Saalfeld und Zeitz noch jahrhundertlang an heidnischen und halbheidnischen Sitten und Gebräuchen fest. Mit Güte und Gewalt versuchte besonders der Klerus der Bistümer Merseburg, Zeitz-Naumburg und Meißen die sorbische Bevölkerung zu christianisieren. Einige Bischöfe erlernten sogar die sorbische Sprache, andere waren selbst sorbischer Herkunft. So veranlaßte der Merseburger Bischof Werner (1073–1101), der Bruder des sorbischen Ritters Maricho, das Anfertigen sorbischer Predigten in lateinischer Schrift. Sorbische Priester, Mönche, in Einzelfällen auch Bischöfe, Kanoniker von Domkapiteln sowie Mitglieder königlicher Gesandtschaften hatten sich ein den damaligen Verhältnissen entsprechendes Maß geistiger Bildung erworben. Aus ihren Reihen gingen in Anknüpfung an die Bemühungen deutscher Geistlicher die ersten Verfasser sorbischen kirchlichen Schrifttums hervor, das leider verlorengegangen ist.

Die regional stark differenzierte rechtliche Lage der ländlichen Bevölkerungsschichten gestaltete und veränderte sich in erster Linie in Abhängigkeit von den vorherrschenden Macht- und Klassenverhältnissen der einzelnen Gebiete. In den grundherrschaftlich früh durchgegliederten Teilen der wettinischen Lande östlich der unteren Saale stand die sorbische Bevölkerung im 12. Jh. auf sechs verschiedenen Rechtsstufen, davon entfielen auf die abhängige Dorfbewohnerschaft (lat. *liti*) allein fünf Stufen. Der „Sachsenspiegel“, das geltende Landrecht des 13. Jh., unterschied grundsätzlich zwei Gruppen

der unterworfenen Bevölkerung, nämlich persönlich freie und unfreie Wenden. Etwa seit 1150 lebten in den meisten Gebieten verschiedene Völkerschaftsteile mit eigenen, ins Feudalsystem einbezogenen Rechtsauffassungen und Rechtstraditionen nebeneinander. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß besonders in den Rodungsgebieten Teile der slawischen Bevölkerung auch das fränkische, flämische oder sächsische Recht übernahmen.

Die feudale Grundherrschaft des 11./12. Jh. änderte und modifizierte die ursprünglich globale auf Kriege recht beruhende Knechtschaft der unterworfenen Bevölkerung und setzte zusammen mit anderen Faktoren eine Wandlung in der Rechtsstellung der Hauptmasse der Dorfbewohnerschaft durch. Mit Ausnahme der oberen bäuerlichen Schicht lebten jedoch die anderen sorbischen bäuerlichen Schichten in ungünstigeren Rechtsverhältnissen als die zugewanderten deutschen Kolonisten. In Teilen der Lausitzen, ähnlich wie in Mecklenburg, ist mit dem „Wëco“ die Bezeichnung für die Gerichtsversammlung der Bauern in altslawischer bzw. obersorbischer Sprache erhalten geblieben (1219 „wethe“ in Mecklenburg, 1807 Fojtske wiezo in der Oberlausitz). Das vorherrschende und besonders auf den placita Slavorum praktizierte Recht war seinem Inhalt und seiner Funktion nach das Recht der herrschenden Klasse. Bis zu den 1294/1329/1424 erlassenen Sprachverboten wurde in den Gebieten zwischen Saale und Elbe vor Gericht in Sorbisch verhandelt. Im Milzener- und späteren Bautzener Land wurde diese Gepflogenheit jahrhundertlang beibehalten. Allerdings enthielt bereits der Sachsenspiegel, der noch grundsätzlich das Recht auf die Geburtssprache als Verhandlungssprache fixierte, eine Reihe von Bestimmungen, die die sorbische Bevölkerung rechtlich und sprachlich benachteiligten. Das mehrfach erwähnte „ius Slavorum“ oder „wendisch recht“ enthielt zumindest noch in Resten alte bäuerliche Stammes-traditionen. Die noch später sowohl in der Niederlausitz als auch im Meißnischen nachweisbaren Rechtspositionen gehobener bäuerlicher Schichten beweisen, daß die sorbischen Bauern oft mit Selbstbewußtsein, Stolz und nicht ohne Erfolg sich zu verteidigen wußten.<sup>120</sup>

Inwieweit in Steinbauten und künstlerischen Werken auch die Arbeit sorbischer Handwerker, Goldschmiede und Steinmetze enthalten ist, bedarf näherer Untersuchungen. Die um Meißen, Calau und in Elstertrebnitz bei Pegau entdeckten und in Kirchen eingemauerten sorbischen Götzenfiguren und auf slawische Einflüsse zurückgehenden Schnitzereien<sup>121</sup> machen eine derartige Annahme nicht unwahrscheinlich. Im Hinblick auf die vorherrschenden Macht- und Klassenverhältnisse ist damit zu rechnen, daß sie ihre schöpferischen Potenzen für die geistig-kulturelle Entwicklung des Landes bei weitem nicht voll entfalten konnten. Ihr Anteil an den geistig-kulturellen Leistungen der Gebiete besteht vor allem an der Mitschaffung der materiellen und ethnischen Grundlagen der hochfeudalen Gesellschaftsordnung für ein deutsches Teilgebiet, von dem aus einige bedeutende Leistungen der deutschen Geistesgeschichte ihren Ausgang nahmen.

**d) Einige zusammenfassende Bemerkungen**

In der Zeit vom Ende des 10. bis zum 13. Jh. fielen für die sorbischen Gebiete wichtige Vorentscheidungen und Entscheidungen, die die gesamte historische Entwicklung der sorbischen Bevölkerung maßgeblich und nachhaltig beeinflussten. Bereits die Eroberungen im 10. Jh. verhinderten die weitere politische Eigenentwicklung der slawischen Stämme zwischen Saale und Neiße, begründeten die politische und soziale Unterdrückung der Sorben und führten zur politisch-staatlichen Integration der sorbischen Gebiete in den deutschen Feudalstaat. Bis zur Einwanderung deutscher Bevölkerung seit der zweiten Hälfte des 12. Jh. hatte die sorbische Bevölkerung, die politisch fast ausschließlich unter der einheitlichen Herrschaft des deutschen Feudalstaates stand, die Perspektive zur Entwicklung einer oder mehrerer Völkerschaften, vergleichbar mit der damaligen Lage der unter ungarischer Feudalherrschaft lebenden Slowaken.<sup>122</sup> Die sorbische Landbevölkerung bildete bis dahin die Hauptmasse der Bevölkerung und war Träger fast der gesamten materiellen Produktion.

Bäuerliche deutsche Siedlung und Rodungstätigkeit und die Ausbreitung des Städtewesens brachten eine beachtliche Erweiterung des kultivierten Landes, produktionstechnische Neuerungen, die hochfeudale Stadt und zusammen mit den nicht unbeträchtlichen schöpferischen Leistungen der slawischen Bevölkerung eine Weiterentwicklung des Feudalismus zu seiner Blüte. Diese Faktoren unterbrachen und verhinderten jedoch gleichzeitig die sich im 11. Jh. deutlich anbahnende Entwicklung der einheimischen Bevölkerung zu einer kleinen feudalen Völkerschaft oder zu mehreren Völkerschaften und führten zur wirtschaftlichen und ethnischen Integration des gesamten sorbischen Gebietes in den deutschen Feudalstaat.

Seit dem 10. Jh. trafen im sorbischen Gebiet durch die Eroberungen des deutschen Feudaladels zwei Linien der frühfeudalen Entwicklung aufeinander, die einheimisch-sorbische und die fränkisch-deutsche, von denen letztlich die politisch-militärisch stärkere und sozialökonomisch weiterentwickeltere die Oberhand gewann. Die Gesetzmäßigkeit der sorbischen Geschichte und ihr Sinn und Hauptinhalt, der Anteil am gesellschaftlichen Fortschritt, wurden dadurch nicht aufgehoben.

Allerdings setzte sich der Feudalismus im Siedlungsbereich der sorbischen Bevölkerung zwischen dem 10. und 13. Jh. in einer Synthese von wirtschaftlicher Eigenentwicklung und politisch-militärischer Herrschaft des deutschen Feudaladels, verbunden mit bäuerlicher deutscher Siedlung und kommunaler Bewegung, durch. Diese Variante der feudalen Herrschaft und des gesellschaftlichen und historischen Fortschritts führte zusammen mit anderen Faktoren in weiten Gebieten zum Untergang der ethnisch-kulturellen sorbischen Eigenart vom 13. bis 16. Jh. und damit zum Ende der sorbischen Geschichte außerhalb der Lausitzen. Sie begründete in der Ober- und Niederlausitz für viele Jahrhunderte die feudale Unterdrückung und Ausbeutung der unteren

sorbischen Volksschichten durch vorwiegend deutsche Feudalherren. Nachdrücklich sei jedoch betont, daß an dieser Unterdrückungs- und Entrechtungs- politik deutsche Bauern und Handwerker keinen Anteil genommen haben.<sup>123</sup> Die Entwicklung der Lausitzen zum späteren zweisprachigen Gebiet begann sich damit seit dem 12./13. Jh. in Konturen bereits abzuzeichnen.



## VII. Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jahrhundert und die Herausbildung der vollentwickelten Feudal- gesellschaft zwischen Elbe und Oder

### 1. Voraussetzungen, Ursachen und Charakter der Eroberungszüge

Um 1100 trat die Feudalgesellschaft in Deutschland in ein neues Stadium, in die Epoche des vollausgebildeten Feudalismus ein. Verbesserte und neue Produktionsinstrumente, eine steigende Produktivität der Arbeit, das Anwachsen der Bevölkerung, die Trennung der gewerblichen von der agrarischen Produktion und breitere Ware-Geld-Beziehungen in der Wirtschaft des Feudalismus im Laufe des 11. Jh. hatten diese Umwälzung ausgelöst. Diese grundlegenden Veränderungen führten zur Entstehung der Städte und des Bürgertums, das im Kampf gegen die feudalen Stadtherren wirtschaftliche und politische Freiheiten errang und damit auch den bäuerlichen Klassenkampf beeinflusste. Durch die Flucht in die Stadt, in Rodungsgebiete im Altsiedelland und in die slawischen Gebiete östlich der Elbe konnten sich die Bauern der Ausbeutung durch die Feudalherren entziehen und eine gewisse Besserung ihrer sozialen Lage und rechtlichen Stellung erreichen. Auf dem Lande traten die Frondienste der Bauern zurück, und losere Formen der Abhängigkeit (Hörigkeit) breiteten sich aus (S. 344 ff.).

Die neue ökonomische Entwicklung weckte das Bedürfnis der herrschenden Feudalklasse nach erhöhten Einnahmen, die sie unmittelbar zur Stärkung ihrer politischen Machtpositionen ausnutzen konnte. Die neuen ökonomischen Mittel und sozialen Kräfte boten der Feudalklasse aber auch die Möglichkeit, geschlossene eigene Herrschaftskomplexe aufzubauen und die staatlichen Machtmittel zu konzentrieren. Der in allen west- und mitteleuropäischen Ländern zu verfolgende Prozeß der staatlichen Konzentration vollzog sich in Deutschland in erbitterter Konkurrenz, teilweise in offenem Kampf, zwischen dem Königtum und den fürstlichen Gewalten. Letztere konnten in diesem Ringen die Auseinandersetzungen zwischen Papsttum und Kaisertum, die Italienpolitik der deutschen Könige und die häufigen Thronstreitigkeiten in Deutschland zum Ausbau und zur Festigung ihrer eigenen territorialen Machtpositionen ausnutzen.

Der hochfeudalen Gesellschaftsordnung, die sich im Laufe des 12. Jh. in Deutschland voll ausbildete, standen an seiner östlichen Grenze slawische Stämme und Völker gegenüber, bei denen sich – unterschiedlich in den ein-

zelen Gebieten – die feudalen Verhältnisse festigten und im Zusammenhang damit frühstädtische Siedlungen entstanden (S. 195 ff.). Zur Ausbildung einer frühfeudalen Staatsorganisation, die mehrere Stammesbereiche umfaßte, war es hier nur in Ansätzen gekommen (S. 211 ff.). Deren Entwicklung wurde jedoch durch die Expansion des benachbarten deutschen Feudalstaates abgebrochen. Die Lage der slawischen Völker zwischen Elbe und Oder komplizierte sich seit dem beginnenden 12. Jh. zusätzlich dadurch, daß an ihrer Nord- und Ostgrenze der dänische und polnische Feudalstaat nach der Beilegung innerer Schwierigkeiten die Expansion gegen die slawischen Stammesgebiete wieder aufnahmen.

Die seit dem 10. Jh. geführten Auseinandersetzungen des deutschen Feudalstaates mit den slawischen Völkern östlich der Elbe traten auf Grund der neuen sozialökonomischen Situation in Deutschland seit der ersten Hälfte des 12. Jh. in eine neue Phase ein.

Die deutschen Feudalherren versuchten jetzt, durch politische und militärische Expansion Land im slawischen Siedlungsgebiet zu erobern, auf dem sie geschlossene Territorien aufbauen konnten. An diesem Prozeß waren vor allem sächsische und thüringische Feudalherrengeschlechter beteiligt, so die Wettiner, Askanier, Schauenburger, aber auch geistliche Fürsten, wie die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg. Durch politisch-militärische Eroberung und kirchliche Organisation des slawischen Landes sowie durch die Förderung der nachfolgenden bäuerlichen Siedlung und Stadtgründung legten diese Feudalherren den Grundstein für den Ausbau mächtiger, vom Königtum unabhängiger Territorialfürstentümer.

Hatte noch König Lothar von Supplinburg, der gleichzeitig Herzog von Sachsen war, die beginnende neue Phase der feudalen deutschen Ostexpansion gefördert, so wurde die deutsche Zentralgewalt im Laufe des 12. und 13. Jh. immer mehr aus der Expansion gegen die slawischen Stämme verdrängt und damit auch von einem Anteil an dem Land- und Machtzuwachs der herrschenden Klasse im eroberten Gebiet ausgeschlossen. Lediglich unter Friedrich I. und Heinrich VI. konnte die staufische Zentralgewalt vorübergehend in bescheidenem Maße Land im Eger-, Vogt- und Pleißenland in Besitz nehmen.

Der Expansionsdrang der mächtigsten deutschen Feudalherrengeschlechter fand eine breite Basis in der Schicht des niederen Adels. Die Ministerialen der weltlichen und geistlichen Fürsten, verarmte Ritter und in den sozialen Umwälzungen des 11. Jh. um ihre soziale Stellung gebrachte kleine Feudalherren zogen in großer Anzahl in die slawischen Gebiete östlich der Elbe. Für ihre Dienste während der Expansion und bei der Sicherung des eroberten Landes wurden sie mit Grundbesitz, Burgen und verschiedenen Rechten belehnt.

Die Vertreter der christlichen Kirche wurden besonders bei der ideologischen Sicherung und kirchlichen Organisation der eroberten Gebiete wirksam. Jedoch waren auch sie teilweise bestrebt, territoriale Herrschaften zu bilden, wie vor allem das Erzbistum Magdeburg.

Entscheidend geprägt und modifiziert aber wurde diese neue Etappe der deutschen Ostexpansion dadurch, daß es der herrschenden Feudalklasse in Deutschland gelang, größere Schichten des deutschen Volkes für ihre Expansionsziele auszunutzen. Bauern, Handwerker und Kaufleute aus deutschen und niederländischen Provinzen zogen seit dem zweiten Drittel des 12. Jh. in die militärisch eroberten Gebiete zwischen Elbe, Saale und Oder. Diese Schichten hofften, östlich des bisherigen deutschen Siedlungsgebietes bessere soziale Lebensbedingungen, eine günstigere Rechtsstellung, neue Produktions- und Absatzmöglichkeiten zu erlangen. So folgte der politischen und militärischen Eroberung des slawischen Siedlungsgebietes die bäuerliche Landnahme (S. 344 ff.) und städtische Siedlung (S. 364 ff.). Dadurch erhielt die hochfeudale Phase der deutschen Ostexpansion hinsichtlich ihres Verlaufs und ihres Klasseninhalts einen äußerst differenzierten Charakter.

## **2. Die militärisch-politische Eroberung**

### **a) Der Untergang des Obodritenreiches (1093 bis 1143)**

Seit dem Sieg des Obodritenfürsten Heinrich auf dem Schmilauer Feld im Jahre 1093 (S. 302), so berichtet der Pfarrer Helmold von Bosau in seiner „Slawenchronik“, herrschte Heinrich über Wagrier, Polaben und Obodriten. Darüber hinaus hat Heinrich zumindest eine Tributherrschaft auch über andere slawische Stämme zwischen Elbe und Oder hergestellt; der Chronist nennt Ranen, Kessiner, Zirzipanen, Lutizen und Pomoranen.<sup>1</sup> Allerdings mußte diese Tributherrschaft ständig von neuem erkämpft und durchgesetzt werden. So belagerten die Bewohner der Insel Rügen bald nach 1100 Heinrichs Burg Alt Lübeck mit ihren Schiffen.<sup>2</sup> Nur mit Hilfe aufgebotener Holsten gelang es Heinrich und der slawischen Burgbesatzung von Alt Lübeck, die Ranen zurückzuschlagen und ihnen Tribute aufzuerlegen. In den Wintermonaten 1123/24 und 1124/25 unternahm Heinrich selbst Feldzüge gegen die Ranen, die seinen Sohn Woldemar erschlagen hatten bzw. die geforderten Tribute nicht zahlten. Im ersten Winterfeldzug standen Heinrich die Aufgebote der Slawen, Holsten und Stormarn zur Verfügung, den zweiten führte er gemeinsam mit Herzog Lothar von Sachsen und slawischen und sächsischen Truppen durch. Auch bei einigen südlichen Lutizenstämmen stieß Heinrichs Politik auf ernsthaften Widerstand, was die Niederschlagung eines Aufstandes der Brizanen und Heveller wohl im Winter 1100/01<sup>3</sup> erkennen läßt. Mit Aufgeboten der Obodriten und nordelbischen Sachsen belagerte Heinrich monatelang Havelberg, während sein Sohn Mistue gleichzeitig mit 200 Sachsen und 300 Slawen einen Plünderungszug gegen die benachbarten Linonen unternahm.

Bei allen diesen kriegerischen Unternehmungen gegen die obodritischen Völkerschaften, gegen Ranen und lutizische Stämme besaß der Slawenfürst

die militärische Unterstützung der sächsischen Herzöge, vor allem Lothars von Supplinburg, der 1106 von König Heinrich V. mit der sächsischen Herzogswürde betraut wurde. Dadurch konnte der Obodritenkönig Heinrich über die militärischen Aufgebote der benachbarten nordelbischen Sachsen verfügen. Wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß diese Unterstützung eine wesentliche Grundlage für Heinrichs Herrschaft und seine Erfolge war.

Durch friedliche Beziehungen zu den benachbarten deutschen Feudalherren sowie zu Dänemark gesichert, scheint Heinrich vor allem dem inneren Ausbau und Zusammenhalt seines aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzten Herrschaftsgebietes Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Eine Art „Landfriedenspolitik“ im Innern, die Förderung des in Alt Lübeck entstehenden frühstädtischen Siedlungskomplexes und sein Ausbau zur Residenz am Schnittpunkt von Wagrien, Polabien und dem Obodritenland, eine eigene Münzprägung, ein durchorganisiertes Heer- und Gefolgschaftswesen, die verwaltungsmäßige Durchdringung und Sicherung seines Gebietes durch Burgenbau und eine Art „Statthalterschaft“ seiner Söhne und anderer Adliger sowie die Duldung des Christentums waren Kennzeichen einer planmäßigen Politik Heinrichs von Alt Lübeck, die den Versuch einer slawischen Staatsbildung in diesem Gebiet darstellte (S. 214). In der übereinstimmenden zeitgenössischen Bezeichnung Heinrichs als „König der Slawen“ (rex Slavorum) fanden die reale machtpolitische Basis und das Programm Heinrichs ihren verfassungsmäßigen Ausdruck.

Dieser bedeutendste Versuch einer selbständigen westslawischen Staatsgründung zwischen Elbe und Oder am Anfang des 12. Jh. wurde durch das politische Kräfteverhältnis zwischen deutscher Zentralgewalt und sächsischen Fürsten begünstigt. Das deutsche Königtum stand zu dieser Zeit im Kampf gegen die weltlichen Herrschaftsansprüche des Papsttums und gegen die Bestrebungen der deutschen Fürsten, die durch den Einsatz neuer ökonomischer und politischer Mittel (Förderung der Städte, Burgenbau usw.) eigene Herrschaftsgebiete aufzubauen versuchten. Durch den Sieg der sächsischen Fürstenopposition unter Herzog Lothar von Supplinburg über Kaiser Heinrich V. in der Schlacht am Welfesholz (bei Mansfeld) im Jahre 1115 wurde die Position der partikularen Kräfte in Deutschland besonders im Osten gestärkt; im Herzogtum Sachsen und an der Slawengrenze war die Zentralgewalt praktisch ausgeschaltet. Zur Rückendeckung in den Auseinandersetzungen mit Kaiser Heinrich V. war Herzog Lothar von Sachsen an friedlichen Beziehungen zum christlichen Slawenkönig von Alt Lübeck interessiert, der mit Unterstützung und gleichsam im Auftrage des Sachsenherzogs rebellierende Slawen niederwarf. Andererseits deutete sich bereits unter Herzog Lothar, der 1125 als Nachfolger Heinrichs V. deutscher König wurde, der Versuch an, energischer als seine Vorgänger Eroberungspolitik gegenüber den Slawen zu betreiben und ihre Gebiete dem deutschen Feudalstaat fest einzuverleiben, sobald die politische Situation ein solches Vorgehen erlaubte. Das äußerte sich bei seiner „Strafexpedition“ gegen die in die Grafschaft Stormarn ein-

gedrungenen Slawen im Winter 1110 und in der Übertragung der Grafschaft Holstein-Stormarn an Adolf I. von Schauenburg (1110–1130). Diese Politik kam ebenfalls zum Ausdruck in mehreren Feldzügen Herzog Lothars gegen einzelne slawische Stämme zwischen Elbe und Oder, die in der Interessensphäre bzw. sogar im Einflußbereich Heinrichs von Alt Lübeck lagen. So unterwarf Lothar 1114 auf einem Feldzug, der ihn bis in das festländische Siedlungsgebiet der heidnischen Ranen geführt haben muß, den Kessinerfürsten Dumar und seinen Sohn; vom Fürsten der Ranen erzwang er Geiseln und Tribute. Auf diesem Feldzug wurde Lothar durch den Markgrafen der Nordmark (Markgrafschaft über das von Slawen besiedelte Gebiet zwischen Peene, Elde und Lausitz, die aus der ottonischen Markenpolitik im 10. Jh. erwachsen war) mit 300 berittenen Zirzipanen unterstützt.<sup>4</sup>

Auch 1121 kämpfte der Sachsenherzog wieder gegen die Kessiner, deren Fürst Sventipolk unterworfen und dessen Burg Kessin (bei Rostock) erobert wurde.

Gleichzeitig mit der von Herzog Lothar betriebenen Expansionspolitik gegenüber den benachbarten Slawenstämmen verfolgten lokale sächsische Feudalgewalten eigene Eroberungsabsichten im slawischen Siedlungsgebiet, so z. B. die Grafen der Nordmark und die Grafen von Ballenstedt, ein im östlichen Harzgebiet beheimatetes Feudalherrengeschlecht, aus dem Albrecht der Bär stammte.

Die Herrschaft des von Lothar abhängigen Obodritenkönigs Heinrich über mehrere slawische Stämme und Stammesgruppen sowie Lothars erfolgreiche expansionistische Politik an der deutsch-slawischen Grenze und seine Beziehungen zum Obodritenstaat Heinrichs von Alt Lübeck festigten die von der deutschen Zentralgewalt weitgehend unabhängige Stellung des sächsischen Herzogs. Er griff gegen Entscheidungen des deutschen Königs bei der Besetzung der sächsischen Marken ein und bestimmte als Nachfolger des 1123 verstorbenen Markgrafen der Mark Meißen und der Mark Lausitz Leute seiner Wahl: als Markgrafen der Lausitz (Ostmark) Albrecht den Bären und als Markgrafen von Meißen Konrad von Wettin. Auf dem Halberstädter Reichstag im April 1134 wurde Albrecht der Bär wegen seiner Verdienste auf König Lothars Italienzug 1132/33 mit dem für den Einfluß auf die Slawen bedeutenden Amt des Markgrafen der Nordmark belehnt. Damit war die politische und militärische Gewalt an einem wichtigen Abschnitt des deutsch-slawischen Grenzgebietes in den Händen eines Feudalherrengeschlechts konzentriert, das bei der politischen Eroberung und wirtschaftlichen Durchdringung (S. 324 f.) des bisher im wesentlichen slawischen Gebietes der späteren Mark Brandenburg eine ausschlaggebende Rolle spielen und das im weiteren Verlauf der Ostexpansion seinen Einfluß bis zur Ostsee und Oder und in die Gebiete östlich der Oder ausdehnen sollte.

1136 wurde Konrad von Wettin mit der Mark Lausitz belehnt, wodurch die Wettiner die Lausitz und die Mark Meißen in ihrem Besitz vereinten und ebenfalls eine günstige Ausgangsstellung für weitere Expansionen gewannen,

die sie zu erbitterten Konkurrenten der Askanier und der Magdeburger Erzbischöfe machten.

Von entscheidender Bedeutung für Lothars Politik gegenüber den Slawen in seiner Regierungszeit als deutscher König (1125–1137) war die Tatsache, daß Lothar weiterhin Herzog von Sachsen blieb, die Interessen dieses Herzogtums an der Slawengrenze im besonderen Maße wahrnahm und die von ihm als sächsischer Herzog seit 1106 praktizierte Expansionspolitik gegenüber den Slawen nun mit den Mitteln der Zentralgewalt fortsetzte.

Nach dem Tode des Obodritenkönigs Heinrich von Alt Lübeck am 22. März 1127 kam es zu Erbfolgestreitigkeiten zwischen seinen Söhnen Knut und Sventipolk. Letzterer wurde von Holsten und Stormarn unter Graf Adolf I. von Schauenburg auf einem Feldzug in das Obodritenland und gegen die Kessiner unterstützt, als er auch dort das väterliche Erbe antreten wollte. Nach Einnahme der Burgen Werle und Kessin an der Warnow zog Sventipolk nach Alt Lübeck zurück, das also weiterhin Residenz der Obodritenherrscher blieb und gegen das sich – wie schon zur Regierungszeit Heinrichs – ein Angriff der Ranen richtete. Auch in den südlichen Lutizengebieten um Havelberg und Brandenburg scheinen mit dem Tode Heinrichs Selbstständigkeitsbestrebungen lokaler Fürsten ausgebrochen zu sein, die zur Aufrichtung eigener, von den Obodritenfürsten unabhängiger Herrschaften führten (S. 323 f.). Die Bemühungen Sventipolks, die Politik seines Vaters fortzusetzen, wurden zunichte gemacht. Er wurde von einem reichen Holsten namens Daso ermordet, sein Sohn Swinike kurz darauf bei der Artlenburg, Kr. Lüneburg, erschlagen, sein Vetter Pribislaw in der Nachfolge umgangen. Helmolds Zeugnis und die weitere Geschichte des „regnum Obodritorum“ lassen den Verdacht aufkommen, daß die rasche Ausrottung und Ausschaltung von Heinrichs Geschlecht mit politischen Bestrebungen Kaiser Lothars und der Dänen zusammenhing.<sup>5</sup> Als Lothar die Rückendeckung durch einen einheimischen slawischen Fürsten gegenüber den Unabhängigkeitskämpfen und Plünderungszügen der Slawen nicht mehr benötigte, war er bestrebt, die Festsetzung eines starken erblichen slawischen Fürstengeschlechts in einem slawischen Staatswesen zwischen Elbe und Oder zu verhindern. Er belehnte um 1129 den mit ihm verbündeten dänischen Prinzen Knud Laward mit dem „Königreich der Obodriten“ und setzte ihm eine Krone aufs Haupt, damit er „König der Obodriten“ sei.<sup>6</sup> Knud Laward war ein Sohn des dänischen Königs Erich I. und seit etwa 1115 Statthalter von Schleswig. Seine kurze Herrschaft im Obodritenland – er wurde am 7. Januar 1131 von einem dänischen Verwandten ermordet – hinterließ in diesem Gebiet keine Spuren; er betrachtete seine slawische Königswürde von Lothars Gnaden wohl lediglich als machtpolitische Demonstration gegenüber seinen dänischen Konkurrenten und sein slawisches Herrschaftsgebiet als Grundlage zur Durchsetzung seiner dänischen Ansprüche.

Nach Knuds Ermordung teilten die beiden slawischen Fürsten Pribislaw und Niklot die Herrschaft über Wagrien, Polabien und das Obodritenland.

Pribislaw erhielt Wagrien und Polabien, Niklot, ein bei den Obodriten emporgestiegener Stammesfürst, die mecklenburgischen Gebiete bis zur Peene. In der Titulierung Pribislaws als „regulus“ (kleiner König) und in der Wahl Alt Lübecks als Residenzort zeigte sich ein schwaches Anklingen an die von Heinrich und Sventipolk von Alt Lübeck vorgezeichnete Tradition des obodritischen Fürstenstaates in Ostholstein und Westmecklenburg. Daß beide Fürsten in einem Abhängigkeitsverhältnis<sup>7</sup> zu Kaiser Lothar standen, geht aus einer von Helmold überlieferten Episode hervor. Kaiser Lothar hatte 1134 auf Anraten des von ihm bei seinen Missionsversuchen in Wagrien geförderten Priesters Vizelin in Segeberg eine königliche Burg, eine Kirche und mehrere Siedlungen errichten lassen. Zum Bau an dieser Burg waren auch die Slawenfürsten Pribislaw und Niklot verpflichtet. Pribislaw, der von Helmold als erbitterter Feind der Christen geschildert wird, wurde außerdem von Lothar beauftragt, sich des Schutzes der Lübecker Kirche und ihrer Priester anzunehmen. Angesichts der neuen Zwingburg Segeberg sollen die beiden Slawenfürsten folgendes Gespräch geführt haben: „Siehst du diesen festen, hochragenden Bau? Laß dir vorhersagen, das wird ein Joch für das ganze Land! Von hier werden sie ausrücken, erst Plön brechen, dann Oldenburg und Lübeck, endlich die Trave überschreiten und Ratzeburg mit ganz Polabien erobern. Doch auch das Land der Obodriten wird ihren Händen nicht entgehen!“ Jener antwortete: „Wer hat uns dieses Unglück denn bereitet und dem König diesen Berg preisgegeben?“ Darauf der Fürst: „Siehst du den kleinen Kahlkopf (= Vizelin – E. E.) dort beim König stehen? Der hat dieses ganze Unglück über uns gebracht!“<sup>8</sup>

Im Norden des slawischen Siedlungsgebietes konnte also die deutsche Zentralgewalt zeitweilig Einfluß auf die hier bestehende Herrschaft slawischer Fürsten ausüben und diese abhängig machen. Dieser Vorstoß gelang dem deutschen Königtum durch die Förderung der von Bremen und Neumünster ausgehenden Christianisierungsversuche Vizelins, durch Burgenbau zur militärischen Sicherung des eroberten Gebietes und durch Anlage erster sächsisch-deutscher Siedlungen<sup>9</sup> im Gebiet der Segeberger Burg und Kirche.

Als Kaiser Lothar 1137 starb, nutzte Pribislaw die Kämpfe zwischen Lothars Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen und Markgraf Albrecht dem Bären um das Herzogtum Sachsen aus, um die Abhängigkeit vom deutschen Feudalstaat abzuschütteln. Er griff im Sommer 1138 Burg und Stift Segeberg sowie die umliegenden Ortschaften an, zerstörte sie und unternahm verheerende Züge in das benachbarte Holstengebiet. Im nächsten Winter erfolgte ein massiver Gegenschlag der Holsten und Stormarn auf Wagrien unter Führung des Grafen Heinrich von Badwide, der nach der Vertreibung Adolfs II. von Schauenburg (1130–1164) durch den neuen sächsischen Herzog Albrecht den Bären (Herzog von Sachsen 1138–1142) die Gräfschaft Holstein-Stormarn sowie die königliche Burg Segeberg erhalten hatte. Die slawischen Länder Plön, Lütjenburg und Oldenburg sowie das ganze Gebiet zwischen Schwale, Ostsee und Trave wurden verwüstet, nur die festen Burgen hielten den Angriffen stand.

Im Sommer 1139 erfolgte ein weiterer Zug der Holsten gegen Wagrien, dessen slawische Bevölkerung stark dezimiert wurde. Es gelang den Angreifern sogar, die feste Burg Plön einzunehmen.

Die holsteinischen Feldzüge von 1138 und 1139 waren von entscheidender Bedeutung für die politisch-militärische Unterwerfung der Slawen in Ostholstein.<sup>10</sup> Ihre politische Selbständigkeit wurde gebrochen. Das Jahr 1138 brachte die letzten politisch-militärischen Aktionen der wagrischen Slawen unter ihrem Fürsten Pribislaw, die die ostsächsische Expansion in diesem Raum empfindlich stören und aufhalten konnten. Die Konsolidierung der politischen Verhältnisse im Herzogtum Sachsen am Anfang der 40er Jahre des 12. Jh. erleichterte den deutschen Feudalgewalten ihr Vorgehen gegen die slawischen Stämme in Wagrien und Polabien.

Die Kämpfe in und um Holstein und Wagrien zwischen Graf Adolf II. von Schauenburg und Graf Heinrich von Badwide endeten 1143 mit einer Teilung der slawischen Lande durch Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen (Sohn Heinrichs des Stolzen, seit 1142 Herzog von Sachsen). Diese Teilung orientierte sich an den slawischen Landesgrenzen und sprach Adolf Wagrien mit Segeberg, Heinrich von Badwide das Polabenland mit Ratzeburg zu. In der für Heinrich von Badwide geschaffenen deutschen Grafschaft Ratzeburg, die aus den Ländern Ratzeburg, Boitin, Gadebusch, Wittenburg und Boizenburg bestand, vollzog sich seit dieser Zeit die politische Entwicklung – von einem kurzen dänischen Zwischenspiel abgesehen – unter deutscher Feudalherrschaft. Das Gebiet ging ein in das deutsche Herzogtum Sachsen.

Wichtigste Zeugnisse für die durch Graf Adolf II. geförderte bäuerliche und städtische Siedlungstätigkeit in Wagrien sind der von Helmold überlieferte Aufruf an Flamen, Holländer, Friesen, Westfalen, Holsten und Stormarn zur Besiedlung des den Slawen entrissenen Gebietes (S. 348) sowie sein Bericht über die Gründung Lübecks am Zusammenfluß von Trave und Wakenitz (S. 365). Die durch die deutsch-slawischen Kämpfe der dreißiger Jahre stark dezimierte slawische Bevölkerung wurde in Siedlungsgebiete in den Ländern Oldenburg und Lütjenburg sowie an die übrigen wagrischen Küstengegenden und auf die Insel Fehmarn abgedrängt. Sie wurde Adolf tribut- und heerdienstpflichtig. Den Fürsten Pribislaw, den Helmold noch 1156 „regulus“ nennt, und die übrigen „nobiliores“ der Slawen verpflichtete sich Adolf durch Geschenke. Das sicherte seinem Besiedlungswerk in Wagrien „Ruhe und Frieden“, wie Helmold wiederholt betont. Die politische Aktivität der auf ein kleines Siedlungsgebiet beschränkten wagrischen Slawen richtete sich in der zweiten Hälfte des 12. Jh. vorwiegend gegen die dänischen Küsten und den dänischen Schiffsverkehr auf der Ostsee, worauf wir später noch zurückkommen werden. Durch ein Bündnis mit dem slawischen Fürsten Niklot, der in den mecklenburgischen Gebieten der Slawen bis zur Peene herrschte, sicherte Adolf sein Land vor Angriffen aus dem Süden. Beim Abschluß dieses Bündnisses hatte Niklot dem holsteinischen Grafen versprochen, „sein Auge und Ohr im Slawenlande“ zu sein.<sup>11</sup> Auf der Grundlage des erreichten ökonomi-



schen, politischen und sozialen Entwicklungsstandes im Obodritenreich und unter Ausnutzung der außenpolitischen Verhältnisse war es dem Obodritenkönig Heinrich von Alt Lübeck um die Wende vom 11. zum 12. Jh. gelungen, einen frühfeudalen obodritischen Staat aufzubauen und für einige Jahrzehnte die politischen Machtverhältnisse zwischen Dänemark, deutschem Feudalstaat und sächsischen Fürstengruppierungen mitzubestimmen. Diese slawische Staatsbildung ging an den expansiven Tendenzen der ostsächsischen Feudalgewalten, an den sozialökonomischen Unterschieden und politischen Gegensätzen zwischen den slawischen Teilgebieten sowie an dem inneren Widerstand gegen Heinrichs Politik zugrunde. Dieser Widerstand gegen die Abhängigkeit des Obodritenfürsten vom sächsischen Herzogtum und gegen seine Verbindungen mit der christlichen Kirche regte sich vor allem in der heidnischen Priesterschaft und in Kreisen des slawischen Adels, da diese Abhängigkeit der Verpflichtung zur Zahlung des Herzogszins und Kirchenzehnt einschloß. Dadurch aber gingen dem lokalen slawischen Adel bedeutende Einnahmen aus seinem eigenen Herrschaftsgebiet verloren. Den Zusammenhang zwischen der Ausbeutung durch auswärtige kirchliche und weltliche Mächte und dem Widerstand gegen Heinrich erkannte bereits der Priester und Chronist Helmold. Zur Begründung für die Erhebung der Polaben und Obodriten gegen Heinrich führt Helmold aus: Als die Polaben und Obodriten erfahren hatten, „daß unter ihnen ein Fürst aufgestanden war mit der Mahnung, man müsse sich den Gesetzen des Christentums unterwerfen und den Fürsten Zins zahlen, verdroß es sie heftig; sie beschlossen einhellig und einstimmig, gegen Heinrich zu kämpfen ...“.<sup>12</sup>

**b) Die Kämpfe des polnischen und deutschen Feudalstaates  
gegen den pommerschen Fürstenstaat  
(Anfang des 12. Jahrhunderts bis 1137/38)**

Eine andere Richtung der Expansionspolitik des sächsischen Herzogs und späteren deutschen Königs und Kaisers Lothar von Supplinburg zielte auf die pommerschen Gebiete westlich der Oder. Wohl seit Anfang des 12. Jh. hatte sich der pommersche Staat unter Herzog Wartislaw aus den östlichen Odergegenden in das Peene- und Tollensegebiet bis nach Demmin und im Süden entlang der Oder und Ücker ausgedehnt, also die lutizisch besiedelten Gebiete des späteren Vorpommern und Ostmecklenburg eingegliedert.

Etwa gleichzeitig nahm der polnische Feudalstaat unter Boleslaw Schiefmund (1102–1138) seine expansionistische Politik (S. 289) gegenüber den Pomoranen, d. h. in Richtung Ostseeküste und Odermündung, und auch gegen die mittleren Odergebiete wieder auf. Boleslaw eroberte 1121/22 Stettin (Szczecin), unterwarf Herzog Wartislaw und Pommern der polnischen Oberhoheit und zwang den Pommernfürsten zur Annahme des Christentums. Weitere Eroberungszüge gegen die Lutizen haben Boleslaw bis an die Müritz geführt.<sup>13</sup> Ergebnis der gleichzeitigen Expansion des polnischen Staates Rich-

tung Westen war die wohl 1123/24 erfolgte Gründung des Bistums Lebus an der Oder.

Boleslaw versuchte, seine Eroberungen in Pommern und die Verbindung dieses Gebietes mit dem frühfeudalen Piastenstaat durch die Einführung des Christentums zu sichern und zu festigen. Durch die Christianisierung der bisher heidnischen slawischen Bevölkerung wollte er auch den theoretischen Anspruch der benachbarten deutschen Bistümer (Magdeburg, Havelberg) und Markgrafen auf die westpommerschen Gebiete ausschalten. Er gewann einen spanischen Mönch, der 1121/22 in Wollin (Wolin) predigte, aber erfolglos war. Von größerer Bedeutung war die Missionstätigkeit Bischof Ottos von Bamberg, der längere Zeit Kaplan am polnischen Hof gewesen und dadurch den polnischen Feudalkreisen bekannt war. Mit Einverständnis des Papstes und Kaiser Heinrichs V. missionierte der Bischof unter dem Schutz und mit materieller Unterstützung des polnischen Herzogs 1124/25 in Pyritz (Pyrzyce), Kammin (Kamień), Wollin, Stettin, Kolberg (Kołobrzeg) und anderen pommerschen Orten. Die Nominierung des Bamberger Bischofs als Missionar in Pommern stellte einen Kompromiß zwischen den polnischen und deutschen Interessen in Pommern dar. Letztere erhielten ein deutliches Übergewicht bei Ottos zweiter Missionsreise im Jahre 1128. Die Missionserfolge des Bamberger Bischofs und seiner Begleiter waren bald nach 1124 durch das Wirken heidnischer Priester in Pommern, den Widerstand der pommerschen „Stadtrepubliken“<sup>14</sup> an der Ostseeküste und durch machtpolitische Auseinandersetzungen zwischen Boleslaw und dem pommerschen Herzog gefährdet worden. Ottos zweite Reise vollzog sich in enger Zusammenarbeit mit König Lothar, Erzbischof Norbert von Magdeburg und Albrecht dem Bären, also den an der Eroberung und Christianisierung dieses Gebietes interessierten deutschen weltlichen und geistlichen Feudalgewalten. Ottos Weg führte über Merseburg, Magdeburg, Havelberg und das Land der Müritzer vor allem in die westlichen Gebiete des pommerschen Herzogtums, nach Demmin, Gützkow, Usedom, Wolgast und erneut nach Wollin und Stettin. Das Ziel dieser zweiten Mission, die westpommerschen Gebiete, die im deutschen und polnischen Interessensbereich lagen, der deutschen Kirchenorganisation einzufügen, wurde nicht erreicht. Die Gründung eines pommerschen Bistums in Wollin kam erst 1140 zustande; es wurde weder der polnischen noch der deutschen Kirche, sondern unmittelbar der päpstlichen Kurie unterstellt.

Im Zusammenhang mit Bischof Ottos Aufenthalt in Demmin Ende Mai oder Anfang Juni 1128 teilt sein Biograph Ebo als einzige Quelle eine interessante Begebenheit mit, die König Lothars expansive Slawenpolitik auch an diesem Abschnitt der deutsch-slawischen Grenze beleuchtet. Otto traf die Einwohner Demmins in Angst und Schrecken vor einem lutizischen Überfall an. Man befürchtete, daß die Lutizen Demmin zerstören und die Einwohner in Gefangenschaft führen würden, da Lothar vor kurzem („nuper“) ihre „Burg mit ihrem Heiligtum verbrannt habe“.<sup>15</sup> Ein solcher Feldzug Lothars, dem ein lutizischer Tempel, vielleicht das berühmte Rethra (S. 250), zum Opfer gefallen

war, könnte nach dem Itinerar des Königs im Frühjahr 1128 stattgefunden haben.<sup>16</sup>

Am Ende der Regierungszeit Lothars stand ein Kompromiß des deutschen Feudalstaates mit dem polnischen Piastenstaat hinsichtlich des Einflusses auf das pommersche Herzogtum. Auf dem Merseburger Hoftag im August 1135 mußte Boleslaw von Polen den Tribut für 12 Jahre nachzahlen und dem Kaiser den Lehnseid für Pommern und für Rügen<sup>17</sup> leisten. Anscheinend wurden bereits um diese Zeit die Ansprüche des Markgrafen der Nordmark, Albrechts des Bären, auf die zum pommerschen Herzogtum gehörenden lutizischen Gebiete westlich der Oder anerkannt und damit die Expansionstendenzen dieses sächsischen Feudalherrengeschlechts in Richtung auf die Odermündung und die Ostseeküste seitens der deutschen Zentralgewalt gefördert.

Durch die Schwächung des polnischen Staates infolge der nach Boleslavs Tod 1138 ausbrechenden Thronstreitigkeiten sowie durch die nach Lothars Tod einsetzenden Machtkämpfe in Sachsen konnte der pommersche Staat unter Wartislaws Nachfolgern die polnische Oberherrschaft abschütteln und in Auseinandersetzung mit den Askaniern in der zweiten Hälfte des 12. Jh. seine politische Macht über weitere lutizische Gebiete der Tollenser, Redarier, Ukranen, vielleicht auch über die später Barnim genannte brandenburgische Landschaft ausdehnen.

Seitdem zu Beginn des 12. Jh. der pommersche Fürstenstaat an der südlichen Ostseeküste unter einer einheimischen slawischen Dynastie in den Quellen auftrat, war er vor allem seiner bedeutenden geographischen Lage wegen den feudalen Ausdehnungsbestrebungen des deutschen und polnischen Staates ausgesetzt. Die Auseinandersetzungen um die Oberherrschaft über diesen Staat beeinflussten entscheidend die Bildung und Auflösung politischer Bündnisse und die Beziehungen zwischen den Feudalstaaten Deutschland, Polen und Dänemark seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

### **e) Die Eroberungen der Askanier um Brandenburg und Havelberg (1127 bis 1147)**

Als der Obodritenkönig Heinrich von Alt Lübeck am 22. März 1127 starb, kam es nicht nur bei Kessinern und Obodriten (S. 318) zu Kämpfen für die Unabhängigkeit von Heinrichs Staat. Wahrscheinlich sind auch die inneren Umstürze bei den Brizanen und Hevellern um Havelberg und Brandenburg nach Heinrichs Tod als Bestrebungen zum Abfall vom Obodritenreich zu werten. Nach Helmolds eindeutigem Zeugnis hatten diese südlichen Slawenstämme unter Heinrichs Herrschaft gestanden, die in Brandenburg vielleicht von dem slawischen Grafen („comes Sclavorum“) Meinfried, einem Christen, wahrgenommen wurde. Dieser Meinfried wurde 1127 erschlagen – eine Aktion, in der wir analog zu ähnlichen Ereignissen in anderen slawischen Gebieten sicher die Reaktion einer heidnischen Bevölkerung gegen den von dem deutsch- und christentumsfreundlichen Obodritenkönig Heinrich eingesetzten slawischen

Herrn der Brandenburg sehen dürfen.<sup>18</sup> Seine Stellung wäre mit der eines „praefectus urbis“, wie sie von Helmold für den militärischen Führer von Heinrichs Residenz Alt Lübeck überliefert wird, zu vergleichen. Nach Meinfrieds Ermordung gelangte in Brandenburg der Hevellerfürst Pribislaw zur Macht, der zum Christentum übertrat und den Namen Heinrich annahm. Nur mit Unterstützung Albrechts des Bären konnte Pribislaw/Heinrich seine Stellung bei den heidnischen Hevellern festigen. Ähnlich wie Heinrich von Alt Lübeck, jedoch unter ungünstigeren Voraussetzungen und mit geringeren materiellen Machtmitteln (S. 211 f.), war Pribislaw/Heinrich bestrebt, eine eigene slawische Fürstenherrschaft in Brandenburg aufzubauen, die anscheinend König Lothar von Supplinburg mit der Verleihung der königlichen Würde und königlicher Insignien krönte.

Für Albrechts des Bären Politik und Erfolge im brandenburgischen Gebiet gewannen seine Beziehungen zu diesem Slawenfürsten entscheidende Bedeutung. Als Inhaber der Nordmark seit 1134 und unmittelbarer deutscher Nachbar Brandenburgs mußten seine Eroberungspläne auch in die Richtung der hevellischen Siedlungsgebiete zielen. Wohl zwischen 1127 und 1130 übergab Pribislaw dem ältesten Sohn Albrechts, dem späteren Markgrafen Otto I. von Brandenburg, die Landschaft Zauche als Patengeschenk und später bestimmte er Albrecht selbst als Nachfolger in seiner Herrschaft, d. h. im Havelland mit der Brandenburg. Es ist mit Recht vermutet worden, daß solche umfangreichen Gebietsschenkungen kaum ohne entsprechenden politischen Druck seitens des askanischen Markgrafen erfolgt sein können, der auf diesem Wege vielleicht alte Ansprüche des deutschen Königtums auf dieses Markengebiet ausschalten wollte.<sup>19</sup>

1136 und 1137/38 unternahm Albrecht der Bär mehrere Kriegszüge gegen die Slawen in der Prignitz, die plündernd in sächsische Gebiete eingefallen waren. Die Chronisten berichten von den großen Verwüstungen, die Albrechts Heere angerichtet haben.

Auch in Havelberg darf nach 1127 mit der Errichtung einer eigenen Fürstenherrschaft unter einem Slawenfürsten Wirikind gerechnet werden. Von diesem hatte Bischof Otto von Bamberg 1128 in Merseburg im Beisein König Lothars von Supplinburg Geleitschutz für seinen Weg durch das slawische Gebiet um Havelberg erhalten. In Havelberg selbst traf der Bamberger Bischof unter der slawischen Bevölkerung noch auf ausgedehntes Heidentum, was Wirikind auf die gewaltsame Christianisierungspolitik des Erzbischofs Norbert von Magdeburg zurückführte. Das versprochene Geleit durch das Gebiet der Prignitz konnte Wirikind nicht gewähren, da er – wie er Otto gegenüber ausführte – mit den Bewohnern im Krieg liege. Hier handelt es sich anscheinend um die gleichen Slawen, die noch in den dreißiger Jahren Einfälle in sächsisches Gebiet unternahmen und gegen die Markgraf Albrecht der Bär wiederholt zu Felde zog. Erste askanische Eroberungen in der Prignitz waren vielleicht das Ergebnis.

Auch der Aufstand von Wirikinds heidnisch gebliebenen Söhnen 1136 und die Zerstörung einer Havelberger Kirche durch sie mögen im Zusammenhang

mit größeren slawisch-heidnischen Kämpfen gegen den christlichen Slawenfürsten Wirikind und den deutschen Markgrafen Albrecht den Bären gestanden haben.

Albrechts des Bären Ansprüche auf lutizische Gebiete im Peeneraum, die er bereits 1128 während Ottos zweiter Missionsreise durch Pommern angemeldet hatte und in den dreißiger Jahren mit einigem Erfolg bekräftigen konnte, haben uns bereits in einem anderen Zusammenhang beschäftigt (S. 322 f.).

Von entscheidender Bedeutung für die Begründung der askanischen Position in der späteren Mark Brandenburg waren also in den hier behandelten Jahrzehnten die Beziehungen zwischen Albrecht dem Bären und dem frühstaatlichen Herrschaftsgebilde der Heveller unter ihrem Fürsten Pribislaw/Heinrich. Bei der teils diplomatisch-friedlichen, teils kriegerischen Expansion gegen die südlichen Lutizenstämme hat Kaiser Lothar dem von ihm eingesetzten Geschlecht der Askanier freie Hand gelassen.

#### d) Der Wendenkreuzzug von 1147

Im Jahre 1147 schloß sich nach anfänglichem Zögern der deutsche König Konrad III. mit einigen süddeutschen Feudalherren dem zweiten Kreuzzug nach dem Orient an, während die sächsischen weltlichen und geistlichen Fürsten einen als Kreuzzug deklarierten Eroberungskrieg gegen Lutizen, Obodriten und das christliche Pommern unternahmen.

Die Kreuzzugsbewegung hatte seit dem Ende des 11. Jh. ganz West- und Südeuropa erfaßt. Die kirchlichen Predigten und Aufrufe zur Verteidigung der bedrängten Kirche im Orient und zur Befreiung des Heiligen Grabes fanden in den verschiedensten sozialen Schichten Widerhall. Fürsten und Adlige, die im Orient neues Land erobern wollten, Bauern, in der Hoffnung auf Ackerboden und Sicherheit vor Not und Ausbeutung, zogen zu Tausenden in den Orient. Den italienischen Hafenstädten ging es um Handelsprivilegien im ertragreichen Orienthandel, dem Papsttum um Erhöhung von Macht und Ansehen in Europa und um die Ausdehnung seines Einflusses auf die östliche Kirche.

Als im Jahre 1147 die Predigten des Franzosen Bernhard von Clairvaux zu einem neuen Orientkreuzzug aufriefen, lehnten es die sächsischen Fürsten ab, sich diesem Zug anzuschließen, da sie „Völker zu Nachbarn haben, die noch dem schändlichen Götzendienst huldigten ...; sie nahmen zwar ebenfalls das Kreuz, aber um gegen jene Völker Krieg zu führen“.<sup>20</sup> Unter der Bernhardischen Parole „Bekehrung oder Vernichtung“ zogen sie gegen die slawischen Völkerschaften zwischen Elbe und Oder, um sie – nach den Worten eines Magdeburger Chronisten – „entweder dem Christentum zu unterwerfen oder mit Gottes Hilfe vollständig zu vernichten“.<sup>21</sup>

Die zeitgenössische Kreuzzugsstimmung wurde von den beteiligten sächsischen, dänischen, polnischen und böhmischen Feudalgewalten zur Rechtfertigung ihrer sehr materiellen Absichten auf Eroberung von Land, Herrschaft und Tributen ausgenutzt.<sup>22</sup> Als das Heer der vereinigten Feudalherren das seit

den zwanziger Jahren des 12. Jh. christianisierte Stettin belagerte, setzten die Einwohner des Ortes zum Zeichen ihrer christlichen Gesinnung Kreuze auf die Burg und ließen die Belagerer fragen, „warum man mit Heeresmacht zu ihnen gekommen wäre. Wenn es geschehen wäre, um sie im christlichen Glauben zu befestigen, so hätte dies nicht durch Waffengewalt, sondern durch die Predigten der Bischöfe geschehen müssen“. Der Chronist Vinzenz von Prag, der uns diese Episode überliefert, schlußfolgert, daß die Sachsen ein so großes Heer gegen das christliche Stettin aufgebieten hätten, „mehr um das Land wegzunehmen, als um die Einwohner im christlichen Glauben zu befestigen“.<sup>23</sup> Helmold von Bosau läßt die Belagerer von Dobin (Kr. Schwerin) fragen: „Ist es nicht unser Land, das wir verheeren, und unser Volk, das wir bekämpfen? Warum benehmen wir uns denn wie unsere eigenen Feinde und vernichten unsere eigenen Einkünfte?“<sup>24</sup> Heinrichs des Löwen Kriegszüge gegen die Slawen charakterisiert der gleiche Chronist mit der Bemerkung: auf allen Feldzügen „war keine Rede vom Christentum, sondern nur vom Gelde“.<sup>25</sup>

Diese zeitgenössischen Erklärungen, die speziellen Ziele der beteiligten Feudalherren und der Verlauf des ganzen Unternehmens kennzeichnen diesen Zug seinem Wesen nach als – der Stimmung der Zeit entsprechend – religiös verbrämten feudalen Expansions- und Eroberungszug, nicht aber als „Heidenkrieg“.

Unter den Teilnehmern des Zuges waren Heinrich der Löwe, Adolf II. von Holstein, Albrecht der Bär, Konrad von Meißen, die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, der päpstliche Legat für diesen Kreuzzug, Bischof Anselm von Havelberg, Abt Wibald von Corvey, eine dänische Flotte und dänische Landkräfte sowie böhmische und polnische Abteilungen. Wibald von Corvey wollte die Ansprüche seines Klosters auf Rügen<sup>26</sup> wahrnehmen. Anselm von Havelberg sah endlich eine Möglichkeit, in das seit dem großen Slawenaufstand von 983 verwaiste Bistum Havelberg zurückzukehren und dessen territoriale Ansprüche auf lutizische Gebiete durchzusetzen. Ähnliche territoriale Ziele werden den Magdeburger Erzbischof bewogen haben, und Albrecht der Bär konnte sein Augenmerk ganz auf die nördlichen und nordöstlichen Lutzenstämme und die Odergebiete richten, waren seine Eroberungspläne im Havelraum doch bereits realisiert bzw. für die Zukunft gesichert.<sup>27</sup> Die Polen wird – ausgehend von ihrem 1123/24 gegründeten Bistum Lebus – die Überschneidung ihrer Interessen mit denjenigen der Askanier und Magdeburgs auf den Plan gerufen haben, Dänemark zielte in seiner Expansion schon lange auf Rügen und die südliche Ostseeküste und wollte die slawische Piraterie auf der Ostsee ausschalten.

Das Heer der verbündeten Feudalherren spaltete sich in zwei Abteilungen, von denen die erste im Norden gegen die Obodriten, die zweite von Magdeburg aus gegen die Lutizen und das pommersche Stettin operierte.

Dem Angriff des nördlichen Heeres unter Heinrich dem Löwen, Adolf II. von Holstein und dem Bremer Erzbischof kam der Obodritenfürst Niklot durch einen Einfall in Wagrien zuvor. Dem Slawenfürsten waren die sächsischen

Vorbereitungen auf diesen Kreuzzug nicht verborgen geblieben, und so ließ er am Schweriner See die Burg Dobin als Zufluchtsstätte errichten und Graf Adolf von Holstein an das gemeinsame Abkommen ermahnen: „Bisher habe ich die Hand der Slawen zurückgehalten, daß sie dich nicht verletzten, nun aber will ich meine Hand abziehen und dich dir selbst überlassen, weil du deinen Freund verstoßen und unser Bündnis vergessen hast . . .“.<sup>28</sup> Mit einer Flotte griff Niklot von der Trave aus Lübeck an, seine Reiterscharen durchstreiften verwüstend Wagrien, bis Graf Adolf die obodritischen Slawen aus dem Lande vertrieb. Von einer weiteren Teilnahme Adolfs an dem Feldzug gegen die Slawen verlautet nichts. Er schloß erneut ein Bündnis mit Niklot.

Inzwischen belagerte das nördliche Heer, das von einer dänischen Flotte unterstützt werden sollte, die Burg Dobin. Die Belagerung wurde erfolglos abgebrochen, der mit den Obodriten vereinbarte Vertrag über Annahme der Taufe und Auslieferung der Gefangenen nur teilweise und schleppend erfüllt.

Das südliche Heer unter Albrecht dem Bären und Bischof Anselm von Havelberg zog von Magdeburg aus nach Havelberg, das Albrecht einnahm. Vermutlich bildeten im Schutze dieses für die deutsche Kirche zurückeroberten Bistums kleinere deutsche Feudalherren im Land der Brizanen und zum Teil auch der Heveller eigene Herrschaften, so die Herren Gans im Norden der Prignitz, die Herren von Plotho und Jerichow in Kyritz, Wusterhausen und Friesack, die Grafen von Arnstein im Lande Ruppin.<sup>29</sup>

Nach der Vernichtung von Burg und Tempel in Malchow kam es zur erfolglosen Belagerung Demmins, während ein Teil dieses Heeres gegen Stettin zog. Besonders bei der Belagerung dieses christlichen, unter dem christlichen Fürsten Ratibor stehenden Zentrums wird der wahre Charakter des als Heidenkrieg getarnten Eroberungsunternehmens askanischer und havelbergischer Prägung deutlich.

Die Ergebnisse des Slawenfeldzuges von 1147 für die beteiligten Feudalherren wurden schon von den Zeitgenossen nicht hoch bewertet. Sein im wesentlichen erfolgloser Ausgang liegt vor allem in den gegensätzlichen politischen Interessen der teilnehmenden Fürsten, die es zu keinen konzentrierten einheitlichen Aktionen kommen ließen, und in zahlreichen erfolgreichen Widerstandsaktionen der angegriffenen Slawen begründet. Doch ist die Tatsache, daß in Havelberg der deutsche Bischof wieder einziehen konnte, König Konrad 1150 den im 10. Jh. dem Bistum zugewiesenen Besitz bestätigte und kurz darauf die deutsche Besiedlung in dieser Diözese einsetzte, eine Folge der Kriegszüge von 1147. Die mögliche Errichtung deutscher Herrschaften in der Prignitz und im Rhingebiet im Zusammenhang mit dem Slawenfeldzug und der Wiederherstellung des Havelberger Bistums deutet in die gleiche Richtung.

Für die slawischen Bewohner in Wagrien, im Obodritenland und im südlichen Lutizengebiet brachte dieser Krieg Verheerungen und Verwüstungen, er dezimierte die Bevölkerung und zerstörte ihre Produktivkräfte, was die Widerstandskraft der slawischen Bevölkerung in diesen Gebieten für die Zukunft lähmen mußte.

Aus diesen Erwägungen kommt dem Feldzug von 1147 eine einschneidende Bedeutung im Rahmen der feudalen Expansionen dieser Zeit zu. An dem Unternehmen von 1147 hatte das deutsche Königtum keinen Anteil. Die entscheidenden Positionen nahmen die östlichen deutschen Fürsten ein, die Askanier, Wettiner, Schauenburger, Heinrich der Löwe und ostsächsische kirchliche Kreise. Auch in dieser Hinsicht stellt der Slawenkrieg von 1147 ein typisches Ereignis im Verlauf der zweiten Etappe der feudalen deutschen Ostexpansion dar.

**e) Die Eroberungspolitik Heinrichs des Löwen und die Entstehung der mecklenburgischen Fürstentümer (1147 bis 1181)**

Nach den Zerstörungen des Jahres 1147 förderte in Wagrien Graf Adolf II. den Wiederaufbau des Landes, wozu ihm Bündnisse mit dem slawischen Adel und Tribute und Siedlungsleistungen der slawischen Bevölkerung dienten. Als sich die Kessiner und Zirzipanen 1151 gegen Niklots Herrschaft erhoben und ihm als dem „Fürsten des Landes der Obodriten“ die fällige Zinszahlung verweigerten, unterstützte der holsteinische Graf den slawischen Fürsten mit über 2 000 Holsten und Stormarn bei der Niederschlagung dieses Aufstandes. Ein solches Zusammenwirken slawischer und deutscher Fürsten gegen Erhebungen der slawischen Bevölkerung zeigt eindrucksvoll, wie sich die Vertreter der herrschenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft über „nationale Schranken“ und unterschiedliche religiöse Überzeugungen hinwegsetzten.

Die in die Nordostecke Wagriens gedrängten Slawen mußten in einem Jahr an den sächsischen Herzog 1 000 Mark, an den Grafen von Holstein 100 Mark Tribut zahlen. Pribislaw, der Landesherr dieses slawischen Rückzugsgebietes, klagte denn auch gegenüber dem Bischof von Oldenburg die deutschen Fürsten der Mißhandlung und Plünderung an: „Eure Fürsten gehen nämlich mit solcher Strenge gegen uns vor, daß uns vor Steuern und härtester Knechtschaft der Tod besser als das Leben erscheint . . . Was bleibt uns also, als daß wir unser Land verlassen, aufs Meer fahren und in den Wogen wohnen? Welche Schuld trifft uns, wenn wir landesvertrieben die See unsicher machen und von Dänen oder Kaufleuten, die das Meer befahren, unseren Unterhalt nehmen? Wird das nicht die Schuld der Fürsten sein, die uns dazu treiben?“<sup>30</sup>

Die hier von dem wagrigen Fürsten Pribislaw mit ihrer unterdrückten und ausgebeuteten Lage begründete Piraterie der Slawen von Oldenburg und Lütjenburg richtete sich seit der Mitte des 12. Jh. unter Führung slawischer Adliger vor allem gegen die dänischen Küsten und gegen dänische Schiffe. Den Fürsten des Landes Oldenburg, Rochel, bezeichnet Helmold als einen äußerst großen Götzendiener und Seeräuber. Während Heinrich der Löwe und Adolf II. an einem Italienzug teilnahmen, plünderten Slawen aus Oldenburg 1159 die dänischen Küsten. Ein bedeutender slawischer Seeräuberschlußpfwinkel soll sich im Bezirk Süsel an der Kremper Au befunden haben.<sup>31</sup> Der Übergang der Slawen von den gegen die deutsche Expansion gerichteten Widerstands-



aktionen zur Piraterie ist einerseits auf das Erlahmen der Widerstandskraft der ihrer politischen Unabhängigkeit beraubten Slawen zurückzuführen und zeugt andererseits auch von den geschwundenen materiellen Grundlagen der slawischen Herrschaft in Ostholstein.

Nach der praktischen Einverleibung Ostholsteins in den gräflichen holsteinischen Machtbereich Adolfs II. haben die wagrischen Slawen im Nordosten des Gebietes unter ihrem regulus Pribislaw nur noch auf religiösem Gebiet eine gewisse Selbständigkeit bewahren können. Nahe bei Oldenburg befand sich ihr Hauptheiligtum, an dem der Gott Prove verehrt wurde und an dem jeden Dienstag Vertreter der slawischen Bevölkerung mit ihrem Landesherrn Pribislaw und dem heidnischen Priester zum Gericht zusammenkamen. Aber auch Pribislaw hat später das Christentum angenommen. Im Jahre 1156 war er ebenso wie ein namentlich genannter slawischer Grundherr, Thessemar, Gastgeber des Oldenburger Bischofs und seines Gefolges auf deren Missionsreise durch die slawischen Restgebiete Ostholsteins. Auf dieser Missionsreise gingen die Vertreter der christlichen Kirche mit großer Brutalität und Gewalt gegen die Einrichtungen des heidnischen Kults vor<sup>32</sup>, an dem die slawische Bevölkerung nach dem Übergang ihrer Fürsten zum Christentum und zur Bündnispolitik mit den deutschen Feudalherren den stärksten Rückhalt ihres Widerstandes und ihrer inneren politischen Ordnung besaß.

Neben der schon erwähnten Tributleistung waren die Oldenburger Slawen dem sächsischen Herzog bzw. dem holsteinischen Grafen auch zur Heerfolge verpflichtet. So kämpften sie 1164 in der Schlacht bei Verchen, Kr. Demmin, (S. 331) im Heere Adolfs gegen die Obodriten, aber widerwillig und mit „verräterischen Absichten“.<sup>33</sup> Heinrich der Löwe bediente sich ihrer auch im Kampf gegen Dänemark.

In den fünfziger Jahren stieß die Territorial- und Finanzpolitik Heinrichs des Löwen in Sachsen und seine Politik gegenüber den slawischen Gebieten auch in Fragen der kirchlichen Organisation auf den Widerstand des Bremer Erzbischofs und anderer deutscher Feudalherren. 1149 hatte der Bremer Erzbischof die seit dem Slawenaufstand von 1066 (S. 300) nicht mehr besetzten Bistümer Oldenburg und Mecklenburg mit den Bischöfen Vizelin und Emmehard besetzt und damit auch in dieser Richtung die alten Bremer Pläne zur Schaffung einer umfassenden Territorialmacht im Nordosten wieder aufgenommen. Da beanspruchte Heinrich der Löwe das Recht der Bischofsinvestitur, ließ Bischof Vizelin die Zehnten sperren, setzte einen Ratzeburger Bischof und als Vizelins Nachfolger in Oldenburg Gerold ein. Auf dem Goslarer Reichstag 1154 erreichte er eine grundsätzliche Entscheidung Friedrichs I. in diesem „Investiturstreit“. Der Herzog erhielt das Recht der Bischofsinventur für die drei Bistümer und für alle in Zukunft im Slawenland neu zu begründenden Diözesen, und zwar in Ausübung ihm übertragener königlicher Rechte. Da auf dem gleichen Reichstag der Kampf um das Herzogtum Bayern zugunsten Heinrichs des Löwen grundsätzlich entschieden wurde, war Heinrichs Stellung als mächtigster deutscher Territorialfürst entscheidend gefestigt worden. 1158

zwang Heinrich den Grafen von Holstein, ihm Lübeck abzutreten, dessen Ostseehandel er durch Privilegien förderte (S. 365).

Vom Ende der fünfziger Jahre datiert auch der konzentrierte Angriff des Sachsenherzogs auf den Obodritenstaat Niklots, um dieses slawische Gebiet seinem Herzogtum fest einzuordnen und damit seine Herrschaft bis zur Peene auszudehnen. Den entscheidenden Schlag führte Heinrich 1160 im Verein mit dem Dänenkönig Waldemar I., in dessen Land die Oldenburger und Mecklenburger Slawen eingefallen waren, als der sächsische Herzog Kaiser Friedrich I. auf seinem zweiten Italienzug begleitete. Niklot verbrannte seine Burgen Ilow, Mecklenburg, Schwerin und Dobin, um einer Belagerung zu entgehen und verschanzte sich mit seinem Anhang und mit seinen Söhnen Pribislaw und Wertislaw in Werle. Bei einem Ausfall aus der Burg fand Niklot den Tod. Mit ihm verloren die Obodriten einen der konsequentesten Kämpfer um die politische Unabhängigkeit ihres Gebietes und gegen die feudale deutsche Expansion. Heinrich der Löwe verheerte Niklots Land und zerschlug den obodritischen Teilstaat, indem er ihn aufteilte und in den ehemaligen obodritischen Fürstenburgen sächsische Ministeriale zur Verwaltung einsetzte. Statthalter des Herzogs für das ganze Gebiet wurde der Edle Gunzelin von Hagen, der Schwerin und Ilow erhielt. In Quetzin (am Plauer See) setzte er den Braunschweiger Vogt Ludolf ein, in Malchow Ludolf von Peine, Mecklenburg erhielt Graf Heinrich von Schaten. Lediglich Werle und das dazugehörige Land behielten Niklots Söhne Pribislaw und Wertislaw. Der militärischen Eroberung und politischen Neuorganisation von Niklots Herrschaftsgebiet folgten auch hier die stärkere siedlungsmäßige Durchdringung und kirchliche Organisation. Der Ausbau der deutschen Stadt Schwerin (S. 366) und die Einsetzung des Zisterziensermönchs Berno als Bischof von Schwerin, wohin das Bistum Mecklenburg 1160 verlegt wurde, sind Zeugnis dafür.

Aber die von Heinrich dem Löwen 1160 geschaffene Verwaltung des Obodritenlandes brach in einem großen Aufstand der Obodriten in den sechziger Jahren zusammen. Unter der Führung der Söhne Niklots erhoben sich die Obodriten 1163 zum Kampf gegen Herzog Heinrich den Löwen und die von ihm in den Obodritenburgen eingesetzten deutschen Feudalherren. Während der Belagerung von Werle gerieten Wertislaw und viele slawische Adlige in Gefangenschaft des Herzogs, während Pribislaw den Kampf um das väterliche Erbe fortsetzte. Er belagerte die ehemaligen obodritischen Burgen und zerstörte sie zum Teil. An die in der Mecklenburg eingeschlossenen Deutschen soll Pribislaw damals folgende Worte gerichtet haben, die Ursachen und Programm des obodritischen Aufstandes von 1163/64 deutlich werden lassen: „An mir wie an meinem Volke ist große Gewalttat verübt, ihr Männer; wir sind aus unserer Heimat vertrieben und unseres väterlichen Erbes beraubt. Ihr selbst habt dieses Unrecht noch vermehrt, da ihr in unser Land gefallen seid und Burgen und Dörfer besetzt habt, die nach der Erbfolge uns zustehen.“<sup>31</sup> Und die slawischen Burginsassen von Ilow soll Pribislaw mit folgenden Worten ermahnt haben: „Ihr wißt alle, wieviel Unheil und Bedrückung unser

Volk durch die gewalttätige Macht des Herzogs erlitten hat, die er gegen uns ausübt, indem er uns das Erbe unserer Väter genommen und in all ihren Landen Einwanderer angesetzt hat, Flamen und Holländer, Sachsen und Westfalen sowie Leute anderer Herkunft. Dieses Unrecht hat mein Vater bis an seinen Tod erbittert empfunden, auch mein Bruder wird eben darum in ewiger Haft gehalten, und keiner blieb nach, der an das Wohl unseres Volkes denkt und es aus Trümmern wieder aufrufen will, als ich allein. Geht also in euch, ihr Männer des verbliebenen Restes der Slawen, faßt wieder Mut und übergebt mir diese Burg und die Leute, die sie zu Unrecht besetzt haben, damit ich sie strafe, wie ich die Besetzung von Mecklenburg gestraft habe!<sup>435</sup> Nachdem es Pribislaw gelungen war, die Burgen Malchow und Quetzin wieder einzunehmen, unterdrückte Heinrich der Löwe grausam den obodritischen Aufstand. Den Fürsten Wertislaw ließ er bei Malchow erhängen; bei Verchen in der Nähe von Demmin konzentrierte er ein starkes Heer, dem der dänische König Waldemar mit einer Flotte zu Hilfe kommen wollte. Am 6. Juli 1164 kam es zu einer mörderischen Schlacht, die nach wechselndem Verlauf mit dem Sieg des sächsischen Herzogs endete. Die Verluste der Slawen, die unter Führung Pribislaws und der Pommernfürsten Bogislaw I. und Kasimir I. kämpften, sollen 2500 Mann betragen haben. Im Lager Heinrichs des Löwen standen Aufgebote aus Sachsen, Holstein, Dithmarschen und Friesland. In dieser Schlacht fiel u. a. auch der holsteinische Graf Adolf II.

Das Land der Obodriten wurde in diesen Kämpfen der sechziger Jahre stark verwüstet, die Bevölkerung dezimiert; viele Slawen gerieten in Gefangenschaft bzw. flüchteten nach Pommern. Auch der Obodritenfürst Pribislaw war zu den Pommernfürsten geflohen. Später unternahm er noch etliche Beutezüge in die deutschen Grafschaften Schwerin und Ratzeburg.

Im Zusammenhang mit neuen Kämpfen der sächsischen Fürstenopposition, die sich durch Heinrichs erfolgreiche Territorialpolitik in Sachsen in ihrer eigenen Herrschaft bedroht sah, gab Heinrich der Löwe dem Obodriten Pribislaw 1167 sein Land als Lehen zurück, um sich seiner Neutralität bzw. Unterstützung in den bevorstehenden Kämpfen mit den sächsischen Feudalherren zu versichern. Nur Schwerin blieb als Lehnsbesitz unter der Herrschaft des deutschen Grafen Gunzelin. Damit fand das dramatische Schicksal der Niklot-Familie sein Ende: Der Vater Niklot war im obodritischen Unabhängigkeitskampf 1160 gefallen, der Sohn Wertislaw während des großen obodritischen Aufstandes 1164 ermordet worden. Der Sohn Pribislaw hatte 1163/64 an der Spitze dieses Aufstandes gegen Heinrich den Löwen gestanden und einer deutsch-dänischen Koalition in der Schlacht bei Verchen 1164 erbitterten Widerstand geleistet. Er war schließlich der materiellen und zahlenmäßigen Übermacht dieser Koalition erlegen, mußte aber von Heinrich dem Löwen 1167 sein väterliches Erbe als Lehen zurückerhalten. Nur in Lehnsabhängigkeit vom sächsischen Herzog konnte der Obodritenfürst eine – wenn auch reduzierte – Macht behaupten. Seit dem Ende der sechziger Jahre vollzog sich damit auch die allmähliche Einordnung des obodritischen Teilstaates in den deutschen

Feudalstaat. Während jedoch die obodritische Staatsorganisation um Alt Lübeck einschließlich ihrer slawischen Herrschersippe unterging, entwickelte sich der obodritische Teilstaat in Mecklenburg unter der Führung seines slawischen Herrschergeschlechtes zu einem deutschen Territorialstaat und dem späteren Herzogtum Mecklenburg; Niklot und sein Sohn Pribislaw wurden die Stammväter des späteren mecklenburgischen Herzogshauses (S. 221). Pribislaw war seit 1167 mit dem sächsischen Herzog eng verbunden. Wohl zu dieser Zeit trat er auch zum Christentum über. Er gründete 1171 das Kloster Doberan, dotierte das Bistum Schwerin und begleitete 1172 Heinrich den Löwen auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem. Sein Sohn Borwin wurde mit einer Tochter Heinrichs vermählt.

Die weitere Geschichte dieser slawischen Gebiete war aufs engste mit den Kämpfen zwischen Heinrich dem Löwen und der sächsischen Fürstenopposition sowie mit den politischen und militärischen Auseinandersetzungen der Welfen und Staufer in Deutschland verbunden. Diese innerdeutschen politischen Gegensätze nutzte Dänemark für seine territorialen Ziele an der südlichen Ostseeküste aus. Es gewann zeitweilig entscheidenden Einfluß auf Holstein, Mecklenburg und Pommern. Dagegen betrieb die deutsche Zentralgewalt vor allem Politik in Italien und überließ Deutschland und den Kampf gegen Dänemark den Partikulargewalten. In den Ende der siebziger Jahre erneut einsetzenden Kämpfen gegen sächsische Fürsten bediente sich Heinrich der Löwe der Hilfe der Pommern und Obodriten, die Einfälle in die Gebiete des Magdeburger Erzbischofs und des Markgrafen der Lausitz unternahmen, wobei die Lausitz verwüstet, Jüterbog niedergebrannt und wohl auch das Kloster Zinna zerstört wurden.

Doch der Sturz des mächtigsten Territorialherrn in Deutschland war nicht mehr aufzuhalten. Kriegerische Auseinandersetzungen, Klagen der sächsischen Fürsten beim Kaiser gegen Heinrich den Löwen, gerichtliche Verfolgung, Verhängung der Acht, Aberkennung der Reichslehen und ein allgemeiner Krieg der deutschen Fürsten und Kaiser Friedrichs gegen den sächsischen Herzog kennzeichneten die Stufen seines Niederganges und schließlichen Sturzes. Im kaiserlichen Lager vor Lübeck, das 1181 vom sächsischen Herzog abgefallen und Reichsstadt geworden war, nahmen der Obodritenfürst Niklot von Werle (der Sohn Wertislaws, der mit Pribislaws Sohn Borwin um das Erbe stritt) und der Pommernherzog Bogislaw ihre Länder von Kaiser Friedrich I. zu Lehen.

#### **f) Die Eroberungszüge der Dänen an der südlichen Ostseeküste (Mitte des 12. Jahrhunderts bis 1227)**

Eine der nachhaltigsten Folgen von Heinrichs Sturz war das Anwachsen der dänischen Expansion gegenüber der südlichen Ostseeküste. Im Jahre 1168 ging mit der Zerstörung der slawisch-heidnischen Tempelburg Arkona auf Rügen (S. 180 f.) das von einer heidnischen Priesterschaft gelenkte Zentrum des rani-schen Widerstandes gegen Christentum und fremde Unterdrückung zugrunde.

Nachdem die wagrischen und polabischen Slawen in den vierziger Jahren und die Obodriten in den sechziger Jahren des 12. Jh. ihre politische Unabhängigkeit durch die feudale Expansion deutscher Fürsten und Bischöfe verloren hatten, geriet das Fürstentum Rügen, d. h. die Insel und das dazugehörige Festland zwischen Ryck und Recknitz, unter einem einheimischen Fürstengeschlecht in die politische und kirchliche Abhängigkeit von Dänemark.

Die Expansion des feudalen dänischen Staates hatte sich bereits in der ersten Hälfte und um die Mitte des 12. Jh. wiederholt gegen das slawische Rügen und die südliche Ostseeküste gerichtet, so 1136 und 1150 gegen Arkona, 1159 und in den sechziger Jahren gegen andere Gebiete auf Rügen und wiederholt gegen Wolgast.<sup>36</sup> Doch das waren einzelne Züge zur Vergeltung slawischer Seeräuberei und zur Erlangung von Tribut und Beute gewesen, ohne daß die heidnische Religion und die politischen Verhältnisse der Ranen grundsätzlich angetastet werden konnten. Auch wurden dadurch die slawischen Eroberungszüge gegen Dänemark nicht beeinträchtigt.

Das änderte sich erst in der Regierungszeit König Waldemars I. (1157–1182), als die langjährigen feudalen Fehden und Thronstreitigkeiten in Dänemark zur Ruhe kamen und ein starkes dänisches Königtum im Bündnis mit dem dänischen Erzbistum Lund eine konzentrierte Eroberungs- und Christianisierungspolitik an der südlichen Ostseeküste aufnahm. Hier stießen die dänischen Interessen mit denjenigen Heinrichs des Löwen zusammen, was in der Folgezeit – je nach der politischen Kräftekonstellation – teils zu scharfem Konkurrenzkampf zwischen beiden Mächten, teils zu zeitweiligem gemeinsamem Vorgehen gegen die Slawen führte.

So hatte Heinrich der Löwe zusammen mit König Waldemar 1160 und 1164 den Kampf gegen die Obodriten geführt, während bei der dänischen Eroberung Rügens 1168 die nunmehr Heinrichs Oberherrschaft unterstellten Obodriten unter Fürst Pribislaw sowie Kasimir und Bogislaw von Pommern Waldemar Hilfe leisteten. Dafür sollten Beute und Tribut der Ranen zwischen Waldemar und Heinrich dem Löwen geteilt werden. Im Frühsommer 1168 landeten die Dänen unter Führung König Waldemars I. und Bischof Absalons von Roeskilde an den Küsten Rügens und begannen mit der Belagerung der Tempelburg Arkona. Wochenlang hielten die tapferen Verteidiger des slawischen Heiligtums der dänischen Belagerung stand; schließlich zwang ein von den Dänen gelegter Brand die Ranen zur Kapitulation. Viele Verteidiger Arkonas kamen ums Leben; wollten sie doch lieber – wie ein dänischer Chronist und Augenzeuge der Ereignisse berichtet – mit Arkona zugrundegehen als seinen Untergang überleben. Die „Friedens“bedingungen der dänischen Eroberer waren äußerst hart und bedeuteten das Ende der politischen Unabhängigkeit des slawischen Rügens und seines heidnischen Kultes. Das Standbild des Gottes Svantevit und der Tempelschatz von Arkona mußten ausgeliefert werden, die ökonomischen Grundlagen des heidnischen Tempels und der Priesterschaft von Arkona wurden zerschlagen. Die slawischen Bewohner der Insel mußten das Christentum annehmen, Rügen wurde der Oberhoheit des dänischen

Königs unterstellt, zur Heeresfolge und zur Tributzahlung für Dänemark verpflichtet. Der Zerschlagung Arkonas folgte die Übergabe der Burg Garz durch die ranischen Fürsten Tetzlaw und Jaromar sowie durch die „Vornehmsten“ der Insel, die das Christentum annahmen, Geiseln stellten und die dänischen Forderungen anerkannten. Den ersten Massentaufen im Jahre 1168 schloß sich die allmähliche Christianisierung der dem dänischen Bistum Roeskilde unterstellten Insel an. Von großer Bedeutung für die nun einsetzenden engen politischen und kirchlichen Bindungen Rügens an Dänemark war die pro-dänische und christentumsfreundliche Haltung des einheimischen slawischen Fürstenhauses. Von Jaromar z. B. berichtet Helmold von Bosau, daß er „anstelle eines Apostels wirkte“ und das slawische Volk „teils durch beständige Predigt, teils durch Drohungen“ zum neuen Glauben bekehrte.<sup>37</sup>

Als König Waldemar nach der erfolgreichen dänischen Eroberung Rügens Heinrich dem Löwen die verabredete Hälfte der Geiseln und Tribute verweigerte, rief Heinrich der Löwe slawische Seeräuber zur Plünderung der dänischen Küsten und Inseln auf. Es folgten gegenseitige dänische und slawische Plünderungszüge, in deren Verlauf die Dänen ihre Angriffe auch auf das Odermündungsgebiet richteten und 1171 in Wagrien und Zirzipanien<sup>38</sup> einfielen.

Die Besetzung des 1172 durch slawische Adlige gestifteten Klosters Dargun bei Demmin mit Mönchen aus dem dänischen Kloster Esrom auf Seeland und die Ansiedlung dänischer Handwerker auf den Darguner Klosterbesitzungen zeigten die Bestrebungen des dänischen Staates und der dänischen Kirche, auf dem Wege über Klosterbesetzungen auch auf dem Festland Fuß zu fassen (1173/74 kamen dänische Mönche auch nach dem südöstlich von Stettin gelegenen Kloster Kolbatz (Kolbacz), 1199 nach Eldena bei Greifswald).

Erst durch Verhandlungen zwischen Heinrich dem Löwen und König Waldemar am 24. Juni 1171 wurden die gegenseitigen Streitfragen beigelegt. Waldemar gestand Heinrich die Hälfte des Rügentributs, des Tempelschatzes von Arkona und der Geiseln zu, Heinrich der Löwe gebot den slawischen Einfällen nach Dänemark Halt. Engere Verbindungen wurden durch die Verlobung von Heinrichs Tochter mit Waldemars Sohn Knut, dem späteren dänischen König Knut VI., angebahnt.

Die weiteren dänischen Expansionszüge unter Waldemar I. und seinen Nachfolgern gegen die pommerschen Flußmündungsgebiete und der Aufbau einer dänischen Großmachtstellung an der Ostsee können hier nur skizzenhaft gestreift werden. 1177 kam noch einmal ein gemeinsamer Feldzug Waldemars und Heinrichs des Löwen gegen Pommern zustande, an dem auch Markgraf Otto I. von Brandenburg teilnahm. Heinrich und Otto belagerten Demmin, Waldemar zog gegen Wollin. Dieser Feldzug sowie die fast jährlich sich wiederholenden dänischen Überfälle endeten damit, daß die pommerschen Herzöge und Städte Geiseln stellen und ungeheure Summen an Tributen und „Entschädigungen“ zahlen mußten. Die wirtschaftlichen Grundlagen des pommerschen Herzogtums wurden durch die ständigen Plünderungen und hohen Geldforderungen stark erschüttert.

Bei den dänischen Expansionen leisteten seit 1168 die Rügenfürsten meist Heeresfolge gegen ihre slawischen Nachbarn. 1184 brach die dänische Flotte gleich viermal nach Pommern auf. Mit Hilfe Borwins von Mecklenburg, Sohn des 1178 verstorbenen Obodritenfürsten Pribislaw, hatte Herzog Bogislaw von Pommern eine Flotte von 500 Schiffen gegen Rügen ausgerüstet, das die Dänen um Unterstützung anrief. Im Mai 1184 kam es zur Seeschlacht gegen die dänisch-rügische Flotte in der westlichen Einfahrt zum Greifswalder Bodden<sup>39</sup>, die mit einer Niederlage der im wesentlichen auf sich gestellten Pommern endete. Dieser dänische Sieg zur See brachte eine entscheidende Wende in den dänisch-slawischen Kämpfen des 12. Jahrhunderts. Im Jahre 1185 mußte Herzog Bogislaw äußerst schweren „Friedens“bedingungen zustimmen: einer Geldbuße von 1 100 Mark, einem jährlichen Tribut und der Stellung von Geiseln; Bogislaw mußte sein Land vom dänischen König zu Lehen nehmen. Auch die mecklenburgischen Slawenfürsten Borwin (von Hlow und Mecklenburg) und Niklot (von Rostock) wurden von Dänemark lehnsabhängig. Kaiser Friedrich I., der ja seit 1181 Lehnsherr des Pommernherzogs war, befand sich zu dieser Zeit auf seinem 6. Italienzug und ließ seine Vasallen die Kämpfe mit Dänemark allein ausfechten. Von seiten der deutschen Zentralgewalt wurde der dänischen Expansion an der südlichen Ostseeküste und im pommerschen Hinterland kein Einhalt geboten.

1189 regelte der dänische König Erbfolgestreitigkeiten zwischen Bogislaws Söhnen, indem er den Fürsten Jaromar von Rügen zu ihrem Vormund bestimmte.

Die dänische Vormachtstellung an der Ostsee rief die Brandenburger Markgrafen auf den Plan, deren Expansionstendenzen Richtung Ostsee und Odermündungsgebiet seit längerem die brandenburgische Außenpolitik bestimmten. 1198 unterwarf Markgraf Otto II. slawische Stämme, die zum dänischen Machtbereich gehörten, schlug das dänische Heer, das durch die Fürsten von Rügen, Mecklenburg und Rostock sowie den Grafen von Ratzeburg unterstützt wurde, und nahm den Bischof von Roeskilde gefangen. Im folgenden Winter 1198/99 verheerte Otto II. von Brandenburg zusammen mit Graf Adolf III. von Holstein die Landschaft um Tribsees.<sup>40</sup> Aber 1201 konnten die dänischen Feudalherren Holstein und die Ostseeküste erobern und Graf Adolf III. von Holstein sowie den Grafen von Schwerin vom dänischen Königtum abhängig machen. 1214 gewann der deutsche König Friedrich II. König Waldemar II. von Dänemark zum Bündnispartner gegen die Welfen in Deutschland und erkannte dafür die dänischen Eroberungen in Holstein, Mecklenburg und Pommern an. In der in Metz ausgestellten Urkunde trat Friedrich II. „alle zum Römischen Reich gehörigen Gebiete jenseits der Elde und Elbe“ und die Eroberungen der Dänenkönige im Slawenland an Waldemar ab.

Den nun bevorstehenden Kampf gegen die dänische Eroberungspolitik an der südlichen Ostseeküste führte nicht das deutsche Königtum. Friedrich II. war in Italien beschäftigt und überließ Deutschland mehr als seine Vorgänger

der Gewalt der Territorialfürsten. Diesen fielen daher auch alle Erfolge in den Auseinandersetzungen mit Dänemark zu. In der Entscheidungsschlacht bei Bornhöved (südlich Kiel) am 22. Juli 1227 besiegten die Aufgebote der norddeutschen Städte (vor allem Lübecks und Hamburgs) und der Feudalgewalten (Grafen von Schwerin, Werle und Holstein, Erzbischof von Bremen, Herzog von Sachsen) den dänischen König Waldemar II. und beseitigten in Holstein, Mecklenburg und Pommern die dänische Herrschaft. Damit war auch der Grundstein für den Aufstieg der seit 1226 erneut reichsfreien Stadt Lübeck und ihre beherrschende Rolle im Ostseeraum gelegt (S. 365 f.).

### **g) Die Begründung der Mark Brandenburg und der Kampf gegen Pommern (1147 bis Mitte des 13. Jahrhunderts)**

Der Wendenkreuzzug des Jahres 1147 hatte das Herrschaftsgebiet des Hevelerfürsten Pribislaw/Heinrich nicht berührt. Bei seinem Tode 1150 fiel Albrecht dem Bären Pribislaws Land, also die Brandenburg und das Havelland, „wie nach Erbrecht“ in die Hände. Bei der Einnahme der Brandenburg mit Hilfe von Pribislaws Gattin Petrissa – gegen den Widerstand heidnischer Slawen – zerstörte Albrecht das Heiligtum des Gottes Triglav auf dem Brandenburger Harlungerberg und vertrieb slawische Heiden aus der Burg. Für die Besetzung der Burg wählte er zuverlässige Deutsche und Slawen aus. Doch der Askanier konnte sich nicht lange in der Burg halten. Wohl 1153<sup>41</sup> bemächtigte sich Jaxa von Köpenick, ein Neffe Pribislaws, der Erbansprüche auf die Brandenburg geltend machen konnte, dieses wichtigen Stützpunktes. Jaxa, dessen Herrschaftsbereich in den Spreelandschaften um Köpenick lag und der in einem Abhängigkeitsverhältnis zu Polen stand, konnte die Brandenburg mit dem Einverständnis der polnischen Herzöge und mit polnischer militärischer Unterstützung einnehmen. Der Herrschaftswechsel auf der Brandenburg von 1153 war mit slawischen Einfällen in die benachbarten sächsischen Gebiete in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre verbunden. So berichten die Pöhlde Annalen zu 1153 von häufigen Einfällen der Slawen und zum Jahre 1155, daß der askanische Ministeriale Konrad von Plötzkau zusammen mit anderen in einen Hinterhalt geriet und getötet wurde.

Am 11. Juni 1157 eroberte Albrecht der Bär die Brandenburg endgültig und nannte sich seit dieser Zeit „Markgraf von Brandenburg“. Der praktische Besitz der Burg wurde ihm jedoch streitig gemacht, da die Brandenburg seit der ottonischen Markenpolitik als königlicher Besitz galt und zur Hälfte dem 948 gegründeten Bistum abgetreten war. Nach der endgültigen deutschen Eroberung der Brandenburg konnte auch der seit dem großen Slawenaufstand des Jahres 983 (S. 284) aus seinem Bistum vertriebene Brandenburger Bischof wieder seinen Sitz in Brandenburg nehmen und die kirchliche Organisation der Diözese einleiten.

Über die auch im Brandenburgischen nach der Eroberung einsetzende deutsche und holländische Siedlungstätigkeit sind wir durch den bei Helmold über-



lieferten Siedlungsaufbruch Albrechts des Bären (S. 348) und die Gründung eines Marktes in Stendal (S. 367) unterrichtet.

Die Expansionspolitik der brandenburgischen Markgrafen nach 1157 wurde entscheidend durch die gleichzeitigen dänischen Expansionsbestrebungen an der südlichen Ostseeküste und in Pommern geprägt. Wir sahen bereits Markgraf Otto I. 1177 an einem Zug Heinrichs des Löwen gegen Demmin beteiligt (S. 334), fanden Otto II. 1180 auf einem Kriegszug gegen die Pommernfürsten von Demmin und Stettin sowie 1192 und 1194 an der Seite kirchlicher und weltlicher Feudalgewalten Schleswig-Holsteins im Kampf gegen den dänischen König. Aber diese brandenburgische Expansion nach Norden erzielte – wie die bereits behandelten askanischen Vorstöße von 1198/99 (S. 335) – noch keine dauerhaften Ergebnisse im Sinne der brandenburgischen territorialpolitischen Ziele. Diese verwirklichten die Askanier erst im 13. Jh. durch geschickte Ausnutzung des staufisch-welfischen Gegensatzes in Deutschland und die ohne Brandenburgs Beteiligung 1227 erkämpfte Lösung der Küstenländer aus dänischer Abhängigkeit. 1231 bestätigte Kaiser Friedrich II. den Askaniern die lang erstrebte Lehnsherrschaft über den von slawischen Fürsten regierten „*ducatus Pomeranie*“.

Eine Voraussetzung für die kriegerischen Aktionen der brandenburgischen Markgrafen gegen die pommerschen Herzöge, z. B. für mehrere durch Quellen gesicherte Feldzüge gegen Demmin, Pasewalk und Stettin, waren askanische Stützpunkte im Barnim und im nördlichen Havelland. Die Chronisten berichten, daß der brandenburgische Markgraf 1214 die Festung Oderberg an der Oder „gegen die Slawen“ errichtet habe. Das ist der erste sichere Anhaltspunkt für askanischen Einfluß in diesem Gebiet. Die wiederholt vertretene Annahme einer brandenburgischen Herrschaft über den Barnim seit ungefähr 1210 läßt sich damit nicht stützen. Dem steht auch die Notiz einer brandenburgischen Chronik entgegen, nach der die brandenburgischen Markgrafen erst um 1230 die Landschaften Barnim und Teltow von einem Herrn „Barnem“<sup>42</sup> erhalten und demselben die südliche Uckermark bis zum Fluß Welse abgekauft hätten. Das nördliche Uckerland sicherten sich die Askanier 1250 durch Vertrag mit den Pommernherzögen, nachdem sie bereits 1236 im Siedlungsgebiet der Redarier und Tollenser gelegene Länder von den Pommern erworben hatten.

Während die askanische Expansion nach Norden und Nordosten im wesentlichen durch Heiratspolitik und geschickte Diplomatie zum Erfolg führte, stieß die askanische Eroberung im Osten, Richtung Köpenick und Lebus, auf den hartnäckigen Widerstand der dem Köpenicker Gebiet benachbarten Mächte, des Erzbistums Magdeburg, der Markgrafen von Meißen, der polnischen Teilfürsten von Schlesien und des pommerschen Herzogtums. Die Interessen dieser rivalisierenden deutschen und slawischen Territorialmächte führten zu langjährigen kriegerischen Verwicklungen. Die Vorgänge sind auch hier im einzelnen kaum noch entwirrbar, nur die Ergebnisse treten hervor.

Den Ostteil der Landschaft Teltow mit dem schon in slawischer Zeit bedeutenden Spreeübergang Köpenick und der Burg Mittenwalde gewannen die

Askanier im Kampf gegen die Markgrafen der Lausitz. Um den Besitz von Lebus, wo 1123/24 zur Zeit der polnischen Expansionspolitik gegenüber den Pomoranen und Lutizen ein polnisches Bistum entstanden war, tobten seit den dreißiger Jahren des 13. Jh. Kämpfe zwischen den Erzbischöfen von Magdeburg und den Askaniern. Letztere blieben schließlich Sieger in diesen wechselvollen Auseinandersetzungen und dehnten mit der Erwerbung einer Hälfte des Landes Lebus in den Jahren 1250–1252 den askanischen Staat über die Oder aus.

#### **h) Der Widerstand der slawischen Bevölkerung und die Haltung des slawischen Adels**

Die slawischen Völkerschaften zwischen Elbe und Oder setzten den Vertretern der an der feudalen Expansion des 12. und 13. Jh. beteiligten Feudalmächte erbitterten Widerstand entgegen. In diesen Kämpfen für die Verteidigung der slawischen Burgen und Dörfer gegen fremde Eroberer und für die Aufrechterhaltung der heidnischen Religion gaben viele aus den Reihen der slawischen Bauern, Handwerker, Fischer und Jäger ihr Leben. Ihre Namen haben die auf der Seite der feudalen Eroberung und des Christentums stehenden Chronisten nicht überliefert. Aber solche Taten wie die Verteidigung von Arkona oder der Kampf um die obodritischen Burgen Mecklenburg, Werle, Ilow u. a. sind in die Annalen des Kampfes aller Völker für Unabhängigkeit und gegen Unterdrückung und Ausbeutung eingegangen.

Die Aktionen der slawischen Stämme und Völker richteten sich sowohl gegen fremde Feudalherren als auch gegen slawische Fürsten, die ihre ökonomische und politische Herrschaft über abhängige slawische Bauern und über slawische Stämme errichten wollten. So kämpften die heidnischen Ranen sowohl gegen deutsche und dänische Feudalherren als auch wiederholt gegen die Obodritenfürsten von Alt Lübeck. Die Kessiner und Zirzipanen widersetzten sich 1151 dem slawischen Fürsten Niklot, und die südlichen Lutizenstämme leisteten den Expansionen Albrechts des Bären ebenso Widerstand wie den Vertretern der slawischen Fürstenherrschaft, Wirikind von Havelberg und Pribislaw/Heinrich von Brandenburg.

Diese Tatsachen beweisen, daß nicht in erster Linie ethnische Unterschiede und Gegensätze zwischen „Slawen“ und „Deutschen“ Ursachen der Spannungen und Kämpfe waren, sondern daß soziale Widersprüche und politische Gegensätze zwischen verschiedenen sozialen Klassen und Schichten die Fronten in den Auseinandersetzungen bildeten. Sicher hat das Bewußtsein von ethnischen, sprachlichen, kulturellen und religiösen Unterschieden diese sozialen und politischen Gegensätze verschärft.

Der Widerstand der slawischen Bevölkerung, d. h. in erster Linie der slawischen Bauern, gipfelte in größeren Aufständen, über die uns vorwiegend deutsche Chronisten berichten. Dazu gehören die Erhebungen der Polaben und Obodriten 1093, der Brizanen und Heveller 1100/1101 sowie der Kessiner, Obodriten und wohl auch der Brizanen und Heveller im Jahre 1127 gegen den

Slawenfürsten Heinrich von Alt Lübeck und seine Bestrebungen zur Errichtung eines frühfeudalen, christlichen, mehrere Stämme umfassenden slawischen Staates. Zu nennen sind auch die Erhebungen der südlichen Lutizenstämme 1136 und 1150 gegen die schließlich erfolgreichen Versuche des deutschen Feudalherrn Albrecht des Bären, seine Territorialherrschaft über slawische Gebiete auszudehnen. Einen Höhepunkt erreichte der slawische Widerstand in dem Aufstand der Obodriten 1163/64 gegen die Territorialpolitik Heinrichs des Löwen. Auch die vorwiegend religiös motivierten und unter dem entscheidenden Einfluß der heidnischen Priesterschaft stehenden Raub- und Plünderungszüge der ranischen Slawen waren eine Form des Widerstandes gegen die Herrschaft und die Eroberungen christlicher Fürsten, ob sie nun deutscher, dänischer oder slawischer Herkunft waren. Die ökonomische und soziale Lage der aus ihren ursprünglichen Siedlungsgebieten verdrängten slawischen Bevölkerung führte auch zu solchen Formen des Kampfes wie den besonders von den Dänen gefürchteten Piratenzügen der Wagrier und Ranen.

Die slawischen Aufstände bzw. die Abwehraktionen gegen die Expansion der benachbarten Feudalstaaten richteten sich

1. gegen die Tributforderungen vor allem der sächsischen Feudalherren und einiger slawischer Fürsten,
2. gegen die militärische Expansion und die territorialen Eroberungen deutscher, polnischer und dänischer Feudalgewalten, wobei die Losung vom Kampf um das „väterliche Erbe“ auf seiten des slawischen Adels eine mobilisierende Rolle spielte,
3. gegen die Vertreter und Einrichtungen der christlichen Kirche sowie gegen die Erhebung des Kirchenzehnten,
4. gegen die Zentralisierungsbestrebungen einzelner slawischer Herrscher, die die politische Unabhängigkeit lokaler Stammesgruppen und Fürstengeschlechter brechen wollten,
5. gegen die Versuche deutscher und slawischer Feudalherren, Formen und Einrichtungen der feudalen Ausbeutung auf die militärisch eroberten slawischen Siedlungsgebiete auszudehnen.

Bei den einzelnen Widerstandsaktionen spielten diese Ziele eine unterschiedliche Rolle. Sie konnten alle zugleich wirksam sein und damit den Aktionsradius der Erhebungen und die Widerstandskraft vergrößern, wie bei der Abwehr des Feldzuges von 1147. Es konnte auch ein Ziel im Vordergrund stehen, wie bei dem obodritischen Aufstand von 1163/64, als Pribislaw und Wertislaw vor allem den Kampf gegen die Territorialpolitik Heinrichs des Löwen und für ihr väterliches Erbe aufgenommen hatten.

Widerstandsregungen slawischer Stammesgruppen wurden nicht selten von deutschen und slawischen Fürsten gemeinsam unterdrückt, was die vorwiegend soziale Frontstellung in diesen Kämpfen deutlich demonstriert. Es sei nur an die Zusammenarbeit Heinrichs von Alt Lübeck mit den sächsischen Herzögen oder an das gemeinsame Vorgehen Niklots und des Holsteiner Grafen gegen Kessiner und Zirzipanen erinnert.

Die unterschiedliche Zielstellung der slawischen Erhebungen macht auch verständlich, warum z. T. slawische Adlige, vor allem Angehörige eines lokalen Adels, an der Spitze dieser Bewegungen standen. So führte Pribislaw von Wagrien 1138 eine slawische Erhebung an, die die Unabhängigkeit vom deutschen Feudalstaat erstrebte. Niklot wollte 1147 der drohenden Expansion der vereinigten deutschen Feudalherren zuvorkommen und kämpfte erneut 1160 gegen die Einordnung des obodritischen Teilstaates in Heinrichs des Löwen Machtbereich. Pribislaw und Wertislaw stellten sich 1163/64 an die Spitze des obodritischen Unabhängigkeitskampfes gegen Heinrich den Löwen.

Insgesamt jedoch wird die Haltung der slawischen Fürsten und wohl auch des größten Teiles des slawischen Adels gegenüber den deutschen Feudalgewalten dadurch gekennzeichnet, daß diese Kreise im Interesse ihrer wirtschaftlichen Machtstellung und politischen Herrschaft von vornherein oder sehr bald entsprechend dem Gang der Ereignisse mit den deutschen Feudalherren zusammenarbeiteten, d. h. anfänglichen Widerstand bei Erfolgen der deutschen Expansionspolitik aufgaben. Slawische Adlige, die sich der deutschen Unterwerfung dauernd widersetzen, wurden von ihren deutschen Gegnern physisch vernichtet, wie Wertislaw, oder sie fielen im Kampf um die politische Unabhängigkeit, wie Niklot. Indem solche slawischen Fürsten wie Heinrich von Alt Lübeck, Wartislaw und Bogislaw von Pommern, Pribislaw/Heinrich von Brandenburg, die rügischen Fürsten, nach anfänglichem Widerstand auch der Obodrite Pribislaw, Niklot von Werle und Borwin von Mecklenburg ihre slawischen Gebiete von deutschen, polnischen oder dänischen Fürsten zu Lehen nahmen, Eheverbindungen mit deutschen und anderen Adelsfamilien eingingen, sich zum Christentum bekannten und die Ansiedlung deutscher Ritter und Bauern förderten, konnten sie ihre eigene Herrschaft behaupten und festigen. Diese Politik der Verständigung und allmählichen Verschmelzung mit deutschen und anderen Fürstengeschlechtern sowie die Ausnutzung günstiger machtpolitischer Verhältnisse und geographischer Faktoren führten dazu, daß im östlichen Mecklenburg, auf Rügen und in Pommern einheimische slawische Dynastien an der Macht blieben oder zur Macht gelangten und in den Lehnsverband der hochmittelalterlichen Feudalgesellschaft in Deutschland, Dänemark oder Polen integriert wurden.

Im Laufe des 12. Jh. scheinen auch die niederen slawischen Adelsschichten Frieden mit den feudalen Eroberern und der christlichen Religion geschlossen zu haben. Zwar fehlen uns ausreichende Zeugnisse für die Haltung dieser slawischen Burg- und Grundherren, aber die wenigen Quellenbelege lassen doch diesen Schluß zu. Die Haltung pommerscher Kastellane während Ottos Missionsreisen, die Schonung des slawischen Burgherrn Otimar in Behren-Lübchin durch die Dänen 1171, der missionsfreundliche Grundherr Thessemar in Wagrien und die Klostergründungen durch lutizische Adlige seien in diesem Zusammenhang nochmals erwähnt.

Diese Haltung des slawischen Adels führte zu seiner schnellen Verschmelzung mit den zugewanderten deutschen Ritter- und Ministerialenfamilien. Ein

Teil des slawischen Adels war jedoch bereits in den Kämpfen der Ostexpansion zugrunde gegangen. Besonders in Wagrien, Brandenburg und im westlichen Mecklenburg haben die erbitterten Kämpfe während der Expansion und die Politik der deutschen weltlichen und geistlichen Feudalherren (Albrecht der Bär, Heinrich der Löwe, Erzbischof Norbert von Magdeburg) die slawische Bevölkerung und damit auch den slawischen Adel stark dezimiert. Ergebnisse namenkundlicher Untersuchungen lassen darauf schließen, daß Teile des slawischen Adels vor den Eroberern in die slawischen Siedlungsgebiete östlich der Oder ausgewichen sind.

Entscheidend für die Haltung der slawischen Oberschicht gegenüber der deutschen, dänischen und polnischen Expansion waren also die Klasseninteressen dieser sozial und politisch exponierten Gruppe, und diese führten sie – die Belange ihres Stammes oder ihrer Stammesgruppe negierend und ihre eigene Existenz vor den Folgen der Expansion rettend – schließlich immer an die Seite der herrschenden Klasse der erobernden Feudalstaaten.

### **i) Die Rolle der christlichen Kirche**

Durch die Aufstände der Slawen von 983 und 1066 waren die von den Erzbistümern Magdeburg und Hamburg-Bremen in der ersten Phase der Ostexpansion vorgetragene Versuche, zu missionieren und kirchliche Organisationen im Slawenland zwischen Elbe und Oder (S. 276 f.) zu gründen, aufzuhalten bzw. zunichte gemacht worden.

Auch in der seit Beginn des 12. Jh. einsetzenden neuen Phase der Ostexpansion bedienten sich die deutschen wie die dänischen und polnischen Feudalgewalten der christlichen Ideologie und der kirchlichen Organisation, um mit ihrer Hilfe die Eroberungen zu sanktionieren, vorzubereiten oder zu sichern. Die Missionsversuche Vizelins in Wagrien und Ottos von Bamberg in Pommern zeigen jedoch, daß erzwungene und äußerliche Bekehrungen und Taufen unter der slawischen Bevölkerung nicht einmal den Aufenthalt der Missionsgeistlichen im Lande der Slawen überdauerten. Die neuen Ziele der feudalen Eroberer, Land zu gewinnen und Territorialherrschaften zu begründen, erforderten auch neue Mittel der Kirche, um die slawischen Untertanen dauerhaft zu bekehren und das eroberte Land kirchlich zu organisieren. Diese Aufgabe erfüllten die im Gefolge der politisch-militärischen Eroberung im Slawenland gegründeten Klöster und Stifte sowie die Neuordnung bzw. Neugründung von Bistümern. Diese kirchlichen Institutionen wurden mit Besitzungen und Einnahmen in und aus den eroberten slawischen Ländern ausgestattet, woran in großem Umfang slawische Grundherren und Fürsten beteiligt waren. So verliehen die Fürsten von Rügen den Klöstern Neuenkamp (= Franzburg, Bezirk Rostock), Eldena bei Greifswald und Bergen auf Rügen Dörfer, einzelne Höfe und bäuerliche Abgaben. Die Pommernherzöge statteten u. a. die Klöster Stolpe an der Peene, Dargun, Grobe auf Usedom und Kolbatz aus. Drei slawische Adlige verliehen dem Kloster Dargun Grund-

besitz und Renten, zwei lutizische Edle gründeten das Kloster Treptow an der Tollense (= Altentreptow), das später nach Verchen am Kummerower See verlegt wurde.

Unter den slawischen Fürstengeschlechtern und einzelnen angesehenen Slawenfamilien in den Burg-Siedlungskomplexen finden wir eifrige Förderer der Mission und der christlichen Kirche. Sie erkannten in der christlichen Ideologie ein Mittel, ihre entstehende Feudalherrschaft über ausgebeutete Bauern und ihre politische Herrschaft über abhängige Völkerschaften zu festigen. So fanden der Priester Vizelin in Wagrien bei dem Obodritenkönig Heinrich<sup>43</sup> und bei Sventipolk von Alt Lübeck, Bischof Otto von Bamberg in Pommern bei Herzog Wartislaw und seiner Gattin Unterstützung. Aus den Beschreibungen über die beiden Pommernreisen Ottos erfahren wir, daß für die Bekehrung der Stettiner Bevölkerung zum Christentum 1124 und 1128 das Wort zweier angesehenen Bürger, Domizlaus und Wirtschachus, entscheidend war. In Pyritz hing Ottos Erfolg von der Zustimmung der „Ersten und Ältesten ihrer Bürger“ ab. In Usedom fand während Ottos zweiter Reise am 10. Juni 1128 eine „allgemeine Versammlung der Fürsten seines (d. h. Wartislaws – E. E.) Reiches“ statt, die gegen den Willen der anwesenden heidnischen Priester die Annahme des Christentums beschloß. Unter den an der Versammlung beteiligten slawischen Adligen aus dem Peenegebiet waren die Burgpräfekten von Demmin und Wolgast, der Fürst Mizlav von Gützkow und die „primores“ der anderen Burgen. In einer Rede hielt Wartislaw den Versammelten die Gefahr vor Augen, die von König Lothar drohen würde, wenn man sich den Bekehrungen Ottos widersetze. König Lothar würde mit einem Heer heranrücken und sie alle und ihr Land völlig vernichten. Das Christentum anderer slawischer Fürsten, wie Meinfrieds und Pribislaws von Brandenburg, Wirikinds von Havelberg, ist aus den vorhergehenden Ausführungen bekannt. Der Obodritenfürst Pribislaw trat nach der Eroberung seines Landes durch Heinrich den Löwen und im Zuge seiner späteren Zusammenarbeit mit dem sächsischen Herzog ebenfalls zum Christentum über.

Die Missionsmethoden der deutschen Bischöfe und Äbte und ihr Vorgehen gegen Einrichtungen des heidnischen Kults waren nicht nur „friedlicher Natur“, wie die bürgerliche deutsche Literatur unter Hinweis auf Vizelin und Otto von Bamberg gern betont. Erinnerung sei nur an die gewaltsame Bekehrung der slawischen Bewohner Rügens 1168, an die Missionspraxis Erzbischof Norberts von Magdeburg, an die Zerstörung des Prove-Heiligtums durch den Oldenburger Bischof und nicht zuletzt an die Praxis der Slawen „kreuzfahrer“ vor Malchow, Demmin und Stettin 1147. Dagegen bediente sich Otto von Bamberg bei seinen Massentaufen in Pommern tatsächlich „friedlicherer“ Methoden, nämlich des Drucks der hinter ihm stehenden politischen Gewalten. Die Vermittlung des Friedens zwischen Stettin und dem Herzog von Pommern, die Abwendung neuer polnischer Expansionen gegen Pommern durch diplomatisches Geschick, die Erwirkung handelspolitischer Vorteile für Stettin,

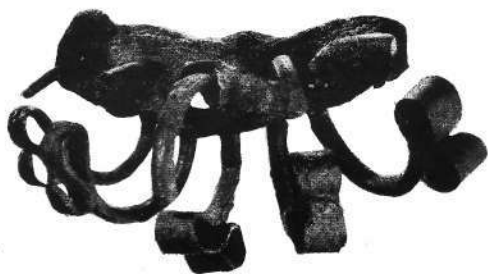


a



b

Abb. 116. a) Silberne Armspirale von Schwerinsburg, Kr. Anklam; b) bronzenener Armring von Trittelwitz, Kr. Demmin



a



b



c-f



g



h



i-n

Abb. 117. a) Schläfenringe am Lederband von Leubingen, Kr. Sömmerda; b) Bienenohrring von Bodelwitz, Kr. Pößneck; c-f) Sternchenohrring und Berlocken von Erfurt-Neuschmidtstedt; g) Fingerring von Sanzkow, Kr. Demmin; h-n) Glasfinger-  
ringe von Brandenburg





Abb. 118. Halsring, Fingerring und Körbchenohrringe von Niederlandin, Kr. Angermünde



a



b

Abb. 119. a) Schmuckscheibe aus Blei von Sanzkow, Kr. Demmin; b) bronzene Schalenfibel von Menzlin, Kr. Anklam

alles das war Bestandteil der Politik des Bischofs, um Massenübertritte zum Christentum zu erreichen.

Der Widerstand gegen die christliche Kirche und ihre Vertreter konzentrierte sich vor allem in der heidnischen Priesterschaft und damit an den Zentren des heidnischen Kults, in Rethra, Arkona, unter der Triglav-Priesterschaft in Brandenburg, im Prove-Heiligtum bei Oldenburg usw. (S. 254). Besonders auch die „Stadtrepubliken“ Wollin und Stettin, für die die Einführung des Christentums gleichbedeutend mit Abhängigwerden vom pommerischen Herzogtum bzw. polnischen Staat war, setzten den Missionsversuchen Ottos von Bamberg hartnäckigen Widerstand entgegen und nahmen das Christentum erst unter dem Einfluß einiger auch wirtschaftlich mächtiger Bürger und nach Erfüllung politischer und ökonomischer Bedingungen an.

Unter den namentlich genannten „großen Götzendienern“ und „Feinden des Christentums“ begegnen auch einige slawische Fürsten wie Kruto und Rochel, ferner der Anführer der Slawen in der Schlacht bei Schmilau, zunächst auch der Wagrierfürst Pribislaw, der Obodrite Niklot und die Söhne Wirikinds von Havelberg. Sie alle standen im Kampf gegen christliche Slawenfürsten, die eng mit den deutschen Feudalherren zusammenarbeiteten, sie kämpften teils um das ihnen geraubte „väterliche Erbe“, teils waren sie Vertreter lokaler Fürstengewalten, die sich gegen slawische Zentralisierungsbestrebungen erhoben hatten.

Der mächtigste und hartnäckigste Gegner erwuchs der christlichen Kirche in der Masse der slawischen Bevölkerung. Dabei resultierte dieser Widerstand nicht in erster Linie aus dem religiösen Gegensatz Heidentum – Christentum, sondern vor allem daraus, daß den slawischen Bewohnern Christentum und deutsche Fürstenherrschaft, d. h. Tributheerrschaft und finanzielle Ausbeutung, als Einheit entgegentraten. Den sächsischen Herzögen warf Helmold vor, die Slawenvölker mit Zins und Steuern so stark belastet zu haben, daß sie dem Christentum und der Herrschaft der sächsischen Fürsten Widerstand entgegensetzen mußten.<sup>44</sup> Dem Wagrierfürsten Pribislaw legte Helmold folgende Antwort an den Bischof von Oldenburg in den Mund: „Wenn es dem Herrn Herzog und dir richtig scheint, daß wir eines Glaubens mit dem Grafen sind, so sollte man uns auch die Rechte der Sachsen an Gütern und Einkünften geben; dann werden wir gern Christen sein, Kirchen bauen und unseren Zehnt zahlen.“<sup>45</sup> 1124 befürchteten die Einwohner von Stettin, Bischof Otto wolle sie durch die neue Religion nur um so fester unter die Tributpflicht gegenüber Polen zwingen.

Die schriftlichen Quellen berichten von gewaltsamen Aktionen der slawischen Bevölkerung gegen kirchliche Institutionen, z. B. gegen Stift Segeberg, Kloster Doberan, Kloster Zinna. Aber mehr noch ist mit einem langwährenden passiven Widerstand gegen das Christentum zu rechnen. So kehrten die Slawen nach vollzogenen Massentaufen sehr bald wieder zu ihrem einheimischen Kult zurück, und noch Jahrzehnte nach der politischen Eroberung des slawischen Siedlungsgebietes zwischen Elbe und Oder berichten die deutschen

Quellen von heidnischem Kult und Widerstand gegen den christlichen Glauben. 1176 klagte der Bischof von Kammin über den Götzendienst im Land<sup>46</sup>, 1182 bedauerte Herzog Bogislaw von Pommern, daß der größte Teil seines Volkes in der christlichen Lehre nicht unterrichtet sei<sup>47</sup>. 1219 forderte der Schweriner Bischof, daß das „rohe Volk“ durch Zuzug von Christen zum Glauben gebracht werden müsse.<sup>48</sup> Treffend charakterisierte der dänische Chronist Saxo Grammaticus das Verhältnis der slawischen Fürsten und der slawischen Bevölkerung in Pommern zum Christentum: „Ihre Fürsten bekennen zumeist den christlichen Glauben, aber das Volk will nichts von der Teilnahme an den heiligen Dingen wissen. Obwohl sie Christen genannt werden, strafen sie ihren Namen durch ihre Sitten Lügen und beflecken ihr Bekenntnis durch ihre Werke“.<sup>49</sup>

### 3. Die bäuerliche Siedlung im 12. und 13. Jahrhundert

#### a) Die Gründe für die bäuerliche Abwanderung nach Osten

Die Eroberungspolitik deutscher Feudalherren im 12. und 13. Jh. war auf das engste mit der Abwanderung breiter bäuerlicher und bürgerlicher Bevölkerungsgruppen aus dem Rheinland, aus Flandern, Sachsen und Franken nach dem Osten verbunden. Es gelang dem deutschen Feudaladel, den Territorialfürsten, Markgrafen, Bischöfen und Erzbischöfen, diese Siedlungsbewegung, die in den sozialen Auseinandersetzungen zwischen den Klassen und Schichten im deutschen Reich wurzelte, in den Dienst ihrer Interessen zu stellen.<sup>50</sup>

Im 12. und beginnenden 13. Jh. hatte sich die Situation zwischen feudalen Oberschichten und Bauern in den westdeutschen Altsiedelgebieten verschärft. Die Stadt und die sich ausbreitenden Ware-Geld-Beziehungen beeinflussten in zunehmendem Maße das Leben in der Grundherrschaft, die als wichtigste Produktionsorganisation im hohen Mittelalter nahezu die gesamte ländliche Bevölkerung erfaßte.

Um verstärkt am Handel teilnehmen zu können, drängten die Grundherren auf eine Steigerung der Abgaben der Hörigen. Durch den Verkauf der gelieferten Naturalprodukte gelangten die Herren in den Besitz von Geld, für das sie u. a. Luxusgüter und kostbare gewerbliche Erzeugnisse erwarben. Aber auch die Bauern traten nun in engere Beziehungen zur Stadt, wo sie die Überschüsse ihrer Wirtschaft, vor allem Getreide, absetzten und dafür die zur Bebauung des Bodens und zur Ernte benötigten Werkzeuge beschafften. Da die ländliche Bevölkerung das erzielte Mehrprodukt in der Stadt absetzen konnte, verteidigte sie ihren Ernteertrag stärker als zuvor gegen grundherrliche Forderungen und wandte sich vor allem gegen die Frondienste, die sich auf die bäuerliche Wirtschaft sehr hemmend und störend auswirkten.

Zwischen Grundherren und Hörigen kam es daher zu einem harten und erbitterten Ringen. Durch die Flucht in die Stadt („Stadtluft macht frei“), Abwanderung in Rodungsgebiete innerhalb des Altsiedellandes und in die slawischen Gebiete östlich der Elbe suchten sich die Bauern feudaler Bedrückung zu entziehen.

Wie war die Lage der Bauern in den nordwestdeutschen Abwanderungsgebieten, deren ländliche Bevölkerung von deutschen und slawischen Feudalherren zur Ansiedlung im Raum östlich der Elbe aufgerufen wurde?

In Niedersachsen schützten zunächst das innerhalb der bisherigen Villikationsverfassung überkommene Gewohnheitsrecht und schriftliche Vereinbarungen die ländliche Bevölkerung vor einer willkürlichen Steigerung ihrer Pflichten. Um die bäuerlichen Leistungen erhöhen zu können, lösten die Grundherren die alte Villikationsverfassung auf, ließen die Bauern frei und legten deren Landbesitz zum Zweck besserer Bewirtschaftung zusammen. Dadurch wurden viele hörige Bauern zwar „frei“ und brauchten ihrem Herrn keine Abgaben und Dienste mehr zu leisten, doch mußten sie ihren Hufenbesitz, teilweise gegen geringe Entschädigung, dem Grundherrn überlassen. Dieser konnte nun über das gewonnene Landstück nach eigenem Ermessen verfügen und es gegen erhöhten Zins erneut verleihen.

Verschiedentlich führte auch harte Bedrückung durch Feudalherren zum Abzug ländlicher Bevölkerungsschichten. So wird z. B. für die Siegburger Gegend südwestlich von Köln zu 1183 in der Schrift über das Wunder des heiligen Anno, des Erzbischofs von Köln, u. a. berichtet: „Durch die Habsucht und die Räubereien der Mächtigen werden die Armen und Bauern bedrückt und vor ungerechte Richter geschleppt. Dieser sündhafte Frevel hat viele gezwungen, ihr Erbteil zu verkaufen und in fremde Länder auszuwandern.“<sup>61</sup>

Auf klösterlichem Besitz konnte auch die Bedrückung durch Vögte, die ihre geistlichen Herren vor Gericht zu vertreten hatten, zur Abwanderung führen. So wird zwischen 1265 und 1280 in der Geschichte des niedersächsischen Klosters Rastede berichtet, daß die Vögte die Klostergüter immer wieder heimsuchten. Die Bauern zögen deshalb mit ihrem Hab und Gut über die Elbe.<sup>52</sup>

Ähnlich verhielten sich jene Bauern, die von der Wirtschaftspolitik der Zisterzienserklöster erfaßt wurden. Um möglichst viel aus ihren Besitzungen herauszuholen, wollten diese Klöster an keine gewohnheitsrechtlich oder schriftlich festgesetzten Normen der bäuerlichen Lasten gebunden sein. Deshalb vertrieben die grauen Mönche dort, wo sie neuen Landbesitz erworben hatten, die bisher ansässigen Bauern und ließen den Boden durch Laienbrüder (Konversen) bebauen. Bis zur Mitte des 13. Jh. wird mehrfach davon berichtet, daß die grauen Mönche Häuser und Wohnstätten, die sich auf erworbenem Grundbesitz befanden, zerstören ließen, die entsprechenden Grundstücke in Äcker verwandelten und einer Grangie angliederten. Die betroffenen Bauern verloren ihr Land. So hatte z. B. das Kloster zu Bersenbrück im Bistum Osnabrück die Bauern eines benachbarten Dorfes gelegt, um eine

Grangie zu schaffen. Die bisher dort ansässigen Landwirte zogen nach Mecklenburg. Einer von ihnen ließ sich in Ribnitz nieder. Seine Enkel rächten sich für das Vorgehen der Mönche und zündeten das Kloster an.<sup>53</sup> Wenn auch das Generalkapitel der Zisterzienserklöster, der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung folgend, 1208 beschloß, die Verpachtung von Klosterbesitz an hörige Bauern zu gestatten, so vollzog sich doch der Bruch mit dem Prinzip der Eigenwirtschaft erst später.

Eine andere Quelle, die zur Freilassung von Bauern führte, war die Anwendung des sogenannten Anerbenrechts. Um eine zu starke Zersplitterung des Grundbesitzes zu vermeiden, wurde nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, jeder Erbe bedacht, sondern nur der älteste Sohn, während die anderen Nachkommen leer ausgingen. Sie mußten sich eine neue Existenzmöglichkeit suchen und werden als „ungehouede“ (Bevölkerungsschichten ohne Landbesitz)<sup>54</sup> in der ersten Hälfte des 13. Jh. in Nordwestdeutschland mehrfach bezeugt.

Im Gegensatz zu dieser Alleinerbfolge des ältesten Sohnes kam es z. B. in Mainfranken zu einer recht weitgehenden Zersplitterung des bäuerlichen Besitzes unter die erbberechtigten Söhne, da man hier der Realerbteilung folgte. Es kam vor, daß ein Bauernsohn nur noch ein Achtel einer Hufe besaß, von deren Ertrag er kaum noch leben konnte. Auch diese Schichten der ländlichen Bevölkerung strebten danach, durch Abwanderung ihre Lage zu verbessern.

Doch auch dort, wo die ländliche Bevölkerung ihren Grund und Boden weiterhin besaß, blieben Störungen nicht aus. Fehden, die namentlich im 13. Jh. von den aufstrebenden Landesherrn gegen Ritter und Grafen geführt wurden, schädigten die bäuerliche Wirtschaft teilweise so schwer, daß deren Lebensfähigkeit bedroht war.<sup>55</sup> Die deutschen Könige und Kaiser mußten schließlich gegen die verheerenden Auswirkungen dieser Kriegszüge mit einer umfassenden Landfriedensgesetzgebung vorgehen, um den schlimmsten Auswüchsen begegnen zu können. Daneben verschlechterten auch ausbrechende Hungersnöte in einzelnen Fällen die bäuerliche Lage.<sup>56</sup>

Die eben genannten Gründe führten dazu, daß viele Bauern abwanderten. Allerdings wurden die Möglichkeiten, sich etwa durch Niederlassung in anderen Gegenden westlich der Elbe bessere Lebensbedingungen zu schaffen, mehr und mehr eingeschränkt. Zur Erhöhung ihrer Einnahmen forcierten die Feudalherren schon seit längerer Zeit den Landesausbau, um auf diese Weise den grundherrlichen Besitz zu erweitern. Je größer das Gebiet war, das von den Hörigen der Grundherren bebaut wurde, um so bedeutender war der Gewinn, den die bäuerliche Arbeit brachte. Viele neue Dörfer und Städte wurden angelegt. Die Zahl der Ortschaften, die uns auf westelbischem Altsiedelgebiet im 13. Jh. begegnet, hat sich bis ins 19. Jh. hinein kaum noch wesentlich vermehrt. Infolge dieses kräftig vorangetriebenen Landesausbaus waren die fruchtbareren, verhältnismäßig leicht zu bebauenden Ländereien bald weitgehend besiedelt. Die Ackerfläche wurde auf Kosten der Allmende, besonders von Wald und Weide, ständig erweitert. Oft kam es daher zwischen Grund-

herrn und Bauern zu heftigen Streitigkeiten um Wald- und Weidenutzungsrechte, die für die Viehzucht besonders wichtig waren.

Unter diesen Bedingungen zog es ein Teil der ländlichen Bevölkerung vor, in die Städte zu ziehen, die seit dem 11. Jh. in allen Gebieten Deutschlands entstanden und auf Zuzug vom Lande dringend angewiesen waren. Trotz Exkommunikation flüchtiger Bauern und Erlaß von Abzugs- und Aufnahmeverboten, mit denen die Feudalherren den Verlust wertvoller Arbeitskräfte zu verhindern suchten, konnte die bäuerliche Abwanderung in die Stadt nicht eingedämmt werden. Hier fand der Bauer Schutz vor den Fehden, vor feudaler Willkür und Freiheit von Abgaben und Diensten, die er auf dem Land seinem Grundherren leisten mußte. Allerdings gelang es den in die Stadt gezogenen Bauern vielfach wegen mangelnder Arbeitsfertigkeit nicht, in einem gewerblichen Beruf voranzukommen. Auch verfügte mancher Bauer nicht über die Geldsumme, die für die Aufnahme in den Verband der Stadtbürger gezahlt werden mußte. So kam es, daß ein Teil der zugezogenen Bauern bald in die Schicht der sogenannten Stadtarmut absank.

Ein großer Teil der Bauern zog in die Gebiete östlich der Elbe. Diese bäuerliche Abwanderung nach Osten erfolgte jedoch nicht in einem raschen, ununterbrochenen „Zug nach Osten“, sondern ging vielmehr allmählich vor sich, erstreckte sich über einen Zeitraum von rund 150 Jahren (etwa 1150–1300) und fand in der schriftlichen Überlieferung relativ geringen Niederschlag.

Deutsche Feudalherren wie Heinrich der Löwe, Adolf II. von Holstein und Albrecht der Bär waren bemüht, die von zahlreichen Kriegen gegen Obodriten und Lutizen verwüsteten Gebiete wieder intensiv bebauen zu lassen. Ein großer Teil der bisher ansässigen slawischen Bevölkerung war im Verlauf der Eroberungszüge getötet worden oder geflohen. Die Ansiedlung deutscher Bauern, die über gute Arbeitserfahrungen verfügten, die Technik der Dreifelderwirtschaft beherrschten und mit dem von ihnen eingeführten Pflug mit eiserner Schar und Streichbrett auch schwerere Böden bebauen konnten, sollte die Einkünfte deutscher und slawischer Feudalherren steigern. Neben deutschen Bauern wurden auch niederländische Landbewohner herangezogen, die, oft von den Folgen verheerender Sturmfluten und Hungersnöten betroffen<sup>57</sup>, ebenfalls abwanderten. Sie brachten aus ihrer Heimat wertvolle Kenntnisse für die Anlage von Deichen und die Ausführung von Entwässerungsarbeiten mit und wurden vor allem im Küstengebiet und in sumpfigen Gegenden eingesetzt. Da die einwandernden Siedler sich zum christlichen Glauben bekannten, hofften geistliche und weltliche Herren in den zugezogenen Bauern auch eine politische Stütze gegenüber der verbliebenen, teilweise noch heidnischen Bevölkerung zu finden.

Aus diesen Gründen wurde die Ansiedlung deutscher und niederländischer Bauern von deutschen und slawischen Feudalherren bewußt gefördert. Auf diese Weise wurden der Landesausbau, die Ausbreitung grundherrlicher Verhältnisse und damit der Übergang zum voll entfaltetem Feudalismus westeuropäischer Prägung in den Gebieten östlich der Elbe wesentlich beschleunigt.

Die zuziehenden Siedler erhielten relativ günstige Lebensbedingungen. Um zur Bewältigung der oft sehr harten und mühevollen Rodungs- und Kultivierungsarbeiten anzuregen, wurden die Ansiedler in den ersten Jahren ihrer Niederlassung von allen Diensten und Abgaben befreit. Erst später mußten sie fixierte Abgaben, vor allem den Zehnten, zahlen. Die Ansiedler waren freizügig und besaßen den ihnen zugewiesenen Grund und Boden zu Erbrecht. Auch diese Vergünstigungen regten Bauern westlich der Elbe dazu an, den seit Beginn des 12. Jh. von deutschen Feudalherren erlassenen Aufrufen zur Siedlung in großer Zahl Folge zu leisten. Bereits für das Jahr 1108 ist ein Aufruf aus der Diözese Magdeburg überliefert, der zur Heidenbekämpfung und zur Siedlung auffordert und sich u. a. an die Bischöfe von Paderborn, Minden und Lüttich, den Erzbischof Friedrich von Köln, Herzog Gottfried von Lothringen und den Grafen Robert von Flandern wandte. Die heidnischen, Slawen werden als grausam geschildert. Ihr Land sei dagegen reich und fruchtbar. Sachsen, Franken, Lothringer und Flandrer werden ermuntert, diese „terra optima“ aufzusuchen.<sup>58</sup> Damals kamen die ersten Ansiedlungen von Franken und Niederländern zunächst nordwestlich der Elbe zustande. 1105 sind fränkische Bauern im Herrschaftsbereich des Wiprecht von Groitzsch bezeugt (S. 349), und 1106 zog der Erzbischof von Bremen Niederländer zur Urbarmachung von Bruchland herbei.

In der ersten Hälfte des 12. Jh. folgten weitere Siedlungsaufrufe. 1143 schickte Graf Adolf II. von Holstein Boten nach Westfalen, Friesland und Flandern und ließ „alle die, welche um Land verlegen wären auffordern, mit ihren Familien hinzukommen.“<sup>59</sup> Eine „unzählige Menge“ soll nach Helmold von Bosau aufgebrochen sein, um das versprochene Land in Besitz zu nehmen. Von Albrecht dem Bären berichtet Helmold (I/89) 1159/60, daß er nach Utrecht und den Rheingegenden schickte, ferner zu denen, die am Ozeane wohnten und „von der Gewalt des Meeres zu leiden haben“, nämlich an die Holländer, Seeländer und Flamen, und von dort viele Ansiedler herbeizog.

Infolge der seit Beginn des 12. Jh. einsetzenden Abwanderung in die Stadt und in die Gebiete östlich von Saale und Elbe waren die Grundherren vielfach gezwungen, auf bäuerliche Beschwerden einzugehen und die bäuerliche Lage vorübergehend zu verbessern. Aber selbst dann zogen die Bauern der arbeitsaufwendigen Kultivierung besonders ungünstiger Böden vielfach eine Niederlassung östlich der Elbe vor.

#### **b) Die Ansiedlung niederländischer und deutscher Bauern in den Gebieten zwischen Saale/Elbe und Oder**

##### *Die mitttelbischen Gebiete*

Die Gebiete südlich von Magdeburg befanden sich seit dem 10. Jh. unter der Herrschaft des frühfeudalen deutschen Staates (S. 302 ff.). Im Unterschied zu den nördlichen Gebieten (S. 284 ff.) war es hier, abgesehen von den Kämpfen



um die Lausitz und das Milzenerland zu Beginn des 11. Jh. (S. 289 ff.), seit dem 10. Jh. zu keinen bedeutenderen Kriegshandlungen gekommen.

Die Entstehung feudaler Grundherrschaften und die Erschließung neuer Ackerflächen durch Rodungen machten bei den Sorben, die nach ihrer politischen Unterwerfung neben Abgaben vor allem Frondienste für deutsche Feudalherren leisten mußten, allmähliche Fortschritte. Seit dem 12. Jh. begann mit der vollen Entfaltung des Feudalismus, verbunden mit der Ansiedlung fränkischer und flämischer Bauern ein intensiverer Landesausbau, den vor allem die Wettiner unter Konrad I. (1098/99–1157) und Erzbischof Wichmann von Magdeburg (1116–1192) zum Ausbau und zur Sicherung ihrer Herrschaft förderten („Herrschaft durch Kolonisation“).<sup>60</sup>

Zur gleichen Zeit etwa, als 1106 Erzbischof Friedrich von Bremen und Hamburg einen Lokationsvertrag mit einwandernden Holländern abschloß<sup>61</sup> und 1108 zu Kreuzzug und Siedlung im Ostexpansionsgebiet aufgerufen wurde, begann im mittelelbischen Gebiet die Einwanderung deutscher Bauern. Die erste Erwähnung bäuerlicher deutscher Siedlung in dem von der feudalen Ostexpansion erfaßten Raum stammt von Wiprecht von Groitzsch (um 1050 bis 1124), einem mächtigen Feudalherrn slawischer Herkunft im Elster-Mulde-Gebiet, der 1104 zwischen Mulde und Pleiße fränkischen Bauern Land anwies. Diese ließen sich in Familiengruppen nieder, benannten die angelegten Dörfer mit ihren Namen und erhielten das gerodete Land zu Erbrecht.<sup>62</sup>

Ein ähnlicher Versuch des Landesausbaus wurde wenig später von Bischof Walram von Naumburg im Gebiet des Zeitzer Domkapitels unternommen. Bereits um 1109 werden einige Dörfer bei Taucha erwähnt, „die aus unbebautem Wald . . . gerodet worden sind“.<sup>63</sup>

Etwa 40 Jahre später, 1145 und 1146, werden im Pleißengau Neubrüche genannt, „die jüngst besiedelt wurden oder noch besiedelt werden“.<sup>64</sup> Die davon zu entrichtenden Zehnten wurden dem Kloster Bosau bei Zeitz überwiesen. Ein um 1200 angelegtes Zehntverzeichnis dieses Klosters<sup>65</sup> zeigt nicht nur, welcher Wert den mit der Einwanderung deutscher Bauern ansteigenden Zehnteinkünften beigemessen wurde, sondern gewährt auch Einblick in die Größe der „villae“, die im Verlauf des von der slawischen Bevölkerung selbst betriebenen Landesausbaus angelegt wurden. Durchschnittlich gehörten zu jeder dieser etwa 180 „villae“, die jedoch nicht alle slawischen Ursprungs sind, 10 Hufen zu je 14 ha Land. Grundlage für die Zehntentrichtung war aber hier noch nicht die Hufe wie bei deutschen Ansiedlungen, sondern noch die „villa“.

Ein großer Teil der Zuwanderer war Niederländer. Sie werden in der Mitte des 12. Jh. nicht nur im Bistum Naumburg erwähnt (Flemmingen)<sup>66</sup>, sondern auch im Bistum Meißen genannt. 1154 siedelte Bischof Gerung in Kühren bei Wurzen wohl anstelle einer slawischen Siedlung „tüchtige Männer, die aus dem Lande der Flandrer kommen“, an. Die im Vergleich zum fixierten Zehnten der Slawen höher ausfallende Abgabe des vollen Ertragszehnten wird ausdrücklich betont.<sup>67</sup>

Die nach der Kultivierung von Ödland zu erwartende Zehntleistung wirkte als wichtiges Motiv für die Ansetzung von Siedlern. So suchte Bischof Gerung von Meißen mit der Übertragung des Zehnten an weltliche Grundherren diese zu Rodungsunternehmungen zu veranlassen. 1168 überließ er beispielsweise Graf Dedo von Groitzsch „den Zehnten an allem Rodeland, das künftig im Gau Rochlitz urbar gemacht wird.“<sup>68</sup> Allerdings ist es fraglich, ob man neu zuziehenden Siedlern sofort den Ertragszehnten auferlegte. Wahrscheinlich wurde hier zunächst nur der fixierte Zehnt erhoben, um die Bewältigung der schwierigen Arbeiten nicht durch zu hohe Abgabenforderungen zu gefährden. So gewährte 1160 der Bischof jenen Bauern, die bei Eilenburg gelegenes Ödland bebauen sollten, 10 abgabenfreie Jahre.<sup>69</sup>

Ähnlich verfuhr Markgraf Otto von Meißen (1156–1190), der die von seinem Vater Konrad I. von Meißen geschaffenen Grundlagen des wettinischen Territorialstaates auch durch Ansiedlung vorwiegend fränkischer Bauern weiter ausbaute.<sup>70</sup> Ihre privilegierte Stellung zeigt ein Rechtsstreit, den fränkische Siedler von Taubenheim, Sora, Ullendorf und Hasela (südlich von Meißen) im Jahre 1186 mit ihrem Grundherrn Adalbert, einem Vasallen Markgraf Ottos von Meißen, austrugen.<sup>71</sup> Die fränkischen Bauern traten als rechtsfähiger Verband auf und erreichten gegen jährliche Entrichtung eines „Silberviertelungs“ meißnerischer Währung, daß sie von allen Diensten und Abgaben sowie von der Teilnahme an dem „iardink“ genannten Gericht befreit wurden. Die Franken richteten in der Regel über etwaige Streitsachen selbst. Es bestand offenbar ein genossenschaftliches Gericht. Der Grundherr Adalbert sollte nur dann gerufen werden und entsprechend dem Ratschluß (consilium) der Franken richten und Bußen verhängen, wenn ein besonders schwerer Fall vorläge. Markgraf Otto von Meißen griff ein, um eine gerechte Behandlung der fränkischen Bauern zu gewährleisten. Gerade dies dürfte eine wichtige Voraussetzung für die Ausführung von Kultivierungsarbeiten durch die Siedler gewesen sein.

Trafen die seit Beginn des 12. Jh. im mitteldeutschen Gebiet einziehenden deutschen und niederländischen Bauern auf Ansiedlungen der slawischen Bevölkerung, so konnte es zur Verdrängung der ansässigen Slawen kommen. Beispiele dafür finden sich namentlich im Altsiedelgebiet westlich von Saale und Elbe, wo im Vergleich zu den östlich der Elbe gelegenen Gegenden der Landesausbau weiter fortgeschritten war und infolgedessen schon zahlreiche deutsche und slawische Dörfer existierten. Als Bischof Otto von Halberstadt 1123 über Zehntleistungen verfügte, wurden „Sachsen“ und Slawen erwähnt, die gemeinsam rodeten und von den urbar gemachten Landflächen Zehntabgaben entrichten sollten.<sup>72</sup> Es wurde damit gerechnet, „daß die Slawen das schon früher bebaute Land verlassen, so wie es in dem slawischen Dorf Warwize vorgekommen ist“. Eine „Notlage“ könnte sie zwingen, wegzuziehen. „Sachsen“ würden dann nachrücken, um das Land zu bebauen.

Es war auch möglich, daß Slawen wegen ihres heidnischen Glaubens verdrängt wurden. So wird von Bischof Friedrich von Halberstadt, der wie sein

Vorgänger Meinhard zu Beginn des 13. Jh. entschieden für eine rasche Verbreitung des christlichen Glaubens unter den noch heidnischen Bewohnern im Bistum Halberstadt eintrat<sup>73</sup>, berichtet, daß jene Slawen, die sich der Bekehrung widersetzen und heidnisch bleiben wollten, durch deutsche „gläubige“ Siedler ersetzt werden sollten.<sup>74</sup>

Besonders das Streben nach einer höheren Ausbeutung des grundherrlichen Besitzes veranlaßte einzelne Klöster verschiedentlich zu einschneidenden Maßnahmen gegenüber der slawischen Bevölkerung. „Um die Güter“ des Klosters Ballenstedt (südöstlich von Quedlinburg) „zu verbessern und zu mehren“, verkaufte 1159 der Abt zwei kleine Siedlungen, „die bisher im Besitz von Slawen waren“, an der Mulde an flämische Einwanderer. Die beiden Dörfer wurden zusammengelegt (heute Naundorf östlich von Dessau) und in 24 Hufen geteilt. Neben einem Zins sollte jährlich „voll und ganz der Zehnte von allen Äckern gezahlt werden“.<sup>75</sup> Vor allem die Forderung nach dem vollen Ertragszehnten, den die Slawen nicht leisteten, dürfte den Abt bewogen haben, flämische Bauern heranzuziehen, die „nach flämischem Recht“ die nun in Hufen gegliederten, zu einer neuen wirtschaftlichen Einheit zusammengefaßten ehemaligen slawischen Siedlungen bebauen sollten. Offenbar traten die einziehenden Flamen an die Stelle der bisher ansässigen slawischen Bevölkerung und verdrängten diese.

Wirtschaftliche und religiös-politische Gründe veranlaßten das Benediktinerkloster Nienburg (nördlich von Bernburg), aus dem von ihm gekauften Burgward Kleutsch bei Dessau „die ungläubigen slawischen Bauern“ zu vertreiben und „neue Siedler christlichen Glaubens“, also vermutlich deutsche Bauern, anzusetzen.<sup>76</sup> Jetzt sei es möglich, so heißt es, den vollen Zehnten zu erlangen und den christlichen Glauben besser als bisher zu pflegen. Aus dem gleichen Grunde übertrugen die Erzbischöfe von Magdeburg dem Kloster Nienburg umfangreichen Landbesitz.<sup>77</sup>

An der territorialen Erweiterung des Magdeburger Erzstiftes hatte vor allem Erzbischof Wichmann (gest. 1192) bedeutenden Anteil, der das wichtigste Siedlungsrecht, das sogenannte Magdeburger Recht, kodifizieren ließ und die Einwanderung flämischer und deutscher Bauern wesentlich förderte. Dabei bediente er sich sogenannter Lokatoren, die gegen Überlassung von Grundbesitz, Einkünften oder gerichtlichen Rechten Bauern anwarben und heranzuführten. So wurde z. B. 1164 östlich von Magdeburg liegendes Gelände zwei Lokatoren zur Urbarmachung übertragen. Sie sollten dort „neue Bewohner“ ansiedeln, „die das . . . Land voller Sumpf und Gras, das nur zu Heu nutze ist, austrocknen, pflügen und durch Besäen ertragreich machen . . .“ Danach soll „von aller Saat und Frucht der volle Zehnt“ entrichtet werden.<sup>78</sup> 1166 bestätigte Wichmann die bereits von dem Magdeburger Domprobst vollzogene Besiedlung der „villa“ Krakau an der Elbe mit Niederländern, die zwei Lokatoren durchführten.<sup>79</sup> Wo die in den beiden Dörfern Krakau und Pechau – letzteres wurde schon im 10. Jh. als slawische Siedlung erwähnt<sup>80</sup> – ansässige slawische Bevölkerung verblieb, geht aus den entsprechenden Ur-

kunden nicht hervor. Da in Pechau auch die Äcker den zuziehenden Bauern übergeben wurden, ist mit einer Verdrängung der bisher dort wohnenden Slawen zu rechnen.<sup>81</sup>

### *Die Mark Brandenburg*

Der Beginn deutscher und niederländischer Siedlung in der Mark Brandenburg<sup>82</sup> ist eng mit dem Wirken Albrechts I., genannt „der Bär“ (gest. 1170), und Albrechts II. (1205–1220) verbunden, die zur Ausdehnung ihres Machtbereichs eine expansive Politik nach Osten betrieben (S. 336 ff.). Mit der endgültigen Eroberung der Brandenburg im Jahre 1157 wurde der Grundstein für ein Territorium gelegt, dem die Askanier Ende des 12. bis Mitte des 13. Jh. westlich der Oder das Havelland, Prignitz, Teltow, Barnim, die Uckermark sowie das Land Lebus einverleibten und damit eines der bedeutendsten deutschen Landesfürstentümer schufen.

Die einheimische slawische Bevölkerung war infolge der seit dem 10. Jh. von deutschen Feudalherren unternommenen Vorstöße zahlenmäßig zurückgegangen. Vor allem die Kämpfe, die Albrecht der Bär um die Prignitz führte, hatten das Land verwüstet. Doch kann generell nicht von einer Ausrottung oder Vertreibung in größerem Umfang gesprochen werden. Noch im 14. und 15. Jh. lassen sich zahlreiche slawische Siedlungen nachweisen, ein Zeichen dafür, in welchem Umfang auch die slawischen Bewohner selbst am Landesausbau teilnahmen.<sup>83</sup>

Nach Helmold von Bosau (I/84) soll Albrecht der Bär 1159/60 folgendermaßen gehandelt haben: „Schließlich schickte er, als die Slawen allmählich abnahmen, nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Ozean wohnen und unter der Gewalt des Meeres zu leiden hatten, den Holländern, Seeländern und Flamen, zog von dort viel Volk herbei und ließ sie in den Burgen und Dörfern der Slawen wohnen. Durch die eintreffenden Zuwanderer wurden auch die Bistümer Brandenburg und Havelberg sehr gekräftigt, denn die Kirchen mehrten sich und der Zehnt wuchs zu ungeheurem Ertrage an.“

Dieses Quellenzeugnis weist auf die relativ große Zahl holländischer Zuwanderer hin, wenn auch der beträchtliche Anteil der Flamen an der mittelalterlichen Bevölkerung der Mark in den schriftlichen Quellen nur einen schwachen Niederschlag gefunden hat.<sup>84</sup>

Die Kirche war besonders an den Zehnteinnahmen interessiert, die auch weltliche Herren begehrten. So wandte sich Markgraf Albrecht II. um 1210 an Papst Innocenz III. und bat ihn u. a., über zwei Drittel des Zehnten verfügen zu können, der von den zu erwartenden Siedlern erbracht würde. Er benötigte diese Abgaben besonders auch für den Kampf gegen die noch heidnischen Slawen, zu deren Abwehr Ritter herbeigerufen wurden. Sie sollten einen Teil des Zehnten erhalten. „Ohne sie“, heißt es weiter, „kann dieses Land (d. h. die Mark Brandenburg) nicht vor dem Ansturm der Slawen bewahrt werden, die gegen den katholischen Glauben ... ankämpfen und das

Land besetzen wollen; denn ihre Väter sind, weil sie Heiden waren, gerade durch diesen Markgrafen und seine Vorfahren von dort machtvoll vertrieben worden. . .“ Das den Heiden „entrissene Land“, das „unfruchtbar und unbebaut daliege“, soll nun mit gläubigen Bauern (*coloni fideles*) gesichert werden.<sup>85</sup> Mit der Forderung des Zehnten stieß Albrecht II. allerdings auf den Widerstand Bischof Gernands von Brandenburg, der den Zehnt selbst beanspruchte.<sup>86</sup>

Das Streben der Bischöfe von Havelberg, ihre Position auch durch Siedlungsunternehmungen zu stärken, wurde von königlicher Seite entschieden unterstützt. So gestattete 1150 König Konrad III. dem Bischof Anselm von Havelberg, die von den „ständigen Einfällen der Heiden“ verwüsteten Gebiete – gemeint sind hier offenbar die um den Besitz der Prignitz geführten Kämpfe unter Albrecht dem Bären – zu besiedeln.<sup>87</sup> Dabei wird ausdrücklich von „*coloni*“ beliebiger Herkunft gesprochen, die herangezogen wurden. Neben niederländischen und deutschen Siedlern ist hier auch an slawische Bauern zu denken. Die Königsurkunde ist das erste Zeugnis für eine offenbar schon begonnene Siedlungsbewegung; u. a. wird bereits Thadandorp, ein deutschnamiges Dorf bei Wittstock, erwähnt.

Mit der Ansetzung deutscher Bauern sollte auch die Verbreitung des christlichen Glaubens unter der teilweise noch heidnischen slawischen Bevölkerung gefördert werden. Sie wehrte sich teilweise energisch gegen die Christianisierung.<sup>88</sup> Dieser Widerstand richtete sich vor allem gegen die von den Askaniern zur intensiveren Verbreitung des christlichen Glaubens gegründeten Zisterzienserklöster. So wurden die Äbte der Klöster Zinna (um 1170 gegründet) und Lehnin (gegründet um 1180) kurz nach der Gründung umgebracht. Die Klöster Lehnin, Zinna und Chorin (um 1258 gegründet) wurden in schon besiedelten Landschaften angelegt. In welchem Maße diese Klöster ihre Verbindungen zu anderen Niederlassungen der Zisterzienser dazu benutzten, um von diesen gelegte Bauern herbeizuziehen und anzusiedeln, ist unsicher. Teilweise befolgten die Brandenburger Zisterzienserklöster noch das Prinzip der Eigenwirtschaft. So ließ Kloster Chorin um 1274 aus der ihm zugewiesenen slawischen „*villa*“ Ragösen alle Bewohner vertreiben.<sup>89</sup> Auch deutsche Siedler konnten von der Wirtschaftspolitik der Zisterzienser betroffen werden.<sup>90</sup> Damit zeigt sich, daß die Zisterzienser sehr oft in keineswegs unbewohnten Gebieten wirkten und an schon bestehende slawische und deutsche Siedlungen anknüpften.

### *Mecklenburg*

Die mit dem Zerfall des Obodritenreiches in der ersten Hälfte des 12. Jh. verbundenen inneren Kämpfe, in die deutsche, dänische und teilweise auch polnische Feudalheere eingriffen, brachten der einheimischen slawischen Bevölkerung schwere Verluste. Besonders verheerend wirkten sich die von Heinrich dem Löwen seit der Mitte des 12. Jh. mit dem Ziel geführten Kriege aus, seinen Machtbereich weiter nach Osten auszudehnen und die von den Obodri-

ten und Lutizen bewohnten Küstengebiete unter seine Herrschaft zu bringen (S. 328 ff.). Nicht weniger als sechsmal fiel Heinrich der Löwe zwischen 1157 und 1177 hier ein. „Das ganze Obodritenland“, so berichtet Helmold von Bosau (II/101), „und die zum Herrschaftsgebiet der Obodriten gehörenden Nachbarländer waren durch die dauernden Kriege, besonders aber durch den letzten, völlig zur Einöde gemacht, weil Gott dazu half und den Arm des frommen Herzogs beständig stärkte. Soweit noch letzte Reste der Slawen sich erhalten hatten, wurden sie durch den Mangel an Getreide und die Verwüstung der Äcker so von Hungersnot heimgesucht, daß sie scharenweise zu den Pommern oder den Dänen flüchten mußten, die sie erbarmungslos an Polen, Sorben und Böhmen verkauften.“

Zwar dürfte die an biblische Vorbilder anknüpfende Darstellung Helmolds übertrieben sein, weist er doch selbst am Ende seines Werkes auf die Siedlungstätigkeit der verbliebenen slawischen Bevölkerung hin (Helmold II/110). Wenn also von einer völligen Ausrottung nicht gesprochen werden kann, so steht doch fest, daß die slawische Bevölkerung vor allem im westlichen Teil Mecklenburgs durch die langanhaltenden Kriege erheblich dezimiert wurde. In diesen Gebieten setzte daher auch die Siedlung deutscher Bauern zuerst und besonders intensiv ein. So sandte nach dem endgültigen Erwerb von Wagrien im Jahre 1143 (S. 348) Graf Adolf II. von Holstein Boten nach den Niederlanden, Friesland und Westfalen und rief die Bewohner dieser Gebiete, „die zu wenig Land hatten“, zur Ansiedlung auf (Helmold I/57). Etwas später rief der von Heinrich dem Löwen eingesetzte Graf Heinrich von Ratzeburg (gest. um 1164) Westfalen herbei, „damit sie das Land bewohnen sollten, und wies ihnen Grund und Boden zur Vermessung und Aufteilung zu. Sie bauten Kirchen und leisteten den Zehnten von ihren Erzeugnissen . . .“ In diesem Zusammenhang werden auch Holsten (Holzati) erwähnt, die „nach Vertreibung der Slawen das Land Wagrien bewohnten“ (Helmold I/92). Offenbar wurden die slawischen Bewohner von der beginnenden deutschen bäuerlichen Landnahme besonders hart betroffen und mußten vor den eindringenden Siedlern teilweise zurückweichen.

Da die schriftlichen Quellenzeugnisse über die bäuerliche deutsche Siedlungsbewegung recht spärlich sind und nicht ein einziger Siedlungsvertrag (Lokationsurkunde) für Mecklenburg erhalten ist, läßt sich der Umfang dieser Siedlung nur schwer beurteilen. Immerhin bietet die schriftliche Überlieferung einige Hinweise. So waren einzelne Klöster bemüht, den Landesausbau durch Ansiedlung von Bauern beliebiger Herkunft voranzubringen. Eine Beschränkung etwa nur auf deutsche Bauern wird nicht ausgesprochen. Offenbar wurde auch die slawische ländliche Bevölkerung mit einbezogen.<sup>31</sup> Da unter den Abgaben, die durch Zuzug deutscher Bauern erhöht werden sollten, der Zehnte einen besonders wichtigen Platz einnahm, befassen sich vor allem die Urkunden geistlicher Provenienz (Bistümer, Klöster) verschiedentlich mit einer beabsichtigten oder bereits durchgeführten Ansiedlung von Bauern deutscher oder slawischer Herkunft.

Zwar wurde auch von der slawischen Bevölkerung eine Zehntabgabe in Mecklenburg entrichtet, sie sei jedoch, wie es in einer Schenkungsurkunde Heinrichs des Löwen 1171 für das Bistum Schwerin heißt, „sehr gering“.<sup>92</sup> Diese „decima Slavorum“ war fixiert und setzte sich folgendermaßen zusammen: 1–3 Scheffel Getreide, 40 Bündel oder ein „Topf“ Flachs, 12 Pfennige bzw. 1 „Solidus“ und 1 Huhn.<sup>93</sup> Diese Abgabe, auch „biscopounizha“ (Bischöfzins) genannt, wurde in Mecklenburg von dem sogenannten slawischen „Haken“ als Ackermaß<sup>94</sup> entrichtet oder nach einer bestimmten Zahl Ochsen berechnet.<sup>95</sup> Diese „slavico iure“ zu zahlende Abgabe wurde verschiedentlich der „decima“ gegenübergestellt, die fällig war, wenn deutsche Bauern einwandern würden (Theutonici coloni intrarent).<sup>96</sup> Gegenüber dem „census Slavorum“ hatten die deutschen Siedler einen höheren Zehnten zu zahlen. Zwar wurde verschiedentlich als Anreiz zunächst Zehntfreiheit gewährt, doch setzten die Grundherren sehr bald, teilweise gegen den erheblichen Widerstand der betroffenen Bauern<sup>97</sup>, die volle Zehntzahlung durch. Um den Boden „zehntbar“ zu machen, scheute man nicht davor zurück, offenbar in Erwartung höherer Erträge bisher ansässige, wohl weniger leistungsstarke slawische Bauern zu vertreiben.<sup>98</sup> Die slawischen Bauern nahmen verschiedentlich diese Maßnahmen nicht einfach hin, sondern kämpften dagegen. Als Bischof Brunward von Schwerin im Jahre 1236 dem Kloster Neukloster die „villa“ Böbelin schenkte, heißt es u. a., daß es wegen der Überfälle der Slawen, die einst vertrieben wurden, mehrere Jahre hindurch nicht gelang, Bauern anzusiedeln.<sup>99</sup>

Zu einer Entfernung slawischer Bauern konnte es in Mecklenburg auch dann kommen, wenn eine slawische Siedlung von der Wirtschaftspolitik der Zisterzienser erfaßt wurde. Auch nach 1208, als den grauen Mönchen durch päpstlichen Erlaß der Besitz zinspflichtiger Bauern gestattet wurde, legten einige Klöster immer noch von Laienbrüder bebaute Grangien an. Erwarb ein solches Kloster Landbesitz, so wurden bisher dort ansässige Bauern ohne Rücksicht auf ihre ethnische Zugehörigkeit „gelegt“. So forderte das Kloster Reinfeld beim Ankauf eines Dorfes (Pogeez, nördlich Ratzeburg) den bisherigen Besitzer auf, die „Sclavi“ innerhalb eines Jahres „friedlich und freundschaftlich“ zu entfernen.<sup>100</sup> Dabei mußte das Zisterzienserkloster offenbar damit rechnen, daß die „ohne alle Hoffnung auf Rückkehr“ gelegten slawischen Bauern sich rächten.<sup>101</sup> Mit einem ähnlichen Verhalten der ländlichen Bevölkerung rechnete auch das Ratzeburger Domkapitel, als es 1285 die deutschen Bewohner des Dorfes Römnitz legte. Obwohl die Bauern eine Entschädigung erhielten, wird ausdrücklich ihr in diesem Zusammenhang abgegebenes Versprechen erwähnt, keine Klage zu führen und sich nicht zu erheben.<sup>102</sup>

Jene Fälle, wo slawische Bauern von Zisterzienserklostern gelegt oder von einzelnen Grundherren durch deutsche Siedler ersetzt wurden, um höhere Zehnteinnahmen zu erzielen, dürfen jedoch nicht als die Kriterien angesehen werden, die die Lage der ländlichen slawischen Bevölkerung nach dem Einzug deutscher Siedler maßgeblich bestimmten. Vielmehr wurden slawische Bauern sehr häufig in den Prozeß des Landesausbaus mit einbezogen. Verschiedent-

lich erhielten bereits angelegte slawische Siedlungen deutsches Recht (S. 359). Wenn dafür aus mecklenburgischem Gebiet nur eine Urkunde überliefert ist (Brüsewitz, 1220)<sup>103</sup>, so liegt das in erster Linie daran, daß die Zahl der heute noch erhaltenen Ansiedlungsurkunden hier außerordentlich gering ist. Es wäre also falsch, aus diesem Überlieferungsbefund auf eine geringe slawische Siedeltätigkeit zu schließen.

Die bäuerliche deutsche Einwanderung erfaßte aber nicht nur die westlichen Gebiete Mecklenburgs, wenn sie hier auch zweifellos am stärksten war. So wurden zu Beginn des 13. Jh. dem Ratzeburger Zehntregister zufolge in der „terra“ Ratzeburg unter 125 Dörfern nur noch 4 von Slawen bewohnt, und in der „terra“ Wittenburg ist ebenfalls nur noch in 4 von 93 Dörfern slawische Bevölkerung nachweisbar.<sup>104</sup> Auch für den Ostteil Mecklenburgs, etwa östlich der Warnow, gibt die schriftliche Überlieferung für die Ansetzung deutscher Bauern einige Hinweise. Sie sind freilich noch geringer als etwa in Wagrien und in dem Gebiet um Ratzeburg, da offenbar weiter östlich die bäuerliche deutsche Siedlung nur allmählich und weniger intensiv vordrang. Slawische Feudalherren, wie etwa Pribislaw (gest. 1178), der nach erbitterter Gegenwehr schließlich den christlichen Glauben annahm und sich als Vasall Heinrichs des Löwen in dem einst von Niklot (gest. 1160) beherrschten Gebiet behaupten konnte, bezogen hier in besonderem Maße die slawische ländliche Bevölkerung in den Landesausbau ein.<sup>105</sup> Slawische Rodungsortsnamen (S. 30) bezeugen dies ebenso wie die Erwähnung von Hagendörfern, die von rodenden Slawen geschaffen wurden.<sup>106</sup>

Die seit dem Ende des 12. Jh. stärker einsetzende Siedlungstätigkeit im östlichen Mecklenburg spiegelt sich in jenen Privilegien wider, in denen Klöstern gestattet wird, Bauern, gleich welcher Herkunft, herbeizurufen und anzusetzen.<sup>107</sup> Manchmal werden „cultores“ erwähnt, die deutsche und slawische Dörfer anlegen.<sup>108</sup> Mitunter werden ausdrücklich Deutsche, Slawen und Dänen genannt, die, wie beispielsweise im Kloster Dargun, zur Ansiedlung veranlaßt werden sollen.<sup>109</sup> Damit wird nicht nur der im östlichen Mecklenburg stärkere Anteil der slawischen Bevölkerung bei der Gründung neuer Siedlungen deutlich, sondern auch die Mischlage deutscher und slawischer Dörfer. Von einer rassisch oder national bedingten Abneigung zwischen deutschen und slawischen Bauern kann nicht gesprochen werden. Spannungen oder Konflikte haben durchweg wirtschaftliche oder religiös-politische Gründe. So konnte es zu einer Entfernung heidnischer slawischer Bauern kommen, wenn sie die Annahme des christlichen Glaubens verweigerten. Verschiedentlich wurden anstelle slawischer Bauern deutsche Siedler bevorzugt, da sie einen höheren Zehnten zahlten. In beiden Fällen gab das Interesse deutscher und slawischer Grundherren an einer Steigerung ihrer Einkünfte und der möglichst raschen Verbreitung und Durchsetzung feudaler Produktionsverhältnisse den Ausschlag.

Diese Bestrebungen veranlaßten Heinrich Borwin I. (gest. 1227), den Sohn Pribislaws, auf der Insel Poel bei Wismar, „die bisher von Slawen bewohnt



war, aber von ihnen wegen ihrer Armut und geringen Zahl nicht bebaut werden konnte, deutsche Bauern“ anzusiedeln.<sup>110</sup> Welchen Wert auch slawische Fürsten auf die mit der Ansetzung deutscher Siedler steigenden Zehntleistungen legten, zeigt eine Urkunde des Fürsten Wizlaw von Rügen, in der er sich 1221 mit Bischof Brunward von Schwerin u. a. über den Zehnten vergleicht.<sup>111</sup> Wizlaw, der die Ansiedlung deutscher Bauern förderte, beanspruchte zwei Drittel des Zehnten, „wenn Wälder ohne eine Wüstung, wo vorher kein einziges Dorf stand, nach dem Fällen der Bäume und Ausreißen des Gestrüpps unter den Pflug genommen werden.“ In diesem Zusammenhang wird von Slawen gesprochen, die „vor den Deutschen (Teuthonici), die jetzt ihre Äcker bebauen, gewichen sind.“ Sie hatten sich im Lande Tribsees (östlich Rostock) niedergelassen und entrichteten weiterhin die für slawische Bauern typische „biscopounizha“ (S. 355). Ein Teil der Slawen war aber offenbar geblieben und wohnte „noch heute mit den Deutschen zusammen“, wie es in der Urkunde heißt.

Schließlich wurde damit gerechnet, daß sich die slawischen Bauern erheben und die deutschen Einwanderer vertreiben könnten, um die entsprechenden Länder wieder selbst zu bebauen. Diese Slawen sollten dann erneut dem alten Abgabensystem unterworfen werden und wieder die „biscopounizha“ leisten. Es wurde wohl für möglich gehalten, daß die offenbar von den heranziehenden deutschen Bauern verdrängten und weiter östlich nach Tribsees gezogenen slawischen Bauern sich rächen, gegen die deutschen Siedler vorgehen und ihren ehemaligen Besitz wieder selbst bewirtschafteten. Gerade dies wollte Wizlaw verhindern, da er an der Abgabe des Zehnten interessiert war, der gegenüber dem Zins slawischer Bauern höher ausfiel. Damit zeigt sich auch hier, wie entscheidend wirtschaftliche Gesichtspunkte das Verhalten slawischer und deutscher Feudalherren gegenüber der ländlichen Bevölkerung deutscher oder slawischer Herkunft bestimmten.

**c) Die Ansiedlung niederländischer und deutscher Bauern  
im Gebiet zwischen Saale/Elbe und Oder  
und die Entstehung einer hochfeudalen Klassenstruktur**

Um die Auswirkungen der Siedlung deutscher und niederländischer Bauern und der feudalen deutschen Ostexpansion überhaupt auf die slawische Bevölkerung zutreffend beurteilen zu können, sind nationalistische oder rassistische Gesichtspunkte, wie sie seit Ende des 19. Jh. verschiedentlich vertreten wurden, völlig ungeeignet.

Eine nationalistische Wertung der mittelalterlichen slawischen Geschichte zeigt sich in drastischer Weise bei H. Ernst in seiner Untersuchung der bäuerlichen deutschen Siedlung in Mecklenburg.<sup>112</sup> Er wirft dem um Sachlichkeit bemühten L. Giesebrecht einen „wendischen Standpunkt“ vor und spricht von einer „Racenfeindschaft“ zwischen Slawen und Deutschen. Da die „stolze Verachtung der Deutschen es verschmähte, sie (d. h. die Slawen) zu germanisieren“

und die „slawische Nation . . . keine Berechtigung zur Existenz mehr hatte“<sup>113</sup>, war es für Ernst selbstverständlich, daß die slawische Bevölkerung in Mecklenburg vertrieben oder vernichtet wurde.<sup>114</sup>

Als sich 1905 H. Witte entschieden gegen eine „Ausrottungstheorie“ wandte, sie widerlegte und bis ins 14. Jh. hinein in Mecklenburg „wendische Bevölkerungsreste“ nachwies<sup>115</sup>, wurde er für „eine Art Panslawist“ gehalten und ihm „Verrat an der deutschen Sache“ vorgeworfen. Bezeichnenderweise trat in dieser Hinsicht ein Wandel ein, als Witte nach 1918 mit seinem Nachweis slawischer Bevölkerungsreste in Mecklenburg, der den friedlichen Charakter der bäuerlichen Siedlung östlich der Elbe zeigen sollte, Vorwürfen zu begegnen suchte, wonach die im Versailler Vertrag ergriffenen Maßnahmen der Siegermächte gegenüber dem geschlagenen deutschen Imperialismus gleichsam eine Vergeltung angeblicher früherer „deutscher Verbrechen“ wären (Ausrottung der slawischen Bevölkerung im Verlaufe der Ostexpansion).<sup>116</sup>

In neuerer Zeit wurde in der bürgerlichen deutschen Mediävistik in verschiedener Weise der ‚friedliche‘ Verlauf der bäuerlichen deutschen Siedlung hervorgehoben und nahezu durchgehend von der feudalen Expansion getrennt. Die slawische Bevölkerung wurde danach nicht ausgerottet, wenn auch „Verdrängung“, „zwangsweise Umsiedlung“, meist aus Glaubensgründen, und „Verlegung slawischer Dörfer“ aus wirtschaftlichen Erwägungen vorgekommen seien.<sup>117</sup> Diese Auffassung wurde auch für die Gebiete zwischen Saale, Elbe und Oder, wie den mittellelbischen Raum<sup>118</sup>, Brandenburg<sup>119</sup> und für Mecklenburg<sup>120</sup> vertreten.

Um die Lage der slawischen Bevölkerung in den ostelbischen Gebieten wahrheitsgetreu einschätzen zu können, ist in erster Linie von den westlich und östlich der Elbe herrschenden ökonomischen, sozialen, kulturellen und politischen Verhältnissen auszugehen, in denen die feudale deutsche Ostexpansion in ihren Ursachen, ihrem Verlauf und ihren Folgen wurzelte.

Zunächst ist festzustellen, daß die slawische Bevölkerung durch die Kriege, die besonders seit Heinrich I. wiederholt gegen sie geführt wurden (S. 272 ff.), und durch innere Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Stämmen und Stammesgruppen erheblich dezimiert wurde. Dabei ist jedoch zwischen den verschiedenen Gebieten zu differenzieren. So fügten die brutalen Eroberungszüge Heinrichs des Löwen der in Mecklenburg ansässigen slawischen Bevölkerung schwere Verluste zu. Von einer völligen Ausrottung kann auch hier nicht gesprochen werden. Nach Abschluß der kriegerischen Aktionen waren slawische Bauern nachweisbar noch längere Zeit im Landesausbau tätig (S. 354). Auch in Brandenburg führten die von deutschen Feudalherren seit dem 10. Jh. wiederholt unternommenen Vorstöße zu einem Rückgang der slawischen Bevölkerung (S. 352). Im Gegensatz zu Mecklenburg und Brandenburg befanden sich die mittellelbischen Gebiete seit dem 10. Jh. fest unter der Herrschaft des frühfeudalen deutschen Staates. Seit dieser Zeit wurden hier keine größeren Eroberungszüge mehr durchgeführt, so daß sich hier ein relativ großer Teil der einheimischen slawischen Bevölkerung halten konnte

(S. 306 ff.). Entscheidend für das Verhalten deutscher und slawischer Feudalherren zur ländlichen Bevölkerung war das Streben nach einer möglichst hohen Ausbeutung der Arbeitskraft der Bauern. Wenn es unter diesem Gesichtspunkt günstig erschien, wurden slawische Bauern auf ihren Besitzungen belassen und in den Prozeß der Umgestaltung der Wirtschaftsverfassung mit einbezogen, der sich u. a. in der Übertragung des deutschen und niederländischen Siedelrechts auf bereits bestehende slawische Siedlungen ausdrückte. In anderen Fällen wurden slawische Bauern von ihren Wirtschaften vertrieben und durch niederländische oder deutsche Bauern ersetzt.

Zu einer Vertreibung der slawischen, aber auch der deutschen Siedler konnte es auch dann kommen, wenn Zisterziensermönche, die sich ja keineswegs immer in völlig unbebautem Land niederließen, schon bestehende bäuerliche Siedlungen antrafen. Die Bauern wurden gelegt und ihr Land wurde den Grangien der grauen Mönche einverleibt. Teilweise läßt sich dieses „Bauernlegen“ deutscher wie slawischer Bauern auch in der näheren Umgebung von Städten, wie Rostock, beobachten (S. 366 f.). Nur ganz selten verdrängten deutsche Bauern, wie die Holsten, gewaltsam die ansässige slawische Bevölkerung (S. 354). Dort, wo die slawische Bevölkerung noch heidnisch war, sind Vertreibungen nachweisbar. Mit der Ansiedlung deutscher und niederländischer Bauern, die sich zum christlichen Glauben bekannten, sollte die Position der Kirche in den teilweise eben erst eroberten Gebieten gefestigt und damit die sich ausbreitende Feudalordnung in den Gebieten östlich der Elbe gestärkt und gesichert werden.

Im Zusammenhang mit dem Problem der teilweisen Vertreibung slawischer Bevölkerungsschichten aus wirtschaftlichen Motiven oder aus Glaubensgründen ist die Frage nach der Herkunft der sogenannten Kossäten oder Gärtner von besonderem Interesse. Wenn sie auch bis heute noch nicht eindeutig geklärt werden konnte, so spricht doch manches dafür, daß ein beträchtlicher Teil der slawischen Bevölkerung zu Kossäten wurde, wenn auch zweifellos oft Slawen als Hufenbauern angesetzt wurden, auf diese Weise eine gewisse Besserstellung erreicht und die Verschmelzung mit den deutschen Siedlern erleichtert wurde. Weiterhin trifft es zu, daß sich Kossäten nicht nur östlich der Elbe, sondern auch im westdeutschen Altsiedelgebiet nachweisen lassen.<sup>121</sup> So wurde z. B. in Niedersachsen ein Teil der freigelassenen und damit landlos gewordenen Bauern zu Kossäten mit geringfügigem Landbesitz. Sie wurden nun vielfach einem größeren, mehrere Hufen umfassenden Bauernhof unterstellt.<sup>122</sup> Auch lassen sich manche Kossäten im ostelbischen Gebiet, für die eingehendere Nachrichten erst in den Landbüchern des 14. Jh. vorliegen, wahrscheinlich auf zugewanderte ärmere deutsche Bauern zurückführen<sup>123</sup>, denen zur Beschaffung von Pflug, Gespann und anderem die nötigen Mittel fehlten und die sich zunächst mit kleinerem Landbesitz abfinden mußten.<sup>124</sup> Aber diesen Einzelfällen stehen zahlreiche Quellenzeugnisse gegenüber, in denen die Kossäten östlich der Elbe klar von den zugezogenen deutschen Bauern unterschieden wurden. Im Gegensatz zu diesen

24 Slawen in Deutschl.

hufenbesitzenden Siedlern waren die Kossäten, die verschiedentlich bereits im 13. Jh. zusammen mit slawischen Kmeten erwähnt werden<sup>125</sup>, auf kleinen Parzellen ansässig, die in wenigen Fällen als besondere „Kossätenhufen“ bezeichnet werden<sup>126</sup> und eine Pauschalabgabe leisten mußten.<sup>127</sup> Da die Kossäten nur über wenig Ackerland verfügten, arbeiteten sie teilweise als wirtschaftliche Hilfskräfte (Gärtner),<sup>128</sup> die zu beträchtlichen Fronleistungen verpflichtet waren.<sup>129</sup> Gerade von diesen hohen Diensten waren niederländische und deutsche Bauern befreit. Auffällig ist auch die verhältnismäßig große Zahl slawischer Personennamen, die für Kossäten bezeugt sind.<sup>130</sup>

Mit der Ansetzung deutscher und niederländischer Siedler in den Gebieten östlich der Elbe im 12. und 13. Jh. entstand also zunächst keine einheitliche, weitgehend freie Bauernschaft. Es zeichnet sich vielmehr innerhalb der ländlichen Bevölkerung deutlich eine soziale Differenzierung ab. Es wäre jedoch verfehlt, die zwischen deutschen Bauern und slawischen Kossäten bestehenden Unterschiede ethnisch begründen zu wollen und dabei auf die „verschiedene Volkszugehörigkeit“ hinzuweisen.<sup>131</sup> Entscheidend für die verhältnismäßig schlechte Lage der Kossäten waren die ungünstigen wirtschaftlichen Voraussetzungen, die sie im Gegensatz zu den durch gute Ansiedlungsbedingungen bessergestellten deutschen Bauern kennzeichneten.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß mit der in nationalistischen Anschauungen des 19. und 20. Jh. wurzelnden These, die „Slawen“ seien Opfer eines von den „Deutschen“ geführten „Vernichtungskampfes“ geworden, der historischen Erkenntnis ebenso wenig gedient ist wie mit der Behauptung, die slawische Bevölkerung östlich der Elbe sei in den Genuß einer ihr in uneigennütziger Weise vermittelten „Kulturtat“ gekommen. Das Problem des Verbleibs der slawischen Bevölkerung in den ostelbischen Gebieten im hohen Mittelalter erweist sich vielmehr als Teil des Feudalisierungsprozesses, der in diesem Raum besonders kompliziert verlief.

Die weitere Ausbildung feudaler Produktionsverhältnisse östlich der Elbe wurde durch die Ansetzung deutscher und niederländischer Bauern wesentlich gefördert. Zwar waren Stärke und Auswirkungen dieser Siedlungstätigkeit ebenso unterschiedlich wie die Bedingungen, unter denen die zugezogenen Siedler in den einzelnen Gebieten arbeiteten. Doch lassen sich in materieller, sozialer und rechtlicher Hinsicht einige übereinstimmende Merkmale feststellen, die für den von deutschen und niederländischen Siedlern betriebenen Landesausbau charakteristisch sind.

Neben zahlreichen Siedlungen, die im Laufe des von der slawischen Bevölkerung betriebenen Landesausbaus entstanden, wurden nun zusätzlich Ackerflächen erschlossen und neue Dörfer, zum Teil aus wilder Wurzel, angelegt. Das gewonnene Kulturland wurde mit dem Pflug bearbeitet, der neben einem Radvorgestell ein Pflugmesser, eine eiserne Schar und verschiedentlich schon ein Streichbrett hatte.

Die Anwendung dieses von niederländischen und deutschen Siedlern be-

nutzten wichtigsten landwirtschaftlichen Produktionsinstrumentes veränderte die Feldeinteilung<sup>132</sup>, wie sie noch zu Beginn des 12. Jh. zwischen Elbe und Oder üblich war (S. 51 f.). Dem Hakenflug war der Bodenwendepflug mit eiserner Schar, Streichbrett und Radvorgestell durch seine höhere Produktivität überlegen. Während mit dem Hakenflug doppelt, also kreuz und quer, gepflügt werden mußte, lockerte und brach der Wendepflug in einem Arbeitsgang den Boden um. Die Anwendung des Wendepfluges ermöglichte es, ein Landstück schneller und gründlicher zu bearbeiten, als es der Haken erlaubte. Man sparte also ganz erheblich Arbeitszeit ein. Der Bodenwendepflug ließ sich am vorteilhaftesten auf langgestreckten Feldstücken einsetzen.

Anstelle der Blockfluren trat daher die ziemlich regelmäßige Verteilung der Ackerfläche in verschiedene Gewanne. Diese wurden in Form der Dreifelderwirtschaft genutzt. Die einzelnen bäuerlichen Anteile in der Flur bildeten zusammen die Hufe, deren Größe sich nur schwer bestimmen läßt und vielfach unterschiedlich war. So umfaßte die „flämische“ Hufe etwa 17 ha, die „fränkische“ Hufe ungefähr 25 ha und die vor allem in Mecklenburg nachweisbare „Hagenhufe“ sogar 40 ha.

Seit der zweiten Hälfte des 12. Jh. bildete die Hufenverfassung eine fest umrissene Grundlage, von der weitgehend vereinheitlichte fixierte bäuerliche Leistungen, besonders der volle Ertragszehnte, geliefert werden mußten. Teilweise wurde auch die Flur bereits bestehender slawischer Siedlungen neu aufgeteilt und in Hufen vermessen.

Beträchtliche Veränderungen sind auch innerhalb der Siedlungsformen festzustellen, die in engem Zusammenhang mit den neugebildeten Fluranlagen entstanden. Größere Bedeutung erlangten vor allem das Straßendorf, das Angerdorf, teilweise auch das Hagendorf und der Rundling. Die Häuser des Straßendorfes stehen zu beiden Seiten einer geraden, kurzen und meist ziemlich breiten Straßenachse. Oft ist das Dorf außen von einer Hecke oder Mauer umgeben. Die beiden einzigen Zugänge, durch die die Dorfstraße führte, wurden nachts geschlossen. Beim Angerdorf verbreitert sich die Dorfstraße in der Mitte spindelförmig, so daß hier Platz für Kirche und Dorfteich freiblieb. Das durch umfassende Rodungstätigkeit entstandene Waldhufen- oder Hagendorf ist namentlich im mittelbischen Gebiet und in Mecklenburg anzutreffen.<sup>133</sup> Hinter den zu beiden Seiten der Dorfstraße angelegten Höfen erstreckt sich die dazugehörige, aus dem Wald herausgerodete Hufe riemenförmig bis zur Grenze der Gemarkung. Da ein Feldweg jede Hufe mit dem entsprechenden Bauernhof verband, war ein Flurzwang hier nicht erforderlich.

Die rechtliche Stellung der niederländischen und deutschen Bauern, die diese Dörfer in den Gebieten östlich der Elbe anlegten, war relativ gut und enthielt jene Vergünstigungen, die im 12. und 13. Jh. die im Landesausbau tätige ländliche Bevölkerung in Westeuropa allmählich errang. Grundsätzlich besaß der Bauer das von ihm kultivierte Landstück zu Erbrecht, wie es in Nordfrankreich etwa rodenden Bauern im Rahmen des „Loi de Beaumont“ (um 1180) zugestanden wurde und in Deutschland der Sachsenspiegel (III, 79)



Dorfgründung aus ‚wilder Wurzel‘. Die Siedler roden und zimmern; der Grundherr übergibt dem Bauermeister den Leihbrief



Bauern berufen sich vor dem Bauermeister auf ihr Dorfrecht

Abb. 120. Darstellungen aus der Heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels

(um 1230) für Dorfgründungen aus „wilder Wurzel“ vorsah (Abb. 120).<sup>134</sup> Der einzelne Bauer entrichtete nach Ablauf einer unterschiedlichen Zahl von „Freijahren“, die zur Bewältigung der schwierigen Rodungs- und Entwässerungsarbeiten teilweise gewährt wurden, eine genau begrenzte, an den jeweiligen Hufenbesitz gebundene Zinsabgabe sowie den Zehnten. Die fixierte Zinsabgabe gestattete es dem Bauern, den Mehrertrag, den er durch Erhöhung seiner Produktion erreichte, zu seinen Gunsten auf dem Markt zu verkaufen und förderte dadurch das bäuerliche Interesse an der Ertragssteigerung. Die Bauern konnten auf dieser Grundlage zeitweise, sofern es ihnen gelang, den festen Zins gegenüber dem Zugriff der Feudalherren zu verteidigen, ihre Wirtschaftskraft verstärken. Grund und Boden konnten veräußert werden, wenn dadurch die Abgabenerleistung nicht beeinträchtigt wurde. Die besonders drückenden Frondienste wurden auf ein Minimum beschränkt und entfielen teilweise ganz.

Ein wesentliches Kennzeichen der nach dem „Recht der Franken“ (lat. *ius Francorum*) oder dem „Recht der Holländer“ (lat. *ius Hollandensium*) oder, wie es später hieß, dem „deutschen Recht“ (lat. *ius Theutonicum*) angesiedelten niederländischen und deutschen Bauern bestand darin, daß sie ihre Rechte in einer eigenen Dorfgemeinde, einem genossenschaftlichen und rechtsfähigen Verband, wahrnehmen konnten.<sup>135</sup> In diesem Zusammenhang wirkte der verschiedentlich mit der neu eingeführten Dorf- und Flurformenstruktur verbundene Flurzwang genossenschaftsfördernd. Vielfach hatten sich die auswandernden Bauern bereits in ihrem Herkunftsgebiet vereint und ließen sich,

wie etwa die von Wiprecht von Groitzsch um 1104 angesetzten Siedler (S. 349), mehr oder weniger geschlossen nieder. An der Spitze eines solchen Rechtsverbandes, der die zugezogenen Siedler umfaßte, konnte ein sogenannter Bauermeister (burmeister, burmeester) stehen. Er vertrat gegenüber dem Grundherren die bäuerlichen Interessen und legte mitunter auch Einzelheiten der Ansiedlung fest. Der Bauermeister leitete das genossenschaftliche Gericht des Dorfes, in dem die Bauern Urteiler waren. Er entschied über „leichtere Fälle“ wie Diebstahl, leichte Körperverletzungen, Beleidigungen, Betrug, falsches Maß und Gewicht, Erbschaftsangelegenheiten, Kauf oder Tausch von Grundstücken u. a. Der Bauermeister wirkte auch in dem vom Grundherrn oder seinem Vogt abgehaltenen Herrengericht als Urteiler mit (Abb. 120).<sup>136</sup>

Unter diesen Bedingungen hatten die Bauern zeitweise eine verhältnismäßig günstige Position, die sie nutzten, wenn es zu Auseinandersetzungen mit den feudalen Oberschichten kam. So war z. B. zwischen Adalbert von Taubenheim, Vasall des Markgrafen Otto von Meißen, und angesiedelten fränkischen Bauern in Taubenheim, Sora, Ullendorf und Hasela ein Streit ausgebrochen (S. 350). Die Bauern wurden auf ihre Beschwerde hin gegen Entrichtung von jährlich einem Vierdung meißnischer Währung von allen Abgaben und Diensten befreit. Außerdem wurden die Siedler von der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit, dem „iardink“, entbunden. Nur zur Entscheidung schwerwiegender Fälle erschien der Grundherr auf Anforderung der dörflichen Bewohner im Dorfe selbst und sprach unter ihrer Mitwirkung Recht. Offenbar war hier ein genossenschaftliches Dorfgericht vorhanden, das auch die Aufgaben eines „iardink“ übernehmen konnte.

Im Unterschied zu den dörflichen Gemeinden, die genossenschaftlich organisiert waren und an deren Spitze ein Bauermeister stand, gab es Dörfer, beispielsweise im Bereich des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg (S. 351), die von einem Lokator im grundherrlichen Auftrag gegründet wurden. Diese Lokatoren waren in verschiedenen von der feudalen deutschen Ostexpansion erfaßten Gebieten tätig. Im Auftrag weltlicher und geistlicher Grundherren legten sie Dörfer an und hatten für die Ansiedlung einer genügenden Anzahl von Bauern zu sorgen. Dafür wurde diesen „Siedlungsunternehmern“ größerer Hufenbesitz, Jagd- und Fischereibefugnisse sowie das Recht zugesprochen, eine Dorfschenke oder Mühle zu betreiben. Oft wurde der Lokator in dem von ihm gegründeten Dorf als Schulze (Schultheiß) eingesetzt, der gegenüber den dörflichen Bewohnern vor allem die grundherrlichen Interessen wahrnahm.

Da das Schulzenamt oft mit der Übertragung größeren Landbesitzes verbunden war, bemühten sich besonders ritterliche Lokatoren darum, Schulze in einem neuangelegten Dorf zu werden. Seit Ende des 13. Jh. läßt sich beobachten, daß diese Schulzen die genossenschaftlichen Rechte der dörflichen Gerichtsverfassung allmählich einschränkten, dagegen die herrschaftlichen Rechte immer stärker ausdehnten. So konnte schließlich die mit der Anset-

zung deutscher und niederländischer Bauern eingeführte Schulzenverfassung im mittelbischen Gebiet später zu einem wichtigen Ansatzpunkt für den Ausbau einer Gutsherrschaft mit patrimonialer Gerichtsbarkeit werden.

#### 4. Die Entstehung der hochmittelalterlichen Städte im Gebiet zwischen Elbe und Oder<sup>137</sup>

Zur gleichen Zeit, als durch die Ostexpansion im 12. und 13. Jh. die Gebiete zwischen Elbe und Oder von deutschen Feudalherren erobert wurden, bildeten sich in West- und Mitteleuropa und damit auch in den deutschen Gebieten westlich der Elbe zahlreiche Städte heraus. Vor allem durch die Arbeit der Bauern waren bis zur Mitte des 11. Jh. solche Fortschritte in der Entwicklung der Produktionsinstrumente und in der Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit erzielt worden, daß sich die handwerkliche Produktion immer stärker von der agrarischen trennte und Städte als Zentren von Gewerbe und Handel entstehen konnten. Nach harten Auseinandersetzungen mit den feudalen Stadtherren seit dem Ende des 11. und im 12. Jh. konstituierten sich im 12. Jh. die Bewohner dieser Städte, das Bürgertum, als eine neue, selbständige gesellschaftliche Kraft innerhalb der Feudalgesellschaft. In zahlreichen heftigen Kämpfen zwischen Feudalherren und frühstädtischen sozialen Schichten errangen die entstehenden städtischen Kommunen ein hohes Maß an Selbstverwaltung und wirtschaftlichen, juristischen und politischen Freiheiten von den feudalen Stadtherren und gegenüber den feudalen Abhängigkeitsverhältnissen des Dorfes.

In den slawischen Gebieten zwischen Elbe und Oder waren die sozialökonomischen Grundlagen der Stadtentstehung seit dem 10. Jh. ebenfalls vorbereitet: die Trennung der gewerblichen von der agrarischen Produktion durch die Erzeugung eines landwirtschaftlichen Mehrprodukts, die Entwicklung von Handwerk, Gewerbe und Fernhandel sowie die Konzentration von nichtlandwirtschaftlichen Produzenten in günstig gelegenen Burg-Siedlungskomplexen. Eine große Anzahl frühstädtischer Siedlungen war entstanden (S. 187 ff.).

Durch die deutsche Ostexpansion erlitt diese eigenständige frühstädtische Entwicklung bei den westslawischen Stämmen zwischen Elbe und Oder erhebliche Einschränkungen; zudem wurden durch die bäuerliche deutsche Besiedlung seit dem 12. Jh. (S. 344 ff.) hier auch die Verhältnisse auf dem Lande umgestaltet. Nach der Eroberung durch den deutschen Feudaladel zogen in die slawischen Gebiete Gruppen von Kaufleuten und Handwerkern aus den westbischen Territorien. Diese konnten sich bei ihrer städtischen Siedlung auf die im westbischen Gebiet seit dem 11./12. Jh. erkämpften wirtschaftlichen, juristischen und politischen Freiheiten und auf die dort gewonnenen siedlungstopographischen Erfahrungen stützen, was die Herausbildung der mit deutschem Stadtrecht bewidmeten Kommune östlich der Elbe begün-



stigte.<sup>138</sup> Die Stadtgründungen und Stadtrechtsverleihungen an frühstädtische Siedlungen durch deutsche Könige, deutsche und slawische Fürsten erfolgten im Gebiet der obodritischen, lutizischen, pomoranischen, sorbischen u. a. Völkerschaften also auf der Grundlage der in diesen Gebieten geschaffenen sozialökonomischen Vorbedingungen. Die Bevölkerung der frühstädtischen slawischen Siedlungszentren wurde teilweise in diese Entwicklungsphase einbezogen. Unter diesen Voraussetzungen erwuchs im 12. und 13. Jh. auch in dem Gebiet bis zur Oder in relativ kurzer Zeit eine große Anzahl von Städten.<sup>139</sup>

Die deutsche Stadtgründung bzw. Stadtrechtsverleihung knüpfte in den meisten Fällen nicht in direkter Kontinuität an die frühstädtische slawische Örtlichkeit an. Vielmehr entstand die Stadt der hochfeudalen Etappe der Ostexpansion im Bereich der slawischen frühstädtischen Siedlungszentren, die sich in einem längeren Entwicklungsprozeß aus fürstlicher Burganlage, Handwerker-siedlungen, Kaufmannssuburbien und Münzstätten in geographisch und verkehrsmäßig günstiger Lage gebildet hatten. In anderen Fällen entstand die deutsche Stadt im 13. Jh. durch einen ausgesprochenen Gründungsakt in Gebieten, die in slawischer Zeit nicht konstant oder nur dünn besiedelt waren und in denen sich erst mit der im 12. Jh. einsetzenden deutschen oder niederländischen bäuerlichen Siedlung die Voraussetzungen für die Anlage von Städten bildeten (S. 347 f.).

Zu den ersten und bedeutendsten, durch Verlegung von der ehemaligen frühstädtischen slawischen Örtlichkeit entstandenen Stadtgründungen gehört Lübeck. Die deutsche Gründung knüpfte nicht direkt an das slawische Alt Lübeck an der Mündung der Schwartau an. Dieses verlor seine Bedeutung nach dem Zerfall des obodritischen Staates sehr schnell. 1138 wurde es durch einen slawischen Angriff wohl aus dem Oldenburger Gebiet zerstört. Bereits 1143 erfolgte durch den Grafen Adolf von Holstein an einem anderen Ort, auf der Halbinsel zwischen Wakenitz und Trave, die Neugründung Lübecks (S. 320). In Rivalitätskämpfen zwischen dem Grafen von Holstein und dem sächsischen Herzog Heinrich dem Löwen um die handels- und verkehrsgünstig gelegene und damit für den Stadtherrn finanziell bedeutende Stadt zwang der sächsische Herzog 1158 den Grafen, ihm Hafen und Halbinsel Lübeck abzutreten. Hier vollzog sich 1159 die Neugründung Lübecks.<sup>140</sup> „Der Herzog aber“, so berichtet Helmold von Bosau, „sandte Boten in die Hauptorte und Reiche des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland, und bot ihnen Frieden, damit sie Zugang zu freiem Handel in seine Stadt Lübeck hätten. Er verbriefte dort auch eine Münze, einen Zoll und höchst ansehnliche Stadtfreiheiten. Von der Zeit an gedieh das Leben in der Stadt, und die Zahl ihrer Bewohner vervielfachte sich.“<sup>141</sup> Den territorialen Machtkomplex Heinrichs des Löwen hinter sich, mit bedeutenden Handelsprivilegien ausgestattet, am Umschlagplatz des Fernhandels zwischen den Messen der Champagne, Brügge und Köln im Westen und dem slawisch-skandinavischen Handelsbereich mit Nowgorod im Osten gelegen, entwickelte sich Lübeck zu einer Wirt-

schaftsmacht im Ostseehandelsraum und wurde später Mittelpunkt des han-sischen Handels.

Die von Helmold erwähnten „sehr ansehnlichen Rechte der Stadt“ zur Gründungszeit sind uns nicht überliefert. Im allgemeinen aber setzte sich das Recht einer Stadt aus im Laufe der Zeit verliehenen einzelnen Privilegien zusammen, die erst später insgesamt aufgezeichnet wurden.<sup>142</sup> Das Stadtrecht, das wir auch für Lübeck aus späteren Quellen erschließen können, betraf die Freiheit der Bürger, die nicht – wie die Bauern – feudaler Abhängigkeit unterworfen waren, die Selbstverwaltung und Gerichtsverhältnisse der Stadt, ihre Finanz- und Wehrhoheit, Markt-, Handels- und Münzrechte sowie erb- und familienrechtliche Bestimmungen. Die Übertragung dieser Rechtsnormen von schon bestehenden auf neuzugründende bzw. auszubauende Städte beschleunigte die Stadtentstehung und verdichtete das Netz städtischer Siedlungen. So wurde das Lübecker Recht, in dem das Handelsrecht eine besondere Ausbildung erfuhr, vor allem von den Städten an der Ostseeküste, in den mecklenburgischen Fürstentümern und im ehemals lutizischen Siedlungsgebiet der pommerschen Herzöge übernommen, während das Magdeburger Recht stärker im Binnenland, in Brandenburg, Sachsen, den Lausitzen, aber auch in von Brandenburg beherrschten Gegenden Mecklenburgs und Pommerns verliehen wurde.<sup>143</sup>

Wie bei der Gründung Lübecks wirkten auch in Schwerin<sup>144</sup>, der ältesten 1160 mit Stadtrecht versehenen Stadt Mecklenburgs, und in Rostock, das im 13. Jh. einen bedeutenden Aufschwung nahm, besonders Fernhändler maßgeblich mit. Bei der slawischen Burg „Roztoc“ wurde seit 1189 Markt abgehalten, denn der Obodritenfürst Niklot gewährte den Doberaner Mönchen Zollfreiheit „in foro nostro“ (auf unserem Markt). Die Existenz einer St.-Clemens-Kirche um die gleiche Zeit läßt auf die Anwesenheit rheinischer und niedersächsischer Kaufleute in diesem Gebiet schließen. 1218 verlieh der Obodritenfürst Heinrich Borwin I. seiner Stadt Rostock das Recht von Lübeck und gewährte ihr die volle Zollfreiheit in seinem Fürstentum.<sup>145</sup> Bis 1231 wurde die Altstadt Rostock um die Mittelstadt mit der Marien-Kirche erweitert, die im heutigen Stadtplan noch ihre planmäßige Anlage erkennen läßt. In den nächsten zwei Jahrzehnten kam dann die Neustadt mit der Jacobi-Kirche hinzu. Die schnelle Erweiterung des alten slawischen Roztoc bis zur Mitte des 13. Jh. zeugt von dem raschen Anwachsen der Bevölkerung und von ihrem wirtschaftlichen Leistungsvermögen.<sup>146</sup>

Die nächsten Stadtgründungen begannen nach dem ersten Viertel des 13. Jh. im Westen Mecklenburgs. Sie setzten hier also etwa 50 Jahre nach Anfang der deutschen bäuerlichen Siedlung in diesem Gebiet ein (S. 353 ff.), die den entstehenden Städten das erforderliche, wirtschaftlich erschlossene „Hinterland“ sicherte, während die ländliche Bevölkerung auf diese Weise neue Absatzmöglichkeiten erhielt. Die Ausbreitung der Ware-Geld-Beziehungen wurde somit wesentlich gefördert. Bezeichnenderweise fällt die größte Zahl der Stadtgründungen in den heutigen Bezirken Rostock, Schwerin und Neubran-

denburg ins 13. Jh., als hier die deutsche bäuerliche Siedlung besonders nachhaltig einwirkte.<sup>147</sup> So verlieh Fürst Heinrich Borwin II. 1225 an Gadebusch die Freiheiten der Stadt Lübeck. Seine vier Söhne statteten Güstrow 1228 mit Schweriner Stadtrecht aus.<sup>148</sup> Wismar erhielt 1226/29<sup>149</sup>, Greifswald 1250 lübisches Recht von Herzog Wartislaw III. von Demmin.<sup>150</sup> 1234 verlieh Fürst Wizlaw I. von Rügen „unserer Stadt Stralow“ das Recht von Rostock, d. h. eine Ableitung des Lübecker Rechts. An der Gründung Stralsunds, bei dem in slawischer Zeit kein frühstädtisches Zentrum zu erwarten ist, waren neben dem Landesfürsten besonders Rostocker Kaufleute interessiert und beteiligt. Die günstige und zur Landseite geschützte Lage des Ortes mit Ausfahrt zur offenen See sowie die Nähe der rügischen Heringsfanggründe zogen die Kaufleute hierher.<sup>151</sup>

Die mecklenburgischen Städte Friedland<sup>152</sup>, Neubrandenburg<sup>153</sup> und Stargard<sup>154</sup> erhielten 1244, 1248 und 1259 Magdeburger Recht, das 1234/35 von Herzog Barnim I. von Pommern auch an Prenzlau<sup>155</sup> verliehen wurde, wo seit den 80er Jahren des 12. Jh. Marktverkehr nachweisbar war. Teilweise wurde die Anlage einer Stadt gleichzeitig mit der Ansetzung von bäuerlichen Siedlern vorgenommen, wie 1225/26 in Parchim.<sup>156</sup>

Bei dem frühstädtischen Siedlungszentrum der Heveller, in Brandenburg, mündete die Entwicklung des in slawischer Zeit bedeutenden Kaufmannsuburbiums Parduin aus der ersten Hälfte des 12. Jh. direkt in die Entstehung der Altstadt Brandenburg zwischen 1157 und 1170 ein. Nachdem bereits um 1160 Albrecht der Bär (S. 337) Stendal Marktrecht erteilt hatte<sup>157</sup>, verlieh 1170 Markgraf Otto I. den Bürgern von Brandenburg Zollfreiheit in der Mark. Neben der Altstadt, die das ältere Suburbium einschloß, entstand bis zum Ende des 12. Jh. die Neustadt Brandenburg; beide besaßen um 1200 das Magdeburger Stadtrecht.<sup>158</sup> Etwa 60 Jahre später, um 1230, wurde eine schon ältere Niederlassung deutscher Kaufleute in der Umgebung der Nikolai-Kirche in Berlin durch die brandenburgischen Markgrafen Johann I. und Otto III. mit städtischen Rechten privilegiert und die Siedlung erweitert. Slawische Spuren im Siedlungsgebiet der mittelalterlichen Doppelstadt Berlin-Cölln haben sich in den Ausgrabungen der letzten Jahre nicht beibringen lassen, während die benachbarten späteren deutschen Städte Spandau und Köpenick an in slawischer Zeit vorhandene Siedlungszentren anknüpfen.<sup>159</sup>

In Frankfurt/Oder entwickelte sich die seit ca. 1226 faßbare städtische Siedlung um die Nikolai-Kirche, die 1253 durch die askanischen Markgrafen mit Berliner Recht bewidmet und erweitert wurde.<sup>160</sup>

Im mittelelbischen Gebiet wurde Jüterbog zum „Hauptort“ (caput provinciae) der von Erzbischof Wichmann von Magdeburg durch Ansiedlung von Bauern (S. 351) und Kaufleuten entscheidend geförderten Landesherrschaft. Es wurde im Anschluß an eine bedeutende slawische Siedlung im Jahre 1174<sup>161</sup> und mit mehreren, aus Dörfern hervorgegangenen Markorten als Rechtsstadt gegründet, wie sie 1159 in Groß-Wusterwitz an der Havel<sup>162</sup> und 1185 in Löbnitz an der Mulde<sup>163</sup> angelegt wurden. Das Recht dieser „Märkte“,

die zwischen Dorf und Stadt eine gewisse Mittelstellung einnahmen, neben Bauern Kaufleute aufwies und außer für Nahmarktaufgaben (Löbnitz) auch für den Fernhandel (Jahrmarkt in Wusterwitz) geeignet waren, stellt ein wichtiges Element des sich später im mittelelbischen Gebiet ausbildenden Stadtrechts dar (freie Erbleihe an städtischen Grundstücken, Recht des Kaufs und Verkaufs, Aufsichtsbefugnis über den Handel).<sup>164</sup>

Ebenfalls im 12. Jh., zwischen 1156 und 1170, wurde in Sachsen durch den Markgrafen Otto den Reichen von Meißen die Gründung der Stadt Leipzig gefördert. Die planmäßige Anlage vollzog sich räumlich im Anschluß an die im Gebiet des späteren Matthäikirchhofs gelegene Burg mit Kaufmannssiedlung und Markt, der sicher für die umliegenden slawischen Dörfer auch Nahmarktfunktion hatte. Dieser Siedlung verlieh der wettinische Markgraf einen Stadtbrief, die älteste erhaltene Stadtrechtsaufzeichnung aus dem Gebiet der Ostexpansion, in dem Gerichtsverhältnisse, Markt-, Münz- und Zollrecht, Weide-, Wald- und Fischereigerechtigkeiten geregelt und der Geltungsbereich des Weichbildes festgelegt wurden. Im Umkreis von einer Meile vor der Stadt durfte kein der Stadt nachteiliger Markt abgehalten werden. Für Dörfer der Umgebung wurde Zollfreiheit in Leipzig festgesetzt.<sup>165</sup> Eine andere wichtige Stadt, Freiberg, verdankte seine Entstehung der Entdeckung von Silberadern im Erzgebirge 1170, wodurch es sich schnell zu einer städtischen Bergsiedlung entwickelte. Neben dieser „civitas Saxonum“ („Sachsenstadt“) entstand eine mehr kaufmännische Siedlung. Zur Zeit des Markgrafen Dietrich von Meißen wurde durch die planmäßige Anlage des Stadtteils um den Obermarkt mit Kaufhaus und Rathaus die Stadt zwischen 1210 und 1218 erweitert.<sup>166</sup>

Vollzogen sich die bisher genannten Stadtgründungen des 12. Jh. im Ostexpansionsgebiet auf landesherrlichem Territorium und mit landesherrlicher Förderung, so läßt sich dort, wo die deutsche Zentralgewalt in bescheidenem Maße am Landerwerb der Ostexpansion partizipierte, auch Städtegründung auf Reichsterritorium und durch königliche Förderung feststellen. So wurden im Pleißenland um 1165 Chemnitz (heute Karl-Marx-Stadt) durch Friedrich I. gegründet und Marktsiedlungen in Altenburg und Zwickau aus der Zeit Lothars von Supplinburg bzw. Konrads III. durch regelmäßige, weiträumige Anlagen mit großem Marktplatz und gitterförmigem Straßenschema erweitert und mit Stadtrecht bewidmet.<sup>167</sup>

Die Auswahl der behandelten Stadtgründungen und Stadtrechtsverleihungen im Ostexpansionsgebiet läßt das aktive Interesse der deutschen und slawischen Feudalherren an der Stadtentwicklung erkennen, die, im Anschluß an die Siedlungstätigkeit niederländischer, deutscher und slawischer Bauern, im 13. Jh. ihren Höhepunkt erreichte. In Mecklenburg entstanden in dieser Zeit etwa 60, in Brandenburg ungefähr 21 und in wettinischem Gebiet rund 54 Städte. Vor allem die askanischen Markgrafen Johann I. und Otto III., die wettinischen Markgrafen, die mecklenburgischen Obodritenfürsten, die slawischen Fürsten von Rügen und die Pommernherzöge begegneten uns als Förderer städtischer Siedlungen. In den durch die Ostexpansion eroberten ost-

elbischen Gebieten spielte die Stadtgründung eine entscheidende Rolle beim Auf- und Ausbau mächtiger, vom deutschen Königtum unabhängiger Territorialfürstentümer. Das Interesse der Feudalherren an der Stadt war im 12. und 13. Jh. im wesentlichen ein wirtschaftliches. Sie konnten aber auch das militärische Potential der Stadt ausnützen und sich in kriegerischen Auseinandersetzungen auf die Stadt selbst stützen. Die Verleihung eines einheitlichen Rechts, das zum Teil für das umliegende Land mit galt, konnte dazu beitragen, die landesherrliche Macht in einem geschlossenen Territorium entschiedener zur Geltung zu bringen. So besaßen die Städte in den einzelnen mecklenburgischen Fürstentümern überwiegend alle das gleiche städtische Recht: Im Fürstentum Parchim galt das Parchimer Recht, in der Herrschaft Rostock das Rostocker und in Werle/Güstrow das Schweriner Recht.<sup>168</sup>

Die Städte im Ostexpansionsgebiet nahmen einen raschen wirtschaftlichen Aufschwung, die Bevölkerung wuchs. Fehlen für die frühere Zeit auch genaue Angaben, so lassen Zahlen des 14. Jh. doch Rückschlüsse auf das 12./13. Jh. zu. Zwischen 1317 und 1325 wurden in Lübeck 1822 Neubürger aufgenommen.<sup>169</sup> Der von feudaler Abhängigkeit befreite städtische Handwerker entwickelte neue Produktionsinstrumente und spezialisierte das Gewerbe. Gab es in Magdeburg im 12. Jh. wenigstens 8 verschiedene Gewerbe, so waren es im 13. Jh. 17 und im 14. Jh. 42 Gewerbebezüge.<sup>170</sup> Um 1290 waren in Rostock Handwerker bereits in 77 verschiedenen Gewerben tätig<sup>171</sup>, für Stralsund werden bis 1284 in den Quellen mehr als 60 verschiedene Gewerbe genannt<sup>172</sup>.

Den größten Teil der städtischen Bevölkerung, die sich mit der Entwicklung von Handel und Handwerk immer stärker differenzierte, bildeten die in Zünften zusammengeschlossenen Handwerker. Die städtischen Oberschichten waren vor allem im Fernhandel tätig. Sie besaßen Marktstände und Grundstücke in der Stadt sowie Landbesitz in der Umgebung. Sie waren häufig mit den in der Stadt wohnenden Ministerialen, städtischen Dienstleuten, der feudalen Stadtherren versippt. Die in den einzelnen Städten zahlenmäßig unterschiedlich starken unteren Schichten setzten sich aus Lehrlingen, Gesellen, Tagelöhnern, Dienstboten und Gesinde zusammen, wie sie das Freiburger Stadtrechtsbuch aus der Zeit um 1300 nennt<sup>173</sup>.

Die politische Macht in der Stadt übten die vor allem im Handel tätigen und durch den Handel hochgekommenen Kaufleute, die Patrizier, aus. Sie saßen im städtischen Rat, der bald nach 1200 auch schon in einigen Städten des Ostexpansionsgebietes nachweisbar ist, so in Lübeck, Stendal und Rostock. Seit der Mitte des 13. Jh. ist die Ratsverfassung in mehreren Städten ausgebildet, wie in Magdeburg um 1240, in Stralsund spätestens 1256, in Demmin 1265, in Leipzig 1270. Daß im Stadtrat das Patriziat die führende Position besaß, geht aus der Ratswahlordnung für Lübeck hervor: niemand durfte Ratsherr werden der „van hantwercke syn gut hebbe ghewunnen“<sup>174</sup>. An die Namen der Stralsunder Ratsherrn von 1256 schließt sich – in Übersetzung – die Bemerkung an: „und andere vornehmere und vermögendere (Bürger) der Stadt“.<sup>175</sup>

Ratsverfassung und städtische Selbstverwaltung wurden von den Städten erst in Auseinandersetzung mit den Territorialherren errungen. Die von den Landesherrn für die Stadt ausgestellten Privilegien widerspiegeln diese Kämpfe um die städtische Autonomie, um die Errichtung bürgerlicher, vom Landesherrn unabhängiger Institutionen. In Leipzig nahm diese Auseinandersetzung die Form eines Aufstandes der Bürger gegen den wettinischen Markgrafen an (1215/16). In einem Schiedsspruch mußte der Landesherr die Forderungen der Bürger anerkennen: Bestätigung der bei der Stadtgründung verliehenen Rechte (S. 368), Verbot des landesherrlichen Burgenbaus in und außerhalb der Stadt, eidliche Zusicherung, sich nicht an den Bürgern zu rächen, Bestätigung des Landfriedens. Aber Ende 1216 gelang es Markgraf Dietrich von Meißen im Bündnis mit dem Stauferkönig Friedrich II. und Rittern, Leipzig zu unterwerfen. Doch schon 1224 erhoben sich die Leipziger Bürger erneut und konnten eine von drei neubauten landesherrlichen Burgen schleifen. 1263 mußte die Gerichtsbarkeit des landesherrlichen Vogts aufgehoben werden, 1270 wurde der Rat der Stadt bestätigt.<sup>176</sup> 1273 kam es auch in Altenburg zu einer revolutionären Bürgerbewegung. Ist in diesen Auseinandersetzungen mit dem Landesherrn oder – wie in Altenburg – mit feudalen Institutionen innerhalb der Stadt mit einem gemeinsamen Vorgehen aller Bürger zu rechnen, so kam es bald zu innerstädtischen Kämpfen gegen die eine Alleinherrschaft ausübenden patrizischen Oberschichten. Seit der Mitte des 13. Jh. nahmen solche Aufstände in Städten westlich der Elbe an Zahl und Intensität zu. Bereits für die Jahre 1286/87 sind aus Rostock gegen den patrizischen Rat gerichtete Bemühungen breiterer städtischer Schichten überliefert, die Zusammensetzung des Rates im Interesse der Handwerksämter zu ändern.<sup>177</sup>

Eine wegen der Quellenlage äußerst schwer zu lösende Frage ist die nach der Rolle und dem Verbleib der slawischen Bevölkerungsteile bei und in der städtischen Entwicklung im Ostexpansionsgebiet seit dem 12./13. Jahrhundert. Doch wird man in dem slawischen Siedlungsgebiet zwischen Elbe und Oder, das erst im 12./13. Jh. von deutschen Feudalherren erobert und dem deutschen Feudalstaat unterworfen wurde und in dem unmittelbar an die militärisch-politische Expansion die von slawischer Bevölkerung mitgetragene bäuerliche Siedlung einsetzte (S. 348ff.), auch bei der städtischen Entwicklung mit einem – in den einzelnen Gebieten unterschiedlich starken – slawischen Bevölkerungsanteil rechnen können. So ist für Rostock um 1300 eine slawische Einwohnerschaft von 15 Prozent der Gesamtbevölkerung anzunehmen.<sup>178</sup> Unter der bis 1300 zu fast einem Drittel aus dem Gebiet des festländischen Fürstentums Rügen stammenden Bevölkerung Stralsunds sind zahlreiche Slawen vermutet worden.<sup>179</sup> Auch in fast allen anderen Städten des Ostexpansionsgebietes sind in der Bevölkerung bis zum 14. Jh. Slawen nachgewiesen worden. Sie finden sich im Handwerk, örtlich wohl in bestimmten Gewerbebezügen besonders stark vertreten, wie zwischen 1285 und 1300 unter den Bartscherern in Rostock oder wie in der ersten Hälfte des 14. Jh. unter den Rostocker Speckhändlern<sup>180</sup>. Aber auch im Handel, im städtischen Rat und in übrigen städtischen Ämtern

treffen wir vereinzelt Slawen an. Die Lübecker Zollrolle von 1220–1226 enthält Bestimmungen für Slawen, die in Lübeck Handel treiben.<sup>181</sup>

Diese Beispiele zeigen, daß der Erwerb des Bürgerrechts in einer mit deutschem Stadtrecht bewidmeten Stadt für deutsche und slawische Bevölkerungsschichten möglich war. Bezeugt wird das bei der Gründung der Neustadt Salzwedel 1247, wo deutschen und slawischen Bauern die Erlangung der Bürgerschaft und des gleichen Gerichtsstandes gewährt wurde.<sup>182</sup> Bei der Gründung Templins (Bez. Neubrandenburg) waren die slawischen Bauern innerhalb der städtischen Mark und in der Stadt selbst gleichberechtigt mit den deutschen Bauern: „Vortmehr schölen sie richten aver die Bure, sie sie wendisch edder dutsch in orer Stadt und in orer Marke.“<sup>183</sup> In Gardelegen wurde in einer Kleiderordnung Bezug auf slawische Frauen genommen.<sup>184</sup> Noch 1516 befindet sich im Stadtbuch von Frankfurt/Oder eine Klage, daß der Rat auch Slawen das Bürgerrecht gewähre.<sup>185</sup>

So darf angenommen werden, daß Slawen zunächst gleichberechtigt neben der zahlenmäßig stärkeren deutschen Bevölkerung am Ausbau und der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt im Ostexpansionsgebiet des 12./13. Jh. teilnahmen.

Erst seit der Mitte des 14. Jh. sind in brandenburgischen, mecklenburgischen und pommerschen Städten Bestimmungen der Zünfte gegen die Aufnahme von Slawen bezeugt. Diese Ausschlußbestimmungen hatten in erster Linie wirtschaftliche Ursachen und waren ein Ausdruck der im 14. Jh. einsetzenden ökonomischen Schwierigkeiten und Veränderungen im Zunftgewerbe (Absatzschwierigkeiten, Einschränkungen in der Produktion, Begrenzung der Zahl der Lehrlinge und Gesellen, soziale Ungleichheit).<sup>186</sup> Die in den Zunftbestimmungen immer wiederkehrende Formulierung lautete: „dat he sy echte und rechte düesch unde nicht wendisch, vrigh unde nicht eghen gebaren.“<sup>187</sup> In der Mark Brandenburg forderten als erste 1353 die Schuhmacher von Beeskow den Ausschluß der Slawen, in Magdeburg trat die Bäcker-Zunft als erste gegen die Aufnahme von Slawen in das Gewerbe auf.<sup>188</sup> In Lübeck forderten 1410 die Gewandschneider den Nachweis deutscher Herkunft, in Stralsund 1534 die Böttcher.<sup>189</sup>

Generell ist festzustellen, daß sich im 12./13. Jh. im Gebiet zwischen Elbe und Oder neben der Klasse der Feudalherren und der feudalabhängigen ländlichen Bevölkerung, die in wirtschaftlich günstiger, sozial sowie rechtlich gehobener Stellung lebte, eine Schicht von Bürgern in ökonomisch erstarkten, rechtlich privilegierten Städten herausbildete. Damit waren auch im ostelbischen Raum die typischen Kriterien einer hochfeudalen Klassengesellschaft entstanden.

### 5. Die Folgen der feudalen deutschen Ostexpansion und die Herausbildung der hochfeudalen Klassengesellschaft

Seit dem beginnenden 12. Jh. zogen deutsche Fürsten, Adlige, Kleriker, Bauern, Handwerker und Kaufleute in einer zweiten Phase deutscher Ostexpansion in die slawischen Siedlungsgebiete östlich der Elbe. Durch militärisch-politische Expansion, Christianisierung und kirchliche Organisation, bäuerliche Siedlung und Stadtgründung wurden die slawischen Länder zwischen Elbe und Oder erobert; die Grenzen des deutschen Reiches verliefen um die Mitte des 13. Jh. an der Oder. In Ostholstein, Mecklenburg, Brandenburg, in den mitteldeutschen Gebieten und im westlichen Pommern war es den deutschen Feudalherren gelungen, gleichgerichtete Expansionstendenzen der herrschenden dänischen und polnischen Feudalklasse gegenüber den hier siedelnden westslawischen Stämmen auszuschalten. Nur auf Rügen und im gegenüberliegenden Küstengebiet konnte der dänische Staat seine politische Herrschaft über eroberte slawische Gebiete errichten; Rügen geriet für Jahrhunderte unter dänische Lehnsherrschaft. Nach dem Aussterben des slawischen Fürstenhauses auf Rügen im Jahre 1325 kam die Insel an das Fürstentum Pommern-Wolgast.

Die durch Eroberung und Expansion erzielte Ausweitung des deutschen Territoriums stärkte jedoch nicht die Position der Zentralgewalt in Deutschland. Der Land- und Machtzuwachs kam ausschließlich den entstehenden ostdeutschen weltlichen und geistlichen Territorialgewalten zugute. Diese hatten auf dem eroberten slawischen Siedlungsgebiet mächtige Fürstentümer errichtet, die seit dem 13. Jh. eine wachsende Bedeutung in der deutschen Politik und in den politischen Institutionen des Reiches gewannen. Sie bedurften zur Aufrechterhaltung ihrer Klassenherrschaft nach innen und außen keiner starken königlichen Zentralgewalt mehr und stellten sich daher im späten Mittelalter allen Versuchen zur staatlichen Einigung Deutschlands hemmend in den Weg.

Die Abwanderung deutscher Bauern im Zusammenhang mit der Expansion der Feudalklasse wirkte auch auf das soziale Gefüge der Gesellschaft im altdeutschen Siedlungsgebiet zurück. Die Ostexpansion bot der bäuerlichen Flucht, deren Ziel seit dem beginnenden 12. Jh. vor allem die Städte wurden, eine zusätzliche Richtung. Sie eröffnete also, ebenso wie die Existenz der Stadt, den Bauern die Möglichkeit, sich wenigstens der härtesten feudalen Ausbeutung auf dem Lande vorübergehend zu entziehen und zwang die Feudalherren zu Zugeständnissen gegenüber den verbleibenden Bauern.

Infolge der Expansion und durch den Zustrom deutscher Adelsfamilien, Handwerker, Bauern und Kaufleute wurde die zwischen Elbe und Oder lebende slawische Bevölkerung zum Teil in die Gebiete östlich der Oder abgedrängt und in einigen Gebieten besonders stark durch Kriege dezimiert; zum größeren Teil ging sie in einem komplizierten, allmählichen Verschmelzungsprozeß in den Bestand des deutschen Volkes ein. Auf diese Weise wurden das Gebiet



zwischen Elbe und Oder und die dort siedelnde ethnisch slawische Bevölkerung zu einem auch quantitativ bedeutenden Bestandteil der Bevölkerung innerhalb des deutschen Staates und des deutschen Volkes (S. 379 ff.).

Durch die feudale Ostexpansion wurden die bei den slawischen Stämmen seit dem 11. Jh. vorhandenen Ansätze und ersten Erfolge einer selbständigen feudalstaatlichen Entwicklung zerstört. Viele slawische Adlige retteten sich und ihre Klassenherrschaft vor der deutschen Expansion – soweit sie in ihr nicht umgekommen oder vor ihr in weiter östlich gelegene slawische Gebiete abgewandert waren –, indem sie im Lehnverband des deutschen Staates am Aufbau der hochmittelalterlichen ostdeutschen Territorien mitwirkten und mit deutschen Ritter- und Ministerialenfamilien allmählich verschmolzen. Ebenso stärkte der Adel Rügens unter dänischer Lehnsherrschaft den Feudalstaat Dänemark und führte z. B. an der Seite des dänischen Königturns Eroberungen auf Kosten anderer slawischer Staaten durch.

Die Einwanderung deutscher und niederländischer Bauern, die ihre Produktionstechniken und -erfahrungen aus ökonomisch weiterentwickelten Ländern mitbrachten und an den bei den slawischen Stämmen erreichten sozialökonomischen Entwicklungsstand anknüpfen konnten, beschleunigte in den Gebieten zwischen Elbe und Oder den Feudalisierungsprozeß. Der weitere Landesausbau vollzog sich mit Hilfe slawischer, deutscher und niederländischer Bauern. Die bisher unterschiedlich weit entwickelten slawischen Stammesgebiete wurden allmählich den altdeutschen Gebieten mit hochfeudalen Produktionsverhältnissen angeglichen. Auf dem Lande bildete sich die soziale Klassenstruktur der hochfeudalen Gesellschaft, die noch Jahrhunderte lang aus verschiedenen ethnischen Elementen zusammengesetzt blieb. Gewisse Eigenheiten der Sozialstruktur jedoch, z. B. in der Entwicklung der Feudalherrenklasse und in den Stadt-Land-Beziehungen, trugen hier zu dem besonderen Weg der ostelbischen Agrarentwicklung im Spätfudalismus bei. Die Ausbreitung neuer Rechtsbeziehungen („deutsches Recht“), die den hochfeudalen Produktionsverhältnissen entsprachen und auch den Forderungen der Bauern entgegenkamen, förderte, festigte und vereinheitlichte den Feudalisierungsprozeß. In den durch die feudale Ostexpansion eroberten slawischen Gebieten hat, wie in den Ausgangsländern der Expansion, auch die christliche Religion als bereits erprobte Ideologie der feudalen Gesellschaftsordnung den Feudalisierungsprozeß gefördert und stimulierend auf den staatlichen Konzentrationsprozeß gewirkt.

Die steigende landwirtschaftliche Produktion führte dazu, daß der im slawischen Siedlungsgebiet seit dem 11. Jh. deutlicher erkennbare Prozeß der Trennung zwischen agrarischer und handwerklicher Produktion gefördert wurde. In Anlehnung an frühstädtische slawische Siedlungszentren oder in nun erst erschlossenen Gebieten entstanden Städte nach „deutschem Recht“. Die Ware-Geld-Beziehungen innerhalb des slawischen Landes östlich der Elbe und zwischen diesem und dem altdeutschen Siedlungsgebiet wurden dichter. Kaufleute und Handwerker aus den westlichen Provinzen Deutschlands hatten an diesen Vorgängen erheblichen Anteil und gewannen günstige wirtschaftliche und

rechtliche Positionen, während die slawische Bevölkerung im städtischen Bereich auf allen Gebieten benachteiligt war.

Die sich bildenden neuen ostdeutschen Territorien gewannen bald entscheidende Bedeutung für den weiteren Fortgang der deutschen Ostexpansion in den slawischen Gebieten östlich der Oder. Hier stieß die Expansion der deutschen Feudalherren jedoch auf den energischen und organisierten Widerstand konsolidierter Feudalstaaten, vor allem Polens und Böhmens, die selbst den Weg feudaler Eroberung gegenüber ihren staatlich schwächer organisierten Nachbarn beschritten. Direkten territorialen Landerwerbungen seitens der deutschen herrschenden Klasse war damit zunächst ein Riegel vorgeschoben. Jedoch dehnte sich die bäuerliche und städtische Siedlung nach deutschem Recht – zum Teil mit Hilfe der einheimischen Fürsten – noch bedeutend weiter aus. Die Träger dieser Siedlung kamen jetzt nicht mehr in erster Linie aus Westfalen, Niedersachsen und Flandern, sondern es waren Ritter-, Bürger- und Bauernfamilien aus Mecklenburg, Brandenburg und den deutschen Städten an der südlichen Ostseeküste. Das Recht von Lübeck und Magdeburg, also von Städten in dem bereits eroberten slawischen Land bzw. aus dem deutsch-slawischen Grenzgebiet, wurde vorwiegend auf die östlich der Oder entstehenden Städte übertragen. Damit hatte sich das in der hochfeudalen Phase der deutschen Ostexpansion zuerst eroberte slawische Land schnell zur Ausgangsbasis und zum Kräfte-reservoir für die weiteren Expansionen der deutschen Territorialherren entwickelt.

Wenn sich auch Voraussetzungen, Methoden und Ergebnisse der feudalen deutschen Ostexpansion in ihrem zeitlichen und räumlichen Fortschreiten wandelten, ist die Expansion in die westslawischen Gebiete zwischen Elbe und Oder doch nicht von der weiteren deutschen Expansion und Siedlung östlich der Oder zu trennen. An die durch den komplexen historischen Vorgang von Expansion, bäuerlicher Siedlung und Stadtgründung in den rechtselbischen slawischen Siedlungsgebieten geschaffenen Verhältnisse knüpften die herrschenden Klassen in Deutschland und ihre Ideologen bei der Vorbereitung, Verwirklichung und Rechtfertigung späterer Eroberungen gegenüber den slawischen Nachbarn Deutschlands immer wieder an. Sie schufen zur historischen Rechtfertigung ihrer geplanten und durchgeführten Eroberungen die Legende vom deutschen „Drang nach dem Osten“, die Legende von der Kontinuität in der „deutschen Ostbewegung“ von den Germanen bis ins 20. Jh. und dem „abendländischen Auftrag“ Deutschlands gegenüber den westslawischen Staaten und Völkern, sie verbreiteten nationalistische Thesen von der Unfähigkeit der Slawen zur Staatsgründung und Stadtentwicklung, zu geschichtlicher Leistung überhaupt, von der „Kulturträgerrolle“ des deutschen Volkes und seiner „kolonialisatorischen Großtat im Mittelalter“. Es gibt in der mittelalterlichen deutschen Geschichte wohl kein anderes Ereignis, das wie die feudale Ostexpansion von der bürgerlichen Geschichtsschreibung so häufig und direkt zur Apologie kapitalistischer und imperialistischer Eroberungs- und Germanisierungspolitik mißbraucht worden wäre. Die westdeutsche Historiographie hat

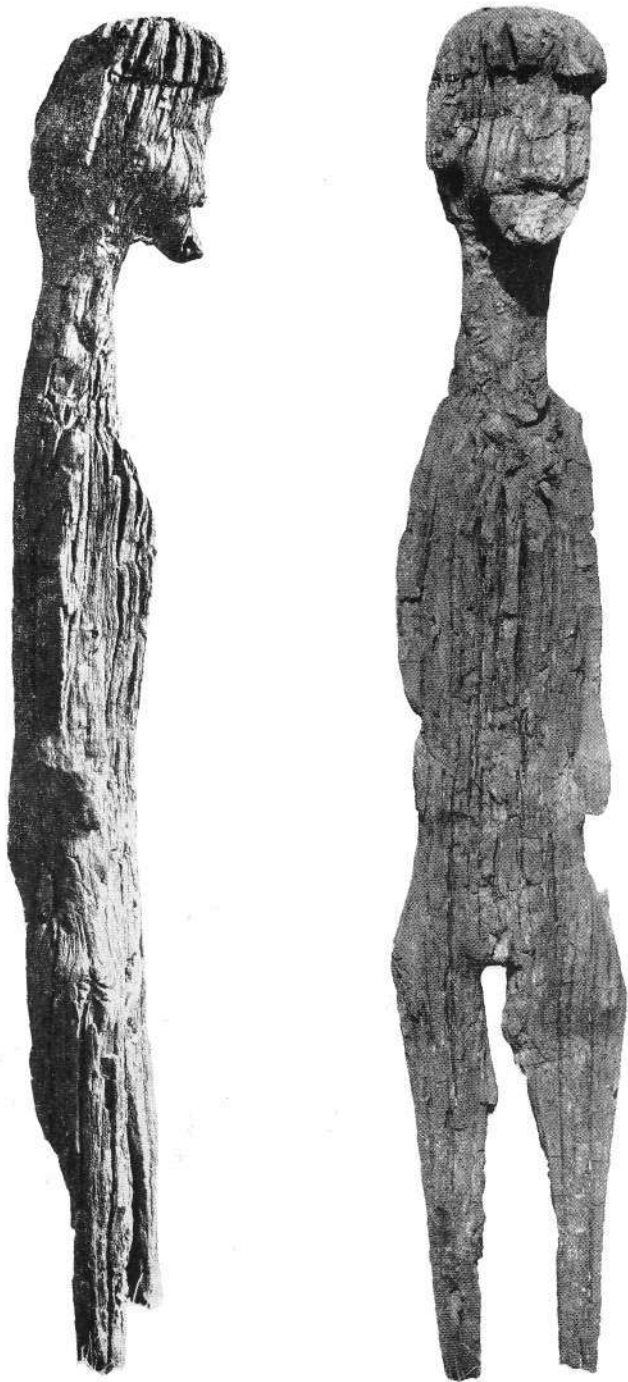


Abb. 121. Kultfigur von Altfriesack, Kr. Neuruppin



Abb. 122. Swantevitstein von Altenkirchen, Kr. Rügen



Abb. 123. Gerovitstein von Wolgast



Abb. 124. Doppelköpfige Holzfigur von der Fischerinsel bei Neubrandenburg

nach zwei katastrophalen Niederlagen dieser Politik ihre Betrachtung der Ostexpansion modifiziert und es für zweckmäßig gehalten, sie von nationalistischen und faschistischen Auswüchsen zu reinigen. Bei westdeutschen Historikern ist heute im allgemeinen nicht mehr von „kolonialisatorischer Großtat“ und „deutscher Herrenmenschensendung“ gegenüber den Slawen die Rede, sondern von einer „deutschen Ostbewegung“ im Mittelalter, die eine bleibende „deutsch-(west-)slawische“, eine „ostmitteleuropäische Schicksalsgemeinschaft“ geschaffen habe, welche die Territorien Polens, der ČSSR, der baltischen Sowjetrepubliken, Ungarns usw. einschließe. Es wird beklagt, daß diese „Schicksalsgemeinschaft“ durch den zweiten Weltkrieg und die Entstehung des sozialistischen Weltsystems zerstört worden sei. Diese seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre sich immer mehr durchsetzende Konzeption<sup>190</sup> hat die „neue Ostpolitik“ der westdeutschen Regierung gegen die europäischen sozialistischen Staaten geistig mit vorbereitet. Westdeutsche Historiker „begründen“ historisch die „Überzeugung“, daß es ein Abendland – gemeint ist das spät-kapitalistische Europa – nicht geben könne ohne jenen deutschen und mitteleuropäischen Osten, der sich im „Zeitalter der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung“ geformt habe. Die antisowjetische und antisozialistische Stoßrichtung solcher „neuen“ Betrachtung der Ostexpansion ist offensichtlich.<sup>191</sup>

Es wurde hier versucht, den historischen Vorgang der feudalen deutschen Ostexpansion in seinen Voraussetzungen, seinem Verlauf und seinen Folgen sowohl für die zwischen Elbe und Oder siedelnde slawische Bevölkerung als auch für die deutsche Geschichte zu erfassen. Einzelne Aspekte dieses Prozesses bedürfen noch der weiteren historischen Erforschung und Darstellung. Hier kam es vor allem darauf an, den Vorgang der deutschen Ostexpansion in seiner Verknüpfung mit dem um 1100 erreichten sozialökonomischen Entwicklungsstand des Feudalismus zu sehen; es galt, den komplexen Charakter von Expansion, bäuerlicher Siedlung und Stadtgründung in den slawischen Gebieten zwischen Elbe und Oder darzustellen und im Ausblick den engen Zusammenhang zwischen der Politik der herrschenden Klasse in Deutschland und der bürgerlichen Geschichtsschreibung des 19. und vor allem 20. Jh. in der Wertung dieser Ereignisse der mittelalterlichen deutschen Geschichte anzudeuten.

## VIII. Die Schichten und Klassen der slawischen Stammesgesellschaft im deutschen Feudalstaat und bei der Ethnogenese des deutschen Volkes — Ein Ausblick —

### 1. Der Prozeß der Assimilation und des deutsch-slawischen Zusammenlebens

Das Zusammenleben von Deutschen und Slawen und die Assimilation der slawischen Bevölkerung durch die deutschen Zuwanderer wurde während der deutschen Ostexpansion und in den Jahrzehnten danach durch mancherlei Umstände beeinflußt oder bestimmt, von denen die folgenden wohl als die wichtigsten angesehen werden dürfen. Erstens ging der deutschen Einwanderung in dem hier behandelten Gebiet stets die Eroberung der slawischen Länder durch deutsche Feudalherren und Kirchenfürsten voraus. Im 12. und 13. Jh. gerieten ausnahmslos alle slawischen Stammesgebiete westlich der Oder und Neiße unter die direkte oder indirekte Herrschaft eines deutschen Territorialfürsten (Billunger in Holstein; Welfen, besonders Heinrich der Löwe, in Mecklenburg; Askanier, besonders Albrecht der Bär, in Brandenburg; Erzbischof von Magdeburg, besonders Wichmann, im Fläming und an der mittleren Elbe; Wettiner zwischen Köpenick—Mittenwalde—Zossen und der Oberlausitz (S. 303). Die autochthonen gesellschaftlichen Strukturen der slawischen Stämme und Völkerstämme wurden im Verlauf der Eroberung zerschlagen, die Macht der einheimischen frühfeudalen Oberschicht weitgehend gebrochen. Das günstigste, was ihren Exponenten widerfahren konnte, war, daß sie in Lehnsabhängigkeit zum deutschen oder dänischen feudalen Staat oder deren Teilfürsten gerieten. Das traf besonders für die weiterentwickelten Gebiete Mecklenburgs, Pommerns und Rügens zu (S. 221 f.). Zumeist jedoch wurde der Machtbereich der slawischen Fürsten und des Adels soweit beschnitten, daß diese in untergeordnete, einflußlose Stellung gerieten, soweit sie nicht überhaupt beseitigt wurden.

Zweitens waren zur gleichen Zeit, als die deutsche Feudalklasse Eroberungskriege im Osten führte, im westlichen Deutschland durch die ausgedehnte Entwicklung der Wirtschaft, dem damit verbundenen starken Bevölkerungszuwachs sowie durch die Veränderung der Ausbeutungsverhältnisse die Bedingungen entstanden, die breite Bauernmassen freisetzten. Diese konnten von den feudalen Eroberern im Osten aufgeboten und — oft gegen bestechende Versprechungen — nach Osten geführt werden. Die Kriege des 12. und frühen 13. Jh. hatten die slawischen Gebiete teilweise völlig verwüstet und die Bevölkerung dezimiert. Hier wurden nun deutsche Bauern angesiedelt.

Andererseits gab es zwischen den slawischen Altsiedelgebieten, besonders in Brandenburg, aber auch in Pommern und Mecklenburg, noch weite Wälder.



Ihre Rodung seit der Zeit der slawischen Einwanderung hatte sie zwar ständig zurückgedrängt, dennoch bedeckten sie die diluvialen Hochflächen z. T. noch gänzlich. Von der slawischen Bevölkerung entblößte Altsiedelgebiete und weite Grenzwälder zwischen den Gefilden gaben also die Poren ab, in denen deutsche Siedler angesetzt wurden. Für den Feudaladel war „Vermehrung der gutherrlichen Einkünfte nur zu erlangen durch Umbruch von Neuland, Anlage neuer Dörfer. Das war aber nur erreichbar durch gütliche Übereinkunft mit den Kolonisten, gleichviel ob sie Gutshörige oder Fremde waren. Daher finden wir um diese Zeit überall scharfe Festsetzung der bäuerlichen, meist mäßigen Leistungen und gute Behandlung der Bauern, namentlich auf den Herrschaften der Geistlichkeit“.<sup>1</sup> Um Bauern aus den westelbischen Gebieten zur Ansiedlung zu gewinnen, waren besonders weitgehende rechtliche Zugeständnisse der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit notwendig. Während die deutschen Ankömmlinge auf diese Weise günstige Siedlungsrechte erhielten, waren die slawischen Bauern gegenüber den deutschen Feudalherren die Unterworfenen und Rechtlosen. Besonders deutlich drückt das die Klage des Pribislaw von Oldenburg aus, die der Priester Helmold von Bosau (I/89) überliefert (selbst wenn diese Klage sehr stark von Helmold bearbeitet und gestaltet ist, so birgt ihr Kern wohl die allgemeinen Zeitverhältnisse, die auch Helmold kannte). Die Klage läuft auf die Forderung hinaus, „auch die Rechte der Sachsen an Gütern und Einkünften“ zu erhalten.

Schließlich verfügten die deutschen Bauern im Vergleich zu den wirtschaftlichen Verhältnissen in manchen slawischen Landstrichen über eine entwickeltere Wirtschaftsweise, sowohl über teilweise bessere Produktionsinstrumente als auch über geregelte Fruchtwechselwirtschaft. Besonders die Flamen hatten gute Kenntnisse in der Bodenmelioration. Unter den günstigen rechtlichen Verhältnissen kamen diese Vorteile voll zur Geltung, stärker als dies in den Herkunftsgebieten dieser Bauern unter dem Druck engerer feudaler Fesseln möglich gewesen war. Diese Umstände sicherten den deutschen Zuwanderern in einigen Gebieten ein wirtschaftliches Übergewicht und auch eine höhere Produktionskultur. Es waren weder besondere rassische noch nationale Qualitäten, wie dies von der bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung oftmals behauptet wird, sondern die obengenannten günstigen ökonomischen Entwicklungsbedingungen im westlichen Mitteleuropa und in Westeuropa, die ein solches Übergewicht herbeiführten.

Diese sozialökonomischen Bedingungen, die Tatsache, daß die zugewanderten deutschen oder niederländischen Bauern „hier sich besser standen als irgendwo in Deutschland“, band sie an die Feudalherren und führte sie teilweise auf deren Seite in eine deutliche Frontstellung gegen die unterworfenen slawischen Bauern. Erst Jahrhunderte später wurden sie „für diesen Abfall von ihrer eigenen Sache ... denn auch hart gezüchtigt“.<sup>2</sup> Im 12. und 13. Jh. förderte diese Haltung der zugewanderten Bauern jedoch die Assimilation der unterworfenen slawischen Landbevölkerung.

Drittens hatte sich in Westeuropa in harten Kämpfen im 11./12. Jh. die städtische Kommune mit stadtrechtlichen Privilegien durchgesetzt. Sie wurde ein Bestandteil der Feudalordnung. Die Gründung von Städten und die damit verbundene Ausdehnung des Wirtschaftslebens brachte dem hohen Adel und insbesondere den sich bildenden Territorialgewalten Vorteile. Der Feudaladel betätigte sich daher in breitem Umfang als „Stadtgründer“. Während dieses Urbanisationsprozesses entstanden im 12. Jh. die Schichten des städtischen Bürgertums.

In den slawischen Ländern gab es ebenfalls frühstädtische Siedlungen, Suburbien, von denen die größten ein wirtschaftliches und politisches Eigenleben führten. Die Trennung von Stadt und Land und damit die Bildung städtischer Schichten hatte auch in den slawischen Gebieten begonnen. Die rechtliche Fixierung dieses Prozesses, die Herausbildung stadtrechtlicher Freiheiten und Privilegien war jedoch allem Anschein nach wenig fortgeschritten. Damit aber fehlten der frühstädtischen Entwicklung wichtige stimulierende Faktoren.

Die Gründung von Städten in neueroberten Gebieten geschah – da von einheimischen, eingewurzelten Feudalverhältnissen der alten Umgebung wenig eingeschränkt – häufig sehr planmäßig: um deutsche Bürger aus den Gebieten westlich der Elbe für die Ansiedlung gewinnen zu können, mußte ihnen ein Maximum an Freiheiten und Rechten gewährt werden (S. 366).

Das slawische Siedlungsgebiet wurde also von einem dichten Netz von Städten überzogen, in denen eine im wesentlichen deutsche Bevölkerung lebte. Selbstverständlich wurden auch slawische Bevölkerungsteile in die Städte aufgenommen, in der Regel jedoch blieben sie einflußlos, d. h. sie stellten zumeist die unteren Schichten der Dienstleute und kleinen Handwerker, Gewerbetreibenden und Krämer. In das Patriziat der Städte fand die einheimische Bevölkerung fast keinen Zugang.

Schließlich darf die Wirkung eines vierten Faktors nicht verkannt werden. Mit der deutschen Expansion verbreitete sich die Katholische Kirche. Ihre Organisation überspannte das ganze Land (S. 341) und wirkte nach und nach über die Pfarrerorganisation bis in das kleinste Dorf. Die Träger dieser Organisation aber kamen zum größten Teil aus dem deutschen Reich westlich der Elbe oder waren dort erzogen worden. Dem hatte die einheimische slawische Gesellschaft kaum etwas entgegenzusetzen. Die lockeren Kultverbindungen zwischen den Stämmen und den Gemeinden der Stämme waren keine der katholischen Kirche vergleichbare Organisation gewesen. Zudem waren die geistig-kulturellen Inhalte dieses Kults und der Religion weitgehend unangepaßt geblieben an die feudalstaatliche Entwicklung. Daher brach die kultisch-religiöse Welt der slawischen Stämme sehr schnell zusammen. Nur Reste und Relikte niederer Kultvorstellungen, Dämonenglaube u. a., hielten sich und wurden im christlichen Sinne umgedeutet. Die kirchliche Organisation war also vorwiegend durch westelbische deutsche Elemente bestimmt.

Diese vier Bedingungen wirkten durch ihr Zusammentreffen übermächtig im Sinne der sprachlichen und kulturellen Assimilation der slawischen Bevöl-

kerungsteile. Wie das geschah, mit welcher Intensität und Geschwindigkeit, hing von verschiedenen Umständen ab. Sicher ist, daß in dieser Zeit nur ausnahmsweise eine bewußte Assimilationspolitik betrieben wurde — objektiv ergab sie sich jedoch aus den oben dargelegten Faktoren. Ihre Wirksamkeit hing daher in hohem Maße davon ab, wie dicht die deutsche Zuwanderung in den einzelnen Gebieten gewesen ist. Das aber wiederum wurde in erster Linie bestimmt durch die Breite der oben erwähnten „Poren“, in die diese Einwanderung erfolgte, weiterhin von der Dichte der slawischen Besiedlung in den einzelnen Landschaften und natürlich von der Zahl der für die Ansiedlung zur Verfügung stehenden Zuwanderer.

Auch die „Porengröße“ hatte Ursachen. Eine davon war die Landesnatur, die erst bei einem gewissen Stand der Produktionstechnik sich für Ackerbau überhaupt zugänglich zeigte. Wann dieser Stand aber erreicht war und wann die gesellschaftlichen Bedingungen für seine Anwendung bestanden — das wurde durch die einheimische wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung bestimmt (S. 49).

Von der Assimilation wurden zunächst diejenigen Bevölkerungsgruppen erfaßt, die am stärksten mit der deutschen Einwanderung und den sprachlich und kulturell geschlossenen deutschen Schichten und Gebieten in engere Verbindung traten.

Das galt für den slawischen Adel. Bereits in der ersten Phase der deutschen Ostexpansion waren Teile des slawischen Adels sehr schnell enge Verbindungen mit der herrschenden deutschen Feudalschicht eingegangen, in deren Bildungsinstitutionen (Klöstern) erzogen worden und in deren kulturellem Milieu aufgewachsen. Im Prozeß der obodritischen Staatsbildung hatte dieser Umstand zur Verschärfung der Gegensätze zwischen diesen Teilen der Oberschicht um das Fürstenhaus und den übrigen Schichten des Volkes beigetragen. Die Adelsgruppe, die damals von der deutschen Kultur erfaßt wurde, war jedoch klein. Jetzt, im 12./13. Jh., kamen mit der deutschen Eroberung niederer Feudaladel, Ritter und Lehnmänner in großer Zahl in das Land. Als Lokatoren und Lehnsträger der Dörfer und Städte waren sie zu Tausenden mit ihren Familien über das Land verstreut und gründeten überall ihre Rittersitze. Auf dem Lande gab diese Schicht den Ton an. Auch von den slawischen Fürsten Mecklenburgs, Rügens und Pommerns wurden sie aufgenommen und als Dienstleute eingesetzt. In den Urkunden dieser Fürsten läßt sich verfolgen, wie im Laufe des 13. Jh. von dieser Schicht deutscher Ritter allmählich die Schicht slawischer Ritter zurückgedrängt wurde. Sie wurden germanisiert und verschmolzen durch Angleichung der rechtlichen Stellung und durch vielfache Verbindungen zum deutschen Adel mit diesem zu der Schicht des ostelbischen Ritterstandes, dessen Basis dörflicher Grundbesitz und die Verfügung über bäuerliche Leistungen war. Dieser Prozeß vollzog sich ausnahmslos vom 12. bis 14. Jh. in allen Gebieten, auch in der Ober- und Niederlausitz. Für diese Schicht spielte das kulturelle Niveau und die Sprache der Bauern nur eine untergeordnete Rolle. Wesentlich war für sie deren wirtschaftliche Leistung. Daher

nahm sie die bäuerlichen Ansiedler, wo diese zu finden waren: Flamen und Sachsen, Friesen und in begrenztem Umfang auch Holsteiner stellten den Hauptteil der Siedler im Norden des Lausitzer Landrückens. Dort, wo slawische Bauern zur Verfügung standen, wurden auch diese mit einbezogen. Das geschah offensichtlich bei der Besiedlung der Gebiete zwischen Lausitz und Teltow/Barnim, Teilen des Flämings, von Waldgebieten in Südwestmecklenburg, Rügens und des davorgelegenen Festlandes, Teilen Pommerns im Süden der Peene, von anderen ehemaligen Waldgebieten sowie in breitem Umfang in der Ober- und Niederlausitz. Teilweise erhielten sie wohl das gleiche Siedlerrecht wie die deutschen Bauern. In der Regel aber wurden sie als Besiegte, Unterworfenen behandelt und in persönlicher Unfreiheit als Kossäten und Gärtner, zumeist bei deutschen Dörfern, angesiedelt. Sie bildeten – zusammen mit den aus Westdeutschland zugewanderten Gärtnern und Kossäten – die unterste Schicht auf dem Lande (S. 359). In solchen bedrückenden Verhältnissen in eine deutsche Umgebung versetzt, gingen sie bald zum Gebrauch deutscher Sprache und Sitten über, wohl schon im Verlaufe des 13. Jahrhunderts. Dagegen bewahrten die Dörfer, in denen nur oder vorwiegend slawische Siedler lebten, auch wenn sie umgesiedelt und in neuen rechtlichen Verhältnissen angesetzt wurden, ihre Sprache und ihre Gewohnheiten wesentlich länger, bei der relativen Autarkie des Dorfes und seiner teilweisen Abgeschlossenheit oftmals bis in das 15./16. Jahrhundert. Von den Bewohnern der Jabelheide südwestlich von Ludwigslust heißt es zu 1521, daß sie in Sitten und Sprache wendisch seien. H. Witte, der die Spuren slawischer Siedlungen in Mecklenburg eingehend untersucht hat, schätzte, daß im 14. Jh. noch um 30 000 Slawen dort lebten.<sup>3</sup> In anderen Fällen, in denen es den deutschen Eroberern, sei es dem Adel, den Fürsten, Bischöfen, Klöstern oder Stadtherren, zweckmäßig erschien, wurden slawische Bauern aus ihren Dörfern vertrieben (S. 348 ff.). Immerhin lag eine Vertreibung der Slawen durchaus in der Denkweise des deutschen Adels oder auch deutscher Zuwanderer. Für Helmold von Bosau als Zeitgenossen ist das selbstverständlich: „... und das Land besaßen bis in unsere Zeit hinein Slawen. Jetzt aber sind, weil Gott unserem Herzog und den anderen Fürsten Heil und Sieg reichlich gespendet hat, die Slawen weit und breit gänzlich verjagt (I/89).“ Über die Politik Albrechts des Bären und die Verhältnisse in Brandenburg heißt es bei Helmold (I/89): „Denn er unterwarf das ganze Land der Brizanen, der Stodoranen und vieler Völker, welche an der Havel und Elbe wohnten, und zügelte die Aufsässigen unter ihnen. Zuletzt, da die Slawen allmählich verschwanden, schickte er nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Ozean wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden hatten, nämlich an die Holländer, Seeländer und Flamen, und zog von dort gar viele Ansiedler herbei, die er in den Burgen und Flecken der Slawen wohnen ließ.“

Bei der Gründung der Städte wurden slawische Siedler teilweise in größerem Umfang in diese Städte oder deren Weichbild mit einbezogen. Das geschah auf verschiedene Weise. Teilweise, wie wohl in Brandenburg, lebten im

Suburbium Parduin bereits seit der ersten Hälfte des 12. Jh. Slawen und Deutsche zusammen. Nach der Eroberung Brandenburgs im Jahre 1157 erweiterte sich dieser Siedlungsteil und erhielt 1170 städtische Privilegien. Ähnliche Vorgänge lassen sich für Usedom, Wolgast, Rostock, Havelberg, Torgau, Meißen, Taucha, Leipzig und andere Städte annehmen.<sup>4</sup>

Wurden die Städte planmäßig und aus wilder Wurzel gegründet, so konnten die slawischen Bewohner der Dörfer, die in der Stadtgemarkung lagen, mit einbezogen werden. Sie siedelten in die Stadt über. Schließlich wurden fast stets vor landesherrlichen oder auch feudalen Burgen sogenannte Dienstsiedlungen angelegt. Diese Dienstsiedlungen schoben sich topographisch häufig zwischen Burg und Stadt. Sie gehörten in der Regel nicht zur Stadt, sondern unterstanden direkt den Feudalherren, ihre Bewohner waren diesen zu Dienstleistungen und Abgaben verpflichtet. In diesen Siedlungen lebten u. a. Handwerker, Krieger, oft Fischer, Zeidler oder zu Burgdiensten Verpflichtete. Zumeist handelte es sich bei den Bewohnern dieser Siedlungen wohl um Slawen. Besonders gilt das für die sogenannten Kietze und Wieksiedlungen, die in der Mark Brandenburg bzw. in Pommern verbreitet waren, und in denen teilweise bis in das 14. Jh. eine slawische Bevölkerung urkundlich nachweisbar ist.<sup>5</sup>

In den Städten lebten die slawischen Bewohner häufig in besonderen Straßen oder Vierteln, teilweise auch vor den Stadttoren. Die Bezeichnungen wie Wendstraße und Wendmarkt gehen oft auf solche Viertel zurück. Weiterhin ergänzte sich die Stadtbevölkerung durch die Zuwanderung von Slawen vom umgebenden flachen Lande. Manche slawischen Städtebürger konnten in brandenburgischen oder mecklenburgischen Städten durchaus zu Vermögen kommen, dennoch gelang es ihnen selten, in das Patriziat und damit in den Stadtrat aufzusteigen. Solche Ausnahmen sind aus Stendal und Stralsund bekannt. In Stralsund war es die Familie von Schaprode, die zeitweise eine führende Stellung einnahm und die ihr Geschlecht auf die rügischen Fürsten zurückführte. Als weiteres Beispiel sei die Familie Bilek in Stralsund genannt. Bilek besaß mehrere Grundstücke in und außerhalb der Stadt, zahlte mit die höchsten Steuern und selbst eine Straße, Bilekenhagen, wurde nach ihm benannt. Dennoch gelang es ihm nicht, in den Rat zu kommen. Erst sein älterer Sohn Anton konnte nach der Vermählung mit einer deutschen Patriziertochter dieses Ziel erreichen. Mit diesem sozialen Aufstieg aber ging wohl die Aufgabe slawischer Sprache und Sitten einher, die Betroffenen wurden assimiliert.<sup>6</sup> Teilweise waren die slawischen Bevölkerungsteile von vornherein nicht Vollbürger oder der Zugang zum Bürgerrecht wurde ihnen verwehrt. Die Lübecker Rechtshandschrift des Albrecht von Bardewiek aus dem Jahre 1294 und ihre spätere Ergänzung enthalten derartige Einschränkungen gegenüber den Slawen. So gab es in Friedland und Rostock besondere „Wendengesetze“ und Wendenvögte. Damit waren eindeutig rechtliche Nachteile im Vergleich zu den deutschen Bürgern verbunden. Die slawische Bevölkerung der Städte nahm also von vornherein eine untergeordnete Stellung ein, sie füllte vor allem die Schicht der städtischen Plebejer. Als im 13. und 14. Jh. sich die Zünfte und

Gilden durch starre Regeln gegen jede Konkurrenz abzuschirmen begannen, wurde in einer ganzen Anzahl von Zunftordnungen der sogenannte Wendenparagraph aufgenommen. In die Zünfte sollten „nur echte und rechte Deutsche, und keine Wenden, freie und nicht in Untertänigkeit geborene“ aufgenommen werden.<sup>7</sup> Im Jahre 1323 wurde die Deutschtumsforschung erstmals in die Statuten der Braunschweiger Gewandschneider- und Lakenmachergilde aufgenommen. Seit 1353 kommt der sogenannte Wendenparagraph häufig in den Zunftstatuten der brandenburgischen Städte vor.<sup>8</sup>

Spätestens seit dem 14. Jh. — das drücken die Überlieferungen unzweideutig aus — wurde in den Städten eine sehr aktive Politik gegen die slawischen Bewohner betrieben, die deren rechtliche Stellung und deren wirtschaftliche Grundlagen betraf. Beispielsweise bot die Nichtaufnahme in die Zunft dieser oder dem Stadtrat die Möglichkeit, gegen die nichtzunftgebundenen Handwerker vorzugehen, sie in der Ausübung des Handwerks zu beschränken oder es unmöglich zu machen. 1512 nahmen die Brauer in Salzwedel einen entsprechenden Paragraphen in ihre Ordnung auf.<sup>9</sup> Aus dem gleichen Jahre ist ein Schreiben Kurfürst Joachims von Brandenburg an den Rat von Salzwedel bekannt, in dem dieser aufgefordert wird, die wendischen Bürger zu zwingen, ihre Häuser mit Braugerechtigkeiten abzutreten.<sup>10</sup>

Die Ursachen, die im 14./15. Jh. anscheinend in den Städten zu einer solchen Politik des Patriziats und der deutschen Zünfte führten, sind bisher nicht überzeugend zu erklären gewesen. Die „Wendenparagraphen“ in den Zunftordnungen finden sich vor allem in den Städten solcher Gebiete, die anscheinend auch nach der Kolonisationszeit recht dicht von slawischen Bauern besiedelt waren. Wie in ganz Mitteleuropa, kam es auch in diesen Gebieten infolge der tiefen Krisenerscheinungen im hochfeudalen Agrarsystem zu beträchtlicher Einschränkung alten Ackerlandes, vor allem auf leichten Böden. Viele Dörfer wurden daher aufgelassen, es entstanden Wüstungen. Die Bevölkerung wanderte zum großen Teil in die Städte und füllte häufig erst in dieser Zeit deren Grundriß vollständig aus. Die Gemarkungen der Dörfer wurden Stadtbesitz. Die freigesetzte Bevölkerung sah sich nach neuer Betätigung um. Da nun aber bis in das 14. und 15. Jh. die Dörfer zum großen Teil noch slawisch waren, versuchten die Zünfte u. a. durch den Wendenparagraphen, diese in die Städte neuaufgenommenen Bewohner und deren Nachkommen von der Zunft fernzuhalten.

Mit den krisenhaften Erscheinungen des 14. Jh. und deren Auswirkungen steht wohl in ganz erheblichem Maße das schnelle Fortschreiten der Assimilation der slawischen Bevölkerung in Zusammenhang. Die Umsiedlungs- und Wüstungsvorgänge auf dem Lande entrissen dem slawischen Bauern den traditionellen Lebensbereich und lösten seine Dörfer auf. Die Maßnahmen der Zünfte und Stadträte verstärkten die Fluktuation der Betroffenen oder deren Bemühen, „Deutsche“ zu werden.

Allmählich entstehendes nationales Empfinden in den Städten, das bei den engen Bindungen der ostdeutschen und mitteldeutschen Städte zum altdeut-

schen Gebiet nicht ausbleiben konnte, hat zweifellos ebenso wie die von Anfang an bornierte Enge des zuwandernden deutschen Bürgertums gegen fremde Kultur und Sitte durch diese wirtschaftlichen Vorgänge eine Steigerung erfahren. Da auch die Kirche seit dem 14. Jh. von ihren Pfarrern offenbar den Nachweis deutscher Abstammung forderte, wird auch diese mehr oder weniger drängend auf die Assimilation der slawischen Bevölkerung eingewirkt haben.

Das Ergebnis dieser Vorgänge im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jh. war, daß in fast allen Gebieten der Gebrauch der slawischen Sprache zurückging oder diese gänzlich erlosch. Am längsten, bis zum Ende des 17. Jh., sprach man — abgesehen von der Ober- und Niederlausitz — im hannoverschen Wendland slawisch (S. 38), einer Landschaft, die im 12. und 13. Jh. nur wenig deutsche Zuwanderer aufgenommen hatte. Der Prozeß der Assimilation in den Gebieten östlich von Elbe und Saale umfaßte nicht nur die Assimilation der slawischen Bevölkerung, sondern gleichzeitig auch die Assimilation und Integration der Zuwanderer aus den westlichen deutschen Gebieten. Flamen und Holländer, Friesen und Sachsen, Franken und Thüringer, Holsteiner und vereinzelt auch Dänen mit unterschiedlicher sprachlicher und kultureller Tradition und selbst mit verschiedenen Rechten trafen aufeinander und wurden in den Dörfern und Städten zu unmittelbaren Nachbarn. Über die Jahrhunderte erfolgte hier ein Ausgleich, der maßgeblich durch die Städte gefördert wurde und der auf dem Lande langsamer vonstatten ging. In den einzelnen Gebieten setzten sich allmählich — bis zum 14./15. Jh. — die kennzeichnenden Merkmale in Sprache, Sitten und Gebräuchen durch, die den Mecklenburger und Pommern, den Brandenburger und Altmärker, den Sachsen und den Anhaltiner usw. schieden.

Eines der bedeutsamsten Ergebnisse dieser Integration seit dem 13./14. Jh. ist die Herausbildung von überregionalen Gemeinsprachen.<sup>11</sup>

Seit der zweiten Hälfte des 14. Jh. trat in Norddeutschland die mittelniederdeutsche Geschäftssprache immer stärker hervor. Sie ist wesentlich von Lübeck geprägt worden. Ihr Geltungsbereich war eng mit der Wirksamkeit der Hanse verbunden und reichte daher bis in deren Kontore nach England, Visby, Nowgorod und Riga und im Süden unter Einschluß Berlins bis an die mitteldeutsche Sprachgrenze. Die mittelniederdeutsche Schriftsprache war zeitweise sogar die Verkehrssprache des europäischen Nordens. Dazu trugen auch andere Faktoren bei, so vor allem die Tatsache, daß die neugegründeten Städte das Recht angesehener Städte, vor allem Lübecks und Magdeburgs, zu übernehmen pflegten. So bezogen die Städte der Ostseeküste iübisches Recht. Dies geschah sogar über die Grenzen des damaligen deutschen Reiches hinaus. Daß man sich in schwierigen Rechtsfällen an diejenigen Städte zu wenden pflegte, deren Recht man übernommen hatte, war daher ein weiterer wichtiger Faktor für die Verwendung einer über den mundartlichen Besonderheiten stehenden Schriftsprache, die übrigens auch von der mittelniederdeutschen Dichtung verwendet wurde. Man kann darüber hinaus mit Sicherheit annehmen, daß das

Mittelniederdeutsche nicht nur im Schriftgebrauch üblich war. Zu seiner Entwicklung hat entscheidend beigetragen, daß sich in den von der Ostexpansion erfaßten Gebieten Mecklenburgs, Pommerns, Brandenburgs usw. vor allem Siedler aus Westfalen, dem Rheinland, Niedersachsen, Schleswig-Holstein und den Niederlanden zusammenfanden. Die Umstände zwangen somit die Menschen zu einem sprachlichen Ausgleich.

Ähnliches gilt auch für Thüringen, Sachsen und die Lausitz sowie die angrenzenden Gebiete Böhmens, Mährens und Schlesiens. Die Kanzleisprachen dieser Gebiete standen einander in Wortschatz und Lautung sehr nahe. Sie beruhten im wesentlichen auf der gesprochenen Volkssprache. „Das neue Deutsch war im Munde der Ostsiedler vorgeformt und wurde gesprochen lange bevor es seit dem 13. Jh. in die Schreibstube einzog.“<sup>12</sup> Somit wurde die Herkunft der Siedler vor allem aus dem mittel- und oberdeutschen, aber (in geringerem Maße) auch aus dem niederdeutschen Altland ausschlaggebend für die Entstehung und Entwicklung der obersächsischen oder meißnischen Gemeinsprache im Territorialstaat der Wettiner. Eine besonders wichtige Rolle spielten hierbei die Städte Leipzig, Meißen und Dresden, die wiederum vor allem unter dem Einfluß Nürnbergs und Bambergs standen.

Die in diesem Gebiet östlich der Saale gesprochene und vor allem durch die Verwendung in der kursächsischen Kanzlei ihre Wirkungskraft erhaltende Geschäfts- und Verkehrssprache, das Meißnische, enthielt die wesentlichen Merkmale der späteren neuhochdeutschen Hochsprache. Seit dem letzten Drittel des 14. Jh. erlangte das Meißnische das Übergewicht über die lateinisch geschriebenen Urkunden.<sup>13</sup> Besondere Bedeutung für die Verbreitung des Meißnischen als Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache kommt der Erfindung des Buchdrucks im 15. Jh. sowie der Tatsache zu, daß Luther in seiner Bibelübersetzung auf dieses meißnische Deutsch zurückgriff.<sup>14</sup> Damit war der Durchbruch der neuhochdeutschen Schriftsprache trotz vorhandener gegenläufiger Tendenzen nicht aufzuhalten. Ihr Vordringen trug neben entscheidenden wirtschaftlichen Faktoren (Niedergang der Hanse u. a.) mit zum Niedergang des Mittelniederdeutschen seit dem Ende des 15. Jh. bei.<sup>15</sup>

## **2. Die Lausitzer Sorben**

### **a) Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert**

Um die Mitte des 13. Jh. erstreckte sich die geschlossene sorbische Siedlung in der Ober- und Niederlausitz<sup>16</sup> im wesentlichen über die ehemaligen und inzwischen beträchtlich aufgesiedelten Gebiete der Milzener, Lusizer und Selpoli. Die Süd- und Nordgrenzen bildeten das Lausitzer Gebirge und die Unterläufe der Spree. Im Bautzener Queißkreis und um Zittau war diesem Siedlungskomplex eine Gruppe von Einzelsiedlungen vorgelagert. Bis auf die südlichen, südöstlichen und östlichen Teile des Bautzener Landes und einige



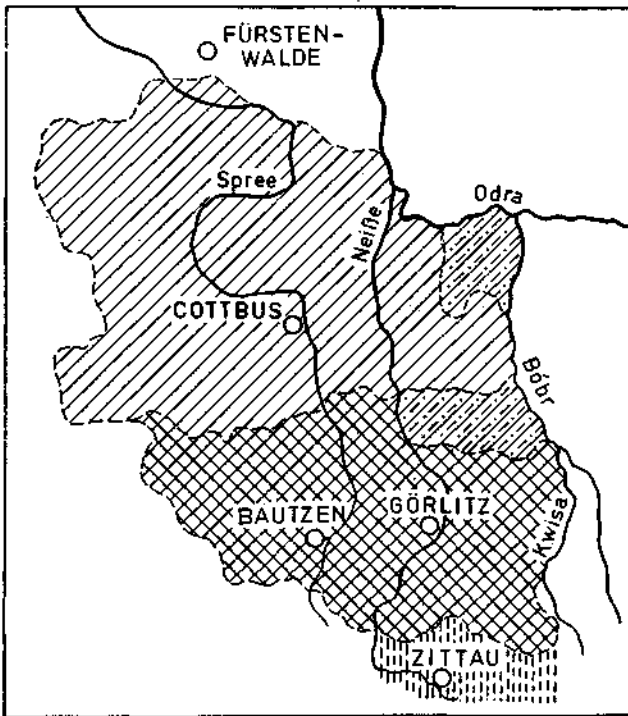


Abb. 125. Die politische Gliederung des sorbischen Sprachgebietes im 13. Jh.



Siedlungsgruppen der westlichen und östlichen Niederlausitz bildete die sorbische Bevölkerung die übergroße Mehrheit der Bewohner des Landes. Territorialpolitisch umfaßte dieses Gebiet um 1250 im wesentlichen die Mark Lausitz, die dem schlesischen Herzogtum angehörende Herrschaft Sagan sowie das Bautzener Land (Abb. 125). Während die Mark Lausitz durch das Abbröckeln des Landes Priebus und der Herrschaften Finsterwalde, Peitz und Cottbus vor allem im 15. Jh. beträchtliche Gebietsverluste erlitt, teilte der brandenburgische Markgraf die terra Budessin, das Bautzener Land, bereits im Jahre 1268 in zwei Bereiche auf, das eigentliche Land Bautzen und den Görlitzer Teil mit Görlitz, Lauban und dem Queißkreis. Beide Oberlausitzer Landeshälften gehörten bis zum Jahre 1319 zu verschiedenen Herrschern. Im 14. Jh. tauchte für sie die Bezeichnung Mark auf (marchionatus Budissinensis, Gorlicensis), die nun neben der Mark (Nieder)Lausitz existierte. Im 15. Jh., nachweislich seit 1410<sup>17</sup>, begann sich eine Begriffserweiterung bzw. Begriffsverschiebung der Bezeichnung Lausitz auf das südlich gelegene Bautzener Land, die obere Lau-

sitz, zu vollziehen. Diese umfaßte auch das bis 1346 zu Böhmen gehörende Zittauer Gebiet. Aus dieser Entwicklung ging im Spätmittelalter das Markgrafentum Oberlausitz hervor, das neben das eigentliche Markgrafentum Lausitz (Niederlausitz) als gleichwertiges Herrschaftsgebilde und Nebenland der Böhmisches Krone trat. Beide Gebiete standen von 1319, 1329 und 1367 bis 1635 unter böhmischer Herrschaft. Sie bildeten territorialpolitisch, ungeachtet zahlreicher Gemeinsamkeiten, zwei getrennte staatspartikularistische Territorien mit einer starken sorbischen Bevölkerungssubstanz. In ihrer politisch-territorialen Entwicklung gelangten sie über den Status von Markgrafschaften nicht hinaus und behielten ihn bis in die Zeit des Spätfeudalismus bei. Die Bevölkerungsentwicklung des Gebietes der Lausitzen läßt sich auf Grund des gegenwärtigen Forschungsstandes lediglich in Konturen umreißen. Bis zum Ende des 15. Jh. sind in der Oberlausitz 468 Dörfer mit sorbischen Namen nachweisbar.<sup>18</sup> Davon werden im 11./12. Jh. 14, im 13. Jh. 117, im 14. Jh. 237 und im 15. Jh. 100 Orte erstmals erwähnt. Der größte Teil dieser Dörfer lag im ehemals milzenischen Kerngebiet zwischen Kamenz, Bautzen und Löbau sowie in der späteren Ausbauzone in der mittleren Lausitz. Auf die Gebiete um Görlitz, Zittau sowie den Bautzener Queißkreis entfielen nur wenige Dutzend sorbischer Siedlungen. Zur gleichen Zeit existierten in der Oberlausitz 256 Dörfer mit deutschen Namen, von denen 69 im 13., 124 im 14. und 63 im 15. Jh. erstmals erwähnt werden.<sup>19</sup> Beide Zahlen vermitteln ein annäherndes Verhältnis vom Anteil der beiden Ethnika an der ländlichen Gesamtbevölkerung in der Oberlausitz vom 13. bis 15. Jahrhundert.

Wesentlich günstiger gestaltete sich das Bevölkerungsverhältnis für das sorbische Element in der Niederlausitz, die bis ca. 1500 ein nahezu geschlossenes sorbisches Siedlungsgepräge aufwies. Allerdings lag die Siedlungsdichte des Niederlausitzer Landes insgesamt wesentlich niedriger als die der Oberlausitz.

In der Zeit von 1280 bis zur Mitte des 15. Jh. verringerte sich das Siedlungs-territorium der sorbischen Bevölkerung im ehemaligen Milzenerland des 11. Jh. um annähernd ein Drittel. Südwestlich und südlich einer von Mühlberg an der Elbe bis Löbau reichenden Linie, in der Gegend von Zittau, Görlitz und westlich des Queiß, wurde die Masse der sorbischen Sprachkundigen assimiliert. Seit der Ansiedlung einer starken deutschen Siedlergruppe im Oberlausitzer Bergland sowie im Gebiet zwischen oberer Neiße und Queiß im 13. Jh. hatte sich eine deutsch-sorbische Mischzone mit fließenden ethnischen Übergängen herausgebildet, in der die ohnehin zahlenmäßig nicht allzu starke sorbische Bevölkerung durch fortschreitende Assimilierung absorbiert wurde. In entscheidendem Maße prägten und beeinflussten diesen noch wenig erforschten Assimilierungsprozeß im spätsorbischen Ausbaugbiet neben der bäuerlichen deutschen Siedlung die aufstrebenden Oberlausitzer Städte und die sich daraus ergebenden Stadt-Land-Beziehungen. Diesen Verlusten stand eine intensive innersorbische Aufsiedlung der mittleren Lausitz vom 10. bis 14. Jh., an der nur in ganz geringem Maße deutsche Bevölkerungsteile teilnahmen, und die Erweiterung der sorbischen Siedlung in der Niederlausitz in östlicher Richtung

zur Oder, an der auch schlesisch-polnische Bevölkerungsteile beteiligt waren, gegenüber. Gleichzeitig erfolgte durch die Anlage neuer Dörfer und die Vergrößerung bestehender Siedlungen eine Ausweitung der kultivierten Fläche in den ehemaligen Stammesgebieten selbst. Insgesamt vollzog sich in der Zeit von 1250 bis 1500, in der Blütezeit des Feudalismus in den Lausitzen, ein starker Anstieg der sorbischen Bevölkerung. Die Zahl der Sorbischkundigen erhöhte sich im Untersuchungsgebiet von annähernd 80 000 bis 90 000 Einwohnern gegen Ende des 13. Jh. auf etwa 120 000 bis 150 000 Einwohner um 1450/1500. Nach wie vor bildeten Landwirtschaft, dörfliches Handwerk und Waldwirtschaft (Holzfällerei, Pechsiederei, Bienenzucht) die wichtigsten Beschäftigungsarten der sorbischen Bevölkerung. Das Aufblühen der Städte förderte besonders in der Oberlausitz den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes und führte zur weiteren Verbreitung eiserner Produktionsinstrumente in der Landwirtschaft. Gleichzeitig fand eine nicht unbeträchtliche Gruppe der sorbischen Bevölkerung Arbeit im städtischen Handwerk und Gewerbe.

Die seit dem 13. Jh. stark differenzierte herrschende Klasse der Lausitzen wurde bis auf einzelne Rittergeschlechter ausschließlich von deutschen Adligen und einzelnen Angehörigen des böhmischen Herrenstandes repräsentiert. Bestehend aus reichen Herrschaften, Vasallen und herrschaftlichen Beamten stellte sie den größten Teil der Grundherren des Landes und teilte sich mit dem jeweiligen Landesherren, mit den Kirchen, kirchlichen Institutionen und einer Gruppe städtischer Bürger in den Besitz des Landes und in die feudale Ausbeutung der Bevölkerung. Ein Teil des in Burgen residierenden Adels praktizierte durch Wegelagereien, Ausplünderung der Kaufleute und Niederbrennen von Bauerndörfern im 14. Jh. eine besondere krasse Form der adligen Feudalherrschaft, der die Städte durch ihr zunehmendes ökonomisches und militärisches Gewicht in der zweiten Hälfte des 14. Jh. mit dem Schleifen der Raubritterburgen wirksam begegneten. Im 13. und 14. Jh. herrschten in den Lausitzen in sozialer Hinsicht bereits zwei Dorftypen vor, Dörfer mit ritterlichen zinsfreien Lehngütern (Vorwerke) sowie ritterfreie Hufen- und Halbhufendörfer. Das lehnritterliche Eigengut, das den lehnbäuerlichen Gütern ähnlich war, hatte im 14. Jh. noch geringen Umfang. Dagegen vereinigten die aufstrebenden größeren Herrschaften, die Herren oder Edlen, in ihren Händen bereits wesentlich mehr Besitz und Macht. Diesen beiden Gruppen des Adels unterstand faktisch die Hauptmasse der sorbischen Bevölkerung.

Für die Zeit vom 11. bis 13. Jh. vermitteln die Quellen über die Lage und Schichtung der ländlichen Bevölkerung in den Lausitzen nur bruchstückhafte Kenntnisse. Im 14./15. Jh. jedoch wies der Besitzstand der sorbischen Dorfbewölkerung bereits erhebliche Unterschiede auf. So bildeten im Jahre 1374 auf den grundherrlichen Besitzungen des Oberlausitzer Zisterzienserklosters Marienstern die Hufenbauern mit etwa 80–82 Prozent den Hauptteil der Bewohner. Jedoch nur rund zwei Drittel von ihnen besaßen eine Hufe Boden, in Einzelfällen auch  $1\frac{1}{2}$  und 2 Hufen; ein Drittel aller Hufenbauern verfügte lediglich über eine halbe Hufe Bodenbesitz. Der Anteil der Gärtner und Be-

wohner mit ganz geringem Grundbesitz betrug bereits 13–14 Prozent der gesamten Dorfbevölkerung. Die wirtschaftlich stärkere Hufenbauerngruppe stellte im 14. Jh. die dörfliche Oberschicht, die als Staroste, Tabernatoren, Sculteten, Lehnleute und Judici auf Lehn-, Gerichts- und Zinshufen sitzend, niedere grundherrliche Amtsbefugnisse wahrnahm. Offenbar war sie aus den Dorfältesten (Supanen) früherer Jahrhunderte hervorgegangen, die in einigen Dörfern des 14. Jh. als Hufenbauern auftreten.<sup>20</sup> Noch im Jahre 1685 wurde beispielsweise der Vorsteher der unter grundherrlichem Besitz stehenden sorbischen Dorfgemeinde Camina, Kr. Bautzen, als Schulze bzw. Ältester (Schowtä, Starschi) klassifiziert.<sup>21</sup> Die offenbar vornehmlich durch Erbteilung entstandene Gruppe der wirtschaftlich schwächeren Halbhüfner bildete eine Art Bindeglied zu den Gärtnern, die 1374 in jedem zweiten Dorf der Mariensterner Grundherrschaft die unterbäuerliche Schicht repräsentierte. Bereits in den Jahren 1220 und 1261 wurden Gärten und Gartenzins in der Oberlausitz erstmals erwähnt. Der genaue Besitzstand der Gärtner läßt sich für das 14. Jh. nicht ermitteln. In diese Schichten ist auch die Gruppe der bienenzuchttreibenden Deditzer des 14. Jh. in der Oberlausitz einzuordnen, die in Quellen fast durchweg als gehobene Bodenbesitzer erkennbar sind.<sup>22</sup>

Ein ähnlich differenziertes Bild vom Besitzstand der Bevölkerung widerspiegeln auch die Niederlausitzer Quellen, besonders das Landregister der Herrschaft Sorau. Der Masse der Voll- und Halbhüfner standen 1381 Gärtner, Kosäten und einzelne landlose Bienenzüchter (Deditzer) gegenüber. Der Anteil der landlosen Deditzer an der Deditzergruppe betrug in der Niederlausitz 7 bis 10 Prozent.<sup>23</sup> Nicht anders, vielleicht noch ungünstiger, lagen die Besitzverhältnisse in Dörfern, in denen sich landesherrliche Vasallen auf Eigengütern niedergelassen hatten. Durch die verstärkt einsetzende Aneignung bäuerlichen Besitzes und dörflichen Gemeindelandes wurde besonders in dieser Gruppe bäuerlicher Dörfer die Sozialstruktur einschneidend umgestaltet. Die Zahl der Gärtner stieg hier in einzelnen Fällen bereits im 15. Jh. rapide an. So bildeten in Gleina, Kr. Bautzen, die Gärtner im Jahre 1503 eine sehr starke Bevölkerungsgruppe.<sup>24</sup>

Der Grund und Boden der im 14./15. Jh. in den Lausitzen bestehenden ritterlichen Lehngüter (Allode, Vorwerke) mußte von sorbischen Bauern bearbeitet und bestellt werden. Die größtenteils recht beachtlichen Leistungen der Bauern bestanden im 14. Jh. vorwiegend aus der Produkten- und Geldrente, die nach Qualität und Quantität starke regionale Abweichungen aufwies und selbst in einzelnen Dörfern recht unterschiedlich ausfiel. Eine differenzierte Analyse der Abgabenverhältnisse in der Grundherrschaft des Klosters Marienstern ergab direkte Abgabenzonen auf engstem Raum, in denen sich auf Böden unterschiedlicher Güte ältere und jüngere Abgabensysteme überschnitten. Ein Verzeichnis von etwa 100 Dörfern (1419), die aus den westlichen Teilen des Bautzener Landes dem Schloß Bautzen Rente ablieferten, zeigt deutlich, ähnlich wie das Mariensterner Zinsregister (1374) und das Landbuch von Sorau/Zäry (1381), daß im Abgabensystem des 14./15. Jh. die Produktenrente neben der

Geldrente ihren Platz behauptete, während sich in Vorwerksdörfern die Arbeitsrente immer mehr in den Vordergrund schob.

Sowohl das 14. als auch das 15. Jh. standen in den Lausitzen im Zeichen starker sozialer Spannungen und harter Klassenkämpfe zwischen Adel, Bürgertum und Bauernschaft, in die die beiden Hauptgruppen der sorbischen Bevölkerung, die Bauern und städtischen Handwerker, in bedeutendem Maße einbezogen wurden. Im Hintergrund dieser Prozesse riß die Gruppe der Herren oder Edlen weiterhin Macht und Besitz an sich und vollzog den Aufstieg zu größeren feudalen Herrschaften. Die Hauptmasse der sorbischen Dorfbevölkerung wurde im 15. Jh. immer mehr zu „armen Leuten“ der adligen Mannen und war diesen zu steigenden Zins- und Dienstleistungen verpflichtet. Der 1447 erstmals in der Oberlausitz auftauchende Begriff „Robote“ für grundherrliche Fron- und Hofdienste widerspiegelte auf seine Art diesen Prozeß, der mit der sozialen und rechtlichen Degradierung der persönlich freien und auf Erbrecht in ihren Dörfern lebenden deutschen Bauern in der Oberlausitz verknüpft war. Eine gewisse Konstanz in der feudalen Ausbeutung ist lediglich in einer kleinen Gruppe sorbischer grundherrlicher Stifts- und Klosterdörfer zu beobachten. Landsteuerverpflichtung und Luxusbedürfnis des Adels, Preiserhöhungen städtischer Waren, schleichende Geldentwertung und Kriegsfolgen führten im 15. Jh. zu einer verschärften Ausbeutung und zunehmenden Entrechtung der sorbischen und deutschen Bauern der Lausitzen. Die willkürliche Steigerung der Dienste und die Verdoppelung des Untertanenzins im Jahre 1492 führten in einer ganzen Reihe sorbischer Dörfer zum offenen Ausbruch der jahrhundertlang schwelenden adlig-bäuerlichen Spannungen auf breiter Front, die dann in die antifeudalen Bewegungen des 16. Jh. einmündeten. Bereits im Jahre 1303 berichten Görlitzer Gerichtsbücher von zahlreichen bäuerlichen Widerstandsaktionen gegen adlige Willkür und Gewalttätigkeit.<sup>25</sup> Über die zwischen 1500 und 1530 an sorbischen und deutschen Feudalbauern verübten adligen Mißhandlungen vermittelt die Klageschrift der Oberlausitzer Sechsstädte von 1531 (Quadruplik) einen aufschlußreichen Einblick. Hier werden im einzelnen Körperverletzungen, Totschlag, Zu-Tode-Prügeln und Schleifen, Mißhandlung und Ermordung von Kindern, Schändung und Notzucht an wehrlosen Frauen und Mädchen und andere Gewaltverbrechen aufgezählt.<sup>26</sup> Die oft vertretene Auffassung, im Mittelalter habe es in den Lausitzen keinerlei Bedrückung und Unrecht und ein friedliches bäuerlich-adliges Einvernehmen gegeben, wird allein durch diesen Bericht überzeugend widerlegt. Dabei besaß der Adel der Lausitzen noch nicht einmal die Obergerichtbarkeit in den Dörfern und mußte darüber hinaus eventuell mit der Reaktion des Stadtbürgertums rechnen.

Zu dieser Zeit sind in der Oberlausitz erste Anzeichen von Sympathie mit den thüringischen aufständischen deutschen Bauern Thomas Müntzers zu verspüren. In Troitschendorf bei Görlitz wurde 1525 ein Bauer des Landes verwiesen, weil er die um ihre Freiheit kämpfenden thüringischen Bauern in die Oberlausitz herbeigeseht und sie als Retter der bäuerlichen Bevölkerung be-

zeichnet hatte.<sup>27</sup> Im Jahre 1525 wurden in der Oberlausitz viele aufständische Bauern in die Türme und Gefängnisse geworfen. Die Untertanen der Herrschaft Hoyerswerda standen gegen die „harte Dienstbarkeit“ ihrer adligen Peiniger auf. Zwölf Aufständische wurden auf dem Bautzener Schloß inhaftiert, andere zogen, überzeugt von der Gerechtigkeit ihrer Sache, nach Prag zum böhmischen König. Auf Anweisung des böhmischen Landesherrn und mit aktiver Unterstützung einiger Oberlausitzer Städte wurden die Führer dieser Aufstandsbewegung 1525/28 hingerichtet.<sup>28</sup> Unter diesen hingemordeten Bauern der Hoyerswerdaer Herrschaft verdient ihr Wortführer G. Twar-nuschki, der mit dem deutschen Bauern Paul Bernd zu den ersten namentlich bekannten Opfern der adligen Willkür in den Lausitzen zählt, eine gebührende Würdigung. Mit derartigen Maßnahmen hatte der deutsche und böhmische Adel, sekundiert von reaktionären Kräften des Sechsstädtebundes, über die ethnischen Unterschiede hinweg die Klassenfront zwischen Feudaladel und Feudalbauernschaft in der Oberlausitz deutlich markiert. Der 1548 um Uckro, Kr. Luckau, ausgebrochene und vom deutschen Adel und böhmischen Landvogt im Blute erstickte Aufstand sorbischer Untertanen zeigt, daß sich im 14. und 15. Jh. auch in der Niederlausitz ähnliche soziale Entwicklungen vollzogen.

Ein geringer, jedoch nicht unbedeutender Prozentsatz der sorbischen Bevölkerung des 13. bis 15. Jh. lebte in den Städten der Ober- und Niederlausitz. Einige dieser Städte, beispielsweise Bautzen, waren bereits im 11./12. Jh. Zentren deutscher Adelsburgen, Sitz geistlicher Herrschaften und Siedlungsplatz deutscher und sorbischer Handwerker, Kaufleute, Gewerbetreibender, Ackerbürger, Dienstleute und Krieger. Sie bildeten das Bindeglied zwischen der frühstädtischen Entwicklung des 9. Jh. und der Etappe des aufstrebenden hochfeudalen städtischen Lebens des 13. Jahrhunderts. Diese Entwicklung erreichte im 14./15. Jh. ihre Blüte und war, bedingt durch die Zuwanderung deutscher Kaufleute und Handwerker, mit sozialen und ethnischen Verschiebungen verknüpft.

Den größten Teil der Bevölkerung in den noch fast ausschließlich im sorbischen Umland liegenden größeren Städten bildeten zu Beginn des 15. Jh. deutsche Handwerker und Kaufleute. Die politische Macht und der größte Reichtum lagen in den Händen des deutschen Patriziats bzw. des böhmischen Landesherrn und seiner Amtsträger. Mit Ausnahme von Görlitz, Zittau und Lauban bildeten die Sorben als Handwerker, Vertreter der städtischen Armut und Angehörige des bürgerlichen Mittelstandes in allen Städten der Ober- und Niederlausitz eine starke Bevölkerungsgruppe. Als Schuhmacher, Tuchmacher, Müller, Bäcker, Fleischer, Töpfer, Leinweber, Kürschner, Land- und Ackerwirte, Fuhrknechte, Torwächter u. a. übten sie vor allem in den bedeutenden Städten mehrere Dutzend städtischer Berufe und Gewerbe aus. Unter den Goldschmieden der Stadt Bautzen gab es im 14. Jh. auch einen „wendischen“ Goldschmied namens Jacoff.<sup>29</sup> Im Hinblick auf die produktionstechnischen Fertigkeiten und Vermögensverhältnisse der Goldschmiede weist dieses

Beispiel auf einen beachtlichen wirtschaftlichen Aufstieg hin. Auch die Tatsache, daß Sorben im 15./16. Jh. in Bautzen, Bischofswerda, Wittichenau und Calau Bürgerhäuser erwarben, ist – ähnlich wie im benachbarten Dresden und Jüterbog – ein Zeichen sozialen Aufstiegs bürgerrechtsfähiger sorbischer Bevölkerungsteile. Die einseitige Erhöhung des Bürgerrechtsgeldes und die damit verknüpften Einwanderungsbeschränkungen für Sorben in der Stadt Kamenz im Jahre 1516 weisen auf einen kontinuierlichen Zustrom aus dem sorbischen Umland in die Städte der Oberlausitz hin, der erst durch die zweite Leibeigenschaft empfindlich beeinträchtigt wurde. Unter der Stadtbevölkerung von Görlitz, zu der 1298 Thüringer, Radeberger und Einheimische zählten, befanden sich 1345 ein Pribitz slavus und ein Seysch slavus. In Löbau und Kamenz sind 1225, 1336 und 1362 Sorben im bürgerlichen Mittelstand nachweisbar. Ein Canonicus des Bautzener Domkapitels trug 1234 den sorbischen Namen Perztanus.<sup>30</sup>

Der Anteil der sorbischen Bevölkerung an der städtischen Gesamtbevölkerung der Lausitzen war in den einzelnen Städten insgesamt jedoch recht unterschiedlich. In Bautzen betrug er im Jahre 1400 35,8 Prozent (von 5335 Einwohnern waren 1909 Sorben). In die Häuser der Stadt teilten sich im Jahre 1416 567 deutsche und 260 sorbische Hausbesitzer. In Luckau bildeten im 15. Jh. sorbische Bewohner die Hälfte der Stadtbevölkerung, während die Bürgerschaft von Calau und Wittichenau im 15. Jh. ein nahezu geschlossenes bzw. überwiegend sorbisches Gepräge aufwies. Der Bodenbesitz der Bewohner dieser Ackerbürgerstädte war besonders stark aufgesplittert. In Bischofswerda, Löbau und Görlitz lag der sorbische Anteil an den Stadtbewohnern wesentlich niedriger als in Bautzen und betrug schätzungsweise 15 Prozent. Städtische und Zunftsatzen sorbenfeindlichen Charakters sind in den Städten der Lausitzen bis 1500 im wesentlichen nicht bekannt.

In den sozialen Spannungen zwischen Patriziat und Handwerkertum spielte in den Lausitzer Städten das sorbische Volkselement eine nicht unwichtige Rolle. So befand sich beim Aufstand von 1405 unter den um ihre städtische vom Landesherrn zugesicherte Gleichberechtigung kämpfenden Bautzener Handwerkern eine Reihe sorbischer Handwerker, darunter der Anführer des Aufstandes, der Älteste der Tuchmacherzunft, P. Pruzlica.<sup>31</sup> Mit Verbannung und Hinrichtungen beantwortete der böhmische König im Jahre 1408 diese erste gemeinsame Aufstandsaktion deutscher und sorbischer Handwerker in den Lausitzen. Mit seiner prohussitischen Haltung erwarb sich der Bautzener sorbische Stadtschreiber P. v. Preischwitz Verdienste im Kampf gegen die reaktionäre antihussitische Politik der Oberlausitzer Städte. Er wurde vom städtischen Patriziat Bautzens des angeblichen Verrats bezichtigt und ermordet.

Ein bemerkenswertes Beispiel historisch-kulturellen Selbstbewußtseins nichtpatrizischer bürgerrechtsfähiger sorbischer Bevölkerungsschichten sind die im 16. Jh. entstandenen sorbischen Bürgereide, für die bereits in den vorangegangenen Jahrhunderten die entsprechenden wirtschaftlichen und ethnischen Grundlagen geschaffen worden waren. Christliche Ideologie, Ansätze

frühbürgerlicher Auffassungen, eine besonders im reichen Liedgut wurzelnde mündliche Volkstradition, Reste bäuerlichen Rechtsdenkens sowie halbheidnische Gebräuche bestimmten und prägten die geistig-kulturelle Entwicklung der sorbischen Teile der Bevölkerung der Lausitzen. Der ziemlich niedrige, für spätmittelalterliche ländliche Verhältnisse Deutschlands typische Bildungsstand wies im 13. bis 15. Jh. unter den sorbischen Bevölkerungsschichten keinerlei wesentliche Unterschiede auf. Die Sprache der sorbischen Bevölkerung behauptete jahrhundertlang im dörflichen Leben, in Handwerk, Handel und Gewerbe, vor Gericht und in der Kirche als Umgangssprache ihren festen Platz. Die in sorbischer Sprache aus dem 16. Jh. überlieferten Bürgereide beweisen, daß die sorbische Sprache trotz mannigfaltiger Assimilierungserscheinungen auch von den unteren und mittleren Schichten der städtischen Bevölkerung der Lausitzen als Umgangs- und Verhandlungssprache gesprochen wurde.

Allerdings wiesen Klassen- und Berufsstruktur der sorbischen Bevölkerung bereits im 14./15. Jh. jene Merkmale auf, die für unterworfenen und sozialpolitisch entrechteten, in ihrer regulären Entwicklung deformierten ethnischen Gruppen des spätmittelalterlichen Deutschlands im wesentlichen kennzeichnend waren. Bis auf seltene Ausnahmen fehlten in der Sozialstruktur der Sorben die herrschenden Schichten auf dem Lande, das städtische Patriziat, die Offizianten und in bedeutendem Maße auch der mittlere und höhere Klerus. Für das Aufkommen einer breiten, ihrem Inhalt nach bürgerlichen Kultur fehlten der sorbischen Bevölkerung somit bereits im späten Mittelalter wichtige objektive Voraussetzungen.

An der unteren Saale, um Altenburg, Zwickau, Leipzig und Meißen erließen die herrschenden Schichten des deutschen Feudaladels 1293, 1329 und 1424 diskriminierende, „die wendische Nationalität tief verletzende“<sup>32</sup> Sprachverbote. Im Unterschied dazu griffen die herrschenden Klassen im 13. bis 15. Jh. die sorbische Sprache um Bautzen und Cottbus mit Sprachverboten nicht an. Während im 15. Jh. in Oschatz, einem ehemaligen Kerngebiet sorbischer Siedlung, der Name Wende als beleidigendes Schimpfwort galt, wurde einige Jahrzehnte später in Bautzen der erste sorbische Bürgereid verfaßt. Offenbar hatte ein wachsendes bäuerliches und frühbürgerliches Selbstbewußtsein der sorbischen Bevölkerung im Zusammenwirken mit anderen noch wenig erforschten Faktoren in den Lausitzen eine den westlichen sorbischen Gebieten ähnliche Sprachpolitik des deutschen Adels verhindert und damit zu einem historisch entscheidenden Zeitpunkt die Sprache der sorbischen Bevölkerung vor dem Untergang bewahrt. Der Anteil der Sorben an der sich in einer Anzahl bemerkenswerter deutscher Baudenkmäler äußernden kulturellen Entwicklung der Lausitzen liegt in erster Linie in der Schaffung bzw. Mitschaffung von leistungsfähigen materiellen und wirtschaftlichen Grundlagen der Gebiete, ohne die ein kultureller Aufstieg nicht denkbar gewesen wäre. Allerdings vollzog sich diese kulturelle Entwicklung auf dem Hintergrund einer großen sozialen und geistigen Not der Hauptmasse der ländlichen sorbischen und deutschen



Bevölkerung. Aus den Reihen der dünnen sorbischen Oberschicht des 13. bis 15. Jh. sind mit Ausnahme der Pflege der sorbischen Predigt kulturelle Leistungen sprachlichen bzw. kirchenliterarischen Charakters, wie sie im 10./11. Jh. im Bistum Merseburg begegnen, nicht bekannt geworden. Indem die sorbischen Sprachträger in den Lausitzen ihre Muttersprache bis an die Schwelle der frühbürgerlichen Entwicklung in Deutschland als lebendiges Gut einer größeren ethnischen Gruppe bewahrten, erhielten sie die Grundlage für die Herausbildung der späteren ober- und niedersorbischen Schriftsprache. Im Hinblick auf das politische Machtverhältnis und wirtschaftlich-ethnische Übergewicht des deutschen Feudalstaates im Elbe-Oder-Gebiet des 14./15. Jh. war dies eine bemerkenswerte kulturelle Leistung, die außer den Sorben in den Lausitzen keiner weiteren slawischen Bevölkerungsgruppe zwischen Elbe, Saale und Oder in Deutschland gelungen ist.

#### b) Vom 16. Jahrhundert bis 1789

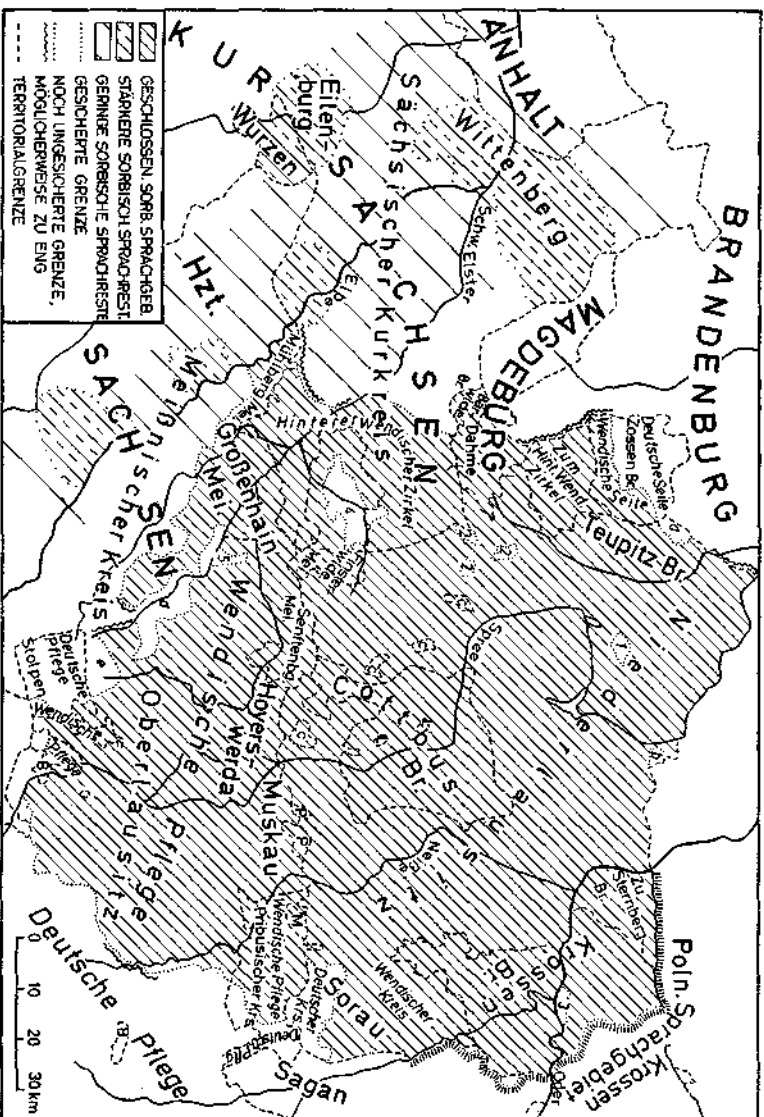
Zur Zeit der Reformation wurde das geschlossene sorbische Siedlungsgebiet im Osten durch die nach Norden und Süden zu verlängernde Verbindung Sorau-Rothenburg begrenzt, während man die Ausdehnung nach Norden mit den Unterläufen der Pliszka und der Spree angeben kann (Abb. 126). Die Südwestgrenze verlief auf einer Linie etwa von Löbau nach Mühlberg (Elbe). Der Westbegrenzung vom Elbebogen nördlich Mühlberg über Zossen bis zur unteren Dahme war eine deutsch-sorbische Mischzone vorgelagert, in der es noch eine beträchtliche Anzahl sorbischer Sprachinseln gab. Territorial-politisch teilten sich in dieses sorbische Siedlungsgebiet in stärkerem oder geringerem Maße die Markgrafentümer Nieder- und Oberlausitz, aus den wettinischen Erblanden der Kurkreis (Kurfürstentum Sachsen) und der Meißnische Kreis (bis 1547 Herzogtum Sachsen), die brandenburgische Kurmark (ihr „Wendischer Distrikt“) sowie Neumark (mit Cottbus und Krossen), der 1656 ins wettinische Fürstentum Querfurt (Weißenfelder Linie) übernommene Teilbestand des alten Erzstiftes Magdeburg und endlich das schlesische Fürstentum Sagan.

Unter den etwa 195 000 damaligen Bewohnern eines ungefähr 16 000 km<sup>2</sup> großen Raumes bildeten die Sorben mit über 160 000 weitaus die Mehrheit. Mehr als 1 850 sorbischen Dörfern standen (in sieben meist kleinen Sprachinseln) nur wenige deutsche Dörfer gegenüber. Während also die Masse der sorbischen Bevölkerung (mindestens 85 Prozent) aus dörflichen Untertanen bestand, waren etwa zwei Drittel aller im gleichen Gebiet ansässigen Deutschen Angehörige des städtischen Patriziats oder des Zunfthandwerks, den Rest (abgesehen von den Bauern in den deutschen Dörfern) stellte der ausnahmslos deutsche Adel und die höheren Offizianten. Auch unter den sorbischen Bürgern der wenigen landesunmittelbaren Städte und der inzwischen mit Stadtrecht privilegierten herrschaftlichen Marktsiedlungen (oft als „wendische Flecken“ bezeichnet) beschäftigte sich ein großer Teil ganz oder teilweise mit Landwirtschaft. Doch finden wir (trotz teilweise erschwerender Be-

C zu Cottbus; B zu Böhmen; L zur Niederlausitz; Br zu Brandenburg; M zu Muskau; Mei zu Meissen; P zu Prieibus

Deutsche Sprachinseln im sorbischen Gebiet: 1 drei Dörfer im Amte Beeskow; 2 drei Sprachinseln bei Luckau; 3 drei kroatische Amtsdörfer; 4 Kolonisationsgebiet des Klosters Dobrilugk, übergreifend in zwei Dörfern der H. Sonnenwalde; 5 Sprachinsel beiderseits der mittleren Pulsnitz (von Meissen nach der Oberlausitzübergreifend)

Deutsche Randgebiete: a NW der H. Teupitz (3 Dörfer); b NO der H. Beeskow (3 Dörfer); c Deutsch Wiepersdorf (H. Bärwalde); d Meißn.-Oberlaus. Pulsnitzgebiet; e Oberlaus. Grenzgebiet mit der Stolpener deutschen Pflege



stimmungen) Sorben auch im städtischen Handwerk und Handel sowie vor allem unter der armen Stadtbevölkerung. Der Anteil der Sorben an der Schicht der Offizianten blieb gering und nahezu ausschließlich auf niedere Funktionen beschränkt.

Bis etwa 1620 kann mit einer im ganzen ansteigenden Bevölkerungsentwicklung gerechnet werden. Da das sorbische Wohngebiet jedoch dann über Jahrzehnte hin Durchzugsbereich der rivalisierenden Truppenverbände des Dreißigjährigen Krieges war und gleichzeitig von häufig wiederkehrenden Pestwellen heimgesucht wurde, traten erhebliche Menschenverluste ein. Genaues statistisches Material für unser Gesamtgebiet fehlt. Für den oberlausitzischen Raum kann man einen durchschnittlichen Bevölkerungsrückgang um etwa 43 Prozent, für den Wendischen Distrikt der Kurmark um fast 51 Prozent, für den Wendischen Kreis der Niederlausitzer Herrschaft Sorau sogar um 72 Prozent und für das kursächsische Amt Liebenwerda um 75 Prozent errechnen.

Der Ausgleich dieser Verluste erfolgte in den verschiedenen Territorien mit unterschiedlicher Geschwindigkeit. Im allgemeinen erzielten die städtischen Siedlungen ihre normale Bevölkerungszahl wesentlich früher als das Land. Der volle Ausgleich im Gesamtmaßstab war jedoch erst gegen Ausgang der ersten Hälfte des 18. Jh. erreicht. In einigen Randterritorien, wo der Bevölkerungsausgleich wesentlich durch einen Zuzug von außen her zustande kam, förderte dieser Prozeß allmählich die weitere Einengung des sorbischen Sprachgebietes (z. B. Ämter Zossen und Dahme, ehem. Hinterer wendischer Zirkel des Kurkreises, meißnische Ämter Mühlberg und Großenhain, Standesherrschaft Sorau).

Interessant sind aber auch auffällige, im 18. Jh. bereits als traditionell gekennzeichnete Migrationsbewegungen von Teilen der sorbischen Bevölkerung. Ihre Ursachen waren fast ausschließlich ökonomischer und sozialer Natur (z. B. Untertanenflucht). Bevorzugtes Migrationsziel für den sorbischen Raum der Oberlausitz war einmal das meißnische Elbtal beiderseits Dresdens, zum anderen der deutsche Teil der Oberlausitz südlich und östlich von Löbau. Aus der Niederlausitz hören wir schon in der zweiten Hälfte des 17. Jh. von einem nicht geringen sorbischen Zuzug in die deutschen Dobrilugker Klosterdörfer. Nach 1740 kam es schließlich zur Übersiedlung zahlreicher Sorben aus der Markgrafschaft Niederlausitz in brandenburgisches Gebiet (Amt Storkow und Kreis Cottbus). Da nur im Kreis Cottbus die Beibehaltung der sorbischen Sprache und Nationalität gewährt war, bedeutete die Übersiedlung in ein anderes Wohngebiet für die Sorben in der Regel ein relativ schnelles Aufgehen im Deutschtum. Ebenso unterlagen Sorben, die sich (nach A. Frencelius in nicht geringer Zahl) als Kaufleute in Polen ansässig machten, der raschen Assimilierung. Durch diese sorbischen Migrationsbewegungen konnte sich u. a. der natürliche starke Geburtenüberschuß so wenig auf eine Zunahme der sorbischen Volkssubstanz auswirken.

Gegen 1789 war das geschlossene sorbische Sprachgebiet auf weniger als die Hälfte (etwa 7 000 km<sup>2</sup>) zusammengeschrumpft (Abb. 127). Die Anzahl der sor-

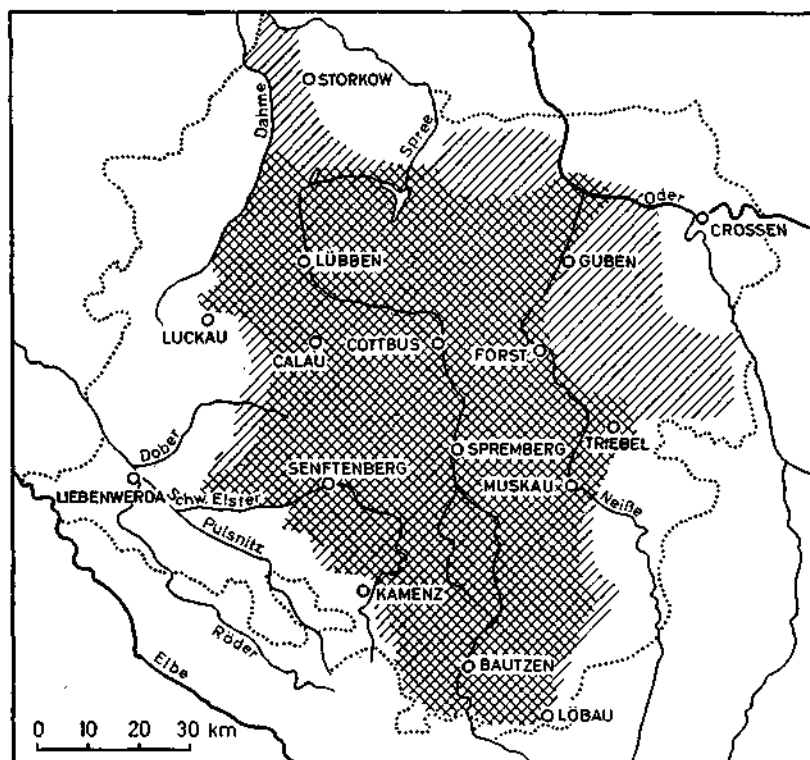


Abb. 127. Die Einschrumpfung des sorbischen Sprachgebietes bis zum Ausgang des 18. Jh.

punktiert: Grenze des geschlossenen sorbischen Sprachgebietes zu Beginn des 16. Jh.

kariert: Gebiete mit sorbischer Umgangssprache der Landbevölkerung

schraffiert: Gebiete, in denen die ältere Generation das Sorbische noch spricht

bischen Dörfer betrug noch etwa 1 000. Einschließlich der in offiziell deutschsprachige Teile der gleichen Landesterritorien übergesiedelten Sorben (allein in der Oberlausitz wurden zum Stichjahr 1767 „außerhalb der wendischen Kirchspiele“ über 10 000 Sorben erfaßt) betrug die Gesamtzahl der Sprachkundigen etwa 200 000. Daß die geringe Zuwachsquote der Sorben zwischen beginnendem 16. und ausgehenden 18. Jh. bei einem allgemeinen Bevölkerungsanstieg auf durchschnittlich fast 200 Prozent nicht allein aus dem Sprachausgleich in Teilen der Randzone nach dem Dreißigjährigen Krieg zugunsten des Deutschen zu erklären ist und auch nicht in erster Linie eine Folge der skizzierten sorbischen Migrationsbewegung war, zeigt ein Vergleich zwischen den Markgrafentümern Oberlausitz und Niederlausitz. In ersterem, wo sich die Landesverwaltung um 1668 zur sprachlichen Toleranz entschloß, waren

1789 von ursprünglich 590 sorbischen Dörfern immerhin 500 nach wie vor sorbisch. Im Markgrafentum Niederlausitz aber war von vorher rund 600 sorbischen Dörfern bereits die Hälfte der (ebenfalls 1668 im Landesmaßstab eingeleiteten) Eindeutschungspolitik zum Opfer gefallen.

Bei sozialen Bewegungen der benachteiligten und unzufriedenen Schichten innerhalb der Städte gegen das Stadtreghment spielte besonders während des 16. Jh. die Frage des sorbischen Anteils oft eine wesentliche Rolle. In vielen Fällen handelte es sich um einen Kampf sorbischer Bürger gegen den Deutschenparagraphen einzelner Zünfte. In so wichtigen Städten wie Luckau, Cottbus oder Herzberg erzielten die sorbischen Handwerker in ihrem langandauernden und hartnäckigen Kampf um die volle Zunftfähigkeit beachtliche Erfolge. Von Bedeutung für die sorbische Bevölkerung waren aber auch Auseinandersetzungen innerhalb der feudalen deutschen Hierarchie ihres Siedlungsgebietes, wie die Kämpfe um die Säkularisierung der Kirchengüter, die (sich übrigens an einer „antijunkerlichen“ Rebellion sorbischer Bauern entzündende) Minckwitzsche Fehde, die Streitigkeiten zwischen Adel und Sechsstädten (Pönfall) in der Oberlausitz oder die Bemühungen der Hohenzollern um Entledigung von den Lehnungsverpflichtungen gegenüber dem Landesherrn der Niederlausitz.

Den Hauptkonflikt der Epoche aber bildete der Klassenkampf zwischen Bauern und Feudalherren. Der Adel, welcher ehemals hauptsächlich von der durch die Bauern zu leistenden Produkten- und Geldrente gelebt hatte, sah sich aus wachsendem Geldbedürfnis bewogen, die Eigenbewirtschaftung großer und für den Absatzmarkt produzierender Güter zu organisieren. Dies aber war nur auf dem Wege der Aneignung bisherigen Bauernlandes und willkürlicher Erhöhung der Fronlasten möglich.

Anknüpfend an die Rechtslage solcher altsorbischer Dörfer, in denen die Bauern ihre Wirtschaften nur laßweise innehatten und zur Verrichtung „ungemessener Dienste“ verpflichtet waren, verstand es der Adel – abgesehen von den erbländisch-wettinischen Territorien – allenthalben im sorbischen Siedlungsgebiet (aber auch in deutschen Dörfern der Lausitzen und Brandenburgs) bäuerliches Erbzinsigentum in Laßbesitz umzuwandeln. Eine Laßnahme aber gehörte der Herrschaft; der sie bewirtschaftende Bauer wurde zum „Erbuntertanen“ und schollengebundenen Leibeigenen herabgedrückt. In der Patrimonialgerichtsbarkeit verschaffte sich der Gutsherr die notwendigen „außerökonomischen“ Zwangsmittel seiner Klassenherrschaft. Gesetzliche Bestimmungen über die Erbuntertänigkeit sind bereits im 16. Jh. ergangen. Ihre Allgemeinverbindlichkeit aber wurde vor allem in den Untertanenordnungen der zweiten Hälfte des 17. Jh. festgelegt und später vielfach erneuert.

Alle diese Maßnahmen der Feudalherren zur vollen Durchsetzung und Festigung der feudalen Gutsherrschaft („zweite Leibeigenschaft“) lieferten vielfältigen Zündstoff zur Entfachung des bäuerlichen Widerstandes. Besondere Aufmerksamkeit verdienen Bewegungen, die sich über einen weiteren Raum hin ausdehnten (u. a. der sog. Uckroer Aufstand [Mitte des 16. Jh.], der Kampf

der Untertanen in den säkularisierten Kirchengütern der Niederlausitz gegen ihre Pfandinhaber [Ende des 16. Jh.] und nicht zuletzt das unter sehr klarer Zielsetzung geführte erbitterte Ringen sämtlicher Adelsbauern des Cottbuser Kreises mit seinen beiden Höhepunkten um 1667 und nach 1714). Das Wirken bedeutender Bauernführer (etwa des Eichower Schulzen Hans Lehmann) verdient in diesem Zusammenhang die gebührende Würdigung.

Obwohl der bäuerliche Klassenkampf von Bauern beider Nationalitäten gegen die gemeinsame Ausbeuterschicht geführt wurde, wertete letztere denselben im sorbischen Siedlungsgebiet gemeinhin und in völliger Mißachtung der ökonomischen und sozialen Ursachen gern als nationalen Kampf. In der Überzeugung, „daß bei denen rebellierenden Untertanen als einer wendischen auch ab initio zur Rebellion geneigten Nation weder Religion noch Gottesfurcht zu hoffen . . ., wenn sie . . . die Köpfe über ihre Obrigkeit emporheben und diese gänzlich zu Boden richten vermöchten“ (Abt Martinus von Neuzelle), glaubte ein großer Teil der Feudalherren, daß die gewaltsame Abschaffung der sorbischen Sprache, „die dem Manne von schiefem Charakter oft zum Mittel dient, gegen den Deutschen sich zu verstocken und zweideutige Gesinnungen zu nähren“ (Konsistorium Lübben, zweite Hälfte des 18. Jh.), ein Allheilmittel gegen den bäuerlichen Klassenkampf liefere.

Ein Zusammengehen von ländlichen Untertanen und städtischen Schichten ist nach dem gegenwärtigen Stand der Quellenerschließung nirgends nachzuweisen, nicht einmal von Dorfbewohnern und von Bürgern adliger Kleinstädte im Bereiche ein und derselben Herrschaft. Ebensowenig wie im übrigen Deutschland können die entscheidenden politischen Positionen der Feudalordnung am Vorabend der Französischen Revolution im sorbischen Siedlungsgebiet als erschüttert angesehen werden. Andererseits gelang es weder drakonischen Verordnungen noch harten Strafen (Kerker, Zwangsarbeit auf der Festung, Vertreibung von der Wirtschaft u. ä.), die antif feudale Volksbewegung zum Stillstand zu bringen. Ihr im Bewußtsein der Rechtmäßigkeit der eigenen Sache geführter Kampf gegen das angemaßte Recht der Feudalklasse für ein von feudalen Verpflichtungen freies ländliches und städtisches Eigentum förderte jedoch — ungeachtet der im einzelnen zu verzeichnenden Mißerfolge — objektiv die Unterhöhnung des Feudalsystems und diente damit der Vorbereitung einer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung.

Die Einwirkungen der geistig-ideologischen Bewegungen Europas auf die Sorben und ihre Rezeption im sorbischen Siedlungsgebiet fanden während der spätf feudalen Epoche nahezu ausschließlich unter deutscher Vermittlung statt. Einzelne Vertreter der humanistischen Bewegung sorbischer Herkunft und Nationalität kann man frühestens an der Wende zum 16. Jh. namhaft machen. Entsprechend dem fehlenden Anteil der Sorben an den Oberschichten der wichtigen Städte blieb die Zahl sorbischer Humanisten weiterhin sehr klein.

Sieht man von den Sprachinseln um Wittenberg ab, so fand die deutsche Reformation bei den Sorben erst Eingang nach ihrer 1521 erfolgten Differenzierung und ausschließlich in der offiziellen lutherischen Prägung, d. h. als

„nationale“ Bewegung der großen deutschen Fürsten, des „christlichen Adels deutscher Nation“ und der bürgerlich-gemäßigten Kräfte. In den meisten von Sorben bewohnten Territorien wurde nach dem Anschluß des Landesfürsten an das evangelische Lager die Kirchenreformation als obrigkeitlich-administrativer Akt vollzogen (in den Wettinischen Landen begleitet von Maßnahmen zur Germanisierung). In beiden Lausitzen nahmen Adel und Patriziat als Landstände die Einführung der Reformation gegen den Willen des habsburgischen Landesherrn in eigene Regie (dieser war mit Mühe gerade noch fähig, die wirtschaftlich stärksten Klerikalherrschaften in ihrem Bestande zu schützen). Obwohl die Einführung von Predigt und Gemeindelied das Entstehen zahlreicher sorbischer Handschriften zur Folge hatte (unter ihnen 1548 die erste vollständige Übersetzung des Neuen Testaments durch M. Jakubica), fehlten die Voraussetzungen für die Verbreitung des geschriebenen sorbischen Wortes durch Druck. Vereinzelt Druckschriften (in spärlicher Zahl) erschienen erst nach 1574 und auch dann unter großen Schwierigkeiten und jeweils im lokalen Dialekt. Trotzdem hat die Reformation für die Sorben eine positive Bedeutung: Sie förderte die ersten schüchternen Anfänge einer Volksbildung.

Durch päpstliche Bulle wurde 1577 die Jurisdiktionsgewalt des Meißnischen Bischofs auf Dekan und Domkapitel zu Bautzen übertragen. Seit 1581 (Amtsverzicht des letzten Bischofs von Meißen) mußte sich das Bautzener Dekanat dem Krummstab des benachbarten Prager Erzbischofs anvertrauen. Die Beibehaltung dieses Zustandes erkannte im Traditionsrezeß von 1635 als neuer Landesherr beider Lausitzen auch der sächsische Kurfürst an. Unter dem Schutze der Krone Habsburgs wurden die Lausitzen apostolische Präfektur im „Missionsbereich“ der Jesuiten. In diesem Zusammenhang ist die Rekatholisierung der Stadt Wittichenau zu sehen. Zur Heranbildung einer einheimischen Priesterschaft wurde 1627 das Collegium Pragense errichtet. Die hiermit ins Werk geleitete Überführung der Ausbildung des sorbischen katholischen Klerikernachwuchses nach Prag verhielt den sorbisch-tschechischen Kulturbeziehungen weite Möglichkeiten, die fürderhin von nachhaltiger Wirkung in der sorbischen Geschichte sein sollten.

Als Widerspiegelung der Verelendung des Bürgertums im Dreißigjährigen Krieg und in Opposition zur lutherischen Orthodoxie in den Landeskirchen formierte sich als religiöse evangelische Bewegung der deutsche Pietismus. Es ist bleibendes Verdienst der Kreise um Spener, klar und kritisch auf das hingewiesen zu haben, was die Reformation dem sorbischen Volk noch immer vorenthielt, den allgemeinen Zugang zu den Quellen der christlichen Lehre, d. h. die gedruckte Bibel in der Muttersprache und die zu deren Selbststudium nötige Überwindung des Analphabetentums. Auch einflußreiche Kreise des Oberlausitzer Adels zeigten sich von dieser Kritik beeindruckt. Indem sie ihr nachgaben, hofften sie, den antifeudalen Volkskampf wesentlich abschirmen und dem sorbischen Untertanen Erlösung und Gleichberechtigung im Jenseits schmackhaft machen zu können. Im Ergebnis des Pietismus schufen sich die Sorben in der Markgrafschaft Oberlausitz und im Kreise Cottbus die Anfänge

eines Dorfschulwesens auf der Grundlage der Muttersprache sowie die ersten Lehrerbildungseinrichtungen. Zwischen 1668 und 1728 formierte sich das Obersorbische zur Schriftsprache, eine zweite Schriftsprache (auf der Grundlage des Cottbuser Dialektes) entstand seit Anfang des 18. Jh. im Kreise Cottbus.

Auch die Aufklärung (Rationalismus) fand unter den Sorben zunächst in ihrer deutschen Spielart Eingang, welche feudale Einrichtungen nur von der Position des Vernünftigen kritisierte und die Herrschaft des Feudalismus mit dem Fehlen der menschlichen Einsicht und der ungenügenden Verbreitung des Wissens rechtfertigte. Von Bedeutung ist, daß sich unter dem Einfluß der Aufklärung das sorbische Schrifttum neue Themenkreise erschloß. Neben den (nach wie vor dominierenden) religiösen Schriften entstanden Grammatiken und Wörterbücher, einzelne Schriften belehrenden Inhalts und beachtliche Anfänge einer weltlichen Kunstpoesie (z. B. Rycérski kërluš), die bereits von starkem demokratischem Nationalbewußtsein zeugen. Das gleiche Nationalbewußtsein spricht auch aus dem 1767 niedergelegten Testament des Advokaten J. M. Budar, der sein beträchtliches Vermögen der „Wendischen Armut“ ohne Rücksicht auf konfessionelle oder territoriale Zugehörigkeit vermachte.

### c) Von 1789 bis 1917

Um die Wende zum 19. Jh. sprachen ungefähr 250 000 Menschen sorbisch. Von diesen wohnten nach den Grenzverhältnissen vor 1807 annähernd 80 Prozent, das sind fast 200 000, in sächsischen Landesteilen, während die übrigen dem preußischen König untertan waren. Im Ergebnis des Wiener Kongresses von 1815 fiel der Hauptteil des sorbischen Siedlungsgebietes an Preußen. Jetzt blieben nur etwa 20 Prozent aller Sorben bei Sachsen, vornehmlich in der sächsischen Oberlausitz um Bautzen. Die sorbischen Landesteile Preußens wurden im wesentlichen in die beiden Provinzen Schlesien und Brandenburg eingegliedert und nach einer neuen Kreiseinteilung organisiert, wobei sorbische Bevölkerungsmehrheiten nach Möglichkeit vermieden wurden. Von insgesamt 13 Landkreisen (bzw. Ämtern) des sorbisch-deutschen Gebietes der Lausitzen (und einigen angrenzenden Territorien) hatten sorbische Mehrheiten lediglich Cottbus-Land, Calau sowie Spremberg und Hoyerswerda, die von 1816 bis 1825 in einem Kreis vereinigt waren.

Im geschlossenen Wohngebiet der Sorben beschränkte sich der deutsche Bevölkerungsanteil außerhalb der Städte in der Regel auf die zahlreichen adligen Gutsherren – der Adel war ausnahmslos deutsch – und einen Teil ihrer Angestellten.

Der sorbische Anteil unter der Stadtbevölkerung war äußerst gering. Aus der Reihe der vierzehn städtischen Siedlungen ragten Bautzen mit acht- und Cottbus mit fünfeinhalbtausend Einwohnern als einzige größere Städte heraus. Hier betrug die Zahl der Sorben etwa ein Drittel der Stadtbewohner. Ein größeres Gewicht hatte das Sorbische in den kleineren Städten. Vor allem die städtischen Unterschichten, zum Teil auch die Handwerker und



Kleingewerbetreibenden, besonders Gastwirte, bestimmten das sorbische Element der Städte.

Die Landbevölkerung war bereits beträchtlich differenziert. Im 18. Jh. hatten die unterbäuerlichen Schichten, die Büdner und Häusler mit etwas Gartenland, die einfachen Hausbesitzer und die besitzlosen Leute, rasch an Zahl zugenommen. Zum Teil mußten sie noch mehr oder weniger umfangreichen Frondiensten — die Häusler meist gegen Beköstigung auf dem Gutshof und nicht selten gegen ein Entgelt — nachkommen. Zum Teil konnten sie sich bereits als Tagelöhner frei verdingen. Neben diesen Lohnarbeitern gab es ein zahlreiches Gesinde, das auf den Gutshöfen immer noch zwangsweise dienen mußte, bei den Bauern sich aber frei vermieten konnte.

Auch die eigentliche Bauernschaft war in sich geschichtet, sowohl nach der Art der feudalen Abhängigkeit und den frondienstlichen Verpflichtungen wie auch nach der ökonomischen Fundierung ihrer Wirtschaften und dem Grad der mitunter erzielten bäuerlichen Wohlhabenheit. In den Rittergutsdörfern saßen vorwiegend kleinere Bauern. Weithin basierte die Landwirtschaft in den Lausitzen auf schlechteren Bodenarten. Aber auf dem oberlausitzischen Lößstreifen, im besonderen zwischen Kamenz und Bautzen, lagen eine größere Anzahl von der unmittelbaren Gutsherrschaft wenig beeinflusster Bauerndörfer, Dörfer des Zisterzienserinnenklosters Marienstern, Ratsdörfer der Stadt Bautzen und andere. Vor allem in diesen Dörfern hatte sich bereits eine vermögende Bauernschaft entwickelt. Zeitgenossen hoben auch die fortschrittlich betriebene Agrikultur, eine dementsprechende Marktproduktion und daher rührende Wohlhabenheit der Bauern im Kreis Cottbus hervor. Sie verdienten teilweise noch zusätzlich am Fuhrgeschäft für die Cottbuser Kaufleute, indem sie den Warentransport zwischen Cottbus und Goyatz am Schwielochsee besorgten. In Goyatz erfolgte der Umschlag zwischen Land- und Wassertransport über die Spree.

So umfaßte die soziale Struktur des sorbischen Volkes die besitzlosen Schichten in Stadt und Land, die bereits beträchtlich differenzierte Bauernschaft und das städtische Kleinbürgertum. Dieser Struktur entsprach eine sich aus Geistlichen, Lehrern, Juristen und Studenten zusammensetzende Intelligenz.

Um 1800 erreichte die seit Jahrzehnten andauernde Krise der feudalen Gutsherrschaft ihren Höhepunkt. Die Überwindung der ständischen Agrarverfassung im Sinne des bürgerlichen Fortschritts wurde zur Notwendigkeit. Neben anderen Faktoren förderte der Kampf der Bauern diese Entwicklung. Energischere Aktionen unternahmen die lausitzischen Bauern, die ihre Forderungen wiederholt mit dem deutlichen Hinweis auf die revolutionären Begebenheiten in Frankreich bekräftigten und die auch unter dem Eindruck des Kursächsischen Bauernaufstandes von 1790 standen, beispielsweise in den Dörfern der niederlausitzischen Herrschaft Leuthen (1790), wo um den Wegfall der Hofdienste und die Übertragung der Güter an die Untertanen in Erbpacht gekämpft wurde, in zahlreichen Dörfern um Lohsa in der Oberlausitz (1790), die gegen die Herrschaft auf Kaupa, Göbeln und Leichnam wegen der Ableitung

des Spreewassers zogen, und 1794 wiederum in den Dörfern des Kirchspiels Lohsa, als diese Herrschaft eine Ausdehnung der Frondienste durchzusetzen versuchte. Auch in der Standesherrschaft Sorau erhoben sich 1794 die Bauern. Der Klassenkampf der Bauern, der jetzt vor allem durch das Bedürfnis nach Beseitigung der die Weiterentwicklung der bäuerlichen Wirtschaft hemmenden feudalen Fesseln genährt wurde, trug zum endgültigen Zerfall der alten Ordnung maßgeblich bei und bereitete gleichzeitig den Boden für die im neuen Jahrhundert einsetzende Herausbildung eines neuen gesellschaftlichen Bewußtseins in der Bauernschaft.

Von den bürgerlichen Reformen des 19. Jh. sind vor allem die die Umgestaltung der Agrarverhältnisse betreffenden Gesetze zu nennen. Die grundlegenden Gesetze wurden erlassen: 1819 bis 1821 für die preußischen Teile der Lausitz; 1832 für die sächsische Oberlausitz. Mit ihnen wurde der Weg einer Umwälzung im gutsherrlichen Interesse beschritten, der den Bauern neben Freiheiten und Erleichterungen auch gewichtige Nachteile sowie neue Belastungen brachte und die Proletarisierung der unteren Schichten der Bauernschaft außerordentlich beschleunigte. Widersprüchlich gestaltete sich die bürgerliche Entwicklung auch auf anderen Gebieten. Das beweist z. B. das für die Oberlausitz verbindliche sächsische Elementarschulgesetz von 1835, das die Einführung der achtjährigen allgemeinen Schulpflicht brachte, also einen beachtenswerten gesellschaftlichen Fortschritt darstellte, aber gleichzeitig durch die Vorenthaltung der nationalen Gleichberechtigung für den sorbischen Volksteil der gewaltsamen Eindeutschung durch den Staat neue Wege ebnete. Im Mittelpunkt der sächsischen Reformen stand schließlich die 1831 erzwungene Verfassung, die den Übergang von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie einleitete und dem Volk einige wesentliche bürgerliche Grundrechte versprach.

In den Auseinandersetzungen um die Durchführung der Reformgesetze wurde das Volk schrittweise aktiviert. Das zeigte sich nicht zuletzt, zunächst in der Oberlausitz, in der Entstehung eines nationalen Bewußtseins der Lausitzer Sorben und um 1840 im Entstehen der sorbischen nationalen Bewegung.

Seit dem Beginn des 19. Jh. mehren sich die Zeugnisse des nationalen Bewußtwerdens der Sorben. So erschien in den Jahren 1809 bis 1812 die erste sorbische Zeitung, redigiert von dem Zimmermann und Autodidakten Jan Dejka in Bautzen. Dejka war seit 1808 drei Jahrzehnte lang auch Redakteur und zum Teil Herausgeber deutschsprachiger Zeitungen. Seine Hauptaufgabe sah er in der politischen Aufklärung des einfachen Volkes und in der nationalen Erziehung der Sorben im Geiste des Fortschritts.

Besonders charakteristisch wurden jedoch die vom Ideengut der Romantik ausgelöst und auf die slawische Wechselseitigkeit orientierten Bemühungen auf den Gebieten der Sprache, der Wissenschaft und der Kultur. Hervorragende Repräsentanten des sorbischen nationalen Lebens waren Handrij Lubjeński (1790–1840, Studium in Leipzig), Pfarrer in Bautzen, und Handrij Zejler (1804–1872, Studium in Leipzig), der Begründer der modernen sorbi-

schen Literatur. Ihnen folgten etwas später die führenden Männer in den Jahren des Vormärz und der Revolution Jan Pětr Jordan (1818–1891, Studium in Prag), die zentrale slawische Persönlichkeit in der Messestadt Leipzig der vierziger Jahre und 1848 ein maßgeblicher Träger des Prager Slawenkongresses, sowie Jan Arnošt Smoler (1816–1884, Studium in Breslau), für Jahrzehnte der eigentliche nationale Organisator des sorbischen Volkslebens. Sorbische Gymnasiasten- und Studentenvereine entstanden bzw. wurden reaktiviert in Bautzen, Breslau, Prag, Leipzig. Wichtige Ereignisse waren die seit 1845 regelmäßig stattfindenden Sängereisen, die die Ausbreitung der nationalen Bewegung stark förderten, und die Gründung des wissenschaftlichen Vereins „Mačica Serbska“ im Jahre 1847, die die Zusammenfassung der auf dem Gebiet der Volksbildung wirkenden Kräfte ermöglichte.

Die Zuspitzung der sozialen und politischen Widersprüche zu Beginn des Jahres 1848 führte die noch junge nationale Bewegung der Sorben in eine neue Etappe ihrer Entwicklung, in der

- a) sich die Verbindung mit der neu entstehenden oberlausitzisch-sorbischen Bauernbewegung vollzog,
- b) eine beträchtliche Differenzierung in den Reihen der Intelligenz einsetzte und
- c) die sich zuvor vorwiegend auf wissenschaftlicher und kultureller Ebene verwirklichende Bewegung mit den politischen Auseinandersetzungen dieser Zeit konfrontiert wurde.

Konservative Elemente (eine kleine Minderheit unter der Intelligenz, darunter einige Mitglieder des Mačica-Vorstandes) stellten sich schützend vor die Kräfte des politischen Beharrens und damit gegen die sorbische Volksbewegung. Bewußte Demokraten (ebenfalls eine kleine Minderheit der Intelligenz, nämlich fortschrittliche sorbische Lehrer) unterstützten die Bauern vorbehaltlos und suchten die Zusammenarbeit mit den im Bautzener Vaterlandsverein vereinigten deutschen Demokraten. Ihre Forderungen zielten auf eine möglichst radikale Beseitigung der feudalen Überreste in der Agrar- und Staatsverfassung. Die auf den Positionen der Liberalen stehende Mehrheit der sorbischen Intelligenz unterstützte ebenfalls die Bauernbewegung, suchte ihr aber die radikale Spitze zu nehmen. Von Ansätzen des nationalen Erwachens zu Beginn des 19. Jh. führte der Weg bis zur Herausbildung einer nationalen Bewegung der Sorben, die im Revolutionsjahr 1848 ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte.

Die undemokratische Reichseinigung „von oben“ im Jahre 1871 brachte dem Volk mehrfache und äußerst verhängnisvolle Belastungen, im besonderen die Stärkung des preußisch-deutschen Militarismus und den deutschen Großmachtchauvinismus als beherrschende Ideologie. In den folgenden Jahrzehnten erfolgte der Übergang zum reaktionären monopolistischen Kapitalismus und die Industrialisierung auch des lausitzischen Territoriums in der ihm eigenen

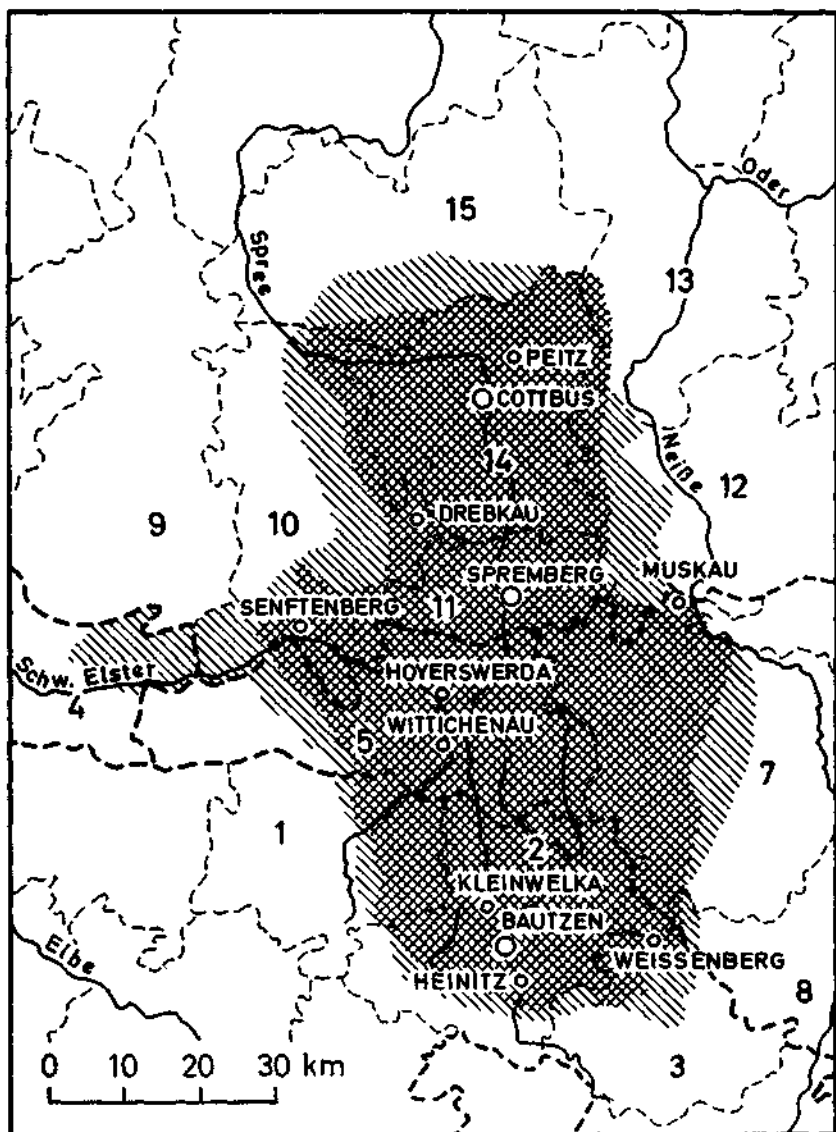


Abb. 128. Das sorbische Sprachgebiet um 1884

--- Landes- bzw. Provinzgrenze; ··· Kreisgrenze; ○ Orte mit deutschen Sprachmehrheiten; kariert: sorbisches Sprachgebiet (Mehrheit spricht sorbisch); schraffiert: alte Generation spricht noch sorbisch

Amtshauptmannschaften bzw. Kreise:

- 1 Kamenz, 2 Bautzen, 3 Löbau (Kreishauptmannschaft Bautzen/Sachsen)
- 4 Liebenwerda (RB. Merseburg/Provinz Sachsen)
- 5 Hoyerswerda, 6 Sagan (östlich von Muskau), 7 Rothenburg, 8 Görlitz (RB. Liegnitz/Provinz Schlesien)
- 9 Luckau, 10 Calau, 11 Spremberg, 12 Sorau, 13 Guben, 14 Cottbus, 15 Lübben (RB. Frankfurt/O. Provinz Brandenburg)

Art. Das kapitalistische System der Landwirtschaft hatte die fortschreitende Verarmung der großen Mehrheit der Bauernschaft zur Folge. Nur eine dünne Schicht ökonomisch starker Großbauern, vor allem auf dem oberlausitzischen Lößstreifen, konnte sich unter diesen Voraussetzungen behaupten. Diese Entwicklung bedeutete für die Sorben als Minderheit die ernsthafteste Bedrohung ihrer nationalen Existenz und leitete die schwersten Jahrzehnte ihrer Geschichte ein (Abb. 128).

Auch die humanistischen Bestrebungen um die Erhaltung der sorbischen Kultur und Sprache führten zur Opposition gegenüber der Politik des deutschen Imperialismus, die auch auf die Verdrängung und gewaltsame Eindeutschung der nichtdeutschen Minderheiten hinzielte. Führend im sorbischen Kulturleben waren jetzt vor allem Jakob Bart-Čišinski (1856–1909, Studium in Prag), die bedeutendste sorbische Dichterpersönlichkeit, und Arnošt Muka (1854–1932, Studium in Leipzig), ein hervorragender Wissenschaftler, die aus der sogenannten jungsorbischen Bewegung der siebziger Jahre hervorgegangen sind. Neben ihnen stand noch der ältere Michal Hórnik (1833–1894, Studium in Prag). Und in der Niederlausitz wirkten vor allem Kito Šwjela (1836 bis 1922, Studium auf dem Lehrerseminar in Neuzelle) und später dessen Sohn Bogumił Šwjela (1873–1948, Studium in Halle und Berlin). Auch in der Niederlausitz gab es am Ende des Jahrhunderts einen Aufschwung im nationalen Leben der Sorben. Grundlegende Bedeutung hatte das Bewußtsein, einer Gruppe von unterdrückten Völkern anzugehören, die ebenfalls slawische Sprachen redeten. Das bestärkte Schriftsteller und Wissenschaftler in ihrem Selbstbewußtsein und gab ihnen die Kraft im Ringen um die kulturelle Entwicklung und geistige Emanzipation des sorbischen Volkes. Denn noch erkannte man in der revolutionären Arbeiterklasse nicht die einzig reale und führende Kraft im Kampf gegen das Unterdrückungs- und Ausbeutungssystem des Imperialismus.

In den achtziger Jahren kam in der sächsischen Oberlausitz allmählich eine neue sorbische Bauernbewegung auf. Zunächst waren die Bauern lediglich darauf bedacht, eine von den Gutsherren unabhängige und selbständige Stellung zu erringen. Doch knapp eine Generation später bildete sich ein äußerst gespannter Gegensatz zwischen Bauern und Großagrariern heraus, eine Bauernopposition gegen die Junker auf den Gütern und in den oberlausitzischen Behörden, die noch von den Großbauern geführt wurde. Diese stellten sich an die Spitze der Bewegung, um eine politische Hinwendung der armen Bauern zur Sozialdemokratie zu verhindern. Die Bauern kämpften gegen feudale Überreste in den Agrarverhältnissen (Privilegien der Rittergüter u. a.) wie auch gegen die Entrechtung der sorbischen Sprache. Der mit dem Volke verbundene Teil der Intelligenz stand an der Seite der Bauern. Besonderen Einfluß hatte Čišinski. Er achtete auf die nationale Einheit in dieser Bewegung. Doch bald nach seinem Tode (1909) führte die von den Kleinbauern ausgehende weitere Radikalisierung dazu, daß die Großbauern zurückwichen. Vertreter des sorbischen demokratischen Kleinbürgertums und die werktätige

Bauernschaft führten den Kampf gemeinsam weiter. Aus der Notwendigkeit der stärkeren Zusammenfassung aller oppositionellen Kräfte erfolgte 1912 die Gründung der Domowina als Dachorganisation der sorbischen Vereine.

#### d) Von 1917 bis zur Gegenwart

Der erste Weltkrieg unterbrach die Entwicklung der 1912 gegründeten Domowina, die die Verteidigung der Rechte des durch den deutschen Imperialismus in seiner Existenz bedrohten sorbischen Volkes zu ihrem Programm erhoben hatte. Trotz der Unterdrückung jeglicher demokratischer Regungen und der verschärften Zensurbestimmungen während des Krieges schwelten Unwillen und Proteste gegen das Bauernlegen der Junker und gegen die wachsende nationale Unterdrückung. Mit dem Ausbruch der Novemberrevolution 1918 brachen diese Widersprüche offen auf. Sie prägten das Programm des unter der Leitung des christlichen radikalen kleinbürgerlichen Demokraten Arnošt Bart stehenden Wendischen Nationalausschusses. Den Forderungen der Dorfarmut folgend, forderte Bart u. a. die Aufteilung der Güter über 80 ha, die Entmachtung der Monopole, Brechung des Bildungsprivilegs, nationale Gleichberechtigung und autonome Verwaltung der Lausitz. Als die Verhandlungen mit der sächsischen Regierung ohne Erfolg blieben, wandte er sich an die Versailler Friedenskonferenz, von der er vergeblich die Erfüllung seines Programms erhoffte.

Die Revolution hatte weder die sozialen Forderungen der werktätigen Dorfbewölkerung erfüllt noch die nationale Gleichberechtigung verwirklicht; dennoch bot die Verfassung der jungen Republik, bei allen ihren Schwächen, den demokratischen Kräften einen breiteren Spielraum, den auch die Führung der sorbischen nationalen Bewegung entschlossen nutzte. Wohl sollte ein vielfältiges System von Einrichtungen, das von der staatlichen Wendenabteilung geleitet wurde, deren Hauptaufgabe die „Förderung des Aufgehens der Wenden im Deutschtum“ und die „Verhinderung einer möglichen Einflußnahme des radikalen Sozialismus auf die Wendenbewegung“ war, die sorbische nationale Bewegung lähmen. Trotzdem wurden die in der Novemberrevolution errungenen Konzessionen energisch verteidigt. Sorbische kulturelle und wirtschaftliche Vereinigungen, Verbände und Institutionen breiteten sich aus. Von den deutschen bürgerlichen Parteien, die an ihren chauvinistischen Positionen festhielten, und ebenso von der SPD war keine Unterstützung zu erwarten. Als einzige politische Partei hat die KPD in den Jahren 1926 und 1927 im Sächsischen Landtag Gesetzentwürfe zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung eingereicht.

In dem Maße, wie sich die Lage der werktätigen Dorfbewölkerung verschlechterte und der Einfluß der revolutionären Arbeiterbewegung wuchs, beschleunigte sich der Differenzierungsprozeß in der Führung der sorbischen nationalen Bewegung. Ihr großbürgerlicher Flügel versuchte, seine Klasseninteressen auf klerikalen und antikommunistischen Positionen zu wahren. Als

die halbproletarischen und kleinbäuerlichen Kräfte in der sorbischen nationalen Bewegung immer energischer auf die Erfüllung der sozialen und nationalen Forderungen drängten und nach Kontakten mit der revolutionären Arbeiterbewegung suchten, konnten ihnen auch die kleinbürgerlichen Kreise in der Führung, die 1918 das Programm formuliert hatten, nicht mehr folgen. Der linke kleinbäuerliche Flügel gründete 1926 seine eigene Organisation, den Lausitzer Bauernbund, der sich in die antiimperialistische Einheitsfrontbewegung einreichte.

Der Faschismus, der alle verfassungsmäßigen demokratischen Rechte beseitigte und die Arbeiterklasse sowie alle anderen demokratischen Kräfte grausam unterdrückte, verfolgte auch die nationalen Minderheiten Deutschlands und ging dabei gegen das sorbische nationale Leben vor. Er zerschlug den Lausitzer Bauernbund, erzwang die Auflösung der Turn- und Sportvereinigung Sokol, verbot vorübergehend die Tageszeitung „Serbske Nowiny“ und drang auf Gleichschaltung der sorbischen Presse. Viele sorbische Arbeiter, Kommunisten, Sozialdemokraten sowie nationalbewußte Angehörige der sorbischen Intelligenz wurden verhaftet, und in der Oberlausitz begann die zwangsweise Aussiedlung sorbischer Lehrer und Pfarrer. Die Möglichkeiten für die legale Tätigkeit der Domowina wurden stark eingeschränkt, ihre Veranstaltungen polizeilich überwacht. Seit 1935 sah das faschistische System in der reorganisierten Domowina ein wachsendes Hindernis für die Ausbreitung der faschistischen Ideologie unter den Sorben. Die Regierung, die Organisationen und Gliederungen der NSDAP sowie – auf persönlichen Befehl Hitlers – der Bund Deutscher Osten errichteten ein ausgedehntes Unterdrückungssystem. Sie hielten jedoch damals die offene Liquidierung der Domowina noch nicht für ratsam, um nicht den Aufbau ihrer fünften Kolonnen unter den deutschen Minderheiten, insbesondere in den slawischen Ländern, zu komplizieren. Ein Vertreter des Auswärtigen Amtes forderte, bei allen Maßnahmen gegenüber den Wenden zu berücksichtigen, daß diese schwerwiegende Rückwirkungen zum Nachteil der deutschen Volksgruppen im Ausland bewirken könnten. Daher wurde das rigorose Vorgehen gegen die sorbische nationale Minderheit zunächst getarnt, man errichtete Kindergärten, in denen die Eindeutschung forciert wurde, setzte „im Volkstumskampf“ bewährte Lehrer in den Schulen sorbischer Dörfer ein, förderte die faschistische Jugendorganisation, verstärkte die Überwachung der sorbischen Intelligenz, führte erneute Verhaftungen durch, verdeutschte sorbische Ortsnamen, veranstaltete aber demagogisch nazistische „Spreewaldfeste“ bei gleichzeitiger Leugnung des sorbischen Elements und popularisierte z. B. die Gedichte Handrij Zejlars als „Deutsches Kulturgut“.

Da es den Faschisten trotzdem nicht gelang, ihre Ziele zu verwirklichen, forderte der Vorsitzende des Bundes Deutscher Osten, Theodor Oberländer, energisch, „daß nunmehr ein eindeutiger Weg beschritten und schnelle Arbeit geleistet werden muß, wenn eine weitere Zunahme des politischen Wendentums unter der Propaganda der Domowina verhindert werden soll“. Die

Hauptversammlung der Vertrauensleute der Domowina lehnte einen von den Faschisten ausgearbeiteten Satzungsentwurf entschieden ab. Daraufhin wurde die Organisation am 18. März 1937 verboten. Mit dem Verbot wurde eine neue Welle von Verfolgungen und Verhaftungen eingeleitet. Zusammen mit der Domowina wurden endgültig alle ihr angeschlossenen Zeitungen und Zeitschriften liquidiert, die wissenschaftliche Gesellschaft „Maćica Serbska“, ihre Bibliothek und die Bestände des Museums im Wendischen Haus beschlagnahmt. Außerdem wurden der sorbische Verlag und die Druckerei, deren Besitzer Dr. Jan Cyž war, geschlossen, Literatur im Werte von weit über 100 000 Mark vernichtet und das Eigentum der sorbischen Vereine als „staatsfeindliches Vermögen“ beschlagnahmt.

Unmittelbar nach Kriegsausbruch verschleppten die Faschisten auch in die Lausitz immer mehr Kriegsgefangene und sogenannte Ostarbeiter. In vielen Betrieben und Dörfern gewährten Sorben diesen Opfern faschistischer Gewaltherrschaft ungeachtet der drohenden Strafen auf verschiedene Weise materielle und ideelle Hilfe und widersetzten sich so faschistischen Anordnungen. Viele mußten dafür mit Kerker und mit dem Leben bezahlen. Alles Sorbische wurde besonders im Krieg grausam unterdrückt. Noch im Mai 1940 mußten geheime Memoranden eingestehen, die Sympathien großer Teile der sorbischen Bevölkerung mit den Polen und anderen Slawen seien so stark, daß sie die Sicherheit des Reiches bedrohen. Im gleichen Jahr entwarf Himmler seine berühmte Denkschrift „Einige Gedanken über die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten“; sie enthielt seine Konzeption für die Versklavung von Millionen Slawen, in die er auch Teile der sorbischen Bevölkerung, die ausgesiedelt werden sollte, einbezogen wissen wollte. Die Faschisten setzten die Zwangsversetzung sorbischer Lehrer und Pfarrer aus der Oberlausitz in verstärktem Maße fort. In der Niederlausitz stellte der Sicherheitsdienst des Reichsführers SS Listen für die Aussiedlung zusammen. Das sorbische Volk sollte physisch ausgerottet werden.

Die Befreiung Deutschlands vom Hitlerfaschismus im Jahre 1945 war die Grundlage für die Überwindung der sozialen, politischen und nationalen Ausbeutung und Unterdrückung der noch etwa 100 000 Angehörige zählenden sorbischen Nationalität (Abb. 129). Die antifaschistisch-demokratische Umwälzung wurde in der Lausitz in – freilich bei weitem nicht immer in ihrer ganzen Tiefe erkannter – Gemeinschaft revolutionärer Aktionen breiter Schichten des sorbischen und deutschen Volkes, unter Führung der revolutionären Partei der Arbeiterklasse (zunächst der KPD, seit April 1946 der SED) und tatkräftig gefördert von den Organen der sowjetischen Militärverwaltung, verwirklicht. Dazu gehören vor allem die Einsetzung von Selbstverwaltungsorganen, der Aufbau der Wirtschaft durch die Werktätigen sowie die erfolgreiche Durchführung der demokratischen Reformen 1945/46, insbesondere der Bodenreform, und des Volksentscheids gegen die Nazi- und Kriegsverbrecher. Die mit der demokratischen Bodenreform vollzogene Entmachtung der fast ausschließlich deutschen Großgrundbesitzer war eine



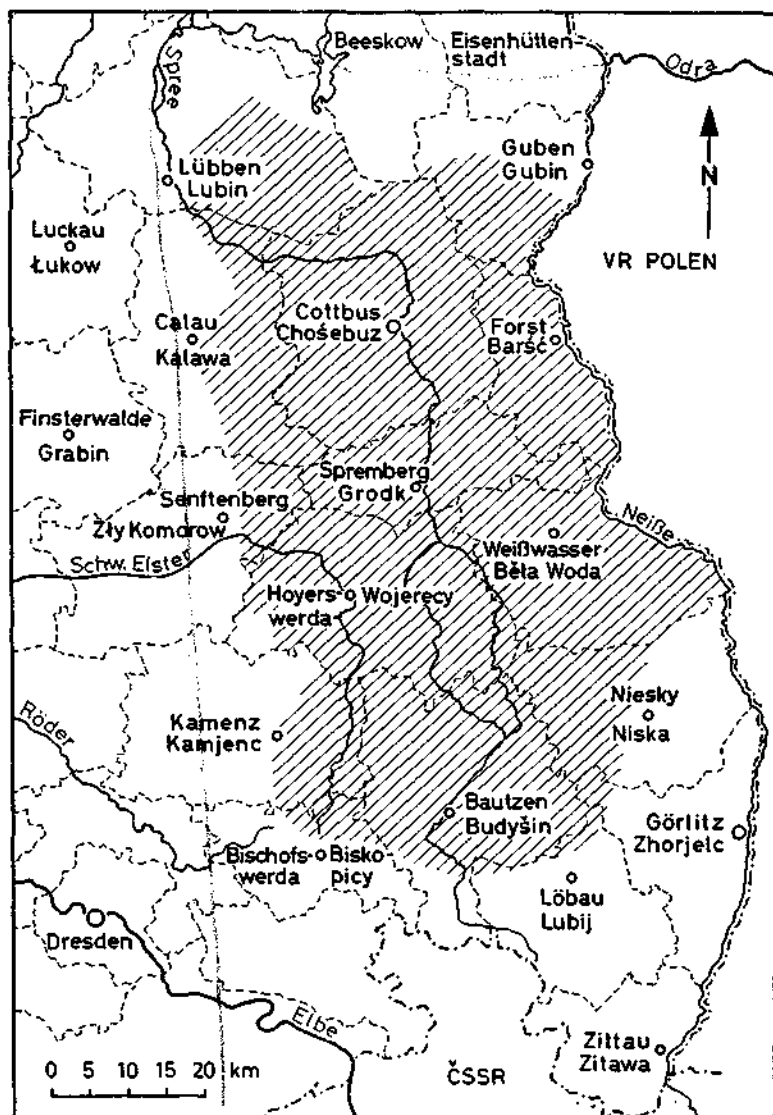


Abb. 129. Das deutsch-sorbische Siedlungsgebiet in der DDR

wesentliche Voraussetzung für die Befreiung der meisten Sorben von jahrhundertelanger sozialer wie nationaler Ausbeutung, Unterdrückung und Entrechtung, für die Herstellung ihrer Gleichberechtigung. Bei der Enteignung und Verteilung des ihren Vorfahren vor Jahrhunderten geraubten Bodens haben die sorbischen Bauern bewiesen, daß sie eins sind mit dem großen

Kampf aller antifaschistischen und demokratischen Kräfte Deutschlands. Ähnlich aktiv war die Anteilnahme der Sorben an der Vorbereitung und Durchführung des Volksentscheids in Sachsen vom 30. Juni 1946. Hierbei lagen alle gemischtnationalen Landkreise sowohl in der Wahlbeteiligung als auch nach dem prozentualen Anteil der Ja-Stimmen über dem Landesdurchschnitt.

Damit waren die Bedingungen für eine demokratische Lösung der Nationalitätenfrage gegeben, wozu unter anderem die Entfaltung einer breiten kulturellen Tätigkeit in den Dörfern, die Einführung der sorbischen Sprache in die demokratische Schule, die Gründung des Sorbischen Lehrerbildungsinstituts und die Anfänge einer neuen sorbischen Presse gehörten. Die sorbische nationale Bewegung überwand anfängliche nationalistische Anschauungen und separatistische Bestrebungen kleinbürgerlicher Führungskräfte und schloß sich dem Kampf des deutschen Volkes an, wobei einerseits die bourgeoise Narodna rada verdrängt wurde und sich andererseits die Domowina zunehmend zur umfassenden antifaschistisch-demokratischen Massenorganisation der Lausitzer Sorben entwickelte. Entscheidenden Anteil an diesem Prozeß hatte die SED, der auch viele Sorben beitraten und die durch ihre kluge Bündnispolitik einen immer größeren Einfluß auf die werktätige sorbische Bevölkerung ausübte und schließlich ihre Führung übernahm. Dieser Prozeß fand mit der Reorganisation der Domowina (1950/52) seinen Abschluß.

Durch die Annahme des Gesetzes zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung im Sächsischen Landtag am 23. März 1948 und den Artikel 11 in der Verfassung der DDR von 1949 war die Nationalitätenfrage der Sorben im Ergebnis der antifaschistisch-demokratischen Umgestaltung juristisch gelöst, ihre Gleichberechtigung staatsrechtlich gewährleistet. Auf dieser Grundlage entwickelten und festigten sich zwischen den sorbischen und deutschen Werktätigen Beziehungen der Freundschaft und Gleichberechtigung.

Mit der am 7. Oktober 1949 erfolgten Gründung der Deutschen Demokratischen Republik als des deutschen Staates des Friedens, der Demokratie, der Freiheit und des Sozialismus fand die sorbische Bevölkerung erstmals in ihrer Geschichte ihr wahres Vaterland. Hier wurden alle revolutionären, demokratischen, humanistischen und friedliebenden Traditionen der sorbischen Geschichte verwirklicht. Unmittelbaren Einfluß auf die Lebensbedingungen der Sorben hat die Tatsache, daß die industrielle Basis der Lausitz bedeutend erweitert wurde. Früher kapitalistische Betriebe wurden als volkseigene ausgebaut und modernisiert, und es wurden neue sozialistische Großbetriebe errichtet. Der Bezirk Cottbus entwickelt sich zum Kohle- und Energiezentrum der Republik. Nach Errichtung der Arbeiter-und-Bauern-Macht und der Beseitigung des Klassenantagonismus und damit der Liquidierung jeglicher nationaler Rechtsungleichheit und Privilegien, nach Herstellung der Gleichberechtigung der Sorben dient dieser gesellschaftliche Fortschritt nun allen Bürgern gleichermaßen und ist wesentlicher Bestandteil bei der Verwirk-

lichung der faktischen Gleichheit der sorbischen Nationalität, ihrer freien Entwicklung und Entfaltung.

Die im Frühjahr 1960 vollendete sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft entsprach völlig den Interessen auch der sorbischen Bauern. Die Bauernbefreiung in der DDR war die endgültige Erfüllung ihres jahrzehntelangen Kampfes gegen soziale Ausbeutung sowie politische und nationale Unterdrückung. Sie schuf die objektiven Grundlagen für neue, sozialistische zwischennationale Beziehungen auch auf dem Dorf.

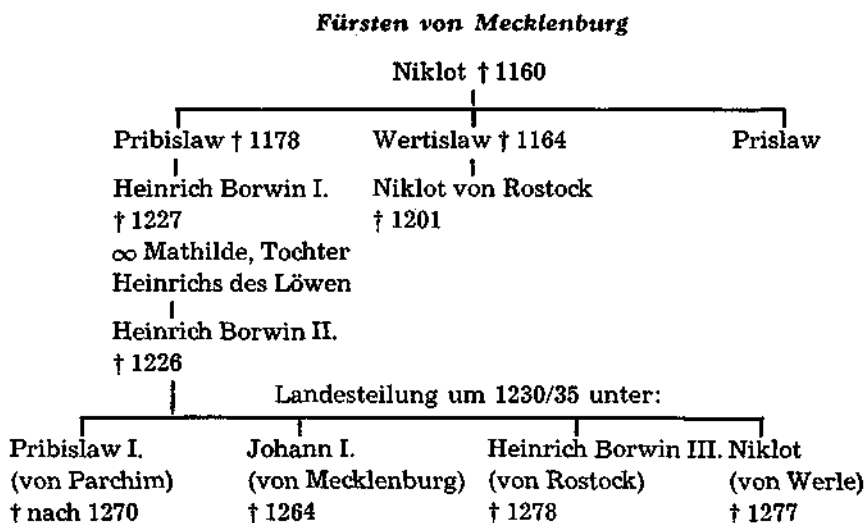
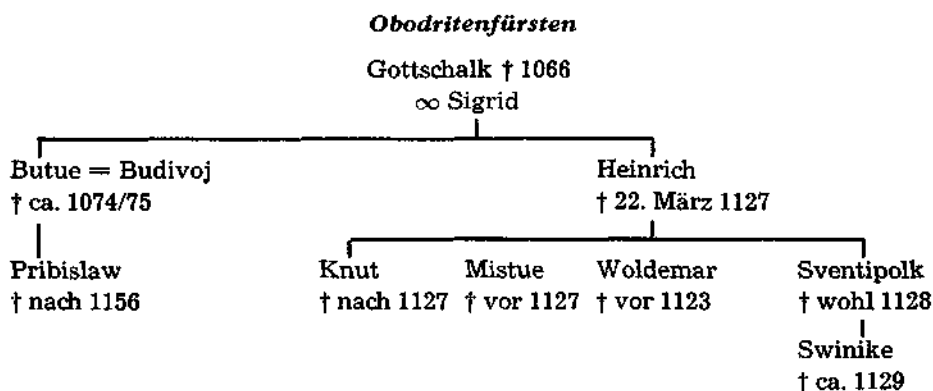
Auf der Grundlage des Gesetzes zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung und Artikel 11 der ersten Verfassung der DDR wurde eine Reihe von Institutionen zur Wahrung und Förderung der spezifisch nationalen Interessen der Sorben geschaffen: Organe für Sorbenfragen in den Ministerien des Innern, für Volksbildung und für Kultur sowie entsprechende Arbeitsgruppen bei den Ersten Stellvertretern der Vorsitzenden der Räte der Bezirke Cottbus und Dresden und der 12 gemischtnationalen Kreise (Bautzen, Calau, Cottbus-Land und -Stadt, Forst, Guben, Hoyerswerda, Kamenz, Lübben, Niesky, Spremberg, Weißwasser), die eng mit den mehr als 2000 sorbischen Abgeordneten von der Volkskammer bis zur Gemeindevertretung zusammenwirken; 9 sorbische Oberschulen – darunter zwei erweiterte in Cottbus und Kleinwelka (Kr. Bautzen) – und 85 Oberschulen mit sorbischem Sprachunterricht sowie entsprechende Kindergärten; das Sorbische Institut für Lehrerbildung, das bisher über 1700 Lehrer und Erzieher absolvierten; das Institut für sorbische Volksforschung in Bautzen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und das Sorbische Institut an der Karl-Marx-Universität Leipzig; der VEB Domowina-Verlag Bautzen, der jährlich 70–80 Buchtitel sowie je 5 Zeitungen und Zeitschriften herausgibt; das Staatliche Ensemble für sorbische Volkskultur, das Deutsch-Sorbische Volkstheater Bautzen und die Sorbische Redaktion beim Sender Cottbus von Radio DDR.

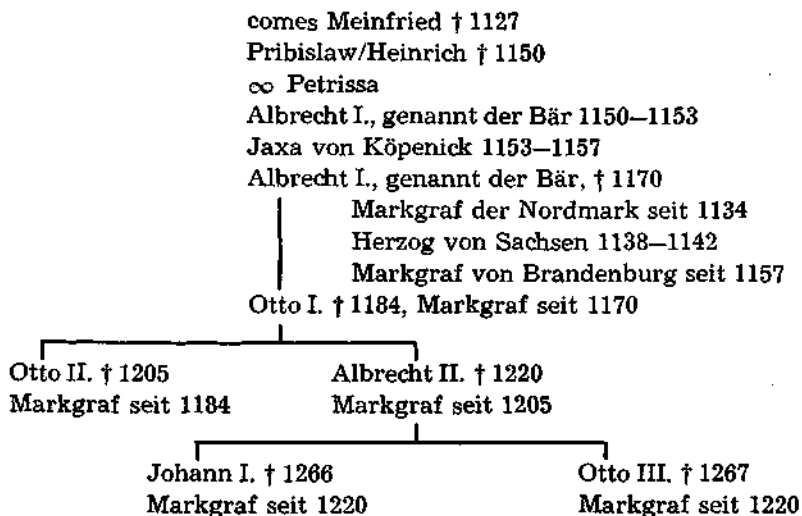
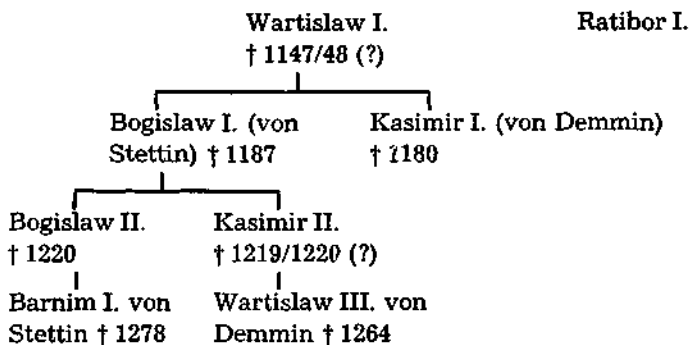
Die Schaffung der Grundlagen des Sozialismus und der entfaltetete sozialistische Aufbau verhalfen den beiden miteinander verbundenen fortschrittlichen Tendenzen in der nationalen Frage zum Durchbruch – einerseits der stürmischen und allseitigen Entwicklung der sorbischen Nationalität, und andererseits der gegenseitigen Annäherung, Beeinflussung und Bereicherung von Sorben und Deutschen. Damit entwickelten sich zwischen ihnen neue sozialistische zwischennationale Beziehungen des vollkommenen gegenseitigen Vertrauens, der ständigen freiwilligen Zusammenarbeit und gegenseitigen Hilfe. Wie sich mit dem entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus die sozialistische Menschengemeinschaft des Staatsvolkes der DDR herausgebildet hat, entwickelte sich in diesem Rahmen die Einheit der Interessen und Bestrebungen von Deutschen und Sorben. Dabei garantiert die sozialistische Verfassung von 1968 in Artikel 40: „Bürger der Deutschen Demokratischen Republik sorbischer Nationalität haben das Recht zur Pflege ihrer Muttersprache und Kultur. Die Ausübung dieses Rechts wird vom Staat gefördert.“<sup>33</sup>

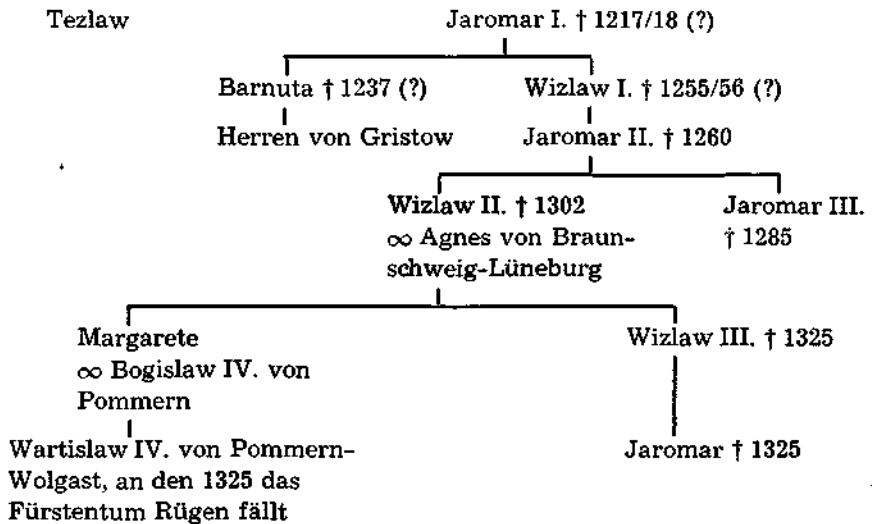
## IX. Anhang

### 1. Genealogische Reihen slawischer und deutscher Fürsten im 12. und 13. Jahrhundert

Bei den folgenden Tabellen handelt es sich um verkürzte und vereinfachte genealogische Zusammenstellungen der im Kapitel „Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jh. und die Herausbildung der vollentwickelten Feudalgesellschaft zwischen Elbe und Oder (S. 313 ff.) genannten wichtigsten slawischen und deutschen Feudalherren und Dynastien. Als Grundlage diente die in diesem Abschnitt aufgeführte Literatur.



**Slawische Fürsten und deutsche Markgrafen von Brandenburg****Herzöge von Pommern**

*Slawische Fürsten von Rügen bis 1325**Markgrafen der Nordmark*

Udo III. von Stade † 1106, Markgraf seit 1087

Rudolf I. von Stade † 1124 (als Vormund für seinen Neffen Heinrich Markgraf bis 1114)

Helperich von Plötzkau † 1118, Markgraf seit 1112

Heinrich II. von Stade † 1128, Markgraf seit (1106)/1114

Udo IV. von Stade, genannt von Freckleben, † 1130, Markgraf wohl 1129/30

Konrad von Plötzkau † 1133, Markgraf seit 1130

Albrecht der Bär † 1170, Markgraf seit 1134

*Herzöge von Sachsen*

Magnus Billung † 1106, Herzog 1072–1106

Lothar von Supplinburg † 1137, Herzog 1106–1137

Heinrich der Stolze † 1139, Herzog 1137–1138

Albrecht der Bär † 1170, Herzog 1138–1142

Heinrich der Löwe † 1195, Herzog 1142–1180

Bernhard von Anhalt † 1212, Herzog 1180–1212

## 2. Die slawischen Wörter in den deutschen Mundarten im ehemaligen slawischen Siedlungsgebiet westlich der Oder

Die auf heute deutschem Gebiet früher gesprochenen slawischen Sprachen haben während ihres Zusammenlebens mit der deutschen Sprache bis zur Ablösung der slawischen Sprachen durch das Deutsche außer Namen auch Wörter im Deutschen hinterlassen. Die Menge der heute noch im Deutschen vorhandenen Wörter slawischer Herkunft ist bedeutend geringer als die Zahl der slawischen Namen. Ein Grund dafür ist, daß der Wortschatz in den Jahrhunderten sich durch Aussterben und Neuaufnahme von Wörtern bedeutend schneller verändert als der Namenbestand. Vor Jahrhunderten ins Deutsche gelangte slawische Wörter sind später ausgestorben; wir haben in alten deutschen Quellen slawische Wörter, die heute nicht mehr vorkommen. Andererseits hörte der Neuzugang slawischer Wörter in das Deutsche nach dem Aussterben der betreffenden slawischen Sprachen auf. Der Bestand slawischer Wörter im Deutschen ist also im Laufe der Zeit immer geringer geworden. — Außer dem Namenbestand und dem Wortschatz zeigen in den deutschen Mundarten auch die Wortbildung, die Aussprache, der Satzbau und andere Bereiche slawische Einflüsse. Deren Menge ist aber mit Abstand geringer, und sie sind noch wenig untersucht worden. — Der Bestand slawischer Wörter im Deutschen jedoch ist beträchtlich, auch nach seiner Verminderung in den letzten Jahrhunderten; der Feststellung und Untersuchung dieses Bestandes sind besonders im letzten Jahrzehnt und besonders in der DDR erfolgreiche Arbeiten gewidmet worden.

In den einst slawischen und dann von Deutschen besiedelten Gebieten gelangten slawische Wörter auf zwei Wegen in das Deutsche; die Deutschen übernahmen während des Zusammenlebens slawische Wörter in ihre Sprache, und die Slawen bewahrten slawische Wörter auch, nachdem sie ihre slawische Sprache aufgegeben und die deutsche übernommen hatten. Solche slawisch-deutschen Kontakte und Sprachwechsel fanden in sehr vielen Gebieten statt, von der Ostsee bis in die Ostalpen, vom Gebiet westlich der Saale bis ins Gebiet ostwärts der Weichsel. Die Aufnahme slawischer Wörter in das Deutsche war in all diesen weit auseinander liegenden Gebieten unabhängig voneinander. Reliktwörter (Restwörter) in einem deutschen Gebiet sind die slawischen Wörter, die in diesem Gebiet durch den slawisch-deutschen Sprachwechsel ins Deutsche gelangten, die also der deutschen Sprache dieses Gebietes sehr früh angehörten, nicht später von außen eingewandert sind.

Aber viele dieser slawischen Reliktwörter sind nach ihrer Aufnahme in das Deutsche eines Gebietes in andere Gebiete und Mundarten des Deutschen weitergewandert, unter anderem mit Siedlungsbewegungen und durch Verkehrsverbindungen. Die Wörter einer Mundart konnten auch in die deutsche Schriftsprache oder in eine mundartliche Umgangssprache gelangen und von hier aus in andere Mundarten. Wir haben also in den deutschen Mundarten

verschiedener Gebiete auch slawische Wörter, die nicht unmittelbar auf slawisch-deutschem Sprachwechsel in den betreffenden Gebieten beruhen, sondern erst von außen hierher gelangten. Sogar bis ins Dänische, Schwedische, Niederländische, Friesische und andere Sprachen sind solche slawischen Wörter weitergewandert.

Andere slawische Wörter sind auf noch anderen Wegen in das Deutsche gelangt: durch Handelsbeziehungen, Kriegsereignisse, kulturellen Austausch u. a. Im Unterschied zu den „Reliktwörtern“ sind das „Fernentlehnungen“, die also nicht Reste der auf dem heute deutschen Gebiet früher lebenden slawischen Sprachen sind. Zum Beispiel haben wir in der deutschen Schriftsprache und in den Mundarten Mecklenburgs russische Wörter; auch tschechische, polnische und serbokroatische Wörter sind auf solchen Wegen in das Deutsche gelangt.

Wegen dieser Verschiedenheit der Herkunft slawischer Wörter im Deutschen und infolge der Wanderung dieser Wörter innerhalb des ganzen deutschen Sprachgebietes in der Zeit nach ihrer Entlehnung ist das ursprüngliche Bild verdeckt, nämlich der Bestand slawischer Wörter, die in den verschiedenen Gebieten der alten slawischen Besiedlung in diesen Gebieten in das Deutsche gelangten und also Reste der slawischen Sprachen in eben diesen Gebieten sind. — Das Ausscheiden der durch Wanderung im Deutschen später weitverbreiteten Wörter wird dadurch weiter erschwert, daß häufig ein und dasselbe slawische Wort in verschiedenen deutschen Gebieten unabhängig voneinander aufgenommen wurde, zum Beispiel poln., russ. *granica*, tschech. *hranica* — *Grenze*; in allen slawischen Sprachen *malina* — *Maline* „Himbeere“; slaw. \**dvŕbnica* „Stube“ — mittelniederdt. *dornitze*, niederdt. *Döns* — althochdt. *turniza*, bairisch-österreichisch *Türnitz*.

Slawische Restwörter finden wir nicht nur in den deutschen Mundarten zwischen der Oder und der alten Westgrenze der slawischen Besiedlung. So bewahren die bairisch-österreichischen Mundarten, vor allem in Österreich, viele slowenische Wörter. Wir haben slawische Reliktwörter auch in deutschen Mundarten solcher Gebiete, die heute nicht mehr deutsch sind. Auch hier kamen im Mittelalter deutsche Siedler in slawische Gebiete, und in ihre deutschen Mundarten gelangten slawische Wörter; nach Jahrhunderten deutscher Anwesenheit wurden diese Gebiete wieder slawisch (1918 und 1945). Es sind das die deutschen Mundarten ostwärts der Oder bis zur Memel (in Pommern, Westpreußen, Ostpreußen), in Schlesien und in Böhmen. Die räumliche Ausdehnung slawisch-deutschen Sprachwechsels und der mit ihm verbundenen slawischen Wörter im Deutschen reicht also über das Gebiet zwischen Oder und Elbe-Saale weit hinaus. Die enge historische Verwandtschaft und Verbindung zwischen den slawischen Reliktwörtern in noch heute lebenden deutschen Mundarten und jenen ausgestorbenen ist offenbar. Zum Beispiel haben an der Wanderung slawischer Wörter durch das ganze deutsche Gebiet auch slawische Wörter jener jetzt ausgestorbenen deutschen Mundarten teilgenommen.



In den thematischen Zusammenhang dieses Werkes gehört also nur ein kleiner Teil des Gesamtbestandes der slawischen Wörter im Deutschen. Gerade in der deutschen Schriftsprache besonders wichtige Wörter müssen fehlen, weil sie nicht „Restwörter“ in dem hier dargelegten Sinn sind, zum Beispiel *Hamster, Zobel, Ziesel, Kürschner, Stieglitz, Zeisig, Zander, Gurke, Prahm*.

Im folgenden wird der Bestand eigentlicher slawischer Restwörter in den Mundarten des Gebietes der DDR und kleiner westlich angrenzender Gebiete dargestellt, also im wesentlichen zwischen Oder und Elbe-Saale. Entsprechend der ältesten Westgrenze slawischer Besiedlung reichen slawisch-deutscher Sprachwechsel und slawische Reliktwörter nach Westen etwas über die Elbe-Saale und die Grenzen der DDR hinaus. Der Bestand dieser Wörter wird nachstehend nicht vollständig aufgeführt, sondern nur in Beispielen.<sup>1</sup>

Die Verschiedenheit der slawischen Sprachen, die auf diesem Gebiet einmal lebten, spiegelt sich in dem heutigen Bestand der slawischen Restwörter kaum wider; nicht einmal die durch das Gebiet laufende Grenze zwischen dem Polabischen im Norden und dem Sorbischen im Süden, die sich doch im Bestand der slawischen Toponymie teilweise noch abzeichnet. Das kommt einerseits daher, daß die verschiedenen slawischen Sprachen gerade im Wortschatz sehr starke Gemeinsamkeiten zeigen, jedenfalls noch im Mittelalter. Andererseits ist der alte Zustand durch die oben angedeuteten Vorgänge getrübt worden. Dennoch sind viele slawische Restwörter noch heute in ihrer räumlichen Verbreitung auf bestimmte Gebiete in spezifischer Weise begrenzt. Im folgenden werden die als Beispiele ausgewählten Wörter den deutschen Gebieten zugeordnet, die als das hauptsächlichste oder älteste Verbreitungsgebiet der betreffenden Wörter anzusehen sind; die in dieser Ordnung enthaltenen Angaben über das Verbreitungsgebiet der Wörter sind jedoch wegen der Schwierigkeit des Aussonderns der erst durch Wanderung erreichten Gebiete, wegen der Unvollständigkeit der Darstellungen des Wortschatzes der deutschen Mundarten und wegen der Notwendigkeit der Raumbeschränkung in diesem Werk nicht vollständig.

Besonders viele slawische Wörter sind in den deutschen Mundarten erhalten, die auf dem ehemals sorbischen Gebiet liegen. Das Altsorbische erstreckte sich vor der deutschen Kolonisation von westlich der Saale nach Osten bis an die Bober. Auf diesem Gebiet liegen die „ostmitteldeutschen Mundarten“, vor allem Thüringens, Obersachsens und früher Schlesiens. Auf diesem Gebiet sind seit sehr alter Zeit sorbische Wörter in das Deutsche gelangt. So bereits im 12. Jh. das Jahrhunderte hindurch im Rechtswesen wichtige und fast bis in die Gegenwart erhaltene *Kretscham* „Gastwirtschaft“, *Kretschmar* „Gastwirt“ – obersorb., russ. *korčma*, bulg. *krъčma*. Für dieses Gebiet sind in deutschen Quellen des 11. bis 17. Jh. aus dem Sorbischen stammende Wörter bezeugt, die heute im Deutschen nicht mehr leben, die aber auf die Lebensverhältnisse der Sorben in der Zeit ihres Zusammenlebens mit den Deutschen Licht werfen: *Smurde* „Bauer“ – poln. *smard*, altruss. *смьрдъ*,

zu směrđeti „stinken“. *Supe, Saupe, Supan* „Dorfältester“ – altsorb. župan. *Withas, Witschas* „Lehensmann“ – altsorb. vit'az, russ. vitjazь. *Deditze* „Bienenzüchter“ (S. 73) – niedersorb. žezicar „erbliches Mitglied der Bienenzüchtergenossenschaft“, tschech. dědic „Erbe“, russ. ded „Großvater“. *Stürnitze* „Honigmaß“ – obersorb. štyrnaće „vierzehn“, russ. četyrnadcatь. *Zip, Zipkorn* „Schüttkorn, das von der bäuerlichen Bevölkerung als Abgabe geliefert wurde“ – obersorb. syp „Schüttung“, sypać, russ. sypatь „schütten“. *Jese* „Fischwehr“ – tschech. jez, russ. jaz. *Natzki* „Bactrog“ – niedersorb. ňacki, tschech. necky.

Auf dem sich von Thüringen, etwa von der Westgrenze der DDR, bis nach Schlesien, etwa der Ostgrenze der DDR, erstreckenden Gebiet leben heute in den deutschen Mundarten aus dem Sorbischen stammende Wörter in verschiedenartiger geographischer Verbreitung: *Plauze* „Lunge, Brust, Bauch, Maul, Rücken u. a.“ – sorb. pluca „Lunge“, altruss. pl'uća. *Nusche* „schlechtes Messer“ – sorb., russ. nož. *Kaline* „Wasserholunder“, *Kalinke* „Schneeballstrauch, Viburnum opulus“ – niedersorb., russ. kalina. *Lusche* „Pfütze“ – sorb., russ. luža. *Moch* „Moos“ – sorb., russ. moch. *Tobel* „Brottasche“ – sorb., poln., tschech. tobola. *Jäse* „Aland (Fisch)“ – niedersorb. jaz, russ. jazь. *Wonitz, Schwunitz, Schwunsch, Schwuntz, Zwuntsch, Quuntsch, Schmunds* „der Singvogel Chloris“ – altpoln. zwoniec, zu russ. zvenetь „tönen“. *Kuntschen* „Kiefernzweige u. ä.“ – niedersorb. kóńc, russ. konec „Ende“. *Drauschmer* „Brautführer“ – sorb., tschech., poln. družba; *Drauschke* „Brautjungfer“ – niedersorb., tschech. družka; vgl. russ. družba „Freundschaft“. *Plunschken* „Wildäpfel“ – obersorb. plonička; poln. plony „unfruchtbar“. *Drewsch* – „unbeholden“ – sorb. drjewjany „hölzern“; russ. derevo „Baum“. *Babe, Bäbe* „Napfkuchen“ – sorb. baba.

Diese ostmitteldeutschen Kolonisationsmundarten, in die viele sorbische Wörter gelangten, bzw. eine ostmitteldeutsche Verkehrssprache waren eine wichtige Grundlage für die Formierung der neuhochdeutschen Schriftsprache, besonders ihres Wortschatzes; in diesem Zusammenhang steht Luthers Anteil an der Formierung der deutschen Schriftsprache. Aus dem Ostmitteldeutschen ist daher eine längere Reihe sorbischer Restwörter in die deutsche Schriftsprache gelangt; viele dieser Wörter sind heute allgemein gültige, mehr oder weniger konkurrenzlose Bezeichnungen in der deutschen Schriftsprache oder Umgangssprache: *Graupe*; *graupeln* „hageln“ – obersorb., russ. krupa. *Quark* – niedersorb., russ. tvarog. *Plinse* „dünner Pfannkuchen“ – obersorb. blinc, russ. blin. *Kren* „Meerrettich“ – obersorb., russ. chren. *Bemme*, älter *Pomme*, aus \*Pommche, dieses aus \*Pomska – vielleicht obersorb. pomazka „mit Butter bestrichene Brotschnitte“; zu russ. pomazatь „schmieren“. *Reizker, Reiske* „der Pilz *Lactarius deliciosus*“ – sorb. ryzyk; ryzy „fuchsröt“, russ. ryžij „rothaarig“. *Preisselbeere* – obersorb. bruslica, russ. brusnika; brusiti „streichen; abstreifen“; vgl. deutsch Streichbeere in derselben Bedeutung. *Jauche* – obersorb. jucha „flüssiger Dünger“; vgl. u. *Juche*. *Peitsche* – obersorb., russ. bič; bić „schlagen“. *Kummet* – obersorb. khomot, russ. chomut.

*Nerz, Nörz, Norz* „Mustelä Lutreola, mit dem Fischotter verwandt; dessen Pelz“ — obersorb. *nórc*, russ. dial. *norica*; russ. kirchenslaw. *нѣрѣти* „untertauchen“. *Ukelei* (ein Fisch) — niedersorb. *hukleja*, obersorb. *wuklija*, russ. *ukleja*. *Peitzker, Peisker* (ein Fisch) — sorb. *piskof*, russ. *piskar*; dazu tschech. *piskati* „pfeifen“. *Krinitz, Grünitz* „Kreuzschnabel, Krummschnabel (ein Vogel)“ — altpoln. *krzywonos*, obersorb. *křiwonosak*; vgl. russ. *krivoj* „krumm“, nos „Nase“. *Dolmetscher*, alt *tolmetsche* — obersorb., russ. *tolmač*. *Halunke*, älter *Holunke* — obersorb. *holank*, Verkleinerung von *holan* „Heidebewohner“; obersorb. *hola* „Heide“, zu russ. *golyj* „kahl“.

Innerhalb dieses umfangreichen altsorbischen Gebietes heben sich kleinere Gebiete spezifischer und charakteristischer Verbreitung aus dem Sorbischen stammender Wörter heraus. Für das südöstliche Gebiet, vor allem das Obersächsische, sind charakteristisch: *Mauke* „Brei aus Kartoffeln oder Mehl“ — sorb., russ. *muka* „Mehl“. *Kadel, Kadolf, Kadluf* „Ruß“ — obersorb. *kadolb* „Rauchfang“; vgl. russ. *kadolb* „Gefäß“. *Zauke* „Maiglöckchen“ — obersorb. *caltka*. *Nusteln* „Tragstangen für den Jauchezuber“ — sorb. *nosyđlo*, zu russ. *nosit* „tragen“. *Schiebenz* „Strafe“ — obersorb. *šibjeńca* „Galgen“, russ. *šibenica*. — Speziell für die Oberlausitz sind charakteristisch: *Drejanzen* „Holzpantoffeln“ — obersorb. *drjewjanc*; zu russ. *derevo* „Holz“. *Pitschepien* „Traubenkirsche (*Prunus Padus*)“ — obersorb. *počepina*. *Schawanzen* „Eingeweide als Nahrung“ — obersorb. *žwanc* „zweiter Magen der Wiederkäuer“; obersorb. *žwać*, russ. *ževat* „kauen“. *Raudig* „erzhaltig“ — obersorb. *ruda* „Raseneisenstein“, russ. „Erz“.

Im nördlichen Teil des ehemals sorbischen Gebietes sind die sorbischen Reliktwörter besonders zahlreich. Auf dem sich ostwärts der Elbe etwa von Berlin nach Süden bis zur Grenze des ehemaligen Königreichs Sachsen erstreckenden Gebiet (Südbrandenburg, die ehemalige Provinz Sachsen und die Niederlausitz umfassend) sind in den deutschen Mundarten über 300 Wörter sorbischer Herkunft festgestellt worden, von denen hier eine Auswahl folgt: *Kaupe* „Insel im Fluß, trockene Anhöhe im Sumpf“ — sorb. *kupa*; russ. *kupa* „Haufen“. *Miese* „Ackerrain“ — niedersorb. *meza*, russ. *meža*. *Briese* „Fischereinetz“ — altpoln. *mrzeża*, russ. *mereža*. *Flock, Pflock* „Schleppnetz (in der Fischerei)“ — poln., polab. *włok*; russ. *voloc* „schleppen“. *Schering* „Fischereinetz“ — niedersorb. *šefeń*. *Hobritze* „gebratene Erbsen am Weihnachtsabend“ — niedersorb. *hobarica*; dazu russ. *varit* „kochen“. *Walen* „Eier rollen (Osterbrauch)“ — niedersorb. *waliś*; russ. *valit* „wälzen“. *Luttchen* „Zwerge“ — niedersorb. *lutki*; tschech. *loutka* „Puppe“. *Schwiet* „Bündel Flachs“ — niedersorb. *switk*; zu russ. *vit* „winden“. *Starosse* „starker Kerl“ — obersorb., russ. *starosta* „Oberer“; sorb., russ. *stary* „alt“. *Küzel* „Spinnrocken“ — niedersorb. *kužel*; russ. *kužel*. *Driemeien* „schlummern“ — niedersorb. *drémaš*, russ. *dremat*. *Pojedeien* „erzählen“ — niedersorb. *pójedaš*, russ. *povedat*. *Trubauen* „tuten“ — niedersorb. *tšubiś*, russ. *trubit*. *Tschureien* „rinnen“ — obersorb. *čurać*, tschech. *čurati*. *Kausch* „abgestutzt“ — niedersorb. *kuśy*; russ. *kusat* „beißen“. *Parig* „dreckig“ — niedersorb. *para* „Schmutz“, russ. *bara*

„Sumpf“. *Schrauben* „Holzunterlage unter der Ringmauer des Brunnens“ – niedersorb. *sruby*; russ. *srub* „Balkengebinde“. *Maline* „Himbeere“ – sorb., russ. *malina*. *Modratzken* „Blaubeeren“ – zu niedersorb. *módry* „blau“, obersorb., tschech., poln. *modry*. *Backutschke* „gedörrte Birne“ – niedersorb. \**pjakučka*, *pjakula*; russ. *peku* „backe“; dazu auch *Petzanken* „Backobst“ – niedersorb. *jeconka*. *Patzke*, *Putschke*, *Petzker* „Obstkern“ – niedersorb. *packa*, obersorb. *pócka*, östl. niedersorb., tschech., poln. *pecka*. *Kokoschke*, *Kuhrätel*, *Kuraschke* „Pflifferling“ – niedersorb. *kokoška*, *kuřetko*, *kuřaško*, alle Übertragung der Bezeichnung für „Hühnchen“ auf den gelbfarbigen Pilz; russ. *kokošb*, *kura* „Huhn“. *Jawolenz* „Wacholder“ – obersorb. *jaworc*, russ. *jalovec*. – Aus dem Niedersorbischen stammende Bezeichnungen für Unkräuter, Sumpf- und Wasserpflanzen sind auf diesem Gebiet besonders zahlreich: *Riß* „Unkraut im Flachs, mit rötlichen Samenkörnern“ – niedersorb. *rys*; russ. *ryžij* „rothaarig“. *Pianke*, *Piauke* „*Lolium temutulum*, ein Unkraut“ – niedersorb. *pijańka*, *pijawka*; russ. *pitb* „trinken“. *Papprosch* „Farnkraut“ – niedersorb. *paprosb*, tschech. *papat*. *Lockaschine* „Sumpfdotterblume“ – niedersorb. *lokašina*. *Mückusch* „Wasserschwertlilie, *Iris pseudocarus* L.“ – niedersorb. *měkuš*; russ. *mjagkij* „weich“. *Olse nich* „*Peucedanum palustre*“ – niedersorb. *wólseńnik*, tschech. *olešnik*; russ. *olbcha* „Erle“. *Kurrn* „*Sparganium erectum*, Uferpflanze“ – niedersorb. *kófeń* „Wurzel“, russ. *koreńb*.

Die Verbreitungsgebiete aller dieser Wörter sind von sehr verschiedener, manchmal sehr geringer Ausdehnung. Darin spiegelt sich die durch Jahrhunderte laufende Einengung des sorb. Sprachgebietes wider. Im Zuge dieser Schrumpfung wurden die Einzugswege sorb. Restwörter in die deutschen Mundarten geringer. Die ersten deutschen Bezeugungen dieser Wörter sind von sehr verschiedenem Alter, sie reichen vom 12. Jh. bis in unsere Zeit. Das heutige sorb. Sprachgebiet wurde früher von dem viel größeren altsorb. Gebiet umschlossen. Besonders in der Niederlausitz sind noch im 19. und 20. Jh. sorbische Wörter in die deutschen Mundarten eingedrungen; gerade hier ist das fortlaufende Schrumpfen des sorbischen Sprachgebietes in den vergangenen anderthalb Jahrhunderten zu beobachten. Daß wir in den in der Nachbarschaft des noch heute sorbischen Bereiches liegenden deutschen Mundarten besonders viele sorbische Restwörter finden, kommt daher, daß der Sprachwechsel vom Sorbischen zum Deutschen hier nicht so lange zurückliegt wie in anderen Gebieten.

Die Grenze zwischen dem Sorbischen im Süden und dem Polabischen im Norden verlief im Mittelalter südlich von Berlin. Im gegenwärtigen Bestand der aus beiden slawischen Sprachen stammenden Wörter zeichnet sich diese Grenze kaum noch ab. Aber es gibt Wörter, deren Verbreitungsschwerpunkt im Unterschied zu den bisher genannten mehr nördlich und westlich Berlins liegt. Für das nördliche Gebiet sind, in verschiedenartiger Verbreitung, charakteristisch: z. B. *Regelitz* „Pflugschar“ – sorb., poln. *radlica*, polab. *radeleicia*; russ. *ralo*. *Lietze* „*fulica*, Bleßhuhn, ein Wasservogel“ – niedersorb. *lyska*; zu russ. *lysyj* „kahlköpfig“; das Bleßhuhn ist nach der federlosen Stelle auf sei-

ner Stirn bezeichnet worden. *Pätsche* „Ruder im Fischerboot“, *pätzen* „rudern“ – niedersorb. *pacyś* „rudern“, russ. *paki* „zurück“. *Tobel*, *Towel* „Tasche, Korb“ – sorb., poln., tschech. *tobola*. *Mure*, *Muraue* „Gespenst“ – niedersorb. *móra*, *mórawa*; russ. *kikimora*. *Ziest* „*Stachys recta*, als Reinigungsmittel benutzte Pflanze“ – obersorb. *čist*; russ. *čistyj* „rein“; *Ziest* ist auch in die Fachterminologie der deutschen Schriftsprache gelangt.

Zu beiden Seiten der mittleren Elbe (etwa von Wittenberg bis Salzwedel) und der unteren Saale, die Bereiche der Havel und Unstrut mit umfassend, sind besonders viele aus dem Slawischen stammende Wörter bezeugt. Die meisten dieser Wörter sind aber auch ostwärts (zum Teil sehr weit) dieses Gebietes verbreitet. Nur in diesem Gebiet ist noch im 18. Jh. bezeugt: *Pitschke*, *Petsche* „Mauer am hinteren Teil des Herdes“ – obersorb. *pecka*; russ. *pečъ* „Ofen“. Hier liegt auch der Schwerpunkt der Verbreitung von *Topel* „Pappelsträucher“ – sorb. *topoł*, russ. *topoľ*. Auch *Plötze* „der Fisch *Leuciscus ritulus*“ – drawehno-polabisch *plütvaica*, obersorb. *plóčica*, russ. *plotica*, das heute weite Gültigkeit in der deutschen Umgangssprache hat, ist für dieses Gebiet charakteristisch. Einige Wörter sind mehr oder weniger auf die Altmark beschränkt: *Loske* „Kröte“ – drawehno-polabisch *loseika*; zu niedersorb. *lazys* „kriechen“, russ. *lazitъ* „klettern“. *Lupk* „Wiedehopf“ – drawehno-polabisch *leipoak*; russ. *lupitъ* „schinden“, drawehno-polabisch *leipeika* „Abdecker“; das Nest des Wiedehopfes stinkt, wie die Abdeckerei. *Paggeleitsch* „ein Feingebäck“ – drawehno-polabisch *paglan*, *peilan* „kleine Ente“, niedersorb. *pila* „Gänlein“; vgl. drawehno-polabisch *gunska*, niedersorb. *guska*, poln. *gaska* usw. „ein Feingebäck“, ebenso übertragen aus „Gänlein“. *Gnewig* „verdrießlich“ – niedersorb. *gniw*, russ. *gnev* „Zorn“. – Die Altmark liegt zum großen Teil bereits im Bereich des einstigen Polabischen; im benachbarten Lüneburger Wendland lebten noch im 18. Jh. Reste der polab. Sprache (des Drawehno-polabischen). Nördlich von Braunschweig, westlich der Altmark und südlich des Lüneburger Wendlands sind bezeugt: *Zerneitsche* „Heidelbeere“ – drawehno-polabisch *cerneica*; russ. *černyj* „schwarz“. *Serwaitsche* „Preisselbeere“ – niedersorb. *žoravina*, russ. *žaravica*; obersorb. *žerav* „Kranich“; auch deutsch Kronsbeere „Preisselbeere“ ist nach dem Kranich bezeichnet. In einem größeren Gebiet südlich von Lüneburg, um Hannover und Braunschweig und in der Altmark haben wir *Moleitsche* „Himbeere“ – in allen slawischen Sprachen *malina*. Nur auf ein Gebiet südlich Lüneburg beschränkt ist *Smoleen*, *Smuleen* „schwarze Johannisbeere“<sup>2</sup> – drawehno-polabisch *smordeleine*, russ. *smorodina*. Über diese Gebiete hinaus ist im Nordniederdeutschen weiter verbreitet, bis nach Bremen und Mecklenburg: *Platen* „Schürze“<sup>2</sup> – drawehno-polabisch *platna* „Leinwand“, russ. *polotno*. – Zwei aus dem Polabischen stammende Wörter haben im Niederdeutschen besonders weite Verbreitung: *Juche* „Brühe, Suppe“ vom Niederrhein (hier bereits im 12. Jh.) bis nach Ostpreußen reichend – sorb., poln., altschech. usw. *jucha*, russ. *ucha*. *Stäupen*, von *Staupe* „Züchtigung“, älter „Strafpfahl“, seit dem 13. Jh. *stupe* „Strafpfahl“ – polab. \**stup*, drawehno-polabisch *staup* „Altar“, russ. *stolp* „Säule“;

die Verbreitung dieses Wortes in der deutschen Rechtssprache nahm ihren Ausgang von der Unterelbe.

Auch in den Mundarten Mecklenburgs finden sich viele slawische Wörter, von ihnen sind aber nur wenige auf das Gebiet Mecklenburgs beschränkt. Abgesehen von den aus verschiedenen slaw. Sprachen über die deutsche Schriftsprache und den aus dem Russischen direkt aufgenommenen Wörtern sind die meisten in Mecklenburg vorhandenen slawischen Restwörter auch ostwärts davon bezeugt, bis jenseits der Weichsel. Das Gebiet südlich der Ostsee zwischen Weichsel und Oder gehörte zum altpomoranischen Sprachgebiet; auf diesem pomoranischen Gebiet, in „Pommern“, „Westpreußen“ und ostwärts der Weichsel, also weit über die Ostgrenze der DDR hinaus, sind in den hier in jüngster Zeit wieder erloschenen deutschen Mundarten viele slawische Restwörter bezeugt. — Die Grenze zwischen dem Pomoranischen und dem westlich davon liegenden Polabischen ist nicht bekannt. Mecklenburg liegt zwischen dem drawehno-polabischen und dem altpomoranischen Gebiet. Die Restwörter Mecklenburgs finden sich teils auch weiter westlich, im altpolabischen Gebiet, teils auch weiter östlich, im altpomoranischen Gebiet. Für die Erklärung ist zu beachten, daß diese Art der Verbreitung des Restwörter erst in der Zeit nach dem Sprachwechsel entstanden sein könnte. — In Mecklenburg sind wohl seit dem slawisch-deutschen Sprachwechsel zu Hause: *Meddel* „das Unkraut *Apera spica venti*, Windhalm“ — pomoran. *metleca*, niedersorb. *metla*, russ. *metla*, „Besen“ — ist von der Weichsel bis ins Niederländische verbreitet. Über Mecklenburg hinaus weit nach Osten und auch nach Süden verbreitet: *Zeese* „Schleppnetz der Fischer“ — pomoran. *seza*; obersorb. *sedžec*, russ. *sidetj* „sitzen“. *Zappe* „der Wasservogel *Fulica atra*, Bleßhuhn“ — niedersorb. *capla*, russ. *caplja*, ist an der Ostsee und ihrem Hinterland außer in Mecklenburg vor allem in Pommern, Preußen und Holstein bezeugt. *Bleßnörk* „*Fulica*, ein im Wasser tauchender Vogel“ — obersorb. *nórkjak*, poln. *norek* (mit einem Wort germanischer Herkunft zusammengesetzt), reicht über Mecklenburg nach Süden und Osten hinaus. *Brüch* „Bauch, Gedärm“ — poln. *brzuch*, russ. *brucho*, außer Mecklenburg auch in Pommern und Ostpreußen. Völlig beschränkt auf Mecklenburg ist *Lunert*, *Lüünschen*, *Lüüinge* „Lichtspiegelung, Sonnenstrahl“<sup>43</sup> — pomoran. *luna* „Feuerschein“, russ. *luna*. Ausschließlich auf Rügen und in „Vorpommern“, östlich von Mecklenburg bis zur Odermündung, haben wir *Goonken*, *Jonicke* „Fischereinetz“ — slaw. \**gonki*, von slaw. *goniti* „treiben“. Die Etymologie wird durch den Vergleich sicher, obwohl das in der deutschen Mundart vorliegende Wort im Slawischen selbst direkt nicht bezeugt ist. Zu slaw. *goniti* „treiben, jagen“ gehören niederdeutsch (in Pommern) *Jonicke* „Netz“; ostpreußisch *John* „Ackerstrecke, die ein Ochse pflügen kann“ — poln. *gony* „Feldmaß“. Zu slaw. \**velkti* „schleppen“ gehören brandenburg. *Flock* (S. 69), drawehno-polabisch *wlok*, poln. *wlok* usw. „Schleppnetz“; poln. *wlok*, *włoka* „Pflugschleppe“, obersorb. *włoka* „Netz; Pflugschleppe“. Von beiden Wortstämmen sind im Slawischen Bezeichnungen sowohl für Fischereinetze wie für Ackergeräte und Ackerstücke ge-

bildet, und ins Deutsche gelangten Bezeichnungen beider Bereiche von beiden Wortstämmen.

In Holstein, in der Nachbarschaft des alten polabischen Sprachgebietes, sind keine slawischen Wörter erhalten, die sicher direkt aus der slawischen Zeit überkommen sind; vielleicht hängt holstein. *Bunkers* „Ungeziefer“ mit dem für die deutschen Mundarten Hinterpommerns und Preußens charakteristischen *Bunk*, *Bunker* „Käfer“ – pomoran. *bok*, poln. *bak* zusammen.

Die Wörter, die aus den slawischen Sprachen in die deutschen Mundarten eingegangen sind, betreffen zum größten Teil charakteristische Bereiche des Lebens der Menschen, die am Sprachwechsel teilhatten, wie: Beeren, Pilze; Pflanzen und andere Nahrung; Fischereigeräte und Fische; verschiedene Tiere, besonders Vögel; das Rechtswesen und die Folklore; den menschlichen Charakter und Körperteile; die Landschaft sowie Haus und Hof des Bauern. Häufig sind Geländebezeichnungen; hier stehen die Bereiche der aus dem Slawischen stammenden Wörter und Namen einander sehr nahe.

## X. Anmerkungen

### Zum Vorwort

- 1 Eine ausführliche Darstellung der Forschungsgeschichte und ihrer Verflechtung mit der Ideologieggeschichte steht noch aus. Erste Versuche dazu bei J. Brankačik 1964; L. Leciejewicz 1968; W. Antoniewicz, Niektóre zagadnienia Historiografii dawnych Słowian 19. i 20. stulecia. In: Światowit 27, 1966, S. 24 ff.; H. Bulin, Polský přínos k dějinám polabských Slovanů. In: VPS 4, 1963, S. 17 ff.; H. Bulin 1958, S. 55 ff.

Die Namenforschung hat durch namenkundliche Arbeitsgruppen in Leipzig und Berlin in der DDR einen besonderen Aufschwung erfahren; vgl. dazu die Schriftenreihen: Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte, hg. von Th. Frings und R. Fischer, Halle, später Berlin 1956 ff.; Berliner Beiträge zur Namenforschung, hg. von H. H. Bielfeldt und T. Witkowski, Weimar 1967 ff.; zur Namenforschung vgl. weiterhin: Wegweiser zur Namenforschung, Halle 1962; T. Witkowski, Slawische Namenforschung im niederdeutschen Sprachgebiet. In: Niederdeutsches Jahrbuch 89, 1966, S. 103 ff.

### Anmerkungen zu Kapitel I: Einwanderung und Wohnsitze der slawischen Stämme in Deutschland

- 1 Die letzte kritische Textausgabe des „Bayerischen Geographen“ vgl. bei B. Horák und D. Trávníček 1956. Dazu W. H. Fritze, Die Datierung des Geographus Bavarus und die Stammesverfassung der Abotriten. In: ZfslPh 21, 1952, S. 326 ff.
- 2 Vgl. L. Havlík, Slované v anglosaské chorografii Alfréda Velikého. In: VPS 5, 1964, S. 53 ff.
- 3 Zu dem Siedlungsgebiet der slawischen Stämme mit entsprechendem Quellenachweis W. Brüske 1955; W. Heßler 1957; F. Curschmann 1906; die Identifizierung mit archäologisch-kulturellen Gruppen bei J. Herrmann 1968.
- 4 E. Eichler, Völker- und Landschaftsnamen im altsorbischen Sprachgebiet. In: Lětopis, Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, 1966, Reihe A 13, S. 1 ff.
- 5 Vgl. E. Schwarz, Deutsche Stammeskunde. Heidelberg o. J. (1956), S. 116.
- 6 Vgl. E. Schwarz, a. a. O., S. 81.
- 7 Vgl. A. Bach, Deutsche Namenkunde, Bd. 2, Teil 1. Heidelberg 1953, S. 86.
- 8 Vgl. W. Brüske 1955, S. 194; J. Herrmann 1968, S. 30.
- 9 Vgl. zuletzt J. Otrębski, Oder, Obodriten. In: Studia linguistica slavica baltica Canuto-Olavo Falk sexagenario a collegis amicis discipulis oblata, Lund 1968,



- S. 203 ff.; St. Urbańczyk, O pochodzeniu nazwy Obodrytów (Uwagi krytyczne). In: a. a. O., S. 309 ff.
- 10 R. Trautmann 1948/49, Bd. 2, S. 102; 1950, S. 74. Vgl. auch Großkorbetha, Kr. Weißenfels, im altsorbischen Sprachgebiet.
- 11 Vgl. E. Eichler 1965, S. 254 f.; T. Witkowski, Die polabischen Ortsnamen mit den Verneinungspartikeln \*ne oder \*ni. In: *Studia linguistica slavica baltica* Canuto-Olavo Falk sexagenario a collegis amicis discipulis oblata, Lund 1968, S. 351 ff., hier S. 358 und 373.
- 12 Zu den meisten hier genannten Stammesnamen vgl. R. E. Fischer und T. Witkowski 1967, S. 670 ff., speziell S. 671 f.
- 13 Vgl. T. Witkowski 1968, S. 405 ff.
- 14 Die Durchsicht und Ergänzung der skizzenhaften Ausführungen über die Vegetationsverhältnisse verdanke ich E. Lange, Berlin. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen, die sich vor allem auf Pollenanalysen stützen, wurden verschiedentlich veröffentlicht (u. a. E. Lange, Ergebnisse der pollenanalytischen Untersuchungen zur Ausgrabung am Schloßberg von Feldberg. In: *Slavia antiqua* 16, 1969; dies., 1971).
- 15 Sie ist jedoch keineswegs auszuschließen. Auch die Ergebnisse pollenanalytischer Untersuchungen deuten auf eine Besiedlung vor diesem Zeitpunkt hin (vgl. W. Heinrich und E. Lange, Ein Beitrag zur Kenntnis der Waldgeschichte des Thüringisch-Sächsischen Vogtlandes. In: *Feddes Repertorium* 80, 1969, S. 437 ff.
- 16 Die umfangreiche Literatur u. a. bei W. Coblenz 1960; J. Herrmann 1965; 1968; H. Jankuhn, Die Frühgeschichte. Vom Ausgang der Völkerwanderungszeit bis zum Ende der Wikingerzeit, Neumünster 1957 (Geschichte Schleswig-Holsteins 3); H. Brachmann 1969; F. Engel, Grenzwälder und slawische Burgwardbezirke in Nordmecklenburg. In: *Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder*, Gießen 1960, S. 125 ff.
- 17 Zur Gruppe mit Keramik vom Prager Typus vgl. u. a. B. Krüger 1967; J. Herrmann 1968; jeweils mit älterer Literatur.
- 18 Diese Problematik hat H. Brachmann 1969 nachdrücklich herausgearbeitet. Eine Lösung werden jedoch erst zukünftige Ausgrabungen bringen können. — Sprachliches zur Frage der sorbischen Einwanderung siehe E. Eichler 1964, S. 285 ff.
- 19 H.-J. Vogt 1968; H. Brachmann 1969.
- 20 J. Herrmann 1966, 1967, 1968, 1970, mit weiterer Literatur; M. Comşa 1968.
- 21 Die Zeitstellung und Verbreitung dieser Gruppe erstmals angeführt und begründet von E. Schuldt 1956; zur Bedeutung dieser Gruppe für die Einwanderungszeit J. Herrmann 1968; ders., Die Schanze von Vorwerk bei Demmin — die Civitas des wilzischen Oberkönigs Dragowit? In: *AuF* 14, 1969, S. 191 ff.
- 22 Die Sukower Keramik bei E. Schuldt 1963; Inhalt und Umfang der zu dieser Gruppe zu rechnenden Keramikformen sind bisher nicht zureichend bestimmt — dazu J. Herrmann 1968, S. 62 f. Weitere Einzelheiten, insbesondere zum Haus- und Siedlungswesen, bei J. Herrmann 1971).
- 23 *Theophylactus Simokattes* S. 10 ff., S. 223. B. Krüger, Zur Nordwestausbreitung der frühslawischen Keramik im weiteren Elbe-Saale-Gebiet. In: *Varia archaeologica*, Berlin 1964 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 16), S. 220, bezieht diese Überlieferung auf die Obodriten, W. Hensel 1966 dagegen allgemein auf die Stämme südlich der Küste. Vgl. auch T. Lewicki, *Les Litzike de*

- Constantin Porphyro – génète et les Serbes Blancs dans le nord de la Pologne. In: Roczniki Historyczne 22, 1955–1956, S. 9 ff.
- 24 Vgl. H. Krahe, Sprache und Vorzeit, Heidelberg 1954; ders., Die Struktur der aiteuropäischen Hydronymie, Wiesbaden 1962; ders., Unsere ältesten Flußnamen, Wiesbaden 1964; W. P. Schmid, Alteuropa und der Osten im Spiegel der Sprachgeschichte, Innsbruck 1966 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturgeschichte, Sonderheft 22).
- 25 Vgl. T. Witkowski, Sprachlich-archäologische Probleme auf dem IX. Internationalen Kongreß für Namenforschung in London. In: EAZ 8, 1967, S. 181 ff.
- 26 Zur Problematik vgl. W. Fleischer, Der Name Tharandt. Mit einigen grundsätzlichen Bemerkungen zur Frage der vorgermanischen Ortsnamen im Ostmitteldeutschen. In: FuF 35, 1961, S. 369 ff.; E. Eichler 1968, S. 117 ff.
- 27 Die erwähnten vorlawischen Substrate, ersichtlich vor allem aus Gewässernamen, haben für die Forschung eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Gehörte nämlich das Gebiet zwischen Saale/Elbe und Oder zur slawischen Urheimat, wie einige Forscher immer wieder behaupten (zuletzt J. Nalepa 1967), dann müßte diese Gewässernamenschicht zwanglos aus dem Slawischen erklärt werden können; doch ist dies nicht der Fall. Vor der slawischen Landnahme sind die germanischen Stämme abgezogen, doch mit einer Restbevölkerung wird man rechnen dürfen. Diese wurde slawisiert und gab germanisches und vorgermanisches Namengut an die slawischen Einwanderer weiter. Die gründliche Durchforschung des gesamten Namengutes wird eventuell noch weitere vorlawische Substratzeugnisse ans Licht bringen.
- 28 I. Pleinerová, Germanische und slawische Komponenten in der altlawischen Siedlung Březno bei Louny. In: Germania 43, 1965, S. 121 ff.
- 29 B. Schmidt 1961, Verbreitungskarte 2.
- 30 Fredegar I/15.
- 31 B. Krüger 1967, S. 107 f.
- 32 W. Unverzagt und J. Herrmann, Das slawische Brandgräberfeld von Prützke, Kr. Brandenburg. In: AuF 3, 1958, S. 107 ff.
- 33 J. Herrmann 1971.
- 34 Vgl. besonders H. Walther 1963, S. 106 ff.; E. Schwarz, Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Nürnberg 1960, S. 356 ff.
- 35 O. Dobenecker I/6; H. Walther, Zur slawischen Namenkunde und Siedlungsgeschichte im Elbe-Saale-Gebiet. In: Materialien zum Slawischen Onomastischen Atlas, Berlin 1964, S. 100 ff.
- 36 K. Elbracht, Deutsche und slawische Siedlungen an der oberen Ilm im frühen Mittelalter. In: Leipziger Studien. Th. Frings zum 70. Geburtstag, Halle 1957 (DSF 5), S. 120 ff. und 128 f.; H. Rempel 1966, S. 74 ff.
- 37 MG SS XIV, S. 137.
- 38 K. Steinbrück, Slawensiedlungen um Aschersleben. In: Harz-Zeitschrift 9, 1957, S. 131 ff.
- 39 Thietmar VI/49.
- 40 D O I, Nr. 184, MG DD I, S. 266 f.
- 41 Vgl. J. Schneider, Altlawische Siedlungsfunde von Grieben, Kr. Tangerhütte. In: JmV 51, 1967, S. 305 ff.
- 42 Vgl. W. Meibeyer, Die Rundlingsdörfer im östlichen Niedersachsen. Ihre Verbreitung, Entstehung und Beziehung zur slawischen Siedlung in Niedersachsen. Braunschweig 1964.

- 43 R. Grenz 1961.
- 44 Vgl. besonders K. Hucke, Die sächsisch-slawische Stammesgrenze in Holstein zur frühgeschichtlichen Zeit. In: *NfdV* 12, 1936, S. 259 ff.; W. Lammers, Die germanisch-slawische Volksgrenze in Nordalbingen. In: Bericht über die Tagung für Frühgeschichte. Lübeck, 18./19. Januar 1955, S. 12 ff.; H. Jankuhn, Die Frühgeschichte, a. a. O.
- 45 Vgl. R. Fischer 1955, S. 26 ff.; H. Walther 1956; 1965.
- 46 H. Bräuer 1961 (mit weiterer Literatur).
- 47 E. Eichler 1963; 1964; 1965; ders., Probleme der slawischen Namenforschung in der Oberlausitz. In: *Onomastica Slavogermanica* 1, Berlin 1965, S. 45 ff.; ders., Zur Methodik der Namenforschung im deutsch-slawischen Berührungsbereich. In: *Wiss. Z. der Karl-Marx-Univ. Leipzig, Gesellschafts- u. Sprachwiss. Reihe* 14, 1965, S. 117 ff.; ders., Die Gliederung des altsorbischen Sprachgebietes im Lichte der Namenforschung. In: *Beiträge zur sorbischen Sprachwissenschaft, Bautzen 1966*, S. 23 ff.; J. Nalepa 1967.
- 48 M. Bathe, R. E. Fischer und G. Schlimpert 1970; R. E. Fischer, M. Bathe und G. Schlimpert, Die sorbisch-polabische Sprachgrenze und das Problem der Entnasalisierung im 10. bis 12. Jahrhundert. In: *Forschungen zur slawischen und deutschen Namenkunde*, Berlin (im Druck).
- 49 Zur Problematik vgl. R. Trautmann 1948, S. 103 ff.; ders. 1948/49, Teil 1, S. 16 ff.; S. Wauer, Zum Problem der polabisch-sorbischen Grenze in den Kreisen Schönebeck und Zerbst. In: *Slawische Namenforschung. Vorträge auf der II. Arbeitskonferenz der Onomastischen Kommission . . .*, Berlin 1963, S. 131 ff.; W. Wenzel, Die slawische Besiedlung des Schweinitzer Landes im Lichte der Ortsnamen. In: a. a. O., S. 137 ff.; K. Bischoff, *Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und der unteren Saale. Köln–Graz 1967*, S. 57 ff.
- 50 Namenkundliche Untersuchungen der letzten Jahre lassen ebenso wie die Arbeiten R. Trautmanns begründete dahingehende Vermutungen, jedoch keine sicheren Schlüsse zu. Vgl. T. Witkowski, Urslawisch \*y und seine spätere Aussprache in den ehemaligen slawischen Dialekten Mecklenburgs und Vorpommerns. In: *ZfSl* 10, 1965, S. 702 ff.; ders., Zu einigen slawischen Ortsnamentypen im Polabischen (\*-ov-, \*-ovici/\*-evici etc.). In: *Slavica Pragensia* 8, 1966, S. 229 ff.; R. E. Fischer, T. Witkowski 1967, S. 670 ff.; T. Witkowski, Die polabischen Ortsnamen mit den Verneinungspartikeln \*ne oder \*ni. In: *Studia linguistica slavica baltica Canuto-Olavo Falk sexagenario a collegis amicis discipulis oblata*, Lund 1968, S. 351 ff.; ders., Zur Frage der dialektalen Gliederung des altpolabischen Sprachgebietes nach dem heutigen Stand der Namenforschung. In: *ZfA* 2, 1968, S. 139 ff.
- 51 Vgl. die in den Anm. 48 und 49 genannte Literatur, ferner R. Trautmann, Zur Lautlehre der ostseeslawischen Ortsnamen. In: *ZfslPh* 20, 1950, S. 4 ff.
- 52 Pomerania. Eine pommersche Chronik aus dem 16. Jahrhundert. Hg. von G. Gaebel, Stettin 1908, S. 316.
- 53 Vgl. u. a. W. Vogel, *Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg*. Berlin (W.) 1960.
- 54 Vgl. W. Zühlsdorff, *Flurnamen-Atlas des südlichen Südwestmecklenburg*. Teil 1, Berlin 1970.
- 55 Vgl. K. Bischoff, a. a. O., S. 87–89.
- 56 Beste bisher erschienene Grammatik: T. Lehr-Splawiński, *Gramatyka polabska*. Lwów 1929.

- 57 Vgl. T. Lehr-Splawiński in: T. Lehr-Splawiński, W. Kuraszkiwicz, F. Slawski, *Przegląd i charakterystyka języków słowiańskich*. Warszawa 1954, S. 56 ff.; E. Kaiser, *Untersuchungen zur Geschichte des Stammsilbenvokalismus im Draväno-polabischen*. München 1968.
- 58 Vgl. u. a. E. Kaiser, a. a. O., S. 109 ff.
- 59 Auf sie führt R. Olesch das außerordentlich lange „sprachliche Ausharren“ der Drawehnopolaben zurück. In: Christian Hennig von Jessen, *Vocabularium Venedicum*. Nachdruck, besorgt von R. Olesch. Köln–Graz 1959, S. 397 f.
- 60 Zitiert nach Ch. H. von Jessen, a. a. O., S. 33.
- 61 Zitiert nach R. Olesch, *Fontes linguae dravaeno-polabicae minores et Chronica Venedica* J. P. Schultzii. Köln–Graz 1967 (*Slavistische Forschungen* 7), S. 165.
- 62 Vgl. R. Olesch, *Juglers Lüneburgisch-wendisches Wörterbuch*. Köln–Graz 1962, S. 300.
- 63 Vgl. zuletzt H. Wesche, „Wendisches“ im Wendland. In: *Slawisch-deutsche Wechselbeziehungen in Sprache, Literatur und Kultur*. Hg. von W. Krauss, Z. Stieber, J. Bélić und V. J. Borkovskij. Berlin 1969, S. 262 ff. (Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik der DAW 44).
- 64 Vgl. J. Schwebe, *Volks Glaube und Volksbrauch im Hannoverschen Wendland*. Köln–Graz 1960.
- 65 Ergänzende Literaturhinweise: P. Rost, *Die Sprachreste der Draväno-Polaben im Hannoverschen*. Leipzig 1907; K. Polański and J. A. Sehnert, *Polabian–English Dictionary*. Den Haag–Paris 1967; R. Olesch, *Bibliographie zum Draväno-polabischen*. Köln–Graz 1968 (*Slavistische Forschungen* 8).
- 66 Von den teilweise bzw. vollständig ausgegrabenen slawischen Gräberfeldern gelangte bis jetzt nur ein kleiner Teil des Skelettmaterials zur anthropologischen Bearbeitung (Altrommatzsch, Kr. Meißen; Berlin-Spandau; Damm, Kr. Rostock; Espenfeld, Kr. Arnstadt; Gustävel, Kr. Sternberg; Leubingen, Kr. Sömmerda, und Sanzkow, Kr. Demmin). Vgl. hierzu: H. Andersch und L. Schott, *Die Krankheitsbelastung einer Dorfgemeinschaft am Beispiel des spätslawischen Gräberfeldes von Gustävel*. In: *AuF* 7, 1962, S. 189 ff. G. Apel, *Die Slawenpopulation von Alt-Spandau. Ein Vorbericht*. In: *Homo Supplement* 1963, S. 242 ff.; H. Bach und W. Timpel, *Slawisches Gräberfeld bei Espenfeld, Kr. Arnstadt. Erste vorgeschichtliche und anthropologische Ergebnisse*. In: *AuF* 5, 1960, S. 244 ff.; H. Bach und A. Bach 1967; R. Gumpert, *Untersuchungen über Karieshäufigkeit sowie das Auftreten pathologischer Kieferveränderungen an mittelalterlichen Gräberschädeln*. Ungedruckte med. Diss. Rostock 1953; L. Schott 1960; L. Schott, *Die Körperhöhe der Männer in drei slawischen Fundkomplexen*. In: *VMP* 1, 1962, S. 60 ff.; H. Ullrich 1969 a.
- Zahlreiche Einzelfunde sind in folgenden Arbeiten beschrieben: R. Asmus, *Die Schädelform der altwendischen Bevölkerung Mecklenburgs*. In: *Archiv für Anthropologie* 27, 1900, S. 1 ff.; H. Busse, *Altslawische Skelettreste im Potsdamer Havelland*. In: *ZfE* 66, 1935, S. 111 ff.; H. Wurschi, *Untersuchungen an thüringischen Slawenschädeln des 8.–12. Jahrhunderts unter zahnärztlichen und anthropologischen Gesichtspunkten*. Ungedruckte med. Diss. Jena 1959.
- 67 H. Ullrich, *Kritische Bemerkungen zur plastischen Rekonstruktionsmethode nach GERASIMOV auf Grund persönlicher Erfahrungen*. In: *EAZ* 7, 1966, S. 111 ff.
- 68 H. Ullrich 1969.

- 69 H. Ullrich und F. Weickmann, Prähistorische Trepanationen und ihre Abgrenzung gegen andere Kalottendefekte. Neue Untersuchungen am mitteldeutschen Fundmaterial. In: *Anthropologischer Anzeiger* 29, 1965, S. 261 ff.
- 70 Der Fund von Alt Bukow, Kr. Bad Doberan, ist bisher noch unveröffentlicht. Zu Sanzkow siehe H. Ullrich 1969 a.

### Anmerkungen zu Kapitel II: Wirtschaft und Wirtschaftsentwicklung

- 1 W. Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, Bd. 1. Köln–Graz 1962, S. 252.
- 2 Helmold II/101.
- 3 Ebo III/4.
- 4 UB Magdeburg, S. 251.
- 5 Auf Rodung und verschiedene Rodegeräte weist eine größere Anzahl von Ortsnamen hin, ohne daß jedoch die genaue Entstehungszeit zu ermitteln ist. Die hier und in den folgenden Anmerkungen genannten Ortsnamen wurden den Zusammenstellungen von E. Eichler, R. E. Fischer, G. Schlimpert, H. Walther und T. Witkowski entnommen. kopańc – ‚Gehack, Gereut‘, danach die ON Coppanz, Koppatz; iaz – ‚Gereut, Rodung‘, danach Laas, Laske, Laskau, Laasan, Laasen, Laasow, Losa; (Präp. +) sěk-, sěc- ‚Hau, Rodung‘, danach Oschatz, Oschitz, Ossek (heute Großenhain), Ossig; Paska, Posseck, Zschetzsch; rub – ‚Schlag, Rodung‘, danach Rauba, Ruben; treb – ‚roden, reinigen‘, danach Triebes, Trebnitz, Treben; ujęzd – ‚Umgang, Neurodung, Bifang‘, danach Uhyst, Wuhsen, Wuischke; kloda – ‚Baumstumpf, Balken‘, danach Kloden, Klöden, Clade; klodoruby – ‚Baumroder‘, danach Clodra; kłn – ‚Stumpf, Stamm‘, danach Knau; kyka, kyčera – ‚Stock, Stöckicht‘, danach Gieckau, Kitzscher, Kitzern; kyj – ‚Stock, Stöckicht‘, danach Gieba, Kiebitz; kyrě – ‚Stock, Stöckicht‘, danach Kertzsch, Kertschütz, Kieritzsch, Kirschkau; parěz – ‚Baumstumpf‘, danach Paris, Peres; peń (k) – ‚Baumstock‘, danach Penkwitz, Penkow, Pinkowitz, Pinnewitz, Pinnow, Pennrich, Penzig; polěno – ‚Holzscheit‘, danach Polenz, Polenzko, Pöllnitz; slemę – ‚Balken‘, danach Schlema; čeper – ‚Baumstrunk‘, danach Zschöpferitz, Zeptritz; trup – ‚Baumstumpf, -stamm‘, danach Truppen; drōg – ‚Stange, Stab, Klotz‘, danach Trünzig; koreń – ‚Wurzel(stock)‘, danach Köhra, Köhren, Choren, Kahren, Kühren; skora – ‚Rinde‘, danach Schorba, Schkorlopp; der – ‚reißen, schälen‘, danach Bockedra, Oederan, Ödernitz, Oderwitz; (skoro +) lup – ‚Schale, schälen‘, danach Luppa, Kralapp, Crölpa, Krölpa, Krolipp, Schkorlopp; sekyra – ‚Axt, Beil‘, danach Zeckritz, Zickeritz; (Präp. +) pal – ‚brennen, sengen‘, danach Pohla, Spaal, Spohla, Oppeln, Oppelhain, Poppel; žar – ‚Hitze, Brand‘, danach Särchen, Särichen, Särka, Sora, Serbitz, Isaar; gar-/gor – ‚Brennen‘, danach Sagar, Issigau, Görlitz; popel – ‚Asche‘, danach Pöppeln, Pöplitz, Poplitz, Pöbel. Der archäologische Nachweis der Brandrodung u. a. bei J. Herrmann 1966, S. 11. Zur Brandrodung auch H. Nietzsch, Wald und Siedlung im vorgeschichtlichen Mitteleuropa. Leipzig 1939, S. 70 ff.
- 6 Vgl. den Nachweis der Pflugschare bei J. Herrmann 1968, S. 83 f.; zum Haken von Dabergotz, Kr. Neuruppin, jetzt U. Bentzien, Haken und Pflug. Volkswissenschaftliche Untersuchungen zur Geschichte der Produktionsinstrumente zwischen unterer Elbe und Oder. Phil. Hab.Schr. Berlin 1968.

- 7 Nach Helmold I/12 leistet ein Pferd ebensoviel Pflugarbeit wie ein Paar Ochsen. Die Nachricht, daß die Bauern des Bischofs von Oldenburg mit Pferden ausgestattet waren und daß mit dem Raub der Pferde deren Wirtschaften zum Erliegen kamen (Helmold I/14), weist ebenfalls auf die große Bedeutung des Pferdes als Zugtier hin. Im mittelalterlichen Mecklenburg war es daher üblich, daß auf den Gütern vorwiegend Ochsen vor den Haken gespannt wurden, während in den bäuerlichen Wirtschaften sich Pferdebespannung nahezu vollständig durchgesetzt hatte – allerdings vor dem Bodenwendepflug! Der Haken wurde in bäuerlichen Wirtschaften in großem Maße nur oder erst mit Radvorgestell angewendet.
- 8 Helmold I/12 und ähnlich I/88.
- 9 Helmold I/14 und I/88.
- 10 Dazu besonders U. Bentzien, a. a. O. Zu vergleichen ist auch A. Krenzlin, Dorf, Feld und Wirtschaft im Gebiet der großen Täler und Platten östlich der Elbe. Remagen 1952 (Forschungen zur dt. Landeskunde 70).
- 11 Ortsnamen, die auf Feldeinteilung und Feldfrüchte hinweisen, sind häufig. Zu nennen sind:  
 Groß Plasten, Kr. Waren; Plaustau östlich Knesebeck/Hannover – (Hufe); Alt Placht, Kr. Templin, Wg. Plachtina bei Anklam (abgeteiltes Feld o. ä.); Priemern, Kr. Seehausen (Nebenteil eines Hauptfeldes); Wöpel, Kr. Salzwedel (Feldgemeinschaft); Rattey, Kr. Strasburg (Ackermann, Bauer).  
 osin ‚Achtel, Acht Beete‘: Osmünde; placht ‚abgeteiltes Feld, Stück, Fetzen‘: Plagwitz, Placktitz; plosa ‚Streifen, Ackerstreifen‘: Plößnitz; porst ‚Erde, Ackerboden, Staub‘: Porst, Pörsten, Pürsten; pre (Präp. +) sēr ‚Breite, breites Stück‘: Pressel, Priester, Priesa; rol’a ‚Ackerland‘: Röhllitz (Mark-); ornica ‚Ackerland, pflügbarer Boden‘: Ornitz; sbytk ‚Restflur, Oberschar‘: Beutig; spud ‚Scheffel (als Ackermaß)‘: Spauditz.  
 Ortsnamen die auf Getreide u. a. Kulturpflanzen hinweisen wie: Siethen, Kr. Zossen, Zittau/Sachsen (Getreide); Pirow, Kr. Perleberg (Getreideart); Mankmoos, Kr. Sternberg, Wg. Mankmuß, Kr. Wittstock, Mankmuss, Kr. Perleberg (Müller?, eigtl. Mehlschmierer); Kankel, Kr. Güstrow, Kaukelau, Kr. Hzt. Lauenburg (Rade, Kornrade); Gumnitz, Kr. Ueckermünde, Gömnigk, Kr. Belzig, Gömnitz bei Lübbule (Druschplatz, Tenne); Senzke, Kr. Nauen (Banse); Lenst Wg. bei Malchin (Flachsfeld); Langen Jarchow, Kr. Sternberg (Erbse); Zibühl, Kr. Bützow (Zwiebel); Rappin, Kr. Rügen (Rübe [brassica rapa], Raps); Wg. Kamel, Kr. Burg (Hopfen).  
 bob ‚Bohne‘: Bobbau, Kr. Bitterfeld, Boblas;  
 altpolab. garch/altsorb. groch ‚Erbse‘: Grochlitz, Groch(e)witz;  
 klos ‚Ähre‘: Klossa, Clöswitz, Closewitz, Kloschwitz;  
 chmel ‚Hopfen‘: Kmehlen, Schmellwitz;  
 répa ‚Rübe‘: Reppen, Reppina, Reppis (t). (Vgl. Anm. 5, S. 49.)
- 12 Auf Brache weist der FN Prelog (Brachfeld) hin, 1275 bei dem ehem. Camin, Kr. Flatow, überliefert oder der ON Anligk von ulog (Brachfeld).
- 13 Dazu J. Herrmann 1971.
- 14 W. Prange, Siedlungsgeschichte des Landes Lauenburg im Mittelalter. Neumünster 1960.
- 15 Zu den Getreidearten vor allem K.-D. Jäger, Die pflanzlichen Großreste aus der Burgwallgrabung Tornow (Kr. Calau). In: J. Herrmann 1966; ders., Die pflanz-

- lichen Großreste aus der frühslawischen Siedlung von Dessau-Mosigkau. In: B. Krüger 1967.
- 16 Eine zusammenfassende Darstellung der Tierknochenuntersuchungen durch H.-H. Müller ist in Vorbereitung.
- 17 Für die Widerristhöhenberechnung bildeten folgende Arbeiten die Grundlage: J. Fock, *Metrische Untersuchungen an Metapodien einiger europäischer Rinderassen*. Med.-vet. Diss. München 1966; V. O. Vitt, *Lošadi pazyrykskich kurganov* (Die Pferde der Kurgane von Pazyryk). In: *Sovetskaja archeologija* 16, 1952, S. 163 ff.; D. Haak, *Metrische Untersuchungen an Röhrenknochen bei Deutschen Merinolandschafen und Heidschnucken*. Med.-vet. Diss. München 1965; M. Teichert, *Osteometrische Untersuchungen zur Berechnung der Widerristhöhe bei vor- und frühgeschichtlichen Schweinen*. Ungedruckte Habilschr. Halle 1966.
- 18 Adam von Bremen II/42, Zusatz 27; 1114: *Chronographus Corbeiensis*, S. 74; 1128: *Herbord II/23*, S. 75.
- 19 Ortsnamen, die das slawische Wort für ‚Pferd‘ enthalten können, sind: slaw. koń ‚Pferd‘, konaf ‚Pferdezüchter, -halter‘: Kanena, Cannewitz, Connewitz, Cunnewitz, Kunnerwitz, Könitz, Könderitz, Conewitz (Wg.) bei Dargun; Conow, Kr. Neustrelitz; Conow, Kr. Ludwigslust; Konau, Kr. Hagenow; Konau, Kr. Uelzen; Konow, Kr. Bad Doberan; Kunow, Kr. Kyritz.
- Das slaw. Wort für ‚Stute‘ ist enthalten: Coblöwe (Wg.), Kr. Neustrelitz; Alt Käbelich, Kr. Strasburg; Kabelitz, Kr. Havelberg; Kablow, Kr. Königs Wusterhausen; Köbbelitz, Kr. Klötze; Koblack (Wg.), Kr. Stendal; Koblenz, Kr. Pasewalk; Kublank, Kr. Strasburg; Kuhblank, Kr. Perleberg.
- Ein slaw. Wort für ‚Pferdeschwemme‘ ist enthalten in: Constappel, Kr. Meißen; Kanekop (Wg.), Kr. Burg.
- Ein slaw. Wort für ‚Pferdehirten‘ o. ä. kann enthalten sein in: Conerove (Wg.) bei Altentreptow (Feldmark Gnoi); Konerow, Kr. Wolgast; Konritz, Kr. Wolmirstedt; Kunrau, Kr. Klötze.
- Der ehemalige ON Gömtow (heute Friedrichsruhe) im Kr. Parchim enthält das slaw. Wort für Kummel. Letzteres ist ein slaw. Reliktwort. (Vgl. Anm. 5, S. 49.)
- 20 Ortsnamen, die ein slaw. Wort für ‚Stall‘ enthalten: Clevena, Kr. Bützow; Glewe, Kr. Rathenow; Glewe (Wg.), Kr. Havelberg; Neustadt-Glewe, Kr. Ludwigslust; Glewest bei Waren; Glewitz, Kr. Grimmen/Kr. Rügen; Klebe, Kr. Lübz; Klevenow, Kr. Grimmen; ebenso Clieben, Kr. Meißen; und Glebitzsch, Kr. Bitterfeld, von chlêv – Stall; Nutnitz, Kr. Riesa, von nat- nüt + nica – Vieh (hof); Ogrossen, Kr. Calau, von ogroza – Hürde. (Vgl. Anm. 5, S. 49.)
- 21 Ortsnamen, die slaw. Wörter für ‚Weide‘, ‚Viehtrift‘ usw. enthalten: Pazne (Wg.) bei Schmackentin, Kr. Wismar (‚Weide, Hütung‘); Tützpatz, Kr. Altentreptow (‚fette Weide‘); Wagon, Kr. Malchin, Weggun, Kr. Prenzlau, Wigon (Wg.) bei Neubrandenburg (‚Austrieb, Viehtrift, Weide‘); Püggen, Kr. Salzwedel (‚Austrieb‘).
- Andere Ortsnamen, die auf Viehzucht weisen: Nantrow, Kr. Wismar (‚Hirt, Kuhhirt‘); Zingst, Halbinsel, Senin (Wg.), Kr. Wolgast (auf Usedom); Senzig, Kr. Königs Wusterhausen (‚Heu‘). (Vgl. Anm. 5, S. 49.)
- 22 D O I. 14, MG DD I, S. 101.
- 23 CDSR II/1, Nr. 4 (1968), S. 6.
- 24 D O I. 406 (1971), MG DD I, S. 553; CDSR II/18, S. 11 ff.
- 25 O. Dobenecker, I, S. 198 zu 1083.

26 D O I. 155, MG DD I, S. 189.

27 D O I. 406, ebenda, S. 552.

28 Chronographus Corbeiensis, S. 44.

29 D. Třeštík und B. Krzemienska, Zur Problematik der Dienstleute im frühmittelalterlichen Böhmen. In: Siedlung und Verfassung Böhmens in der Frühzeit. Hg. von F. Graus und H. Ludat. Wiesbaden 1967, S. 70 ff.

Auf Jagd weisen Ortsnamen wie: jama ‚Wildgrube‘: danach Gahma, Kr. Lobenstein; Gehmen, Kr. Jessen; stupa ‚Wildgrube, Falle‘: danach Staupitz, Kr. Finsterwalde/Kr. Torgau; sobol ‚Zobel‘: danach Zoblitz, Kr. Löbau; Zöblitz, Kr. Marienberg. (Vgl. Anm. 5, S. 49.)

30 C. G. Fabricius, Urkunden zur Geschichte des Fürstenthums Rügen unter den eingeborenen Fürsten. Stralsund–Berlin 1859, Bd. 2, Nr. XXXII.

31 Wichtige Hinweise dazu bieten auch die Ortsnamen.

Ein slaw. Wort für ‚Fischwehr, Fischnetz‘ enthält der ON Zeesen, Kr. Königs Wusterhausen.

Folgende Ortsnamen, die slaw. Wörter für ‚Fisch‘ oder Fischarten enthalten, können auf Fischfang hinweisen, soweit sie nicht auf Personennamen zurückgehen oder zufällig einen oft vorhandenen Fisch zum Motiv der Namengebung haben: Ribnitz-Damgarten (‚Fisch, Gewässer, in dem gefischt wird‘); Ribenitz bei Anklam; Rybeniz (Wg.) bei Wismar; Riebau, Kr. Salzwedel (‚Fisch‘); Rieben, Kr. Potsdam; Riepke; Klaiſtow, Kr. Potsdam (wohl ‚Blei, Brassens‘); Klessen, Kr. Rathenow; Kleeste, Kr. Perleberg; Kleesten, Kr. Lübz; Clesten (Wg.), Kr. Neustrelitz; Linau, Kr. Herzogtum Lauenburg (‚Schlei‘); Linow, Kr. Neuruppin; Lynow (Wg.), Kr. Plön; Lynow, Kr. Luckenwalde; Lienewitz, Kr. Potsdam; Carpin, Kr. Neustrelitz (‚Karpfen‘); Karpin, Kr. Ueckermünde; Karpow (Wg.), Kr. Kyritz; Wokuhl, Kr. Neustrelitz (‚Barsch‘); Wokuhl (Wg.), Kr. Waren; Wangern, Kr. Wismar, Insel Poel (‚Aal‘); Sumte, Kr. Hagenow (‚Wels‘); Spitzkuhn, Kr. Röbel (‚Peizker‘). (Vgl. Anm. 5, S. 49.)

ryba ‚Fisch‘: Reipisch, Reibitz

kolb ‚Gründling‘: Kolba

jěz ‚Fischwehr‘: Gesau

krosno ‚Fischreuse‘: Krossen, Crossen

čep ‚Zapfen, Spund‘: Zschepa

viřša ‚Fischreuse‘: Werschen, Würschnitz

Auch zahlreiche Reliktwörter zeugen vom Fischfang der Slawen in unseren Gebieten: Jese ‚Fischwehr‘, Briese, Zeese und Goonken, Jonicke für ‚Fischereinetze‘, Flock oder Pflock für ein ‚Schleppnetz‘, Ukelei, Jäse, Peizker und Plötze für Fischarten usw. (vgl. S. 422).

32 Helmold II/108.

33 W. Bastian, Die Hafen- und Stromburgen im ehemaligen Land Barth und die Burg Vitte in Ahrenshoop. In: JBM 1959 (1961), S. 192 ff.

34 O. Dobenecker I, S. 191 zu 911.

35 R. Trautmann 1948/49, Teil 2, S. 88.

36 In diesem Zusammenhang ist besonders die Frage erörtert worden, wie weit die sogenannten Dedizen in der slawischen Gesellschaft ihren Platz hatten. Diese sind in der Lausitz seit dem Ende des 13. Jh. erwähnt. Sie waren in erster Linie zur Lieferung von Bienenprodukten verpflichtet und offenbar in eigenen Verbänden zusammengefaßt. Neben der Bienenzucht betrieben sie in ganz geringem Maße Ackerbau. Es gibt keinen sicheren Hinweis, daß diese



- in gedrückter Stellung lebende Gruppe bereits vor der Zeit der Ostkolonisation vorhanden war. Sie entstand wohl erst mit der Gründung von Klöstern und der Machtausdehnung der örtlichen Institutionen in diesem Gebiet (vgl. dazu J. Brankač 1964; W. Schlesinger 1960 versuchte aus der Stellung dieser Deditzen Aufschlüsse zur slaw. Verfassungsgeschichte zu erhalten, indem er sie als altüberlieferte slaw. Institution betrachtet). Vgl. zur Zeideliwirtschaft F. Redlich, Waldbienenzucht, Bienenbeuten und Zeidliergesellschaften mit besonderer Berücksichtigung der Niederlausitz. In: EAF 4/1958, S. 185 ff.
- 37 B. Krüger 1967, S. 80.
- 38 J. Herrmann 1968, S. 27, 92.
- 39 H.-J. Vogt, Slawische Bodenfunde in Westsachsen. In: Sächsische Heimatblätter 5, 1968, S. 197.
- 40 J. Herrmann 1968, S. 137, Abb. 22.
- 41 J. Herrmann 1968, S. 110 f.
- 42 Zu den archäologischen Funden vgl. J. Herrmann 1968, S. 110; eine Analyse der westslawischen Textiltechnik bei M. Stará, Zur Problematik der slawischen Textilfunde aus dem 9.–14. Jahrhundert. In: VPS 6, 1966, S. 247 ff. Die zahlreichen Urkunden über Textilabgaben im Rahmen der Feudallasten der Bauern bei J. Brankač 1964, S. 246.
- 43 B. Krüger 1967, S. 91.
- 44 J. Herrmann 1966.
- 45 H.-J. Vogt 1968.
- 46 P. Butzmann, Ein slawischer Töpferofen an der Schwarzen Elster bei Kremitz, Kr. Jessen. In: AuF 4, 1959, S. 82 ff.
- 47 K. Grebe, Die slawische Siedlung von Brandenburg (Havel)-Neuendorf. In: AuF 11, 1966, S. 157 ff., Abb. 3–4.
- 48 Die lokal gefärbte Töpferei auf Rügen kann auch durch die Gruppe kleiner schalenförmiger Gefäße belegt werden, vgl. P. Herfert, Slawische Schalengefäße von der Insel Rügen. In: Greifswald-Stralsunder Jb. 4, 1964, S. 7.
- 49 H.-J. Vogt 1968, S. 10.
- 50 Über die Eisentechnologie orientieren eingehend die Arbeiten von R. Pleiner, Základy slovanského železářského hutnictví v českých zemích. Praha 1958; ders., Staré evropské kovářství. Alteuropäisches Schmiedehandwerk. Stand der metallkundlichen Forschung. Praha 1962; H. Frei, Der frühe Eisenerzbau im nördlichen Alpenvorland. In: Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 6/7, 1965/66, S. 67 ff.; F.-J. Ernst, Die vorgeschichtliche Eisenerzeugung. In: Deutscher Kulturbund Neubrandenburg, Bezirkskommission Natur und Heimat. Mitteilungen des Bezirksausschusses für Ur- und Frühgeschichte 14, 1966, S. 1 ff.; J. Piaskowski, Die Eisenmetallurgie in Tornow auf Grund von metallkundlichen Analysen. In: J. Herrmann 1971.
- 51 J. Herrmann 1968, S. 95 f., Abb. 14.
- 52 J. Piaskowski, Die Eisenmetallurgie in Tornow auf Grund von metallkundlichen Analysen, a. a. O.
- 53 Niete wurden in den Brandgräbern des 9. Jh. bei Menzlin, Kr. Anklam; gefunden. U. Schoknecht, Ein frühgeschichtliches Brandgräberfeld mit schiffsförmigen Steinsetzungen bei Menzlin, Kr. Anklam. In: ZfA 1, 1967, S. 329. Niete aus slawischen Fundstellen: Alt Lübeck; Kr. Rostock: Rostock/Langer Ort, Dierkow, Damm, Alt Bartelsdorf; Kr. Anklam: Görke Fundplatz 1 und 6; Kr. Rügen: Arkona, Lancken-Granitz, Ralswiek.

- 54 E. Schuldt 1965, Taf. 21.
- 55 E. Schuldt, Die slawischen Burgen von Neu Nieköhr/Walkendorf, Kr. Teterow. Schwerin 1967 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte der Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg 1), S. 32.
- 56 J. Herrmann 1968, S. 211.
- 57 E. Schuldt, Altslawisches Handwerk. Schwerin 1960, Taf. 62, 63.
- 58 O.-F. Gandert, Ein slawischer Messerscheidenbeschlag aus Hansaschalenblech. In: Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte. Neumünster 1968, S. 169 ff.
- 59 Der Schläfenringtyp in Thüringen wurde von H. Rempel als Gruppe III herausgestellt. Vgl. H. Rempel 1966, S. 47.
- 60 Bei der Ummantelung mit dünnem Silberblech besteht der Kern aus schlechterem Silber. Da bisher nur ein Untersuchungsergebnis vorliegt, kann über den Umfang dieser Praxis in Thüringen noch nichts ausgesagt werden. Vgl. E. Hennig, Zur Technologie der Schläfenringe. In: EAZ 8, 1967, S. 151. Davon zu unterscheiden ist die dickere Plattierung auf den kleinen dicken Schläfenringen mit Kupfer- oder Bronzekern.
- 61 H. Rempel 1966, S. 76 ff.
- 62 J. Herrmann 1968, S. 131.
- 63 Bei dieser Garnitur dürfte es sich um den Kopfschmuck einer Angehörigen des fürstlichen Geschlechts handeln. Aus den Gräbern stammt noch eine Anzahl goldener Fingerringe, wie sie aus westlichen Gebieten bekannt sind. Vgl. W. Neugebauer 1964/65, S. 180, 240 und Taf. 37. Massive goldene Schläfenringe treten ganz vereinzelt in Polen und in der Tschechoslowakei auf.
- 64 Einen besonderen Charakter zeigt der Schmuck der slawischen Bevölkerung westlich der Elbe im hannoverschen Wendland zur Zeit des Landesausbaus im 12. und 13. Jahrhundert. Abgesehen von den in den östlicheren Gebieten unbekanntem drahtförmigen Schläfenringen mit aufgeschobenen bronzenen Hohlkörpern und kleinen unverzierten hohlen Schläfenringen, wurden auch offene Fingerringe hohl gearbeitet. Vgl. H. G. Peters, Das wendische Reihengräberfeld von Növenthien, Kr. Uelzen. In: Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 3, 1966, S. 226, 233–235.
- 65 Gedrehte Halsringe aus Bronzedraht wurden in folgenden Gräbern gefunden: Nadelitz, Kr. Rügen; Friedland, Kr. Neubrandenburg; Schwennenz, Kr. Pasewalk; Leest, Kr. Potsdam; Mellin, Kr. Klötze. Bruchstücke fanden sich im Burgwall Behren-Lübchin, Kr. Teterow, und in der Siedlung Ralswiek auf Rügen.
- 66 W. Neugebauer 1964/65, Abb. 63, 2–4.
- 67 H. A. Knorr, Westslawische Gürtelhaken und Kettenschließgarnituren. Ein Beitrag zur Deutung Alt Lübecker Funde. In: Offa 25, 1968.
- 68 Glasringe bzw. Bruchstücke wurden bisher auf folgenden Burgen und Vorkurgsiedlungen aufgefunden: Alt Lübeck; Gützkow, Kr. Greifswald; Schwedt, Kr. Angermünde; Fergitz, Kr. Templin; Berlin-Köpenick; Altruppin, Kr. Ruppin; Osterburg; Brandenburg; Gräberfeld Spandau. Zu den Funden im Saalegebiet vgl. H. Rempel 1966, S. 64/65. Über die Glasproduktion vgl. die Literaturangaben bei J. Herrmann 1968, S. 105 f.
- 69 K. Grebe, Die Ergebnisse der Ausgrabungen in Brandenburg (Havel). In: Germanen, Slawen, Deutsche. Berlin 1968, S. 123.

- 70 Die Technik zur Herstellung von Glasfingerringen wird beschrieben in: *Schedula diversarum artium* des Mönches Theophil (etwa Ende 10. bis Anfang 11. Jh.), 2. Buch, Kap. 31. Vgl. W. Theobald, *Technik des Kunsthandwerks im zehnten Jahrhundert*, des Theophilus Presbyter *Diversarum Artium Schedula*. Berlin 1933, S. 49 f. und S. 258.
- 71 K. Grebe (wie Anm. 69), S. 122.
- 72 W. Neugebauer, *Eine Drechslerswerkstatt in Alt Lübeck aus der Zeit um 1000*. In: *Hammaburg* 4, 1953/55, Taf. 26.
- 73 Im Mittelalter treten auch entwickeltere Konstruktionen mit Schnurrad und Kurbel sowie mit Trittantrieb auf. Vgl. W. Theobald, *Technik des Kunsthandwerks im zehnten Jahrhundert*. Berlin 1933, S. 341, über die Geschichte der Drehbank, ebenda, S. 444, zur Rekonstruktion: ebenda, S. 444; W. Neugebauer (wie Anm. 71), S. 71 ff.; R. Barnycz-Gupieniec, *Naczynia drewniane z Gdańska w X–XIII wieku*. Łódź 1959, S. 44 f.
- 74 W. Neugebauer (wie Anm. 71). Taf. 28.
- 75 E. Schuldt 1965, Taf. 31, 32.
- 76 K. Grebe, *Untersuchungen auf der Dominsel zu Brandenburg (Havel) im Jahre 1967*. In: *AuF* 13, 1968, S. 149, Abb. 1; ders., *Untersuchungen im Dom zu Brandenburg*. In: *AuF* 10, 1965, S. 147, Abb. 4.
- 77 E. Schuldt 1965, S. 115 u. Abb. 57.
- 78 E. Schuldt, *Die Ausgrabungen im Gebiet der „Alten Burg“ von Sukow, Kr. Teterow*. In: *JEM* 1963 (1964), S. 217 ff.
- 79 Die erste Brückenanlage in Teterow, die von dem Ausgräber in das 9. Jh. gesetzt wird, hat eine Länge von 750 m, die Brücke in Behren-Lübchin aus dem 11. Jh. 320 m, die lange Brücke im Ober-Ückersee 2200 m, die kurze 400 m, beide aus dem 12. Jh.
- 80 J. Herrmann, *Vorbericht über die archäologischen Unterwasserforschungen im Ober-Ückersee bei Prenzlau*. In: *AuF* 10, 1965, S. 202 ff.; ders., *Die slawischen Brücken aus dem 12. Jh. im Ober-Ückersee bei Prenzlau*. In: *AuF* 11, 1966, S. 215 ff.
- 81 Die umfangreichen Ausgrabungen auf den Burgen in Teterow, Neu-Nieköhr und Behren-Lübchin, alle Kr. Teterow, ergaben 6, 8 und 12 Nägel, eine Relation, die in keinem Verhältnis zu den übrigen Geräten aus Eisen steht. Typisch für die Form der Eisennägel ist der vierkantige Querschnitt. Sie wurden nicht gezogen, sondern geschmiedet.
- 82 E. Schuldt 1965.
- 83 P. Herfert, *Frühe mittelalterliche Bootsfunde in Ralswiek, Kr. Rügen*. In: *AuF* 13, 1968, S. 211 ff.
- 84 W. Neugebauer 1964/65, S. 225 und Abb. 52, 10–14.
- 85 J. Richter, *Eine neue slawische Fundstelle im Vogtland*. In: *AuF* 1, 1956, S. 85 ff.; U. Schoknecht, *Hinweise zur Pechbereitung in frühslawischer Zeit*. In: *AuF* 12, 1967, S. 205 ff.; K. Helbig und W. Baumann, *Hinweise zur mittelalterlichen Pechgewinnung im Wermsdorfer Forst, Kr. Oschatz*. In: *AuF* 13, 1968, S. 100 ff.; Z. Rajewski, *Pech und Teer bei den Slawen*. In: *ZFA* 4, 1970, S. 46 ff.
- 86 E. Schuldt (wie Anm. 55), Taf. 19 x.
- 87 G. Behm, *Eine spätslawische Siedlung bei Berlin-Kaulsdorf*. In: *PZ* 32/33, 1941/42, S. 260 ff.
- 88 J. Herrmann 1962, S. 43.

- 89 W. Neugebauer 1964/65, S. 197 und 245.
- 90 J. Herrmann 1967, S. 37, 32.
- 91 E. Schuldt (wie Anm. 55), S. 37, Taf. 18 r, s, u.
- 92 Zur Verbreitung dieser Eisenschüsseln vgl. zuletzt J. Herrmann 1966 und 1968 mit Karte und Liste. Dort auch die Diskussion anderer Auffassungen über die Deutung der Eisenschüsseln.
- 93 Dazu vor allem R. Pleiner, Slovánské sekerovité hřivny. In: SIA 9, 1961, S. 405 ff.
- 94 M. Vasmer, Russisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1955, S. 366.
- 95 G. Jacob 1927, S. 12 f.
- 96 Helmold I/38.
- 97 Zu den Silberschatzfunden R. Beltz, Der Schatzfund von Quilitz (Kr. Usedom – Wollin). In: Baltische Studien N. F. 29, 1927, S. 152 ff.; H. A. Knorr 1937; T. u. R. Kiersnowscy 1959; R. Kiersnowski 1964; die Fundumstände und Listen der Schätze bei J. Herrmann 1968; L. Leciejewicz 1968; J. Żak 1967, S. 305.
- 98 K. Marx, in: Marx-Engels-Werke Bd. 23. Berlin 1962, S. 144.
- 99 K. Marx, in: Marx-Engels-Werke Bd. 15. Berlin 1963, S. 157 f.
- 100 Helmold I/38.
- 101 In bedeutenden Orten wie Wolin an der Dievenowmündung u. a. sind wohl schon um 1000 Münzen geschlagen worden, und zwar nach dem Vorbild der sogenannten Sachsenpfennige, wegen ihrer weiten Verbreitung in den slaw. Ländern auch als Wendenpfennige bezeichnet. Jedoch sind bisher keine sicheren Münzstätten bekannt. Vgl. dazu V. Jammer, Die Anfänge der Münzprägung im Herzogtum Sachsen (10. und 11. Jh.). Hamburg 1952, S. 61; J. Pošvár 1958, S. 121 ff. Über Münzstätten, an denen im 12. Jh. z. T. niederelbische Agrippiner in Mecklenburg nachgeprägt wurden, vgl. O. Schulenburg, Der Fund von Bibow und die niederelbischen Agrippiner. In: Hamburger Beiträge zur Numismatik N. F. 1, 1947, S. 14 ff.
- 102 Zur Münzprägung in Alt Lübeck vgl. G. Hatz, Der numismatische Befund der Ausgrabungen in Alt-Lübeck. In: Z. des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 36, 1956, S. 53 ff.; A. Ernst, Om en hidtil ukendt Viborgpenning fra kong Niels og om en dansk kongeaetlings udmøntning i Alt-Lübeck. In: Nordisk Numismatik Årsskrift 1957–58, S. 115 ff.; H.-D. Kahl, Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts. Die letzten Jahrzehnte des Landes Stodor. Köln–Graz 1964 (Mitteldeutsche Forschungen 30).
- 103 Dazu A. Suhle, Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Ottos I. (1184). In: Jb. für brandenburgische Landesgeschichte 6, 1955, S. 46 ff.; G. Pošvár 1958; W. Jesse, Lübecks Anteil an der deutschen Münz- und Geldgeschichte. In: Z. des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 40, 1960, S. 5 ff.
- 104 Die Münzen Jaromars von Rügen bei A. Suhle, Beiträge zur Geschichte des Münzwesens in Pommern im Mittelalter (bis ca. 1330). In: Baltische Studien N. F. 39, 1937, S. 119 ff.; H. Dannenberg, Münzgeschichte Pommerns im Mittelalter. Berlin 1893; H. D. Kahl, Slawen und Deutsche, a. a. O.
- 105 Wertangaben in Anlehnung an S. Tabaczyński, Z badań nad wczesnośrednio-wiecznymi skarbami srebnymi Wielkopolski. Warszawa–Wrocław 1958; J. Herrmann 1968, S. 305 mit Tabelle der Schätze und ihres Gewichts.
- 106 PUB I, Nr. 54, 90, 61, 62.

- 107 Zum Mahlsteinhandel mit Liste und Karte J. Herrmann 1968, S. 137 f. Über den Handel mit Mahlsteinen aus Eifelbasalt im Ostseegebiet vgl. H. Jankuhn 1956, S. 165 ff.
- 108 Zu den Handelsgütern der Kiewer Rus vgl. Z. Hilczerówna, Przyczynki do handlu Polski z Rusią Kijowską. In: Przegląd archeologiczny 9, 1950–1953, S. 8 ff.; W. Szymański, Kontakty handlowe Wielkopolski w IX–XI wieku. Poznań 1958.
- 109 Dazu S. Dušek 1968, S. 105 ff.
- 110 Zum Schatzfund von Potsdam/Hermannswerder vgl. H.-J. Vogt, Ein bisher unbekannter Schatzfund von Potsdam. In: AuF 4, 1959, S. 89 ff.
- 111 S. Grieg, Norske kieberstensbrudd fra vikingetiden, In: Universitetets Oldsaksamling Arbok 4, 1930, S. 88 ff.; A. Skjølsvold, Klebersteinsindustrien i vikingetiden. Oslo–Bergen 1961; H. Jankuhn 1956, S. 169; P. Herfert, Die frühmittelalterliche Großsiedlung mit Hügelgräberfeld in Ralswiek, Kr. Rügen. In: AuF 12, 1967, S. 213 ff.
- 112 P. Grimm, Der Beitrag der Archäologie für die Erforschung des Mittelalters. In: Probleme des frühen Mittelalters in archäologischer und historischer Sicht, Berlin 1966, S. 39 ff.
- 113 O. Fock, Rügensch-pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten, Bd. I, Rügen 1168. Leipzig 1861.
- 114 D O I 406, MG DD I, S. 552; zum Sklavenhandel vgl. J. Brankač 1964, S. 118 ff.
- 115 Vita Anskarii c. 15, S. 36; a. a. O., c. 36, S. 71.
- 116 Adam von Bremen III/22.
- 117 Helmold I/37.
- 118 Herbord III/2.
- 119 Helmold II/101.
- 120 Helmold II/109.
- 121 F. Rörig 1959, S. 604 ff.; V. Jammer, Die Anfänge der Münzprägung im Herzogtum Sachsen, a. a. O., S. 61, sah in den sogenannten Wendepfennigen eine Münzsorte von betont regionalem Charakter, eine ausgesprochene Währungsmünze im Bereich des Sklavenhandels.
- 122 D O I. 14 und 16; MG DD I, S. 101 und 104.
- 123 CDSR I/1, S. 253.
- 124 Herbord III/4.
- 125 Helmold I/69.
- 126 Dazu vgl. G. Jacob, Die Waren beim arabisch-nordischen Handel im Mittelalter. Berlin 1891; ders. 1927; L. Leciejewicz 1968; Ch. Warnke, Die Anfänge des Fernhandels in Polen. Würzburg 1964.
- 127 Diederhofer Kapitular von 805 – MG Cap. I, Nr. 44 c. 7, S. 123.
- 128 D O II. 122 und 184; Mg DD II, S. 204 und 267.
- 129 G. Jacob 1927; T. Kowalski, Relacja Ibrahima ibn Jakaba z podróży do krajów słowiańskich w przekazie Al-Bekriego. Kraków 1946 (Monumenta Poloniae Historica N. S. 1); G. Labuda, Ibrahim ibn Jacob. Najstarsza relacja o Polsce w nowym wydaniu. In: Roczniki historyczne 16, 1947, S. 100 ff.; Ch. Warnke (Bemerkungen zur Reise Ibrahim ibn Jakubs durch die Slawenländer im 10. Jh. In: Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens 32, 1965, S. 393 ff.) nimmt eine Reiseroute von Haithabu–Mecklenburg–Magdeburg–Prag an.
- 130 J. Žak 1967.

- 131 Adam von Bremen II/22; Helmold I/2.  
 132 Helmold II/108.  
 133 Helmold I/69 zu 1150 über Oldenburg. Zu diesem Abschnitt vgl. J. Brankač 1961; L. Leciejewicz 1968.  
 134 Zuletzt J. Herrmann 1968 mit Literatur.  
 135 Adam von Bremen II/22.  
 136 Über den europäischen Handel des frühen Mittelalters gibt es keine zusammenfassende Darstellung. Für das Ostseegebiet vgl. H. Jankuhn 1956; zum Binnenland u. a. T. Wałowiczówna, Research on the Mediaeval Road System in Poland. In: *Archaeologia Polona* 2, 1959, S. 125 ff.; H. Bächthold, Der norddeutsche Handel im 12. und beginnenden 13. Jh. Berlin und Leipzig 1910 (Abhandlungen zur Mittlere und Neueren Geschichte 21); H. Arbman, Zur Frage der Verbindung zwischen Ost und West im IX.–X. Jh. In: *Atti del VI Congresso Internazionale delle Scienze Preistoriche e Protostoriche I, Relazioni Generali*, Firenze 1962, S. 221 ff.; Ch. Warnke, Die Anfänge des Fernhandels in Polen. Würzburg 1964; J. Zak, „Importy“ skandynawskie na ziemiach zachodniopolskich od IX do XI wieku (Część analityczna). Poznań 1967; Ibn Khordādhbeh, 1889, S. 114 f.  
 137 Zu den Booten von Ralswiek vgl. P. Herfert, Frühmittelalterliche Bootsfunde in Ralswiek, Kr. Rügen. In: *AuF* 13, 1968, S. 211 ff.; über slaw. und skandinavischen Bootsbau im frühen Mittelalter u. a. M. Prosnak, Próba analizy wartości łodzi słowiańskich jako statków pełnomorskich. In: *Kwartalnik historii kultury materialnej* 9, 1961, S. 35 ff.; ders., Okręty skandynawskie wczesnego średniowiecza. In: a. a. O., S. 407 ff.

### Anmerkungen zu Kapitel III: Dorfsiedlungen, Burgen und frühe Städte

- 1 Der Begriff „Dorf“ wird hier für die bäuerliche Siedlung gebraucht, in der die einzelnen Häuser bzw. Gehöfte unter deutlichem Bezug zueinander angelegt worden sind. Das Dorf war zusammengeschlossen durch die gemeinsam gewollte Einbettung in die Landschaft, d. h., es bildete eine topographische Einheit; es kannte zusammenschließende Elemente, wie Straßen und verbindende Wege oder den Dorfplatz. Die Gehöfte und Grundstücke nahmen Rücksicht aufeinander. Davon zu unterscheiden ist der Weiler, in dem wenige einzelne Gehöfte ohne engere Beziehungen zueinander über ein Gebiet verteilt sind.
- 2 A. Hollnagel, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und Funde des Kreises Neustrelitz, Schwerin 1958.
- 3 B. Krüger 1967.
- 4 B. Krüger 1967; J. Herrmann 1968; 1970.
- 5 J. Herrmann, Die Schanze von Vorwerk bei Demmin – die Civitas des wilzischen Oberkönigs Dragowit? In: *AuF* 14, 1969, S. 191 ff.
- 6 Zu Tornow J. Herrmann 1971, darin die Literatur zu den obengenannten Siedlungen.
- 7 Zur Verbreitung dieses Haustyps vgl. J. Kudrnač 1966, S. 197 ff.; zu Dessau-Mosigkau vgl. B. Krüger 1967; weitere Fundstellen westlich der Oder und Neiße sind: Grieben, Kr. Tangerhütte (J. Schneider, Altslawische Siedlungsfunde von Grieben, Kr. Tangerhütte. In: *JmV* 51, 1967, S. 305 ff.); Köthen, Kr. Köthen (H. Brachmann 1969); Leipzig (H. Küas und L. Langhammer, Bericht

über die Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof. In: *Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte 4, Stadtkernforschung in Leipzig*, 1960, S. 20 ff.); Taucha, Kr. Leipzig (W. Baumann und R. Dunkel, *Weitere Ausgrabungen im Stadtkern von Taucha*, Kr. Leipzig. In: *AuF 10*, 1965, S. 80 ff.); Altengroitzsch, Kr. Borna, und Weideroda, Kr. Borna (H.-J. Vogt 1968, S. 2), und Graitschen a. d. Höhe, Kr. Eisenberg (S. Hennig, *Neue Grabungen zu Problemen der Slawenforschung in Thüringen*. In: *AuF 8*, 1963, S. 268.

- 8 S. Hennig, a. a. O. S. 268.
- 9 Befunde von Groß Strömkendorf, Kr. Wismar, Grimmen und Varbelvitz, Kr. Rügen (E. Schuldt, *Eine slawische Siedlung von Groß Strömkendorf*, Kr. Wismar. In: *JBM 1955 (1957)*, S. 135 ff.; P. Herfert, *Ein mittelslawischer Hausgrundriß von Varbelvitz*, Kr. Rügen. In: *AuF 9*, 1964, S. 204 ff.) sind nicht als Grubenhäuser zu interpretieren, da sie in allen wichtigen Details von dem Haustyp abweichen, wie ihn die Siedlung Dessau-Mosigkau repräsentiert. Insbesondere fehlen die Spuren der in die Grube gestellten Hauskonstruktion sowie die Feuerstellen. Vermutlich stellen diese Gruben große Keller dar, wie sie in Feldberg beobachtet wurden.
- 10 J. Herrmann, *Die Schanze von Vorwerk bei Demmin*, a. a. O., S. 191 ff.
- 11 J. Herrmann 1968, S. 213 f.
- 12 J. Herrmann 1971.
- 13 A. Hollnagel und U. Schoknecht, *Die Burgwallinsel bei Vipperow*, Kr. Röbel. In: *JBM 1954 (1955)*, S. 121 ff.; W. Petzsch, *Ein spätslawisches Haus am Fuße des Burgwalles von Gützkow in Vorpommern*. In: *Altschlesien 5*, 1934, S. 326 ff.; H. Schübler, *Eine slawische Siedlung bei Zehdenick a. d. Havel*. In: *NfdV 14*, 1938, S. 268 ff.
- 14 G. Behm 1941/42, S. 260 ff.; E. Lehmann, *Plan einer mittelslawischen Siedlung in Berlin-Mahlsdorf*. In: *AuF 2*, 1957, S. 177 ff.
- 15 Ein gut erhaltener Ofen ließ sich auf der Dominsel von Brandenburg in Siedlungsschichten des 10. bis 11. Jh. freilegen, jedoch war nicht erkennbar, ob er sich in einem Haus befunden hat (K. Grebe, *Untersuchungen auf der Dominsel zu Brandenburg (Havel) im Jahre 1966*. In: *AuF 12*, 1967, S. 165 ff.). Zur Verbreitung der Ofenheizung vgl. A. Pitterová 1964, S. 165 ff.
- 16 Zum Beispiel Brandenburg (K. Grebe, a. a. O., S. 167 ff.). Auch in einem der in slawischer Tradition gebauten Häuser der Meißner Burg des 10. Jh. fand W. Coblenz (*Zur Frühgeschichte der Meißner Burg. Die Ausgrabungen im Meißner Burghof 1959/60 [Meißner Heimat, 1. Sonderheft] 1961*) eine solche Matte.
- 17 Zu den Speichern vgl. I. I. Ljapuškin, *Gorodišče novotroickoe. Moskva 1958 (MIA 74)*, S. 205 ff.; zur Birnbaumsmühle R. Breddin, *Eine spätslawische Siedlung in Frankfurt/Oder-Birnbaumsmühle*. In: *AuF 4*, 1959, S. 86 ff.; über derartige Speicher in Lebus W. Unverzagt, *Zusammenfassender Bericht über die Tätigkeit des Staatl. Museums für Vor- und Frühgeschichte in der Provinz Mark Brandenburg während der Jahre 1938/40*. In: *NfdV 17*, 1941, S. 250 f., J. Küdrnác, *Skladovány obilí v jamách-obilnicích*. In: *VPS 2*, 1958, S. 233 ff.
- 18 Diese Gruben waren verhältnismäßig flach und enthielten Dungschichten; in Grube 31 ließen sich Reste der herabgestürzten Dachkonstruktion freilegen. Vermutlich handelt es sich um leichte Bauten mit Flechtwerkwänden (?), in denen man das Vieh einstellte. Die Eintiefung könnte dann erst als Folge der Nutzung entstanden sein (G. Behm 1941/42, S. 260 ff.).
- 19 E. Schuldt 1965, S. 56 ff.

- 20 Die sehr umfangreiche Literatur vgl. bei P. Grimm 1958; J. Herrmann 1960, 1965, 1968; W. Coblenz 1960; K. W. Struve 1959/61; R. von Uslar 1964. Von den etwa 600 bis 700 slawischen Burgwällen, die westlich der Oder und Neiße bekannt sind, wurden bisher nur etwa 60 soweit untersucht, daß sich Erkenntnisse über die Konstruktion der Verteidigungsanlage ergaben (J. Herrmann 1967).
- Die genauesten Kenntnisse vermitteln dank der vorzüglichen Erhaltung des Holzes die Ausgrabungen in Behren-Lübchin (E. Schuldt 1965).
- 21 F. Engels, in: Marx-Engels-Werke Bd. 21, Berlin 1962, S. 160.
- 22 Monumenta Poloniae Historica, 1872, S. 593.
- 23 E. Eichler 1965, S. 124; R. Trautmann 1948/49, Teil 2, S. 111.
- 24 Dieser Einteilung stehen andere gegenüber, die einzelne Seiten oder Merkmale der Burgen berücksichtigen (z. B. die Lage im Gelände, die Führung der Wälle u. a.). Soll die Burg als gesellschaftliche Erscheinung verstanden werden, bleibt keine andere Möglichkeit, als sie entsprechend ihrer Funktion in der Gesellschaft zu definieren. Es ist begreiflich, daß nicht jede Burg – zumal wenn bisher keine oder nur geringe archäologische Ausgrabungen in dem betreffenden Objekt vorgenommen wurden – in dieser Bestimmung erfaßt werden kann. Das ist aber eine Kenntnislücke, die nicht auf ursprünglicher Unbestimmtheit beruht.
- 25 P. Grimm 1958, Nr. 283, S. 67. Zur Lokalisierung des Siedelgebietes der Colodici vgl. H. Brachmann 1969.
- 26 Ann. regni Francorum zu 816.
- 27 Vgl. zur Bauweise der Wehrmauern J. Herrmann 1967, mit Schemazeichnungen.
- 28 Ann. regni Francorum zu 789. Zur Burg von Vorwerk und der Problematik bei J. Herrmann, Die Schanze von Vorwerk bei Demmin. In: *AuF* 14, 1969, S. 191 ff.
- 29 So scheint in der Burg Sukow, Kr. Teterow, die inmitten des sumpfigen Niederungsgebietes lag und nur über einen Damm mit dem trockenen Land verbunden war, keine ständige Besiedlung vorhanden gewesen zu sein. Diese fand sich vielmehr am Talrand. Vgl. E. Schuldt, Die Ausgrabungen im Gebiet der „Alten Burg“ von Sukow, Kr. Teterow. In: *JBM* 1963 (1964), S. 217 ff.
- 30 J. Herrmann 1966, 1971.
- 31 W. Coblenz, Ur- und frühgeschichtliche Wall- und Wehranlagen Sachsens. In: *Wiss. Annalen* 4, 1955, S. 405 ff.; ders., Die slawische Sumpfschanze von Brohna, mit Beiträgen von G. Möbius und H.-H. Müller. Berlin 1969, S. 144 f.
- 32 K. W. Struve 1959–61; ders., Zur Lokalisierung von Nezenna, einem bischöflichen Edelhofe aus ottonischer Zeit. In: *Germania* 42, 1964, S. 302.
- 33 Zum Kessel von Kretzschau-Groitzschen vgl. P. Grimm, Die Wallburg „Der Kessel“ bei Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz. In: *JmV* 35, 1951, S. 161 ff.; H. Brachmann, Die Wallburg „Der Kessel“ von Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz – Vorort eines sorbischen Burgbereiches des 9. Jahrhunderts. In: *Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen*, Berlin 1969 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 25), S. 342 ff.
- 34 Vgl. die Grundrisse dieser Burgen mit Literatur und Problemläuterung bei J. Herrmann 1968.
- 35 Ann. regni Francorum zu 808 und 809; die Lokalisierung von Reric in Alt Garz, das daraufhin 1938 in Rerik (Kr. Bad Doberan) umbenannt wurde, ist sicher



- unzutreffend. Mit einiger Wahrscheinlichkeit hat Reric bei dem heutigen Ort Mecklenburg, Kr. Wismar, gelegen (dazu ausführlich S. 188 f., insbes. Anm. 58).
- 36 Zum Liubusua- und Ciani-Problem sowie zur Lokalisierung beider vgl. J. Herrmann 1968, S. 314 ff.
- 37 Zu Brandenburg vgl. H. Krabbo, Deutsche und Slawen im Kampfe um Brandenburg. In: 41.–42. Jber. des historischen Vereins Brandenburg, 1910, S. 26 ff.; zu Lenzen u. a. Widukind I/36.
- 38 Thietmar VIII/5. Zu den Kämpfen um die Burgen im Obodritenland vgl. Adam von Bremen und Helmold.
- 39 Dazu die Ausführungen von P. Grimm 1958, S. 38 ff.
- 40 Bisher ist die Hildagsburg nicht in diesen Zusammenhang gestellt worden, obwohl das sehr naheliegt. Die Keramik der ältesten Burg gehört in die altslawische Zeit, wohl in das 8.–9. Jh. (H. Dunker, Die Hildagsburg. Der Burgwall von Elbeu, Kr. Wolmirstedt. In: Abhandlungen und Berichte aus dem Museum für Natur- und Heimatkunde und dem Naturwissenschaftlichen Verein in Magdeburg 8, 5, 1953, S. 191 ff.). Seit 780 aber war das Gebiet an der Ohremündung fränkisch und durch eine fränkische Burg gesichert (Ann. regni Francorum zu 780). Die Hildagsburg lag sogar südlich der alten Ohremündung, zwischen dieser und dem ebenfalls karolingischen Magdeburg. Es ist also mehr als unwahrscheinlich, daß die Hildagsburg einer selbständigen slawischen politischen Einheit diene.
- 41 Vgl. oben Anm. 33.
- 42 Zum Höhbeck vgl. E. Sprockhoff, Kastell Höhbeck. In: Neue Ausgrabungen in Deutschland, Berlin 1958, S. 518 ff. Zu Hitzacker vgl. E. Sprockhoff, Der „unterirdische“ Ringwall auf dem Weinberg von Hitzacker, Kreis Lüchow-Dannenberg. In: Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 3, 1966, S. 212 ff.
- 43 Dazu die Ausführungen von P. Grimm 1958, S. 38 ff.
- 44 H. Krabbo, Deutsche und Slawen, a. a. O., S. 26 ff.
- 45 Thietmar I/16; zu Meißen vgl. W. Coblentz, Zur Frühgeschichte der Meißner Burg, a. a. O.; ders., Meißner Burggrabung, In: AuF 7, 1962, S. 89 ff.
- 46 Thietmar VI/69, VII/16, VIII/1. Zur Lokalisierung J. Herrmann 1968, S. 323 ff.
- 47 Vgl. oben Anm. 36.
- 48 Vgl. u. a. Helmold I/18.
- 49 Helmold I/93; Fesseln sind aus Neu Nieköhr und Behren-Lübchin bekannt (E. Schuldt 1965); Fesseln und Folterwerkzeuge gab es auch auf dem Hof des Thessemar (Helmold I/84).
- 50 Zu Alt Lübeck besonders W. Neugebauer 1968.
- 51 Zu Behren-Lübchin vgl. E. Schuldt 1965. Die Datierung der Anfänge der Burg durch E. Schuldt in das 10. Jh. wurde aus mehreren Gründen in Zweifel gezogen. Es gibt einige Argumente, die ihre Datierung in die Mitte des 11. Jh. rechtfertigen. Dann kann ihre Gründung nur im Zusammenhang mit der Ausdehnung des Obodritenlandes stehen (J. Herrmann 1968, S. 190 ff.). Dagegen lehnt G. Kossack (in: Offa 25, 1968, S. 118) die Deutung von Behren-Lübchin als obodritische Landes- oder Fürstenburg ab. Er beruft sich auf W. Brüske 1955, der angeblich die Zugehörigkeit Zirzipaniens zum Obodritenreich nach 1057 in Zweifel zog. Bei W. Brüske 1955, S. 81 steht jedoch: „Mit diesem Bruderkrieg ist der Lutizenbund eigentlich gesprengt. Von nun an gehören die beiden nördlichen Stämme zum obodritischen Machtbereich.“ Diese Feststellung geht auf

- die eindeutige Überlieferung Adams von Bremen und Helmolds zurück, wobei beide sogar verschiedene Gewährsleute hatten. Übrigens war Adam Zeitgenosse dieser Ereignisse und Verhältnisse, und man sollte ihm zubilligen, daß er sehr wohl wußte, wo die Grenzen des Hamburger Sprengels lagen, mit dessen Geschichte er sich auseinandersetzte. Diese aber gibt Adam von Bremen III/20 für seine Zeit, d. h. für die Zeit Gottschalks, ausdrücklich an: „Alle Slawenstämme also, die zum Hamburger Sprengel gehören, pflegten unter diesem Fürsten andächtig den christlichen Glauben, und zwar die Wagrier, Obodriten oder Rereger und die Polaben, ferner die Linonen, Warnaber, Kessiner und Zirzipanen bis zum Fluß ‚Panis‘, den die Urkunden unserer Kirche Peene nennen.“ 1066 wurde Gottschalk bereits ermordet. Es darf also um 1057 oder in dem Jahrzehnt danach nicht ernsthaft mit einer Burg von den bekannten Ausmaßen in Behren-Lübchin im Norden Zirzipaniens und nahe der Einfallstraße von Mecklenburg (S. 189) gerechnet werden, die nicht dem Obodritenfürsten unterstand. Wie an anderer Stelle gezeigt wurde (J. Herrmann 1967, S. 229), legt auch die Konstruktion der Befestigungsmauer eine Verbindung zum Obodritenreich Gottschalks nahe.
- 52 Saxo XIV, S. 884 ff. Übersetzung unter enger Anlehnung an G. C. F. Lisch, Der Burgwall von Teterow und die Stiftung des Klosters Dargun. In: Jbb. des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 26, 1861, S. 181 ff.; zur Identifizierung dieser von Saxo erwähnten Burg mit Behren-Lübchin vgl. E. Schuldt 1965.
- 53 Zu den Burgen auf Rügen J. Herrmann 1968 mit älterer Literatur.
- 54 Helmold I/36.
- 55 Vgl. P. A. Rappoport, Očerki po istorii russkogo voennogo zodčestva X–XIII vv. Moskva–Leningrad 1956 (MIA 52), S. 97.
- 56 Kaum ein Problem der slawischen Frühgeschichte war mit stärkeren Kontroversen und Auseinandersetzungen verbunden, als das der slawischen Stadtentwicklung. Unter rein rechtsgeschichtlichem Standpunkt hat es sich als nicht lösbar erwiesen (H. Planitz, Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen. Köln 1954; E. Ennen, Frühgeschichte der europäischen Stadt. Bonn 1953 u. a.). Da es der Mediävistik an Quellen mangelte, konnte die Geschichte der slawischen Stadt eigentlich erst auf Grund der archäologischen Forschungen der letzten Jahrzehnte geschrieben werden. Hierzu die besonders zahlreichen Arbeiten von W. Hensel, zuletzt mit entsprechendem Literaturnachweis in deutscher Fassung: W. Hensel 1967 sowie L. Leciejewicz 1968 und P. Grimm, Zum Stand der archäologischen Erforschung der Stadtentwicklung in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Die Zeit der Stadtgründung im Ostseeraum. Visby 1965 (Acta Visbyensia I).
- 57 Adam von Bremen II/22; zur Entwicklung Oldenburgs vgl. vor allem K. W. Struve 1959/61.
- 58 Adam von Bremen II/21. Die Gleichsetzung von Reric, das 808 und 809 als Handelsniederlassung und Aufenthaltsort des obodritischen Königs Dražko genannt wird, mit Mecklenburg ist nicht vollständig sicher. Die Tatsache, daß Reric vom dänischen Standpunkt aus so bedeutsam war und der ganze Obodritenstamm danach Rereger genannt wurde, sowie der Umstand, daß Mecklenburg unbestritten der Hauptort jenes Stammes war, legt diese Identifizierung sehr nahe. Vgl. dazu J. Herrmann 1968, S. 20; eine Lokalisierung von Reric in Oldenburg ist nicht möglich (wozu L. Leciejewicz 1968, S. 22, neigt), da der

- Name Rereger sich eindeutig nur auf die Obodriten bezog, nicht aber auf die Wagrier, deren Vorort Oldenburg war. Ebenso wie die Dänen für Mecklenburg und die Obodriten den Namen Reric bzw. Rereger gebrauchten, hatten sie besondere Bezeichnungen für Oldenburg und die Wagrier. Oldenburg hieß Brandenhuse (Helmold II/109), die Wagrier danach wohl Bramenses (Saxo XIV, p. 878, 879, 881). Nicht nur die Sachsen, sondern auch die Skandinavier unterschieden also beide Stämme.
- 59 Das ehemalige Seenbecken um Mecklenburg entwässert heute über den sogenannten Wallsteingraben zur Ostsee. Vorher war dort ein kleiner Wasserlauf vorhanden. Vgl. dazu F. Stühr, Der Elbe-Ostsee-Kanal zwischen Dömitz und Wismar. In: Jbb. des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 64, 1899, S. 206 ff.
- 60 Adam von Bremen III/20. Die Ann. Quedlinburgensis zu 992 nennen den „Mikilburgensis episcopus“.
- 61 Helmold I/48. Zur Topographie und Geschichte Alt Lübecks vgl. u. a. die ausgedehnten Forschungen von W. Neugebauer 1964/65 und 1968.
- 62 U. Schoknecht, Wikingsche Gräber bei Menzlin, Kr. Anklam. Vorbericht. In: AuF 13, 1968, S. 204 ff.
- 63 Dazu P. Herfert, Die frühmittelalterliche Großsiedlung mit Hügelgräberfeld in Ralswiek, Kr. Rügen (Grabungsbericht). In: AuF 12, 1967, S. 213 ff.; ders., Frühmittelalterliche Bootsfunde in Ralswiek, Kr. Rügen. In: AuF 13, 1968, S. 211 ff.
- 64 J. Herrmann 1971.
- 65 W. Schlesinger, Burg und Stadt. In: Aus Verfassungs- und Landesgeschichte, Festschrift Th. Mayer, 1, 1954, S. 97 ff.; ders., Stadt und Burg im Lichte der Wortgeschichte. In: Studium generale 18, Berlin (W.) 1963, S. 433 ff.; ders., Merseburg. Versuch eines Modells künftiger Pfalzbearbeitungen. In: Dt. Königspfalzen 1, Göttingen 1963, S. 158 ff.
- 66 Zu Bautzen vgl. W. Frenzel, Grundzüge einer Frühgeschichte (von Bautzen) von 932–1213. In: Festschrift zur Jahrtausendfeier der Stadt Bautzen, Bautzen 1933, S. 5 ff.
- 67 Zur archäologischen Forschung in Usedom A. Leube, Ausgrabungen auf einer spätslawischen Siedlung bei Usedom, Kr. Wolgast. In: AuF 9, 1964, S. 215 ff.; J. Herrmann 1968, S. 200 f.
- 68 Ausgrabungsbericht von Behren-Lübchin bei E. Schuldt 1965; zum Problem vgl. L. Leciejewicz 1968, S. 150; J. Herrmann 1968, S. 239.
- 69 Abgesehen von den direkten Quellen über Brandenburg, die auf eine solche Kaufmannsniederlassung hinweisen (dazu E. Müller-Mertens 1955/56), spricht dafür die Mitteilung des spätestens 1150 zu datierenden Nienburger Fragments, daß die „Kaufleute aus Brandenburg“ Fische in der Niederlausitz einkauften. Nach dem Kontext bezieht sich das schon auf die Verhältnisse im 11. Jh. (vgl. dazu das Fragment im CDS).
- 70 Thietmar VI/55 und IV/5.
- 71 Zu Meißen W. Coblentz, Zur Ur- und Frühgeschichte von Land und Burg Meißen. Dresden 1966 (Meißner Heimat, 4. Sonderheft), mit weiterer Literatur.
- 72 Zu Merseburg vgl. P. Grimm 1958; W. Füllner, Der Stand der deutsch-slawischen Auseinandersetzung zur Zeit Thietmars von Merseburg, Jena 1937, S. 64 ff.; W. Lampe zum archäologischen Problem (W. Lampe, Die archäologischen Grundlagen der Entstehung Merseburgs. In: Wiss. Beiträge der Martin-Luther-Univ, Halle-Wittenberg 25 (L1), 1966).

73 Zu Magdeburg F. Rörig, *Wirtschaftskräfte im Mittelalter*. Weimar 1959; E. Nickel, *Die Erforschung Magdeburgs als Beispiel des Zusammenwirkens von Archäologie und der nur auf schriftlicher Überlieferung beruhenden Geschichtsforschung*. In: *Probleme des frühen Mittelalters in archäologischer und historischer Sicht*, Berlin 1966, S. 75 ff.; F. Rörig, a. a. O., S. 632, charakterisierte die Bedeutung Magdeburgs im 10. Jh.: „Damals wird also Magdeburg unter Überspringung des ganzen mittleren Deutschlands vom Rhein, einschließlich seinem westfälischen Grenzgebiet mit Soest und Dortmund, die erste wirkliche Stadt im Osten mit einer den rheinischen Städten verwandten wirtschaftlichen, sozialen und verfassungsmäßigen Struktur.“

#### **Anmerkungen zu Kapitel IV: Gesellschaftliche und politische Struktur**

- 1 Zur Gesellschaftsstruktur und deren Veränderungen vgl. u. a. J. Brankačk 1964; J. Herrmann 1967, 1968; W. H. Fritze, *Beobachtungen zu Entstehung und Wesen des Lutizenbundes*. In: *Jb. für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 7, 1958, S. 1 ff.; ders., 1960; G. Labuda 1960, 1963; V. Procházka 1969 mit weiterer Literatur. Zur politischen Geschichte jetzt u. a. J. Brankačk 1968, S. 391 ff.; R. Marciniak 1966, S. 481 ff.
- 2 Die Spuren der Großfamilie sind in der schriftlichen Überlieferung der Westslawen nur sehr gering, da sie bei Beginn genauerer schriftlicher Aufzeichnungen bereits zerfallen war. Dazu W. H. Fritze 1952.
- 3 Dazu B. Horák und D. Trávníček 1956.
- 4 Zu „Kneže“ vgl. W. H. Fritze 1960, S. 150; Ortsnamen und Flurnamen wie Kneeden, Kr. Stormarn; Knehden bei Templin; Kneese bei Schwerin; Knezegranica bei Malchin u. a. leiten sich aus „Knez, Kneze = Fürst“ her (siehe R. Trautmann 1948/49, Teil 2, S. 99).
- 5 Weitere Nachweise und Quellenbelege u. a. bei J. Brankačk 1964.
- 6 Neben dem Fürsten Miliduch, der „rex superbus, qui regnabat Surbis“ genannt wird, kämpften „ceteri reges“ (Ann. q. d. Einhardi zu 806; *Chronicon Moissiacense* zu 806). Zum sorbischen Stammesverband vgl. G. Labuda 1963, S. 59 ff.
- 7 Die Bestimmung des Begriffes „militärische Demokratie“ bei F. Engels, *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*, Hottingen–Zürich 1884. Hier zitiert nach Marx–Engels, *Werke* Bd. 21, 1962, S. 140. Zu den Verhältnissen bei den slawischen Stämmen vgl. J. Brankačk 1964, S. 178; J. Herrmann, *Anfänge und Grundlagen der Staatsbildung bei den slawischen Stämmen westlich der Oder*. In: *ZfG* 15, 1967, S. 424 ff., bes. S. 432, Anm. 32–34.
- 8 Dazu besonders H. Walther, *Ortsnamenchronologie und Besiedlungsvorgang in der Altlandschaft Daleminze*. In: *Onomastica Slavogermanica III*, hg. von R. Fischer, Berlin 1967, S. 99 ff. (Abh. der Sächsischen Akad. d. Wiss. zu Leipzig, philologisch-historische Kl. Bd. 58, H. 4); E. Eichler, *Die Gliederung des altsorbischen Sprachgebietes*. In: *Beiträge zur sorb. Sprachwiss.*, Bautzen 1968, S. 26.
- 9 Zu dieser erst im 12. Jh. überlieferten Tauschgeschichte W. H. Fritze 1960, S. 214.
- 10 Erstmals zu 1040 so überliefert, O. Dobenecker, I, 736, S. 154; vgl. auch K. Tymieniecki 1958, S. 105 ff.; H. Schuster-Sewewitz, *Die Bezeichnung der Bauern im Slawischen: Cholpъ, smrdъ, kmetъ*. In: *ZfSl* 2, 1964.

- 11 Zu den vielumstrittenen Withasen zuletzt K. Zernack 1967, S. 204; W. Schlesinger 1960, S. 89. Davon zu unterscheiden sind die 1002 in Meißen, unmittelbar vor dem Osttor der Burg im Suburbium ansässigen „Vethenici“, die als Dienstmannen bezeichnet werden (Thietmar V/9). Die Bezeichnung „Vethenici“ enthält den Stamm „věče = Rat, Ratgeber“ (zuletzt E. Eichler, Etymologisches Wörterbuch der slawischen Elemente im Ostmitteldeutschen, Bautzen 1965; K. Zernack 1967, S. 204). Eine ähnliche Schicht war wohl auch an den Obodritenburgen vorhanden (W. H. Fritze 1960, S. 197).
- 12 Zu den Abgabeverhältnissen vgl. H. F. Schmid, Die rechtlichen Grundlagen der Pfarrorganisation auf westslawischem Boden und ihre Entwicklung während des Mittelalters. Weimar 1938; V. Procházka, Daňová a jiná břemena u polabsko-pobaltských Slovanů. In: Právněhistorické studie 1, 1955, S. 157 ff.; ders., Vlastnictví půdy u polabsko-pobaltských Slovanů. In: VPS 4, 1963, S. 59 ff.; J. Brankač 1964.
- 13 Thietmar V/9; K. Zernack 1967, S. 206.
- 14 Rethra ist eine bei Adam von Bremen II/21 verderbte und mißverständene Form des Redariernamens. Eigentlich hieß der Ort „Riedegošt“ (Thietmar VI/23). Man meinte, Riedegošt an etwa 20 verschiedenen Orten wiederentdeckt zu haben (W. Brüske 1955, S. 212 ff.), zuletzt in Feldberg bei Neustrelitz (C. Schuchhardt 1926). Auf Grund von Ausgrabungen im Jahre 1967 scheidet jedoch der Schloßberg von Feldberg als ehemaliges „Rethra“ aus (J. Herrmann, Feldberg, Rethra und das Problem der mecklenburgischen Höhenburgen. In: Slavia antiqua 16, 1969; E. Engel, Der Beitrag der Mediävistik zur Klärung des Rethra-Problems. In: a. a. O.
- 15 Zum Lutizenbund vor allem W. Brüske 1955; W. H. Fritze, Beobachtungen . . . , a. a. O.; V. Procházka 1969.
- 16 Zur Ausdehnung des Obodritenreiches unter König Heinrich vor allem Helmold I/34, 36, 37 und 38.  
Die Zugehörigkeit Brandenburgs ergibt sich aus der Mitteilung Helmolds I/37, daß Brizanen um Havelberg und Stodoranen um Brandenburg sich gegen Heinrich erheben wollten. Dagegen vermutet H.-D. Kahl (Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts. Die letzten Jahrzehnte des Landes Stodor. Köln–Graz 1964, S. 17 ff.) in Meinfried einen sächsischen Grafen.
- 17 Zu Brandenburg vor allem F. Curschmann 1906; H. Krabbo, Deutsche und Slawen im Kampf um Brandenburg. In: 41.–42. Jber. des Historischen Vereins Brandenburg 1910, S. 26 ff.; W. Brüske 1955; W. H. Fritze, Beobachtungen, a. a. O.; sehr ausführlich zum 12. Jh. H.-D. Kahl, Slawen und Deutsche . . . , a. a. O. Bei allen jeweils weitere Literatur.
- 18 Helmold II/109.
- 19 Zu Rügen besonders Adam von Bremen, Helmold und Saxo; K. Wachowski 1950; W. Brüske 1955. Zu den Kämpfen zwischen Dänen und Ranen vor allem O. Eggert, Die Wendenzüge Waldemars I. und Knuts VI. von Dänemark nach Pommern und Mecklenburg. In: Baltische Studien N. F. 29, 1927, S. 1 ff.; ders., Dänisch-wendische Kämpfe in Pommern und Mecklenburg (1157–1200). In: Baltische Studien N. F. 30, 2. Halbband, 1928, S. 1 ff.
- 20 C. Schuchhardt 1926; L. Leciejewicz 1962, 1968; W. Hensel 1967; J. Herrmann 1968.
- 21 J. Brankač 1961; L. Leciejewicz 1962.

- 22 Zu den pommerschen Städten u. a. H. Bollnow 1964.
- 23 F. Graus 1965; C. Haman, Die Beziehungen Rügens zu Dänemark von 1168 bis zum Aussterben der einheimischen rügischen Dynastie 1325. Greifswald 1933; D. Lucht, Die Städtepolitik Herzog Barnims I. von Pommern 1220–1278. Köln–Graz 1965; U. Scheil, Zur Genealogie der einheimischen Fürsten von Rügen, Köln–Graz 1962; K. Schmaltz, Kirchengeschichte Mecklenburgs, 1. Bd., Mittelalter. Schwerin 1935; O. Vitense, Geschichte von Mecklenburg. Gotha 1920; M. Wehrmann, Geschichte der Insel Rügen, 2. Aufl. Greifswald 1923.
- 24 Dazu vor allem P. Grimm 1958.
- 25 MG Cap. I, Nr. 44, S. 122 ff.; vgl. O. Dobenecker I/78.
- 26 Böhmer–Mühlbacher, Regesta Imperii I<sup>2</sup> Nr. 879, 1383, 1836; MG Form., S. 317, Nr. 40 (um 800, wahrscheinlich 793/94, nach Urk. von 822).
- 27 Herausragender Vertreter der nationalistischen antislawischen Auffassungen ist E. Freiherr von Guttenberg; man vergleiche seine diesbezüglichen Arbeiten: Die Territorienbildung am Obermain. In: 79. Bericht des Historischen Vereins Bamberg 1927, S. 73 ff. und 118 f.; ders., Kirchengzehnten als Siedlungszeugnisse im oberen Maingebiet. In: Jb. für fränkische Landesforschung 6/7, 1941, S. 40 f.; ders., Historisches Ortsnamenbuch von Bayern, Oberfranken I: Land- und Stadtkreis Kulmbach. München 1952, S. 22 ff.; ders., Grundzüge der fränkischen Siedlungsgeschichte. In: Z. für bayerische Landesgeschichte 17, 1953, S. 1 ff.; ders., Der Gau Bayerische Ostmark. München 1940, S. 284.
- Philologische Kritik übte bereits E. Schwarz, Die slawischen Ortsnamen in Nordbayern und ihr Verhältnis zum deutschen Landesausbau. In: Z. für Ostforschung 5, 1956, S. 350 ff.
- 28 Vgl. W. H. Fritze 1952.
- 29 DK 129, MG DD Karol. I., S. 179; O. Dobenecker I/45.
- 30 Vgl. besonders F. Lütge, Die Unfreiheit in der ältesten Agrarverfassung Thüringens. In: Jbb. für Nationalökonomie und Statistik 144, 1936, S. 152 ff. und 274 ff.; ders., Die Agrarverfassung des frühen Mittelalters im mitteldeutschen Raum, vornehmlich in der Karolingerzeit. Jena 1937.
- 31 UB des Landes ob der Enns II, Nr. 2, zu 777.
- 32 UB des Bistums Halberstadt I, Nr. 158, zu 1123.
- 33 Zum Beispiel D LdD 80 (857), MG DD reg. Germ. Karol. I., S. 117; D Arn. 69 und 145 (889 und 896), MG DD reg. Germ. Karol. II., S. 104 und 221; D O I. 222b (961); MG DO I., S. 306.
- 34 D O I. 21, MG DD I, S. 109.
- 35 O. Dobenecker II/2464.
- 36 Ann. Fuldenses zu 849, S. 38.
- 37 Bonifatius-Briefe Nr. 87. MG Epp. sel. I, S. 200.
- 38 UB des Bistums Halberstadt I, Nr. 327, zu 1189.
- 39 Vgl. auch W. Schlesinger, Zur Gerichtsverfassung des Markengebietes östlich der Saale im Zeitalter der Deutschen Ostsiedlung. In: Jb. für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 2, 1953, S. 32 ff.
- 40 CDSR I/2, Nr. 117.
- 41 S. Dušek 1968, S. 105 ff.

## Anmerkungen zu Kapitel V: Materielle und geistige Kultur

- 1 Zur Formengliederung und Chronologie der altslawischen Keramik vgl., obwohl teilweise veraltet, H. A. Knorr 1937; für Mecklenburg E. Schuldt 1956 sowie, übersichtlich und reich illustriert, E. Schuldt 1964; H. Rempel 1959, S. 175 ff.; J. Herrmann 1966, 1968; B. Krüger 1967; H. Brachmann, Zur spät-slawischen Zeit im Mittelelb-Saale-Gebiet (Ein Beitrag zur archäologisch-kulturellen Gliederung). In: *ZfA* 2, 1968, S. 23 ff.; H.-J. Vogt 1968, S. 1 ff.; P. Herfert, Slawische Schalengefäße von der Insel Rügen. In: *Greifswald-Stralsunder Jb.* 4, 1964, S. 7 ff.; Z. Váná 1960.
- 2 Vgl. beispielsweise J. Herrmann, Der slawische und frühdeutsche Burgwall bei Mörz, Kr. Belzig, und seine Probleme. In: *AuF* 4, 1959, S. 286 ff.
- 3 Rinden- und Holzgefäße u. a. bei J. Herrmann 1966; E. Schuldt 1965; K. Grebe, Untersuchungen auf der Dominsel zu Brandenburg (Havel) im Jahre 1966. In: *AuF* 12, 1967, S. 167 ff.
- 4 Vgl. die Eimer von Behren-Lübchin (E. Schuldt 1965), die Dauben aus Tornow (J. Herrmann 1966). Das häufige Vorkommen von Eimerreifen, Henkeln und Henkelattaschen sowie einzelner Dauben in Fundstellen weist auf die weite Verbreitung derartiger Daubengefäße hin.
- 5 Gedrechselte Gefäße und andere Gegenstände sind u. a. in Brandenburg und Neuendorf (K. Grebe, Untersuchungen im Dom zu Brandenburg [Havel]. Zweiter Vorbericht. In: *AuF* 10, 1965, S. 145 ff.), Behren-Lübchin (E. Schuldt 1965) und anderen Orten gefunden worden (J. Herrmann 1968, S. 106). Aus Alt Lübeck und Brandenburg sind Drechslerwerkstätten bekannt (W. Neugebauer 1964/65, S. 127 ff. und 1955, S. 71 ff.; K. Grebe, Untersuchungen auf der Dominsel zu Brandenburg [Havel] im Jahre 1967. In: *AuF* 13, 1968, S. 148 ff.).
- 6 Herbord II/32.
- 7 Vgl. T. Poklewski, *Misy brązowe z XI, XII i XIII wieku*. Łódź 1961 (*Acta archaeologica universitatis Lodziensis* 9); H. Brachmann, Zwei gravierte Metallschüsseln aus Dabrun, Kr. Wittenberg. In: *Wiss. Z. der Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg, Gesellschafts- und Sprachwiss. Reihe* 11, 1962, S. 1085 ff.; I. Weitzmann-Fiedler, Romanische Bronzeschalen mit mythologischen Darstellungen. In: *Z. für Kunstwiss.* 11, 1957, S. 1 ff. Über die Verarbeitung einer Hanseschüssel zu einem Messerscheidenbeschlag vgl. O.-F. Gandert, Ein slawischer Messerscheidenbeschlag aus Hanseschalenblech. In: *Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte*. Neumünster 1968, S. 169 ff.
- 8 Zu den Messerscheidenbeschlägen H. A. Knorr, Die slawischen Messerscheidenbeschläge. In: *Mannus* 30, 1938, S. 479 ff. Eine größere Anzahl von Messerscheidenbeschlägen ist jetzt aus Sanzkow, Kr. Demmin, aus einem Gräberfeld des 12.–13. Jh. bekannt geworden, darunter auch ein Beschlag aus Knochen.
- 9 Vgl. dazu E. Wienecke, *Untersuchungen zur Religion der Westslawen*, Leipzig 1940, S. 105; K. Moszyński, *Kultura ludowa Słowian*, Bd. 1, Warszawa 1967, S. 637.
- 10 B. Krüger 1967, S. 95 ff.; zur westslawischen Textiltechnik vgl. J. Kamińska und A. Nahlik, *Études sur l'industrie textile du haut Moyen Âge en Pologne*. In: *Archaeologia Polona* 3, 1960, S. 89 ff. Textilabdrücke mit Lein- bzw. Köperbindung u. a. auf dem Pennigsberg in Mittenwalde, Kr. Königs Wusterhausen; Köpenick; Rassau, Kr. Uelzen; Sanzkow, Kr. Demmin. Zur Textiltechnik bei

- den Slawen jetzt auch M. Stará, Zur Problematik der slawischen Textilfunde aus dem 9.—14. Jahrhundert. In: VPS 6, 1966, S. 247 ff.
- 11 DH I. 6, MG DD I, S. 44; O. Dobenecker, I/276 (889), S. 61.
- 12 J. Herrmann 1966, S. 112 ff.; B. Krüger 1967, S. 76.
- 13 Einfache eiserne Gürtelhaken verschiedener Form, u. a. mit schmaler Platte, sind in Menzlin, Kr. Anklam, von U. Schoknecht gefunden worden. Auch in Siedlungen des 8.—9. Jh. kommen sie hin und wieder vor, z. B. in Dahmen, Kr. Teterow (Mus. Waren). Bronzene und silberne Gürtelschließen sind aus einigen Gräbern (u. a. Schulzendorf, Kr. Gransee) und Schatzfunden (Alexanderhof, Kr. Prenzlau; Quilitz, Kr. Wolgast; Ragow, Kr. Calau; Schwaan, Kr. Bützow) bekannt.
- 14 Vgl. G. Jacob, Die Waaren beim nordisch-baltischen Handelsverkehr der Araber. In: Correspondenzbl. der dt. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 22, 1891, S. 146.
- 15 Zur Kammherstellung in Werkstätten vgl. oben S. 102. Zu skandinavischen und anderen Kämmen u. a. J. Żak, Wczesnośredniowieczny grzebień skandynawski na Pomorzu Zachodnim. In: Materiały Zachodniopomorskie 5, 1959, S. 295 ff.; Z. Hilczarówna, Wczesnośredniowieczne grzebień zdobione motywami zwierzęcymi z ziem polskich. In: Slavia antiqua 9, 1962, S. 301 ff.
- 16 G. Jacob 1927, S. 18.
- 17 Pfeil und Bogen sind bei den Slawen vielbenutzte Waffen gewesen, wie die zahlreichen Funde von Pfeilspitzen zeigen (W. Unverzagt und E. Schuldt 1963; E. Schuldt 1965; J. Herrmann 1962, 1965; H. Rempel 1966 u. a.). Zur Formengliederung vgl. A. Nadolski 1954. Der Rest eines hölzernen Bogens ist nur aus Nächstneuendorf, Kr. Zossen, aus einem altslawischen Burgwall bekannt (J. Herrmann 1960, Nr. 398). Thietmar bezeichnete Pfeil und Bogen als durchschlagendste Waffe der Polen (VI/22, zu 1005). Im Heer Boleslaws gab es Bogenschützenabteilungen (Thietmar VI/8). Lanzen als Attribut der Götterbilder und als Waffe sind bezeugt bei Ebo (III/1, 16); in der Prüfeninger Vita II/6, II/8; bei Herbord III/26 für Pommern; bei Thietmar VI/24 für Lutizen. Eine silberne Miniaturlanzenspitze wurde in Neu Nieköhr, Kr. Teterow, gefunden. R. Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Grossherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Die wendische Zeit. Schwerin 1910, S. 371 und Taf. 69/15 im Tafelband.
- 18 F. Morawe, Hiltipreht. In: Mannus 21, 1929, S. 292 ff. Zu den Schwertern, ihrer Formengliederung und Chronologie J. Petersen, De norske Vikingsverd. Kristiana 1919; A. Nadolski 1954. Zu den Schwertfunden im Gebiet zwischen Oder und Elbe; H. Preidel, Die karolingischen Schwerter bei den Westslawen. In: Gandert-Festschrift zum sechzigsten Geburtstag von O.-F. Gandert am 8. August 1958. Hg. von A. v. Müller und W. Nagel, Berlin (W.) 1959 (Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 2), S. 128 ff.
- Zur Herstellung der Schwerter im westslawischen Gebiet H. Arbman, Blatnica und Vaage. In: PA 53, 1962, S. 331 ff.; J. Żak, Problem pochodzenia mieczów tzw. „wikińskich“ na ziemiach zachodniosłowiańskich, głównie polskich. In: Archeologia Polski 4, 1959, S. 297 ff. Zu den fränkischen Schwertern mit Inschrift (Ulberth-Schwertern) u. a. J. Antoniewicz, Niektóre dowody kontaktów słowiańsko-pruskich w okresie wczesnośredniowiecznym w świetle źródeł archeologicznych. In: Wiadomości archeologiczne 22, 1955, S. 233 ff.; H. Jankuhn, Sechs Karten zum Handel des 10. Jahrhunderts im westlichen Ostseebecken. In: Archaeologia geographica 1, 1950, S. 8 ff.; E. Petersen, Der ostelbische Raum



- als germanisches Kraftfeld im Lichte der Bodenfunde des 6.–8. Jahrhunderts. Leipzig 1939; J. Herrmann 1968, S. 209 ff.; zur Bedeutung des Schwertes als Standessymbol des Kriegers der Oberschicht vgl. z. B. Helmold I/93.
- 19 Die Axt als Waffe u. a. bezeugt bei Herbord II/23, III/22; Ebo III/18. Zur Formengliederung der Äxte u. a. A. Nadolski, 1954; P. Paulsen, Axt und Kreuz in Nord- und Osteuropa, Bonn 1956. Über die Verwendung der Axt („Fransiska“) im Reiterkampf durch einen slawischen Ritter im 11. Jh. vgl. das Nienburger Fragment: „... ein slawischer Ritter oder Reiter mit einer großen fränkischen Axt (francissa, francisca) ... und nachdem er ihm das Gehirn zerschmettert hatte, verschwand er“ (Übersetzung nach F. Kindscher, Das Nienburger Bruchstück zur Geschichte der Lausitz. In: Neues Lausitzisches Magazin 38, 1861, S. 148 ff.).
- 20 Museum Waren: J. Herrmann 1968, S. 99, Anm. 5. Helme waren zweifellos zahlreicher verbreitet, als das Fundbild zeigt. Zu den altpolnischen Helmen vgl. A. Nadolski, Uwagi o wczesnośredniowiecznych hełmach typu „wielkopolskiego“. In: Prace i materiały. Seria archeologiczna 5, 1960, S. 99 ff.
- 21 Zu den Sporenfundten und ihrer Formengliederung und Chronologie vgl. u. a. H. Rempel, in: H. Dunker, Die Hildagsburg. Der Burgwall von Elbeu, Kr. Wolmirstedt. In: Abhandlungen und Berichte aus dem Museum für Natur- und Heimatkunde und dem Naturwissenschaftlichen Verein in Magdeburg 8, 5, 1953, S. 230 ff.; H. Rempel 1966, S. 37 ff.; Z. Hılczzerówna, Ostrogi Polskie z X–XII wieku, Poznań 1956.
- 22 J. Żak, Ostrogi z zaczepami haczykowato odgiętymi na zewnątrz. In: Przegląd archeologiczny 11, 1957/58 (1959), S. 88 ff.; ders., Najstarsze ostrogi zachodniosłowiańskie wczesnośredniowieczne ostrogi o zaczepach haczykowato zagiętych do wnętrza. Warszawa–Wrocław 1959.
- 23 Zu den Steigbügeln u. a. H. Rempel, Frühe Steigbügel aus Mitteldeutschland. In: Varia archaeologica, Berlin 1964 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 16), S. 310 ff.; O. Kleemann, Samländische Funde und die Frage der ältesten Steigbügel in Europa. In: Documenta archaeologica. Bonn 1956 (Rheinische Forschungen zur Vorgeschichte 5), S. 119 ff.; H. A. Knorr, Der Steigbügel von Pritzerbe, Kr. Brandenburg. In: AuF 3, 1958, S. 111 ff.
- 24 Zu den Sätteln vgl. J. Kostorzewski, Kilka uwag o siodłach wczesnośredniowiecznych i współczesnych ludowych. In: Slavia occidentalis 20, H. 2, 1960, S. 59 ff.
- 25 Zu den Trensen u. a. W. Unverzagt und E. Schuldt 1963, S. 124; J. Herrmann, Ausgrabungen im altslawischen Burgwall von Vorberg, Kr. Calau. In: AuF 9, 1964, S. 146. Zu den Riemenverteilern vgl. P. Grimm, Ein frühgeschichtliches Geweihgerät von Havelberg. In: AuF 2, 1957, S. 246 ff. und A. Hollnagel, Die jungslawische Inselsiedlung im Trennt See bei Pastin, Kr. Sternberg. In: AuF 14, 1969, S. 197 ff.
- 26 Zur Dekoration der Keramik vgl. H. A. Knorr 1937; B. Krüger 1967; J. Herrmann 1966; E. Schuldt 1956, 1964.
- 27 Bisher als rückblickender Pferdeköpf gedeutet, nach der Untersuchung von H. Berlekamp, Der Tierköpf von Behren-Lübchin, Kr. Teterow. In: Siedlung, Burg und Stadt, Berlin 1969 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 25), S. 507, jedoch eindeutig auf Grund skandinavischer Parallelen als Drachenköpf zu bestimmen.
- 28 Vgl. dazu die entsprechenden Nachrichten bei Thietmar, Herbord, in der Prüfeninger Vita, bei Ebo und Saxo.

- 29 Alt Lübeck vgl. bei W. Neugebauer 1964/65, S. 127 ff.; Weggun (jetzt Kr. Prenzlau) bei K. Hucke, Der Götze von Weggun, Kr. Templin. In: Z. „Brandenburg“ 8, 1930, S. 274; Vipperow, Kr. Röbel, und Görke, Kr. Anklam, bei J. Herrmann 1965, Abb. 23, 31.
- 30 H. Brachmann 1969.
- 31 Zu den Schläfenringen vgl. H. Rempel 1966, S. 44 ff.; K. Musianowicz 1946/49, S. 230 ff.; A. Kralovánszky, Adatok az ún.s-végü hajkarika etnikumjelző szerepéhez. In: Archaeologiai Értesítő 83, 1956, S. 206 ff.; Studia Slavica Akademiae Hungaricae 5, 1959, S. 327 ff.; Z. Bukowski, Puste kabłąki skroniowe typu pomorskiego, Szczecin 1960; Z. Váňa 1958, S. 194 ff. Zur Herleitung aus der spät-römischen Kultur vgl. M. Comşa 1968, S. 447 ff.
- 32 H. Rempel 1966, S. 51 ff.; K. Wetzel, Ein Beerenohrring von Drebenstedt, Kr. Salzwedel. In: AuF 10, 1965, S. 52 ff.
- 33 Übersichtlich und zusammenfassend vgl. dazu J. Kostrzewski, O pochodzeniu ozdób srebrnych z polskich skarbów wczesnośredniowiecznych. In: Slavia antiqua 9, 1962, S. 139 ff.
- 34 H. Rempel 1966, S. 65 ff.; S. Dušek 1968, S. 105 ff.
- 35 P. Paulsen, Der Goldschatz von Hiddensee. Leipzig 1936 (Führer zur Urgeschichte 13).
- 36 Zu den goldenen Ringen in Peenemünde vgl. T. u. R. Kiersnowscy 1959, zu den Silberohrringen H. A. Knorr, Hacksilberfunde im Weichsel- und Wartheraum. Ein Beitrag zu den dänisch-polnischen Beziehungen im 11. Jh. In: Mannus 32, 1940, S. 434 ff.; dazu R. Skovmand, De danske Skattefund fra Vikingetiden og den ældste Middelalder indtil omkring 1150. In: Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie, 1942, S. 1 ff.; zur Verbreitung in den Schatzfunden R. Kiersnowski 1959, 1964.
- 37 Zu den Fingerringen und Armreifen H. Rempel 1966, S. 44, 62; T. u. R. Kiersnowscy 1959; R. Kiersnowski 1964.
- 38 W. Unverzagt und J. Herrmann, Das slawische Brandgräberfeld von Prützke, Kr. Brandenburg-Land. In: AuF 3, 1958, S. 107 ff.; W. Unverzagt, Zur Armbrustsprossenfibel von Prützke, Kr. Brandenburg-Land. In: AuF 5, 1960, S. 145 ff.
- 39 Die Zugehörigkeit der Figuren zur slawischen Kultur ist mehrfach bestritten worden. Aus dem Kern der Altfriesacker Figur wurde eine Radiocarbonatierung im Berliner Labor durchgeführt, die  $480 \pm 100$  ergab. Da die Figur unmittelbar neben einem altslawischen Burgwall gefunden wurde, ist sie nunmehr mit großer Wahrscheinlichkeit der frühesten slawischen Besiedlung zuzuweisen. Die Datierung der Figuren von Braak ist nicht gesichert. H. Jankuhn, Die Frühgeschichte. Vom Ausgang der Völkerwanderungszeit bis zum Ende der Wikingerzeit. Neumünster 1957 (Geschichte Schleswig-Holsteins 3), S. 132, weist sie mit Vorbehalt der slawischen Siedlungszeit zu.
- 40 Zu den Steinplatten zuletzt A. Holtz, Die pommerschen Bildsteine. In: Baltische Studien N. F. 52, 1966, S. 7 ff.
- 41 H. Jacob, Die Bamberger Götzen. Relikte eines attilazeitlichen Fürstengrabes. In: 103. Bericht des historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg, 1967, S. 283 ff.
- 42 Dazu jetzt S. A. Tokarew 1968, S. 258 ff. Nachrichten über die westslawische Religion besonders der Lutizen, Pommern und Ranen bei Ebo, in der Prüfeninger Vita, bei Herbord, Thietmar, Adam von Bremen, Saxo und Helmold. Weiterhin A. Brückner, Die Slaven. Tübingen 1926 (Religionsgeschichtliches Lese-

- buch 3); E. Dyggve, Der slawische Viermastenbau auf Rügen. Beobachtungen zu dem Swantevittempel des Saxo Grammaticus. In: *Germania* 37, 1959, S. 193 ff.; A. Haas, Slawische Kultstätten auf der Insel Rügen. In: *Pommersche Jbb.* 19, 1918, S. 1 ff. Unter sehr einseitiger Konzeption auch E. Wienecke, Untersuchungen zur Religion, a. a. O.
- 43 Thietmar VI/37.
- 44 Thietmar I/3.
- 45 Helmold I/84.
- 46 Herbord II/32.
- 47 Die Ausgrabungen auf der Fischerinsel im Tollensesee wurden vom Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gemeinsam mit dem Museum für Ur- und Frühgeschichte in Schwerin und bei tatkräftiger Unterstützung durch das Kreismuseum Neubrandenburg durchgeführt. Die örtliche Grabungsleitung lag bei Herrn Gringmuth-Dallmer, Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, und bei Herrn Adolf Hollnagel, Museum für Ur- und Frühgeschichte Schwerin. Zu der mit der Fischerinsel verbundenen Rethra-Problematik vgl. u. a. J. Herrmann, Die Ausgrabungen in Feldberg. In: *Slavia antiqua* 16, 1969. Ältere Funde und Literaturangaben bei A. Hollnagel, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Neubrandenburg. Schwerin 1962.
- 48 Helmold II/108.
- 49 Helmold I/16.
- 50 Saxo p. 827, S. 567.
- 51 Helmold I/52.
- 52 Thietmar VII/69 und weitere Belege in VI/37; Helmold I/52.
- 53 Dazu H. Rempel 1966; J. Herrmann, Geistige und kultisch-religiöse Vorstellungen der Nordwest-Slawen und ihre Widerspiegelung in den archäologischen Quellen. In: II. Congressus Historiae Slavicae Salisburgensis 1967 (1969); K. Grebe und R. Hoffmann, Slawische Grabfunde von Fahrland, Ketzin und Phöben. Ein Beitrag zur Kenntnis der slawischen Bestattungssitten im Havelland. In: *VMP* 3, 1964, S. 102 ff.; J. Herrmann 1968; zum Vergleich R. Grenz, Die Bestattungsbräuche der Altslawen. In: *Berliner Blätter für Vor- und Frühgeschichte* 11, 1965/66, S. 113 ff.; H. Brachmann 1969.
- 54 Zu Menzlin U. Schoknecht, Wikingische Gräber bei Menzlin, Kr. Anklam. Vorbericht. In: *AuF* 13, 1968, S. 204 ff.; zu Ralswiek P. Herfert, Die frühmittelalterliche Großsiedlung mit Hügelgräberfeld in Ralswiek, Kr. Rügen. In: *AuF* 12, 1967, S. 213 ff.; ders., Frühmittelalterliche Bootsfunde in Ralswiek, Kr. Rügen. In: *AuF* 13, 1968, S. 211 ff.
- 55 Zum Obolus M. Zander, Die Grabbeigaben im heutigen deutschen Volksbrauch. In: *Z. für Volkskunde* 55, 1959; E. Kolnikowa, Totenobolus in frühmittelalterlichen Gräbern der Slowakei. In: *SlA* 15, 1967, S. 189 ff.; K. Grebe und R. Hoffmann, Slawische Grabfunde . . . , a. a. O.; J. Herrmann, Magdeburg-Lebus. Zur Geschichte einer Straße und ihrer Orte. In: *VMP* 2, 1964, S. 102 f.
- 56 J. Eisner, Die bunten slawischen Toneier. In: *Epitymbion Roman Haken*. Prag 1958, S. 76; J. Kostrzewski 1968; H. A. Knorr, Das bunte Ei in der Vorgeschichte. In: *Oberdeutsche Z. für Volkskunde* 12, 1938, S. 129 ff.
- 57 R. Grenz, Archäologische Vampirbefunde aus dem westslawischen Siedlungsgebiet. In: *Z. für Ostforschung* 16, 1967, H. 2, S. 255 ff.; E. Wienecke, Untersuchungen zur Religion . . . , a. a. O.

- 58 Dazu Ebo, Herbord, die Prüfeninger Vita, Saxo, Adam von Bremen, Helmold.
- 59 W. G. Beyer, König Kruto und sein Geschlecht. In: Jbb. des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 13, 1848, S. 9; vgl. auch zum Problem vom christlich bestimmten Standpunkt aus H.-D. Kahl, Heidnisches Wendentum und christliche Stammesfürsten. In: Archiv für Kulturgeschichte 44, 1962, S. 96 ff.; vgl. auch F. Curschmann 1906.
- 60 Ann. regni Francorum zu 821.
- 61 Helmold I/84.
- 62 H.-D. Kahl, Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts. Die letzten Jahrzehnte des Landes Stodor. Köln–Graz 1964 (Mitteldt. Forschungen 30).
- 63 Während E. Wienecke, Untersuchungen zur Religion . . ., a. a. O., versuchte, die Existenz einer Religion bei den hier behandelten Stämmen mit großem Aufwand in Abrede zu stellen (entsprechend dem Zeitgeist), bemüht sich neuerdings die katholische Religionsforschung, die Existenz von Priestern und mehrköpfigen Göttern auf christlichen Einfluß zurückzuführen (B. Meriggi, II. Congressus Internationalis Historiae Slavicae Sallsburgensis 1967). Die feste Einbettung dieser religiösen Erscheinungen und ihrer Entwicklung in der gesellschaftlichen Entwicklung bleibt dabei unbeachtet. Diese allein aber kann die besonderen Züge der Religion der Lutizen, Ranen und Pommern erklären. Falls christliche Einflüsse vorlagen, haben diese doch nicht mehr als modifizierende Wirkung auf die eigenständige Entwicklung ausgeübt.

**Anmerkungen zu Kapitel VI: Fränkische Eroberungspolitik, feudale deutsche Ostexpansion und der Unabhängigkeitskampf der slawischen Stämme bis zum 11. Jahrhundert**

- 1 Eine umfassende Darstellung der Politik Karls des Großen, Ludwigs des Frommen und der folgenden Herrscher bis zum Ende des 9. Jh. gegen die Slawen im Elbegebiet gibt es – außer der Skizze von K. Wachowski 1950 – bisher nicht. Der hier vorgelegte knappe Überblick will eine ausführlichere, zusammenhängende Behandlung dieser Fragen nicht ersetzen. Bisherige, oft unter dem Einfluß wissenschaftsfremder nationalistischer Aspekte stehende Versuche, das Wesen der Problematik in einer „Umkehr der wilden Wogen der Völkerwanderung“ (H. Aubin, Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung, Leipzig 1939, S. 15) oder in „einer Art Vorgeschichte des deutschen Dranges nach Osten“ (D. Bulough, Karl der Große und seine Zeit. Wiesbaden 1966, S. 67, ähnlich schon F. Dvornik, The first wave of the Drang nach Osten. In: Cambridge Historical Journal 7, 1941/42, S. 129 ff.) zu sehen und dabei in Karl dem Großen den „Initiator der deutschen Ostbewegung“ (H. Aubin, a. a. O., S. 13) zu erblicken, unter dem ein „deutsch-germanischer Rückstoß“ nach Osten begann (R. Kötzsche, in: W. Volz, Der ostdeutsche Volksboden. Dresden 1926, S. 157), sind den historischen Sachverhalt verzerrt wiedergebende Modernismen. Das gleiche gilt für Historiker, die von den Anfängen „der großen deutschen Ostbewegung im Zeitalter Karls des Großen“ (F. Baethgen, Die Kurie und der Osten im Mittelalter. In: Deutsche Ostforschung 1, Leipzig 1942, S. 311) sprechen und behaupten, „Karl der Große hat dem deutschen Volk zuerst den Weg nach dem Osten gewiesen.“ (Th. Mayer, Das Kaisertum und der Osten im Mittelalter. In: ders.,

- Mittelalterliche Studien, Konstanz—Lindau 1959 (1942), S. 361). Es gibt im Grunde nur eine im Wandel der Zeit sich ständig ändernde politische Konstellation fränkisch- bzw. deutsch-slawischer Beziehungen, deren Hauptinhalt nur durch Untersuchung der jeweiligen wirtschaftlichen, sozialen und verfassungsmäßigen Struktur der Slawen und jener frühfeudalen und feudalen Staatsbildungen geklärt werden kann, deren Einflüssen Obodriten, Lutizen, Sorben u. a. in den einzelnen Jahrhunderten mit unterschiedlicher Intensität ausgesetzt waren. Nur dann ist eine in den zeitgenössischen Quellen begründete zutreffende Beurteilung der Gesamtproblematik zu erwarten. Die schriftlichen Quellen, die wichtigste Literatur sowie den Stand der Forschungen vermitteln J. Brankač 1964, S. 147 ff., 1968, S. 391 f.; W. H. Fritze 1960, S. 141 f.; J. Herrmann 1968, S. 17 f.; H. Lowmiański 1953; W. Schlesinger 1960, S. 75 f.; vgl. allgemein auch E. Müller-Mertens 1963, S. 111 f.
- 2 Fredegar IV/68, S. 155; vgl. allgemein G. Labuda, *Pierwsze państwo słowiańskie Państwo Samona*, Poznań 1949; J. Brankač 1964, S. 157.
  - 3 Fredegar IV/68, S. 155.
  - 4 Fredegar IV/77, S. 159.
  - 5 Fortsetzung des Fredegar c. 31, ebenda, S. 181; vgl. M. Lintzel, *Die Tributzahlungen der Sachsen an die Franken zur Zeit der Merowinger und König Pippins*. In: ders., *Ausgewählte Schriften 1*, Berlin 1961 (1928), S. 80.
  - 6 Ann. q. d. Einhardi zu 782.
  - 7 *Chronicon Moissiacense* zu 805; J. Brankač 1964, S. 157.
  - 8 Ann. *Laureshamenses* zu 789; ob bereits Karl Martell um 738 mit Dragowit in Beziehung trat, um in ihm einen Bundesgenossen gegen Sachsen zu finden, wie M. Lintzel, *Karl Martells Sachsenkrieg im Jahre 738 und die Missionstätigkeit des Bonifatius*. In: ders., *Ausgewählte Schriften 1*, 1961 (1937), S. 91, annahm, ist unsicher.
  - 9 Ann. q. d. Einhardi zu 795.
  - 10 Ann. q. d. Einhardi zu 798.
  - 11 Ann. *Mettenses priores* zu 804. Vgl. W. H. Fritze 1960, S. 155.
  - 12 Ann. *regni Francorum* zu 809.
  - 13 Ann. *regni Francorum* zu 812; vgl. M. Hellmann, *Grundzüge der Verfassungsstruktur der Liutizen*. In: *Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder*, Gießen 1960, S. 105.
  - 14 Lediglich im Südosten des fränkischen Reiches kann von einer gewissen Missionstätigkeit gesprochen werden. A. Brackmann meinte in diesem Zusammenhang, daß die nach dem entscheidenden Sieg über die Awaren 796 begonnene Slawen- und Awarenmission zu einer Neueinstellung Karls in seinem Verhältnis zum Papsttum geführt habe (A. Brackmann, *Die Anfänge der Slawenmission und die Renovatio imperii des Jahres 800*. In: ders., *Gesammelte Aufsätze*, Weimar 1941 (1931), S. 57 f.). B. nahm sogar an, daß Karl der Große vor allem deshalb das Kaisertum angestrebt habe, um mit päpstlicher Unterstützung die Slawen östlich der Elbe zu missionieren. Die Missionsaufgabe im Osten war dabei demnach entscheidend. Th. Mayer pflichtete dieser Ansicht bei (Th. Mayer, *Die mittelalterliche deutsche Kaiserpolitik und der deutsche Osten*. In: ders., *Mittelalterliche Studien, Lindau—Konstanz 1959* (1931), S. 49). Dagegen ist zu betonen, daß nach damaliger Auffassung die Bekehrung der Heiden zum christlichen Glauben zu den wichtigsten Obliegenheiten jedes christlichen Herrschers im Mittelalter zählte. Auch als König war Karl nicht nur berechtigt, son-

dern nach der Anschauung der damaligen Zeit verpflichtet, diese Aufgabe zu erfüllen. Dazu hatte König Karl auch genügend Macht, gegenüber der die päpstliche Position zur Zeit Leos III. gänzlich verblaßte.

Um heidnische Völker zu bekehren, brauchte Karl der Große nicht den Gang nach Rom anzutreten. Entscheidend für die Annahme der Kaiserwürde waren Motive, die sich aus dem Umfang und der Struktur des fränkischen Großreiches und aus den Beziehungen zu Byzanz ergaben. Wenn Brackmann (a. a. O., S. 67f.) zusammenfassend feststellt, daß die ‚Slawenmission‘ unter Karl dem Großen ‚nach einem wohlüberlegten Plan‘ erfolgte und dabei auch die Slawen zwischen Elbe und Oder mit einbezogen wurden, so findet diese Auffassung zumindest hinsichtlich der zwischen Elbe/Saale und Oder ansässigen Slawen in den zeitgenössischen Quellen keine Stütze und ist daher abzulehnen. Vgl. auch H. Löwe, Die karolingische Reichsgründung und der Südosten. Stuttgart 1937, S. 73 f., S. 92 f. und S. 130; P. Koschaker, Europa und das römische Recht. München-Berlin 1953, S. 23, n. 2; S. Epperlein, Karl der Große in der deutschen bürgerlichen Geschichtsschreibung. In: ZfG 13, 1965, S. 247 f.

15 Ann. regni Francorum zu 823.

16 Ann. Bertiniani zu 839.

17 Vgl. V. Vaněček, Über die Außenpolitik des mährischen Staates in den vierziger bis achtziger Jahren des 9. Jahrhunderts. In: Das Großmährische Reich, Prag 1966, S. 287 f.; K. Bosl, Das Großmährische Reich in der politischen Welt des 9. Jh. In: Sitzungsberichte der Bayerischen Akad. der Wiss., philolog.-hist. Kl. 1966, H. 7.

18 Vgl. hierzu und zum folgenden die Ann. Fuldenses zu den jeweiligen Jahren.

19 W. H. Fritze 1960, S. 145 ff.

20 Die Geschichte der feudalen deutschen Ostexpansion im 10. Jh. hat bisher keine zusammenfassende Bearbeitung erfahren, wenn auch zahlreiche Beiträge vorhanden sind, die entsprechende Probleme in größeren Werken mitbehandeln oder in Artikelform einzelne Fragen näher untersuchen. An größeren Synthesen sind hier neben zum Teil recht kursorischen Hinweisen bei K. Wachowski 1950, besonders zu nennen: E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. Leipzig 1896; R. Holtzmann 1955. Doch sind die in seinem Standardwerk über die Geschichte der sächsischen Kaiserzeit enthaltenen Partien über die deutsch-slawischen Beziehungen im 10. Jh. vielfach von einem „deutsch-nationalen“, z. T. nationalistischen Standpunkt aus konzipiert und geschrieben, von dem aus die „Wendekriege“ der sächsischen Herrscher im wesentlichen als „nationale Ruhmestat“ erscheinen. Demgegenüber sind die von W. Brüske 1955, S. 16 f., gemachten kurzen Ausführungen zwar äußerst sachlich, begnügen sich im allgemeinen aber mit der Beschreibung der einzelnen Ereignisse, ohne nach den Ursachen, dem Verlauf und der Wirkung der feudalen deutschen Ostexpansion zu fragen. Für verschiedene, teilweise wichtige Spezialfragen vgl. die Arbeiten von W. H. Fritze, Beobachtungen zu Entstehung und Wesen des Lutizenbundes. In: Jb. für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 7, 1958, S. 1 ff.; ders. 1960, S. 141 ff., und des tschechischen Historikers H. Bulín 1957, 1958, 1959, die subtile Quellenkritik mit der Untersuchung großer Zusammenhänge verbinden. Eine Bereicherung ist der gesamten Problematik durch neuere marxistische deutsche, polnische und tschechische Arbeiten zuteil geworden, die bei ihren Untersuchungen von der gesellschaftlichen Struktur der Gebiete westlich und östlich der Elbe im 10. Jh. ausgehen,

die für die spezifische Form der deutsch-slawischen Beziehungen dieser Zeit entscheidend ist. Hier ist vor allem die Arbeit von J. Brankač 1964 zu nennen. Eingehend wurde der umfassende Aufstand der Slawen vom Jahre 983 von G. Labuda 1947, 1960 und H. Bulin 1957 erneut untersucht.

- 21 Vgl. allgemein F. Graus, Die Entstehung der mittelalterlichen Staaten in Europa. In: *Historica* 10, 1965, S. 5 ff.
- 22 Thietmar I/3. Vgl. dazu W. Füllner, Der Stand der deutsch-slawischen Auseinandersetzungen zur Zeit Thietmars von Merseburg. Jena 1937; E. Donnert 1964, S. 289 ff.
- 23 Widukind I/35; W. Brüske 1955, S. 17 ff.; H. Beumann, Widukind von Korvei, Weimar 1950; vgl. weiter G. Artler, Die Zusammensetzung der deutschen Streitkräfte in den Kämpfen mit den Slawen von Heinrich I. bis auf Friedrich I. In: *Z. des Vereins f. thüringische Geschichte und Altertumskunde*, N. F. 21, 1913; S. 1 ff. H. Kretschmann, Die stammesmäßige Zusammensetzung der deutschen Streitkräfte in den Kämpfen mit den östlichen Nachbarn unter den Karolingern, Ottonen und Saliern, Königsberg 1940; M. Bünding, Das Imperium Christianum und die deutschen Ostkriege vom 10. bis 12. Jh. Berlin 1940.
- 24 „Jene Schar war aus Räubern gesammelt. Denn König Heinrich war gegen die Fremden sehr strenge, gegen seine Landsleute aber in allen Dingen sehr milde; ... und befahl ihnen nun die Landsleute zu verschonen, gegen die Barbaren aber (d. h. die Slawen) soviel sie sich getrauten, Räubereien auszuführen“ Widukind II/3.
- 25 Vgl. C. Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedanken, Stuttgart 1935, S. 92 f., und H. Beumann, Kreuzzugsgedanke und Ostpolitik im hohen Mittelalter. In: *Historisches Jb.* 72, 1935, S. 118. E. meint, daß „nicht die Religion, sondern die etwaige Zugehörigkeit zum Reich“ entscheidend für die Kampfweise gewesen sein soll.
- 26 Widukind I/26; W. Brüske 1955, S. 17 f.; M. Hellmann, Grundzüge der Verfassungsstruktur, a. a. O., S. 107.
- 27 Ann. Augienses zu 931; W. H. Fritze 1960, S. 157.
- 28 Thietmar I/16; Continuator Reginonis zu 934.
- 29 Vgl. auch R. Kötzschke, Die Anfänge der Markgrafschaft Meißen. In: ders., Deutsche und Slawen im mitteldeutschen Osten. Ausgewählte Aufsätze, hg. von W. Schlesinger, Darmstadt 1961.
- 30 Widukind I/20.
- 31 Widukind I/38.
- 32 Vgl. H. J. Freytag, Die Herrschaft der Billunger in Sachsen. Göttingen 1951; R. Bork, Die Billunger. Beiträge zur Geschichte des deutsch-wendischen Grenzraums im 10. und 11. Jh. Ungedruckte phil. Diss. Greifswald 1951; I. Pellens, Die Slavenpolitik der Billunger im 10. und 11. Jh. Ungedruckte phil. Diss. Kiel 1950; S. Lüpke, Die Markgrafen der sächsischen Ostmarken in der Zeit von Gero bis zum Beginn des Investiturstreites (940–1075). Ungedruckte phil. Diss. Halle 1937, S. 27 f.
- 33 Widukind II/10.
- 34 Vgl. zum folgenden allgemein R. Holtzmann 1955, S. 115 f.; E. Müller-Mertens 1955, S. 41 f.
- 35 Widukind II/21; W. Brüske 1955, S. 21 f.
- 36 Adam von Bremen II/5.

- 37 F. Curschmann 1906; A. Dieck, Die Errichtung der Slawenbistümer unter Otto dem Großen. Ungedruckte phil. Diss. Heidelberg 1944; G. Abb und G. Wentz, Das Bistum Brandenburg. Berlin, Leipzig 1929 (*Germania Sacra* I, 1); G. Wentz, Das Bistum Havelberg. Berlin, Leipzig 1933 (*Germania Sacra* I, 2); vgl. weiter W. Schlesinger, Bemerkungen zu der sog. Stiftungsurkunde des Bistums Havelberg von 946 Mai 9. In: ders., *Mitteldt. Beiträge zur dt. Verfassungsgeschichte des Mittelalters*, Göttingen 1961; vgl. allgemein H. F. Schmid, Otto I. und der Osten. In: *Festschrift zur Jahrtausendfeier der Kaiserkrönung Ottos I.* Graz-Köln 1962 (*Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung*, Ergänzungs-Bd. 20, H. 1), S. 70 f.
- 38 Über die unter Otto I. bei der Bekehrung der Slawen angewandten Methoden sagen die schriftlichen Quellen nur sehr wenig aus. Doch ist es angesichts des heftigen Widerstandes, den die Slawen den feudalen Eroberern leisteten, und der wiederholt ausbrechenden Aufstände gegen die feudale deutsche Herrschaft sehr unwahrscheinlich, daß die Verbreitung des christlichen Glaubens auf keinerlei Widerstand stieß und weitgehend friedlich und gewaltlos verlief, wie H.-D. Kahl, *Zum Geist der deutschen Slawenmission des Hochmittelalters*. In: *Z. für Ostforschung* 2, 1953, S. 1 ff. meinte (vgl. dagegen Z. Wojciechowski, *Elementy historii polski w ujęciu Herder-Institut*. In: *Przegląd zachodni* 9, 1953, S. 605 f.).
- 39 Widukind III/42.
- 40 Vgl. R. Holtzmann 1955, S. 152 f.
- 41 Widukind III/51.
- 42 Widukind III/52; zu ‚*urbs Cocarescemiorum*‘ vgl. W. Brüske 1955, S. 198.
- 43 Widukind III/45.
- 44 Vgl. zum folgenden Widukind III/53, Thietmar II/12; W. Brüske 1955, S. 23 f.; W. H. Fritze 1960, S. 158 f.; H. J. Bartmuss und L. Stern 1963, S. 194.
- 45 Widukind III/53.
- 46 Vgl. allgemein das Sammelwerk *Początki państwa polskiego*, Warschau 1960; S. Epperlein, *Neuere Forschungen zur polnischen Geschichte des Mittelalters*. In: *ZfG* 5, 1957, S. 411 f.; Ch. Warnke, *Die Anfänge des Fernhandels in Polen (900–1025)*. Würzburg 1964; A. Gieysztor, *Aspects territoriaux du premier État polonais (IX–XI siècle)*. In: *Revue historique* 226, 1961, S. 357 f.
- 47 Widukind III/68.
- 48 Thietmar II/29; M. Z. Jedlicki, *Kronika Thietmara*, Biblioteka tekstów historycznych, t. III, Poznań 1953, S. 89, Anm. 137 (*Literaturnachweis*); W. Brüske 1955, S. 31, Anm. 96.
- 49 Widukind III/67.
- 50 Widukind III/70; W. Brüske 1955, S. 33.
- 51 Widukind III/68; Thietmar II/14.
- 52 Widukind III/69.
- 53 Vgl. zum folgenden *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 6, 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1961, Sp. 1271 f. (*Literaturnachweis*).
- 54 UB des Erzstiftes Magdeburg, Nr. 28 (962, Febr. 12).
- 55 UB des Erzstiftes Magdeburg, Nr. 52 (967).
- 56 UB des Erzstiftes Magdeburg, Nr. 67 (968).
- 57 UB des Erzstiftes Magdeburg, Nr. 62 (968).
- 58 Da über die Gründung des Bistums Oldenburg keine unmittelbaren zeitgenössischen Zeugnisse vorliegen und wir auf spätere Quellen (Adam von Bremen



- II/16; Helmold I/12) angewiesen sind, ist das Gründungsdatum umstritten. Während sich R. Holtzmann 1955, S. 139, und A. Dieck, *Die Errichtung der Slawenbistümer unter Otto dem Großen*. Ungedruckte phil. Diss. Heidelberg 1944, S. 20, für 948 aussprachen, schließen sich neuere Darstellungen (B. Gebhardt, *Handbuch der deutschen Geschichte*. 8. Aufl. Stuttgart 1954, S. 179; Adam von Bremen. In: *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters*, Bd. 11, Berlin 1961 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe), S. 245, Anm. 49; *Deutsche Geschichte in Daten*, Berlin 1967, S. 77) der bereits von A. Hauck (ders., *Kirchengeschichte Deutschlands*, Bd. 3, Berlin–Leipzig 1952, S. 107) vertretenen Ansicht an, daß das Bistum Oldenburg später als die 948 errichteten Bistümer Havelberg und Brandenburg – wahrscheinlich 968 – gegründet wurde. H. wies darauf hin, daß 948 Želibor, Fürst der Wagrier, noch Heide war und noch viele Jahre später die heidnische Kultstätte in Oldenburg bestand. Der erste Bischof von Oldenburg, Egward, wurde um 968 geweiht (Adam von Bremen II/26).
- 59 Brunonis Vita S. Adalberti c. 4; R. Wenskus, *Studien zur historisch-politischen Gedankenwelt Bruns von Querfurt*. In: *Mitteldt. Forschungen* 5, 1956; S. Epperlein, *Über das romfreie Kaisertum im frühen Mittelalter*. In: *Jb. für Geschichte* 2, 1967, S. 338 f.
- 60 Adam von Bremen II/43, Zusatz 27. Markgraf Dietrich bediente sich offenbar nur eines Vorwandes, denn grundsätzlich ist festzustellen, daß Ehen zwischen sächsischen Großen und slawischen Fürstentöchtern ebenso bezeugt sind wie Heiraten zwischen den Töchtern sächsischer Feudalherren und slawischen Großen; vgl. zuletzt H. Ludat, Piasten und Ottonen. In: *L'Europe aux IX<sup>e</sup>–XI<sup>e</sup> siècles. Aux origines des états nationaux*, Varsovie 1968, S. 336.
- 61 In der Datierung des Aufstandes folge ich den Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III. von K. Uhlirz, Bd. 1, Leipzig 1902, S. 203; G. Labuda 1947, S. 153 f., 1960, S. 249 f.; W. Brüske 1955, S. 39 f.; H. Bulin 1957, 1963, S. 49 f.; W. H. Fritze, *Beobachtungen zu Entstehung, a. a. O.*, S. 19; J. Schultze, *Die Mark Brandenburg*, Bd. 1. Berlin (W.) 1961, S. 41 f. Diese Autoren entscheiden sich für 983 u. lehnen m. E. mit überzeugenden Argumenten die Deutung von G. Lukas, *Die deutsche Politik gegen die Elbslawen vom Jahre 982 bis zum Ende des Polenkrieges Heinrich II.*, Halle 1940, S. 35, ab, der für 982 plädiert, um die ottonische ‚Italienpolitik‘ zu ‚entlasten‘. (Aufstand vor der Niederlage bei Cotrone 15. 7. 982!) Vgl. auch G. Koch, *Die mittelalterliche Kaiserpolitik im Spiegel der bürgerlichen deutschen Historiographie*. In: *ZfG* 10, 1962, S. 1850 f.
- 62 Hierzu und zum folgenden vgl. Thietmar III/17 ff.
- 63 Die Quellen geben nur sehr geringe Auskunft über die Verhältnisse an der mittleren Oder und die polnische Expansion. Vgl. dazu jetzt W. Kowalenko, *Ekspansja Polski na Baltyk za Mieszka I.* In: *Liber Iosepho Kostrzewski octogenario a veneratoribus dicatus*. Wrocław–Warszawa–Kraków 1968, S. 410 ff.; K. Maleczyński, *Najstarsza zachodnia granica Polski na podstawie źródeł X wieku*. In: *Początki państwa polskiego* 1, 1962, S. 213 ff. Zum Land Lebus J. Herrmann, *Das Land Lebus und seine Burgen westlich der Oder*. In: *Varia archaeologica*, Berlin 1964 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 16) S. 268 f.; ders., 1962.
- 64 Thietmar IV/22; *Ann. Hildesheimenses* zu 991; J. Schultze, *Die Mark Brandenburg*, Bd. 1, Berlin (W.) 1961, S. 42 f.
- 65 Thietmar IV/22.

- 66 Ann. Hildesheimenses zu 992.
- 67 Ann. Hildesheimenses zu 991; W. Brüske 1955, S. 46 f.
- 68 Entgegen der weitverbreiteten Auffassung, das Erzbistum Hamburg sei von den Obodriten bereits im Zusammenhang mit dem Slawenaufstand von 983 zerstört worden (so B. Gebhardt, Handbuch, a. a. O., S. 195) folge ich hier G. Labuda 1947, S. 175, dem sich W. H. Fritze 1960, S. 160, anschloß. Beide halten eine entsprechende Bemerkung bei Thietmar III/18 wohl mit Recht für einen Einschub, der der vorher berichteten Verwüstung Calbes in der Altmark vom Jahre 983 willkürlich eingefügt wurde und den zeitlichen Rahmen sprengt.
- 69 W. H. Fritze 1960, S. 160 f.; W. Brüske 1955, S. 49.
- 70 Ann. Quedlinburgenses zu 995.
- 71 Thietmar IV/38.
- 72 Vgl. auch H. Ludat, Piasten und Ottonen, a. a. O., S. 321 f., der die politischen Wirkungen der auf karolingische Traditionen zurückgehenden imperialen Konzeption der Ottonen, besonders Otto III., für die deutsch-polnischen Beziehungen im 10. und 11. Jh. für besonders folgenreich ansieht. Vgl. allgemein Th. Schieffer, Heinrich II. und Konrad II. In: Dt. Archiv zur Erforschung des Mittelalters 8, 1951, S. 384 ff.
- 73 R. Wenskus, Studien, a. a. O. Brun von Querfurt lehnte das Bündnis mit den heidnischen Lutizen gegen einen christlichen Feudalstaat scharf ab und sprach sich für eine Annäherung an Polen aus. Ähnlich verhielten sich andere Geistliche. So begrüßte Bern, Abt des bedeutenden Klosters Reichenau, ausdrücklich den Friedensschluß Heinrichs II. mit Polen zu Merseburg im Jahre 1013 (vgl. UB des Erzstiftes Magdeburg, Nr. 134 (1012/14)). In gewisser Weise ging Heinrich II., der sich grundsätzlich von seiner gegenüber den Lutizen eingeschlagenen Politik nicht abbringen ließ, auf diese kritischen Stimmen ein und suchte sie zu beschwichtigen. Es war eine deutliche Geste in dieser Richtung, als er im Jahre 1004 das 981 aufgelöste Bistum Merseburg – eine Maßnahme, auf die Thietmar den Ausbruch der Erhebung von 983 glaubte zurückführen zu können – wiederherstellte. Damit bekundete der Herrscher sein Interesse an der Slawenmission ebenso deutlich wie mit der 1007 erfolgten Gründung des Bistums Bamberg, dem die Bekehrung der Slawen am oberen Main und im Fichtelgebirge übertragen wurde.
- 74 Thietmar V/31; vgl. zum folgenden auch die polnische Ausgabe der Chronik Thietmars durch M. Z. Jedlicki, Kronika Thietmara, a. a. O., zu den einzelnen Ereignissen, wo neuere polnische Literatur verzeichnet ist.
- 75 Alpertus, De diversitate temporum, S. 704.
- 76 Thietmar VI/25.
- 77 Thietmar VI/22; W. Brüske 1955, S. 62 f.; vgl. zum folgenden A. F. Grabski, Bolesław Chrobry. Zarys dziejów politycznych i wojskowych. Warszawa 1964.
- 78 Thietmar VI/26.
- 79 Thietmar VI/28.
- 80 H. Ludat, Piasten und Ottonen, a. a. O., S. 336 f.
- 81 Thietmar VI/27.
- 82 Ann. Quedlinburgenses zu 1005.
- 83 Hierzu und zum folgenden: Thietmar VI/25 ff., VII/12 f., VIII/1 f.
- 84 Adam von Bremen, II/48.
- 85 Henricus Huntingdonensis zu 1019; W. Brüske 1955, S. 72.
- 86 Helmold I/18.

- 87 Adam von Bremen II/48.
- 88 Helmold I/18.
- 89 Wipo, *Gesta Chuonradi II. c. 9.*
- 90 Ann. Hildesheimenses zu 1028.
- 91 Ebenda zu 1029.
- 92 Vgl. auch V. D. Koroljuk 1964, S. 95 f.; V. T. Pašuto, *Vnešnja politika drevnej Rusi. Moskva 1968, S. 31 f.*
- 93 *Historia Polski, Bd. 1, Warszawa 1960, S. 204 f.*
- 94 Ann. Hildesheimenses zu 1036.
- 95 Adam von Bremen II/79.
- 96 Helmold I/25.
- 97 Ann. Augustani zu 1068; M. Hellmann, *Grundzüge, a. a. O., S. 110.*
- 98 Ann. Altahenses maiores zu 1069.
- 99 *Lamperti monachi Hersfeldensis opera zu 1073; vgl. S. Epperlein und B. Widera, Die Beziehungen der Kiever Ruß und Polens zu Papst und Kaiser während des Investiturstreites. In: Jb. für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 8, 1964, S. 289.*
- 100 Bruno, *Liber de bello Saxonico c. 36 (zu 1074).*
- 101 Helmold I/34; W. Brüske 1955, S. 85 f.; W. H. Fritze 1960, S. 169.
- 102 Helmold I/34.
- 103 Zum Jahre 994 berichten die Quedlinburger Annalen, daß alle unterworfenen Slawen mit Ausnahme der Sorben von den Sachsen abfielen. „*Slavi insuper omnes, exceptis Sorabis, a Saxonibus defecerunt.*“ Ann. Quedlinburgensium continuatio, MG SS III, S. 72.
- 104 Diese Funktion läßt sich für das 10.–13. Jh. mit mehr als zweitausend Urkunden beweisen. Es ist deshalb unzutreffend, wenn in westdeutschen Veröffentlichungen die Auffassung vertreten wird, daß angeblich erst die deutsche bäuerliche Siedlung der deutschen Adelherrschaft im sorbischen Gebiet einen politischen Sinn gegeben habe. Vgl. *Geschichte der deutschen Länder „Territorien – Ploetz“, 1. Bd., Würzburg 1964, S. 475.* Die große historische Bedeutung der deutschen bäuerlichen Siedlung für die geschichtliche Entwicklung der sorbischen Gebiete und im besonderen für die Ethnogenese des deutschen Volkes östlich der Saale und westlich der Kwiza (Queiß) soll damit keineswegs in Abrede gestellt werden. Es geht vor allem darum, den Inhalt der feudalen Adelherrschaft richtig zu interpretieren und eine mehrhundertjährige sozialökonomische Entwicklung der sorbischen Bevölkerung nicht zu unterschätzen. Die deutschen Bauern waren an der politischen Herrschaft des deutschen Adels über die sorbischen Bauern nicht beteiligt, wenngleich die Ergebnisse der bäuerlichen deutschen Siedlung in bezug auf die Entwicklungsperspektive der unterworfenen Bevölkerung als ethnische Gruppe mit erheblichen negativen Konsequenzen verknüpft waren.
- 105 Vgl. dazu für den Daleminzergau den methodisch und konzeptionell wegweisenden Beitrag von H. Walther, *Ortsnamenchronologie und Besiedlungsgang in der Altlandschaft Daleminze. In: Onomastica Slavogermanica III, Berlin 1967, S. 99 bis 107; für das Gebiet um Altenburg: H. Helbig, Die slawische Siedlung im sorbischen Gebiet. In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, Gießen 1960, S. 27 ff., mit Karten 2–7; für das Land Bautzen die Urkunde von 1268 (CDLS I, Nr. 58), die den Stand der kulturellen Erschließung der mittleren Lausitz um 1250 widerspiegelt; für das Gebiet der Siusler:*

- E. Eichler, Die Ortsnamen der Kreise Delitzsch und Eilenburg. Halle 1958, (DSF 4), Deckblatt 2.
- 106 Vgl. dazu W. Schlesinger, Zur Gerichtsverfassung des Markengebietes östlich der Saale im Zeitalter der deutschen Ostsiedlung. In: Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Göttingen 1961, S. 48–132.
- 107 Vgl. dazu die Karte bei F. Mětsk, Přehlad stawiznow. In: Serbska šula 7, 1954, H. 5, S. 123; Najvažniše klósterske založenja w Serbach hač do l. 1300; J. Brankač 1964, S. 70–73, besonders die Quellenangaben in den Anmerkungen 91–102.
- 108 J. Brankač 1964, S. 70, 74, 228–240.
- 109 Das Ausmaß der Fronarbeit blieb im 11. bis 12. Jh. insgesamt gering. Allerdings ist mit starken regionalen Unterschieden zu rechnen. Es gab bereits im 12. Jh. an der unteren Saale sorbische Familien, die tägliche Dienste leisten mußten, eine Familie sogar mit sieben Arbeitskräften, während für andere Gebiete die Arbeitsrente im 11. bis 12. Jh. nicht überliefert ist.
- 110 K. Sturmhoefel, Illustrierte Geschichte der sächsischen Länder und ihrer Herrscher, Bd. I, Abt. I, Zittau 1889, S. 189. Weitere Beispiele für einen luxuriösen Lebensstil des Adels bringt L. Nottrot, Aus der Wendenmission. Halle 1896, S. 183.
- 111 Die Frage nach der Existenz einer fürstlichen Herrschaft im gesamten Bereich der sorbischen Stämme unmittelbar vor 921/928 läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten. Die Einladung Geros an 30 slawische Fürsten zum Gastmahl und deren anschließende Ermordung weisen jedoch deutlich darauf hin, daß bei den meisten unterworfenen Stämmen zumindest im ersten Jahrzehnt deutscher Adelherrschaft einheimische Fürsten als Unterworfenen weiter an der Macht geblieben waren.
- 112 In fünf ehemaligen slawischen Stammesgebieten (Serimunt, Citici, Nicici, Moricani, Zerwisti) werden zwischen 945/965 und 1185 Dorfbewohner als Knechte der Güter oder vom Boden getrennte Grundsassen verschenkt. Vgl. dazu die Quellenbelege bei G. Koch, Die bäuerliche Siedlung im Rahmen der Ostexpansion im Gebiet der Mittelelbe vom 12. bis 14. Jh. Ungedruckte Diplomarbeit Leipzig 1956, S. 13 f.
- 113 C. Dame, Die Entwicklung des ländlichen Wirtschaftslebens in der Dresden-Meißner Elbtalgegend von der Sorbenzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1911 (Bibl. der sächsischen Geschichte und Landeskunde III, H. 1); O. Trautmann, Zur Geschichte der Besiedlung der Dresdner Gegend. In: Mitt. des Vereins für die Geschichte Dresdens 22, Dresden 1912, S. 1 ff.
- 114 In der mündlichen Überlieferung der Lausitzer Sorben nehmen Fürstengräber, Burgwallkämpfe, die Lokalisierung von Kriegereignissen sowie der Tod von Stammesfürsten einen wichtigen Platz ein. Obwohl das überlieferte Gedankengut grundsätzlich einer kritischen Prüfung bedarf, enthält es in Reliktform manchen Hinweis auf die sozialen und politischen Kämpfe des 10. Jh. O. Trautmann, a. a. O., S. 26, verweist darauf, daß nach der Volkssage die Verteidiger der slawischen Burg Dresden-Coschütz unter den Trümmern des Burgwalls begraben liegen. Selbst die sozial stark differenzierten Lusitzer wurden 963 erst nach erbittertem Widerstand in äußerster Knechtschaft gezwungen.
- 115 O. Dobenecker I, Nr. 911, S. 191, für den Orlagau: „*Sclavus si mel in die statuto non solvat, in vinculis servetur, donec satisfaciatur*“. Die durch Quellen belegten Willkürmaßnahmen einzelner Adliger gegen die sorbischen Dorfbewohner (Auspeitschen von Untertanen u. a.) bleiben hier außerhalb der Betrachtung.

- 116 CDA V, Anhang 4, S. 358.
- 117 CDSR II 1, 77, 79 zu 1208 und 1211.
- 118 CDA II, 1, 215.
- 119 CDSR II, 1, 93 zu 1222.
- 120 Vgl. dazu die grundlegende Monographie von F. Mětsk 1968 über das Verhältnis der sorbischen Landbevölkerung zum hochfeudalen Überbau der untersuchten Gebiete.
- 121 Für Elstertrebnitz bei Pegau vgl. O. E. Schmidt und J. S. Sponzel, Bilder-Atlas zur Sächsischen Geschichte. Leipzig, Dresden 1909, Taf. 19 (Romanische Kunst V: Älteste Dorfkirchen), den Text dazu auf S. VIII.
- 122 Die Slowaken haben sich trotz ungarischer Feudalherrschaft gerade durch das Fehlen einer ungarischen bäuerlichen Siedlung bis zur Gegenwart erhalten. Parallelen zur damaligen Lage der Slowenen, Friesen und Bretonen liegen ebenfalls auf der Hand.
- 123 An dieser seit dem 12./13. Jh. gültigen grundsätzlichen Feststellung ändern auch gelegentliche Spannungen zwischen den produzierenden slawischen und deutschen Bevölkerungsschichten nichts, auch nicht der Umstand, daß die deutschen Kolonisten und Handwerker im politischen und ideologischen Kalkül der Slawenpolitik des deutschen Feudaladels zeitweilig eine Rolle spielten. All dies ergab sich aus dem antagonistischen Klassencharakter der feudalen Gesellschaftsordnung und hat mit irgendeiner angeblichen deutsch-slawischen Grundfeindschaft nichts gemein.

**Anmerkungen zu Kapitel VII: Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jh. und die Herausbildung der vollentwickelten Feudalgesellschaft**

- 1 Die östlich der Oder siedelnden pomoranischen Stämme standen sicher in keinem Abhängigkeitsverhältnis zum Obodritenherrscher. Helmolds „Pomerani“ sind wohl einige seit dem beginnenden 12. Jh. unter der politischen Herrschaft des pommerschen Staates stehende, westlich der Oder siedelnde lutizische Stammesteile.
- 2 Das Datum dieses ranischen Überfalls auf Alt Lübeck ist, wie so viele Ereignisse aus der innerslawischen Geschichte und dem Ablauf der deutsch-slawischen und dänisch-slawischen Beziehungen dieser Zeit, unbekannt. In den Zeitraum um 1100/1101 verweisen den Zug der Ranen F. Lammert, Die älteste Geschichte des Landes Lauenburg. Von den Anfängen bis zum Siege bei Bornhöved. Ratzeburg 1933, S. 95; W. Brüske 1955, S. 91; H. Stooß in der deutschen Übersetzung der Slawenchronik Helmolds von Bosau. In: Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 19, Berlin 1963 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe), S. 149; J. Brankač 1964, S. 82 und 160.
- 3 In der Literatur wird diese Strafexpedition Heinrichs zumeist um die Jahreswende 1100/1101 datiert. Dieser zeitliche Ansatz wird vor allem dadurch gestützt, daß sich ein chronologischer und sachlicher Zusammenhang zwischen Heinrichs Feldzug und einem von mehreren annalistischen Aufzeichnungen um die Jahreswende 1100/1101 angesetzten Unternehmen des Markgrafen Udo III. von der Nordmark gegen die Brandenburg aufdrängt. Damit deutet sich für die Jahrhundertwende eine mehrere slawische Gebiete umfassende Aufstandsbewegung gegen Heinrichs eben aufgerichtete Herrschaft an. H.-D. Kahl, Sla-

- wen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts. Die letzten Jahrzehnte des Landes Stodor, Bd. 1. Köln–Graz 1964, S. 19, 24 f. und 390, datiert den Feldzug gegen Brizanen und Heveller zu 1108. Er vermutet einen Zusammenhang zwischen Heinrichs Feldzug und dem in einem Magdeburger Aufruf von 1108 (S. 348) angekündigten Slawenkrieg König Heinrichs V., dessen Notwendigkeit durch die Aktion des Obodritenfürsten entfallen sei. F. Curschmann 1906, S. 62 f., setzt Heinrichs Feldzug an das Ende des ersten Jahrzehnts des 12. Jh. Die fehlenden Datenangaben bei Helmold zwingen hier wie in anderen Zusammenhängen zu Kombinationen.
- 4 Die vom Obodritenkönig Heinrich zusammengezogenen 300 zirzipanischen Reiter erklärten Herzog Lothar auf eine entsprechende Frage, daß sie sich dem Markgrafen der Nordmark zur Waffenhilfe verpflichtet fühlten, worauf Lothar nach dem Bericht des Annalisten mit großer Heftigkeit reagiert haben soll. Vgl. Chronographus Corbeiensis zu 1114, S. 43 f. Hier deutet sich vielleicht ein Konflikt zwischen dem sächsischen Herzog und dem Markgrafen der Nordmark wegen des Einflusses auf die Slawen an. Vgl. H. W. Vogt, Das Herzogtum Lothars von Süpplingenburg 1106–1125, Hildesheim 1959, S. 154 und J. Schultze, Nordmark und Altmark. In: ders., Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Ausgewählte Aufsätze, Berlin (W.) 1964, S. 17 f.
  - 5 Sventipolks und Swinikes Mörder stammten aus sächsischen Feudalherrenkreisen. Der neue Herrscher des Obodritenstaates, Knud Laward, hatte sich vor den dänischen Thronstreitigkeiten an den Hof des sächsischen Herzogs Lothar geflüchtet und dort jahrelang aufgehalten. Aus Helmolds Formulierungen (I/48 und I/49) scheint schon der Verdacht der Zeitgenossen zu sprechen, die in den Ereignissen der Jahre 1127–1129 nicht nur eine Kette von Unglücksfällen sahen. Vgl. auch W. H. Fritze 1960, S. 200.
  - 6 Helmold I/49.
  - 7 Dieses Abhängigkeitsverhältnis wurde vermutlich nach Knuds Ermordung durch einen Slawenfeldzug Lothars hergestellt. Im Anschluß an eine Mitteilung über die dänischen Verhältnisse zu dieser Zeit berichten die Paderborner Annalen zum Jahre 1131, daß Lothar rebellierende Slawen unterworfen habe.
  - 8 Helmold I/53.
  - 9 Die sächsisch-deutschen Ortschaften werden genannt in den unechten Urkunden Lothars von 1137 März 17, (D Lo III. 114, MG DD VIII, S. 183) sowie Konrads III. von 1139 Januar 5 (UB Hamburg I, Nr. CLVII) und in den „Versen über das Leben Vizelins“ (Versus de vita Vicelini, Vers 125, S. 229). Gegen B. Schmeidler, Kaiser Lothar und der Beginn der Kolonisation des Ostens. In: Z. des Vereins für Lübeckische Geschichte 15, 1913, S. 158 ff., betonte A. Hofmeister, Kaiser Lothar und die große Kolonisationsbewegung des 12. Jahrhunderts. Die Aufrichtung der deutschen Herrschaft in Wagrien. In: Z. für Schleswig-Holsteinische Geschichte 43, 1913, S. 354 ff., den episodenhaften Charakter dieses von der deutschen Zentralgewalt 1134 ausgehenden kolonimatorischen Schrittes in das ostholsteinische Slawengebiet, von dem die spätere Expansion und Kolonisation der lokalen sächsischen Feudalgewalten abzusetzen sei. Vgl. auch V. Pauls, Mittelalter und Reformation. Neumünster 1937 (Geschichte Schleswig-Holsteins 3), S. 62 f.
  - 10 Das betonen besonders A. Hofmeister, a. a. O., S. 363 f., und O. Brandt, Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß, 5. Aufl. Kiel 1957, S. 71.
  - 11 Helmold I/62.

12 Helmold I/34.

13 Diese Expansion des polnischen Staates bis in das Gebiet der Müritzer ist aus einer Notiz in Ebos Lebensbeschreibung des Bischofs Otto von Bamberg zu erschließen: Im Jahre 1128 traf Otto von Bamberg während seiner zweiten Missionsreise durch Pommern am Müritzsee einen Fischer, der sieben Jahre lang kein Brot gegessen hatte, da er sich nach der Eroberung dieses Landes durch den Herzog von Polen mit seiner Frau auf eine kleine Insel im See geflüchtet hatte (Ebo III/4).

14 Zur Verfassungsstruktur und sozialökonomischen Grundlage dieser „republiki miejskie“ („Stadtrepubliken“, wie die polnische Forschung sie bezeichnet), deren Politik gegen die Ausbildung einer zentralen Macht in Pommern und gegen die Ausdehnung des polnischen Staates gerichtet war, vgl. L. Leciejewicz, Die Anfänge und die älteste Entwicklung der westpommerschen Ostseestädte. In: *Archaeologia Polona* 3, 1960, S. 120 ff.; ders., Die Entstehung der Küstenstädte zwischen Oder und Weichsel im Lichte der letzten Forschungen. In: *Die Zeit der Stadtgründung im Ostseeraum*, Uppsala 1965 (*Acta Visbyensia* 1), S. 47 ff.

15 Ebo III/5; F. Curschmann 1906, S. 85, bezweifelt Ebos Zuverlässigkeit hinsichtlich dieser Angabe und verneint einen Zug Lothars gegen die Lutizen um diese Zeit überhaupt.

16 Die Einzelheiten und eine genaue chronologische Einordnung der sich am Ende der zwanziger Jahre des 12. Jh. im späteren vorpommerschen Gebiet abspielenden politischen Beziehungen und kriegerischen Auseinandersetzungen sind aus den spärlichen und sich widersprechenden deutschen und dänischen Quellen der Zeit schwer zu erschließen. Es ist z. B. kaum erklärbar, warum die Einwohner von Demmin, das dem politischen Herrschaftsbereich des Pommernherzogs unterstand, die lutizische Antwort auf eine kriegerische Aktion des deutschen Königs erwarteten. Vielleicht ist hier an ein gemeinsames deutsch-pommersches Vorgehen gegen die südlichen Lutizenstämme zu denken, erwähnt doch der Mönch Herbord in seiner Biographie Ottos von Bamberg einen Feldzug Herzog Wartislaws von Pommern gegen die Lutizen (Herbord III/2). Es ist vermutet worden, daß Herzog Wartislaw Anlehnung an König Lothar gesucht und sich mit ihm gegen die südlichen Lutizenstämme verbündet habe, um seine Abhängigkeit vom polnischen Herzog zu lockern. Vgl. z. B. E. Schwartz, Beiträge zur Rethrafrage. In: *Mannus* 17, 1925, S. 213, und W. Brüske 1955, S. 99 f. Für Lothar und Herzog Wartislaw spielte vielleicht auch das Bestreben eine Rolle, Bischof Otto den Weg für seine Missionsreise vor dem möglichen Widerstand der heidnischen Slawen zu ebnen, was W. Bernhardt, Lothar von Supplinburg. Leipzig 1879, S. 158, hervorhebt. Bei diesen Kombinationen ist allerdings zu beachten, daß der pommersche Herzog seinen Herrschaftsbereich in ein Gebiet ausgedehnt hatte, auf das der deutsche Feudalstaat und ein deutsches Bistum seit längerer Zeit Anspruch erhoben. Daher kann eine Festigung oder gar Ausdehnung der pommerschen Macht westlich der Oder grundsätzlich nicht im Interesse der deutschen Politik gelegen haben. Möglicherweise fällt auch der in den Quellen überlieferte gemeinsame Feldzug Polens und Dänemarks gegen das pommersche Herzogtum ebenfalls in das Ende der zwanziger Jahre des 12. Jh., und vielleicht diente dieses polnisch-dänische Bündnis der Sicherung vor einer weiteren deutschen Expansion und der Schwächung des pommerschen Staates.

- 17 Diese Mitteilung des Chronisten Otto von Freising (*Chronica VII/9*), daß Boleslaw den Lehnseid für „Pomerani“ und „Rugi“ geleistet habe, bereitet in der Deutung große Schwierigkeiten, da nicht erklärbar wird, welche tatsächlichen Beziehungen zwischen Polen und den slawischen Bewohnern der Insel Rügen bestanden. So ist denn diese Angabe des Chronisten wiederholt angezweifelt worden, ohne daß bisher eine überzeugende Lösung vorgeschlagen werden konnte. Vgl. z. B. G. Renn, Die Bedeutung des Namens „Pommern“ und die Bezeichnungen für das heutige Pommern in der Geschichte. Greifswald 1937, S. 19; W. Brüske 1955, S. 104, und W. Schlesinger, Bemerkungen zu der sogenannten Stiftungsurkunde des Bistums Havelberg von 946 Mai 9. In: ders., *Mitteldt. Beiträge zur dt. Verfassungsgeschichte des Mittelalters*. Göttingen 1961, S. 434.
- 18 Vgl. J. Herrmann 1968, S. 188 f.; H.-D. Kahl, *Slawen und Deutsche*, a. a. O., S. 19 passim, vermutet dagegen in Meinfried einen unter deutscher Oberhoheit stehenden Grafen und muß zu diesem Zweck eine deutsche Herrschaft über die Brandenburg zur Zeit Heinrichs von Alt Lübeck annehmen. Er schließt aus dem von einem Annalisten überlieferten comes-Titel Meinfrieds auf dessen Stellung als Burggraf, der von der sächsischen Markgrafschaft abhängig war.
- 19 Vgl. W. Schlesinger, Bemerkungen zu der sogenannten Stiftungsurkunde, a. a. O., S. 437 ff.; J. Schultze, Die Mark Brandenburg und das Reich. In: ders., *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Ausgewählte Aufsätze*, Berlin (W.) 1964, S. 74 ff., und H.-D. Kahl, *Slawen und Deutsche*, a. a. O.
- 20 Otto von Freising und Rahewin, *Gesta Friderici I. imperatoris I/43*. Deutsche Übersetzung von A. Schmidt. In: *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters*, Bd. 17, Berlin 1965 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe), S. 211 und 213.
- 21 *Ann. Magdeburgenses* zu 1147, S. 188.
- 22 Den mit religiösen Absichten verbrämten Eroberungscharakter des sogenannten Wendenkreuzzuges unterstreichen auch zahlreiche bürgerliche Historiker. (Vgl. z. B. F. Curschmann 1906, S. 94; M. Bünding-Naujoks, *Das Imperium Christianum und die deutschen Ostkriege vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert*. In: *Heidenmission und Kreuzzugsgedanke in der deutschen Ostpolitik des Mittelalters*, hg. von H. Beumann. Bad Homburg 1963, S. 110; J. Schultze, Die Mark Brandenburg, 1. Bd., Berlin (W.) 1961, S. 70; ders., *Der Wendenkreuzzug 1147 und die Adelherrschaften in Prignitz und Rhingebiet*. In: ders., *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Ausgewählte Aufsätze*, Berlin (W.) 1964, S. 42 f.; W. Schlesinger, Bemerkungen zu der sogenannten Stiftungsurkunde, a. a. O., S. 440.) Dabei führen aber W. Schlesinger und andere Autoren die Aufrufe zur gewaltsamen Missionierung der heidnischen Slawen auf französischen Einfluß zurück. Vgl. W. Schlesinger, Die geschichtliche Stellung der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung. In: ders., *Mitteldt. Beiträge zur dt. Verfassungsgeschichte des Mittelalters*, Göttingen 1961, S. 447 ff.; H. Beumann, *Kreuzzugsgedanke und Ostpolitik im hohen Mittelalter*. In: *Heidenmission und Kreuzzugsgedanke*, a. a. O., S. 121 ff., und H.-D. Kahl, *Compellere intrare. Die Wendenpolitik Bruns von Querfurt im Lichte hochmittelalterlichen Missions- und Völkerrechts*. In: *Z. für Ostforschung* 4, 1955, S. 161 ff. und 360 ff.; ders., *Zum Geist der deutschen Slawenmission des Hochmittelalters*. In: *Heidenmission und Kreuzzugsgedanke*, a. a. O., S. 156 ff.; ders., *Zum Ergebnis des*



- Wendenkreuzzuges von 1147. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des sächsischen Frühchristentums. In: ebenda, S. 275 ff.; ders., Slawen und Deutsche, a. a. O. Nach W. Schlesinger sind „Kreuzzugsideen . . . stets eine Sache vorzugsweise der westlichen Völker gewesen“ (Bemerkungen zu der sogenannten Stiftungsurkunde, a. a. O., S. 463). H.-D. Kahl hebt das „innere Unverständnis“ des sächsischen Adels und Episkopats für die Zielsetzung Bernhards von Clairvaux hervor und betont die davon „abweichende menschliche Grundeinstellung“ dieser Kreise zu den bekämpften Heiden (H.-D. Kahl, Slawen und Deutsche, a. a. O., S. 226 und 441). Zu den Gründen der tatsächlich abweichenden Haltung der sächsischen Feudalherren gegenüber der Losung „Taufe oder Tod“ siehe oben. Mit den Auffassungen der genannten Autoren setzte sich M. Unger, Bernhard von Clairvaux und der Slawenkreuzzug 1147. Bemerkungen zu einem Aufsatz von W. Schlesinger. In: ZfG 7. 1959, S. 80 ff., auseinander.
- 23 Vincenti Pragensis Annales zum Jahre 1147, S. 663. Deutsche Übersetzung von G. Grandaur. In: Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausgabe, 12. Jh., 19. Bd., 1884, S. 16 f.
- 24 Helmold I/65.
- 25 Helmold I/68.
- 26 Die angeblichen Ansprüche des Klosters auf die Insel beruhen auf einer Urkundenfälschung, nach der Kaiser Lothar I. 844 die Insel dem Kloster Corvey und seinem Schutzpatron St. Vitus für seine Missionsleistungen gegenüber slawischen Völkern verliehen habe. Bis zum Dreißigjährigen Krieg hat Corvey auf Grund dieser Fälschung Rechtsgefechte um die Insel geführt. Vgl. H. Heyden, Neue Aufsätze zur Kirchengeschichte Pommerns. Köln–Graz 1965, S. 208 f., und A. Hofmeister, Der Kampf um die Ostsee vom 9. bis 12. Jahrhundert. 3. Aufl., hg. von R. Schmidt. Lübeck und Hamburg 1960, S. 27 und 85.
- 27 Die territorialen Ziele Albrechts des Bären und des Bischofs von Havelberg in den lutizischen Teilen des pommerschen Staates waren entscheidend für die örtliche Ausrichtung des Slawenfeldzuges und damit auch für die Tatsache, daß der Kreuzzug den Brandenburger Raum im wesentlichen nicht berührt hat. Effektive Ergebnisse erzielte Albrecht nicht; jedoch schien sich 1148 durch Verhandlungen mit Polen und Heiratsverbindung zwischen Albrechts Sohn und einer Schwester der polnischen Herzöge vielleicht eine Abgrenzung der beiderseitigen territorialen Interessen in Pommern anzubahnen. Vgl. W. Schlesinger, Bemerkungen zu der sog. Stiftungsurkunde, a. a. O., S. 440; J. Schultze, Die Mark Brandenburg, 1. Bd., Berlin (W.) 1961, S. 71 f. Die Berücksichtigung der politischen und territorialen Interessen aller beteiligten Fürsten läßt daher die Ausklammerung des Brandenburger Sprengels als nicht so eigenartig erscheinen, wie sich dies für H.-D. Kahl darstellt. Nach Kahl waren erst zwei betont christliche Handlungen des (christlichen) Brandenburger Slawenfürsten Pribislaw notwendig, um den Angriff von seinem Land abzulenken: Die Niederlegung der Kronen Pribislaws und seiner Gattin Petrisa auf dem Reliquienschrein der durch den Brandenburger Exilbischof Wigger gegründeten Leitzkauer Kirche (Leitzkau, Kr. Zerbst) und die Gründung eines Prämonstratenserstifts unterhalb des heidnischen Triglavheiligtums in Brandenburg. Vgl. H.-D. Kahl, Slawen und Deutsche, a. a. O., besonders S. 186 ff.
- 28 Helmold I/62.

- 29 Vgl. die Forschungsergebnisse von J. Schultze, *Der Wendenkreuzzug 1147*, a. a. O.
- 30 Helmold I/84.
- 31 Vgl. K. W. Struve 1959/1961, S. 90 f., der diese Notiz Helmolds (I/84) auf die Neustädter Burg, Kr. Oldenburg, bezieht.
- 32 Vgl. Helmold I/84: „Als wir zu jenem Hain und Hort der Unheiligkeit kamen, rief uns der Bischof auf, tüchtig zuzupacken und das Heiligtum zu zerstören. Er sprang auch selbst vom Pferde und zerschlug mit seinem Stabe die prächtig verzierten Vorderseiten der Tore; wir drangen in den Hof ein, häuften alle Zäune desselben um jene heiligen Bäume herum auf, warfen Feuer in den Holzstapel und machten ihn zum Scheiterhaufen, in steter Angst, von den Eingeborenen überfallen zu werden. Doch Gott schützte uns.“ Helmold gehörte zu den Begleitern des Bischofs auf dieser Reise. Zur Lokalisierung des Haines auf dem Wienberg vgl. K. W. Struve 1959/1961, S. 85 f.
- 33 Vgl. Helmold II/100: „Die Oldenburger Slawen standen zwar beim Grafen Adolf, waren aber hinterhältig; was immer beim Heere geschah, teilten sie durch Späher den Feinden mit.“
- 34 Helmold II/98.
- 35 Helmold II/98.
- 36 Zur Chronologie und zum Verlauf der dänischen Expansion gegen die slawischen Siedlungsgebiete an der südlichen Ostseeküste und der slawisch-dänischen Auseinandersetzungen, über die im einzelnen auf Grund der widersprüchlichen dänischen und deutschen Quellen nicht immer Klarheit zu gewinnen ist, vgl. vor allem zwei Aufsätze von O. Eggert, *Die Wendenzüge Waldemars I. und Knuts VI. von Dänemark nach Pommern und Mecklenburg*. In: *Baltische Studien* N.F. 29, 1927, S. 1 ff.; ders., *Dänisch-wendische Kämpfe in Pommern und Mecklenburg (1157–1200)*. In: *Baltische Studien*, N.F. 30, 1928, S. 1 ff.
- 37 Helmold II/108.
- 38 Auf diesem Zug Waldemars wurde eine slawische Fürstenburg in Zirzipanien eingenommen und nur der slawische Burg- und Grundherr Otimar von den dänischen Siegern verschont (vgl. S. 178 f.).
- 39 Die Schlacht hat E. Abmann, *Die Schauplätze der dänisch-wendischen Kämpfe in den Gewässern von Rügen*. In: *Baltische Studien*, N.F. 43, 1955, S. 35 ff., in dem Dreieck Stahlbrode, Kr. Grimmen – Palmer Ort, Kr. Rügen – Insel Riems, Kr. Greifswald, lokalisiert.
- 40 Ob sich aus den brandenburgischen Erfolgen von 1198/99 gegen Dänemark bereits eine Oberherrschaft Brandenburgs über Pommern ergeben hat, ist nicht eindeutig zu entscheiden. Die Frage ist in der Literatur zur brandenburgischen und pommerschen Geschichte unterschiedlich beantwortet worden. Sicher war die dänische Vormachtstellung bereits seit der Jahrhundertwende stark erschüttert, bis dann über verschiedene Stufen der askanisch-dänischen Auseinandersetzung um Pommern 1231 die brandenburgischen Markgrafen von Friedrich II. mit dem „ducatu Pomeranie“ belehnt wurden. Aus der Fülle der Literatur vgl. F. W. Barthold, *Geschichte von Rügen und Pommern*. Hamburg 1839/40; H. Bollnow, *Der Kampf um Vorpommern im 12. und 13. Jh. von Lothar von Sachsen bis zum Ende der Staufer*. In: *Baltische Studien*, N.F. 47, 1960, S. 47 ff.; J. Dowiat 1959, S. 698 ff.; P. von Nießen, *Die staatsrechtlichen Verhältnisse Pommerns in den Jahren 1180 bis 1214*. In: *Baltische Studien*, N.F. 17, 1913, S. 233 ff.; K. Ślaski 1960.

- 41 Diese Jahreszahl wurde überzeugend von H.-D. Kahl, *Slawen und Deutsche*, a. a. O., S. 358 und 418, gegen die bisherige unsichere Datierung „zwischen 1150 und 1157“ erschlossen.
- 42 Dieser „dominus Barnem“ ist zumeist mit dem pommerschen Herzog Barnim I. (gestorben 1278) gleichgesetzt worden, obwohl keine Anzeichen für eine pommersche Herrschaft über Barnim und Teltow bestehen. J. Schultze, *Die Mark Brandenburg*, I. Bd. a. a. O., S. 122 ff., hält deshalb die Barnim und Teltow betreffenden Angaben der Quelle für einen Irrtum des Chronisten. Das ist allerdings keine überzeugende Lösung des Problems, da der von dem gleichen Chronisten überlieferte askanische Erwerb der lutizischen Uckermark tatsächlich nur aus dem Besitz des pommerschen Herzogs erfolgt sein kann. Andere Historiker unterscheiden den „dominus Barnem“ von dem Pommernherzog und sehen in ersterem einen lutizischen Kleinfürsten, quasi einen Nachfolger Jaxas von Köpenick, der 1230 seine Herrschaft den Askaniern übergab. Vgl. H. Ludat, *Legenden um Jaxa von Köpenick*. Leipzig 1936, S. 50 ff., und K. Zernack, *Köpenick und das Land Zpriaauani in voraskanischer Zeit*. In: *Jb. für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 9/10, 1961, S. 43 ff.
- 43 Allerdings mußte Heinrich wegen der starken heidnischen Kräfte in seinem Herrschaftsgebiet eine vorsichtige Christianisierungspolitik betreiben, wie H.-D. Kahl, *Slawen und Deutsche*, a. a. O., S. 86 ff. und 328 f., ausführt. Der Probst Sido von Neumünster nannte Heinrich „dem Namen nach Christ“ (*Sidonis Epistola*, S. 238).
- 44 Vgl. zum Beispiel Helmold I/21, I/25 und I/34.
- 45 Helmold I/84.
- 46 CPD Nr. 39, S. 98.
- 47 CPD Nr. 50, S. 122.
- 48 MUB I, Nr. 255, S. 241.
- 49 *Saxonis Gesta Danorum* 893, Übersetzung nach H. Heyden, *Neue Aufsätze*, a. a. O., S. 216 f.
- 50 Die bäuerliche Siedlung östlich der Elbe, die sich über das hier zu behandelnde Gebiet hinaus weiter nach Osten (Polen, Böhmen, Ordensgebiet) mit unterschiedlicher Intensität erstreckte, ist unter den verschiedensten Aspekten (Wirtschafts-, Sozial-, Rechts-, Verfassungs-, Siedlungs-, Sprachgeschichte u. a.) wiederholt in Monographien und Aufsätzen eingehend und umfassend dargestellt und untersucht worden; vgl. zuletzt H. Gericke und L. Stern, *Deutschland in der Feudalepoche von der Mitte des 11. Jh. bis zur Mitte des 13. Jh.* Berlin 1964 (*Lehrbuch der dt. Geschichte* (Beitr.), hg. von A. Meusel, R. F. Schmiedt), S. 168 f. und die Literaturübersicht in: H. Helbig und L. Weinrich, *Urkunden und erzählende Quellen zur deutschen Ostsiedlung im Mittelalter*, Bd. 1, S. 28 ff. In: *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters*, Bd. 26 a, Darmstadt 1968 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe).
- Von einer „deutschen Wiederbesiedlung“ des Ostens (vgl. C. A. Endler und J. U. Folkers, *Das mecklenburgische Bauerndorf*. Rostock 1930, S. 49; R. Kötzschke, *Die Anfänge des deutschen Rechts in der Siedlungsgeschichte des Ostens*; *Jus Theutonicum*. In: *Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akad. der Wiss.* 93, 2, 1941, S. 9, 65) oder einem „Rückströmen der Deutschen nach dem Osten“ (vgl. H. Aubin, *Wirtschaftsgeschichtliche Bemerkungen zur ostdeutschen Kolonisation*. In: ders., *Von Raum und Grenzen des deutschen Volkes*, Breslau 1938 (1927), S. 157) zu sprechen, ist verfehlt. Diese in nationalistischen Wertun-

gen des ausgehenden 19. und im 20. Jh. wurzelnde Ansicht trifft nicht zu, da die Germanen der Völkerwanderungszeit, die seit dem 6. Jh. aus den ostelbischen Gebieten vor den nachrückenden Slawen abzogen, und die deutschen bäuerlichen Siedler des 12. und 13. Jh. nicht gleichgesetzt werden können. Im folgenden wird nur die bäuerliche Siedlung im Gebiet zwischen Saale/Elbe und Oder in ihren Ursachen, ihrem Verlauf und ihrer Wirkung gekennzeichnet. Es ist klar, daß in diesem Abriß, der sich auf das wesentlichste beschränken muß, auch nicht annähernd auf alle wichtigen, in der bisherigen Forschung diskutierten Fragen eingegangen werden kann. Es soll nur versucht werden, vor allem die Siedlung niederländischer und deutscher Bauern, die zu den hervorragendsten Leistungen der ländlichen Bevölkerung im mittelalterlichen Europa gehört, aus den in Westeuropa im 12. und 13. Jh. herrschenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zu erklären. Dabei ist für eine Analyse der Motive dieser Siedlungsbewegung die sozial-ökonomische Struktur in den westlichen Ausgangsgebieten ebenso wesentlich wie die gesellschaftlichen Verhältnisse in den ostelbischen Gebieten, deren slawische Bevölkerung, die auf wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiet bereits wichtige Fortschritte erzielt hatte, nun zusammen mit den einwandernden Siedlern den Landesausbau und damit den Feudalisierungsprozeß förderte.

Zuletzt gab R. Kötzschke, *Geschichte der ostdeutschen Kolonisation*, Leipzig 1937, allerdings ohne Anmerkungen, einen Überblick zur deutschen Siedlung östlich der Elbe. K. trennt jedoch in seiner Darstellung die deutsche Siedlung von der durch deutsche Feudalherren im Osten betriebenen Expansionspolitik und stellt sie als ausschlaggebenden Faktor in den Vordergrund. Außerdem wird diese Siedlungsbewegung von K. zu wenig in den durch die Entstehung der Stadt wesentlich bedingten, West- und Mitteleuropa umfassenden Strukturwandel der Feudalgesellschaft in Europa eingeordnet. Daher erscheint die „ostdeutsche Kolonisation“ als eine besondere Eigenart der deutschen mittelalterlichen Geschichte, ohne daß die größeren allgemeinen Zusammenhänge deutlich werden. Der slawische Anteil an der Erschließung der Gebiete östlich der Elbe wird von K. kaum bewertet. Vgl. allgemein auch G. Duby, *L'économie rurale et la vie des campagnes dans l'occident médiéval (IX–XV siècle)*. Paris 1962, Bd. 1, S. 139 f., S. 311 ff.; Bd. 2, S. 415 ff.

- 51 Vgl. W. Wattenbach, *Die Germanisierung der östlichen Grenzmarken des deutschen Reichs*. In: *HZ* 9, 1863, S. 409; zu den Ursachen der bäuerlichen Abwanderung nach Osten vgl. allgemein S. Epperlein 1960, S. 132 ff.
- 52 *Historia monasterii Rastedensis*, c. 35, S. 509.
- 53 S. Epperlein 1960, S. 147.
- 54 S. Epperlein 1960, S. 142 ff. Im Jahre 1236 kaufte Bischof Conrad von Hildesheim von dem Grafen Conrad von Lauenrode die kleine Grafschaft und bewilligt der Gemahlin, der Mutter und den beiden Brüdern des Grafen die große Grafschaft. Fliehen unbehoftete Hörige (ungehouede) beim Abschluß dieses Vertrages aus der einen Grafschaft in die andere, so darf ihr Herr sie zurückholen. Halten sie sich aber jenseits der Elbe oder sonst außer Landes auf, so dürfen sie zurückkehren in welche Grafschaft sie wollen (UB Hochstift Hildesheim 2, Nr. 445 (1236)). Wer waren die ‚non habentes bona ... qui dicuntur in teutonico ungehouede ...‘? Es ist bekannt, daß ein Hofrecht des Klosters Abdingshof in Westfalen 1152 zuerst die Alleinerbfolge des erstgeborenen Bauernsohnes festsetzte (vgl. zuletzt H. Rothert, *Westfälische Geschichte*, Bd. 1, *Das Mittelalter*).

- Gütersloh 1949, S. 266 f.). Es darf vermutet werden, daß in vorliegender Urkunde die ‚ungehouede‘ infolge dieses Erbrechts – auch Anerbenrecht genannt – leer ausgegangene, nachgeborene Bauernsöhne waren. Gerade sie wanderten vielfach nach Osten ab, weil ihnen in den ostelbischen Gebieten in Lokationsurkunden schriftlich oft dasjenige zugestanden wurde, was ihnen im Westen Deutschlands versagt blieb – das Erbrecht.
- 55 S. Epperlein 1960, S. 146.
- 56 Vgl. Ann. Wratislavienses, S. 528 (1268); es wird berichtet, daß in ‚Alemania‘ die Hungersnot so groß gewesen sei, daß viele ihre Äcker verließen und nach Polen fliehen würden.
- 57 Vgl. H. Quirin, Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter. Göttingen, Frankfurt, Berlin 1954, S. 56 (Quellensammlung zur Kulturgeschichte 2).
- 58 Vgl. Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 19 (1108).
- 59 Vgl. Helmold I/57 (1143).
- 60 Vgl. H. Quirin, Herrschaftsbildung und Kolonisation im mitteldeutschen Osten. In: Nachrichten der Göttinger Akad. der Wiss., philologisch-historische Kl. 4, 1949, S. 69 f.; vgl. die Literaturübersicht in: Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O.
- 61 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 1 (1106).
- 62 Vgl. Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 37 (1090–1105); S. Hoyer, Wiprecht von Groitzsch und der Beginn des Landesausbaues im Mulde-Elster-Gebiet. In: Probleme des frühen Mittelalters in archäologischer und historischer Sicht, Berlin 1966, S. 119 f.
- 63 UB des Hochstifts Naumburg, Nr. 110 (um 1109).
- 64 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 40 (1145), Nr. 41 (1146).
- 65 Vgl. H. Patze, Zur Geschichte des Pleißengaus im 12. Jh. auf Grund eines Zehntverzeichnisses des Klosters Bosau (bei Zeitz) von 1181/1214. In: Bl. für dt. Landesgeschichte 90, 1953, S. 78 ff. Vgl. allgemein W. Schlesinger, Bemerkungen zu der sog. Stiftungsurkunde, a. a. O., S. 219, 229; ders., Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. Köln–Graz 1962 (Mitteldt. Forschungen 27), S. 503 f., 653.
- 66 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 5 (1152).
- 67 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 6 (1154). In einem Tauschvertrag des Bischofs Gerung von Meißen mit Erzbischof Wichmann von Magdeburg 1163 wurden die fixierten Zehnten der Slawen vom vollen Ertragszehnt aller anderen Siedler deutlich unterschieden. Vgl. CDSR II/1, Nr. 55 (1163).
- 68 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 44 (1168).
- 69 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 7 (1160).
- 70 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 45 (1162). Es wird u. a. von 800 Hufen gesprochen, die auf Veranlassung des Markgrafen Otto von Meißen an der oberen Freiburger Mulde von fränkischen Siedlern gerodet wurden.
- 71 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 48 (1186).
- 72 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 20 (1123).
- 73 Vgl. UB des Hochstifts Halberstadt I, Nr. 644 (1235). Bischof Friedrich ließ 1235 in der Umgebung des Klosters Diesdorf (nordöstl. von Wittingen) eine Kirche errichten, damit die Bauern, „die noch nicht völlig den christlichen Glauben angenommen haben und in heidnisches Brauchtum verstrickt sind“, den Gottesdienst leichter besuchen können.
- 74 UB des Hochstifts Halberstadt II, Nr. 765 (1246).
- 75 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 8 (1159).

- 76 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 30 (1149).
- 77 Vgl. CDA I/2, Nr. 477 (1162). Erzbischof Wichmann von Magdeburg überließ dem Kloster Nienburg gegen Güter in Balberge und Biere u. a. vor dem Burgward Steene gelegene Dörfer, „nachdem die früher dort wohnenden slawischen Bauern vertrieben worden waren“.
- 78 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 11 (1164).
- 79 UB des Erzstiftes Magdeburg, Bd. 1, Nr. 321 (1166).
- 80 D O I, 105 und 296 (948 und 965), MG DD I, S. 189, Z. 25 und 412, Z. 36.
- 81 Ähnliches gilt für die westlich von Brandenburg bei Kirchmöser gelegene „villa“ Großwusterwitz, wo Erzbischof Wichmann durch einen Lokator Flamen auf bisher un bebautem und bebautem Gebiet ansetzen ließ; vgl. Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 12 (1159); auch hier wird von den Siedlern der volle Zehnt verlangt.
- 82 Von vornherein ist darauf hinzuweisen, daß über die einzelnen Siedlungsvorgänge in der Mark Brandenburg Nachrichten weitgehend fehlen. Nicht von einem einzigen Dorf sind Zeitpunkt und nähere Umstände der Entstehung bekannt. Lokationsverträge sind offenbar nicht schriftlich fixiert worden. Der folgende Abriss sucht die deutsche und niederländische Siedlungstätigkeit in der Mark Brandenburg im 12. und 13. Jh. darzustellen, soweit es auf Grund der Hinweise der schriftlichen Überlieferung möglich ist.
- 83 Vgl. W. Vogel, Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg. Berlin 1960, S. 148; er spricht von 186 Dörfern „slawischen Charakters“ in „nachkolonialisatorischer Zeit“.
- 84 So wird in Urkunden, die von der Besiedlung der Mark Brandenburg in der 2. Hälfte des 12. Jh. berichten, u. a. lediglich von „mansii Hollandrenses“, Abgaben „rite Hollandigene“ und von einem „ius Flamingorum“ gesprochen, das einer „villa“ übertragen wird. Vgl. R. Kötzsche, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation vom 12. bis 14. Jh., Leipzig–Berlin 1931, Nr. 13 b, 19. Vor allem wortgeographische Mundartforschungen haben den niederländischen Anteil am Landesausbau in der Mark Brandenburg klar erwiesen; vgl. H. Teuchert, Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jh. Neumünster 1944; vgl. auch K. Bischoff, Mittelalterliche Überlieferung und Sprach- und Siedlungsgeschichte im Ostniederdeutschen. Mainz 1966.
- 85 Vgl. Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 34 (1210).
- 86 Vgl. Regesten der Markgrafen von Brandenburg, Nr. 617 (1234).
- 87 Vgl. Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 31 (1150); als Friedrich I. die Besitzungen des Bistums Havelberg bestätigte, wird erneut das Recht genannt, „... Bauern beliebiger Herkunft heranzuziehen und anzusiedeln...“; vgl. CDB A I/2, S. 442, Nr. 7 (1179); vgl. W. Schlesinger, Bemerkungen zu der sog. Stiftungsurkunde, a. a. O., S. 441 f.
- 88 In einem Schreiben des Bischofs Anselm von Havelberg an den Abt Wibald von Stablo ist von Geistlichen die Rede, die auf Wachtposten stehen, „um die Angriffe der Heiden abzuwehren“; vgl. CDB A I/3, S. 82, Nr. 5 (1151).
- 89 CDB A I/13, S. 217, Nr. 18 (1274).
- 90 So ließ sich 1277 Kloster Chorin, Kr. Eberswalde, das Recht bestätigen, das Dorf Britz an einen anderen Ort zu verlegen; vgl. CDB A I/13, S. 221, Nr. 25 (1277); vgl. W. Vogel, Der Verbleib der wendischen Bevölkerung, a. a. O., S. 102, der Britz, Kr. Eberswalde, als „wohl deutsches Dorf“ anspricht.

- 91 Für die Klöster heißt es, daß sie Bauern beliebiger Herkunft ansiedeln können. Vgl. MUB I, Nr. 415 (1233), Nr. 239 (1218) (Kloster Doberan).
- 92 Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, Nr. 89 (1171), S. 134, Z. 19 ff.
- 93 Helmold I/12 und I/14; dieser von Helmold bereits für das 10. Jh. bezeugte „pontificale tributum“ findet sich weitgehend unverändert in Urkunden des 12. und 13. Jh., vgl. Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, Nr. 41 (1158), S. 60, Z. 27; MUB I, Nr. 375 (1230), S. 376, und II, Nr. 738 (1254).
- 94 Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, Nr. 41 (1158), S. 60; W. H. Fritze 1960, S. 212 f.
- 95 MUB II, Nr. 738 (1254).
- 96 MUB I, Nr. 150 (1190–95).
- 97 Vgl. Helmold I/92; die nach Wagrien eingewanderten Holsten entrichteten zunächst „kümmerliche 6 Maß vom Pflug“, meint Helmold entrüstet. „Das sei ihnen, erklärten sie, als Erleichterung zugestanden worden, als sie sich noch in ihrem Heimatlande befanden, mit Rücksicht auf die Nachbarschaft der Heiden und auf die Kriegszeiten“. Als sie aufgefordert wurden, der Zehntpflicht nachzukommen, weigerten sie sich. „Sie würden nie Zehnten geben . . ., lieber wollten sie ihre Häuser mit eigenen Händen anzünden, als sich einer solchen Sklaverei zu unterwerfen.“ Sie wollten sogar den Bischof Gerold von Lübeck, den Grafen Adolf II. von Holstein und „alle Zugewanderten, die den rechtmäßigen Zehnt zahlten, umbringen“. Schließlich wurden sie zur Zahlung des vollen Ertragszehnten gezwungen.
- 98 Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, Nr. 41 (1158); als Heinrich der Löwe 1158 das Bistum Ratzeburg dotiert, wird zunächst ein Zins der Slawen erwähnt, der von den geschenkten Ländereien zu entrichten ist. Dann heißt es: „ . . . nachdem die Slawen vertrieben worden sind und auf diese Weise das Land zehntbar gemacht wurde, fällt der volle Ertragszehnt dem Bischof zu“.
- 99 MUB I, Nr. 454 (1236).
- 100 UB der Stadt Lübeck, Bd. 1, Nr. 164 (1250); noch 1230 wird die „villa Pogaz“ dem Ratzeburger Zehntregister entsprechend von Slawen bewohnt; MUB I, S. 365: „Ad Sclavicum Pogatse Sclavi sunt . . .“.
- 101 MUB III, Nr. 1809 (1285). Für diesen Fall sichert Graf Helmold von Schwerin dem Kloster Reinfeld, Kr. Stormarn, seine Unterstützung zu.
- 102 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 78 (1285); vgl. dazu R. Moldenhauer, Das Problem der ‚eiectio‘ und ‚amotio‘ in Mecklenburg und die Bauernlegung in Römnitz im Jahre 1285. In: Z. für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 13, 1965, S. 12 ff.
- 103 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 66 (1220).
- 104 Vgl. H. Witte 1905, S. 19 ff.
- 105 Helmold I/110.
- 106 MUB I, Nr. 300 (1220); es wird u. a. ein „slawischer Heubrucl“ zu Satow, Kr. Bad Doberan, erwähnt.
- 107 CPD I, Nr. 188 (1231), S. 427 (Kloster Nienkamp).
- 108 MUB I, Nr. 373 (1229) (Kloster Dargun); es werden u. a. deutsche und slawische Dörfer erwähnt.
- 31 Slawen in Deutschl.

- 109 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 71 (1174) (Kloster Dargun); vgl. S. Epperlein, Gründungsmythos deutscher Zisterzienserklöster westlich und östlich der Elbe im hohen Mittelalter und der Bericht des Leubuser Mönches im 14. Jh. In: Jb. für Wirtschaftsgeschichte 3, 1967, S. 316.
- 110 Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 64 (1210).
- 111 Ebenda, Nr. 82 (1221).
- 112 H. Ernst, Colonisation Mecklenburgs im 12. und 13. Jh., Rostock 1875.
- 113 Ebenda, S. 15, 23, 47, 18.
- 114 Ebenda, S. 23 ff. „Die Vertreibung der Wenden“.
- 115 H. Witte 1905; ders., Zur Germanisation unseres Ostens. In: Hansische Geschichtsbll., 1908, S. 283 ff.; vgl. auch D. Jegorow, Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jh., dt. Übersetzung. Breslau 1930; dazu H. Witte, Jegorows Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jh. Breslau 1932.
- 116 H. Witte, Slawische Reste in Mecklenburg und an der Niederelbe. In: W. Volz, Der ostdeutsche Volksboden. Breslau 1926, S. 193.
- 117 Vgl. allgemein W. Schlesinger, Die geschichtliche Stellung der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung, a. a. O., S. 450 u. a.; H. Grundmann, in: B. Gebhardt, Handbuch der dt. Geschichte, Bd. 1, 8. Aufl. Stuttgart 1954, S. 482: „Denn die ziemlich dünne slawische Bevölkerung wurde fast nirgends von ihnen verdrängt...“; vgl. auch G. Barraclough, Die mittelalterlichen Grundlagen des modernen Deutschlands, deutsche Ausgabe. Weimar 1953, S. 226 ff., der sich nachdrücklich gegen eine rassistische oder nationalistische Betrachtungsweise der Ostexpansion ausspricht und eine generelle Vertreibung oder Ausrottung der slawischen Bevölkerung ablehnt.
- 118 Vgl. R. Kötzsche, Sächsische Geschichte, Bd. 1. Dresden 1935, S. 102; W. Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens, a. a. O., S. 14; S. spricht von einem „Ausgleichsprozess“ zwischen deutscher und slawischer Bevölkerung. Für die Niederlausitz vgl. R. Lehmann, Geschichte der Niederlausitz, Berlin (W.) 1963, S. 49: „Von einer Verdrängung der Sorben im Sinne einer Ausrottung kann nicht die Rede sein. Sie sind hier und da örtlich zurückgedrängt worden. Wohl aber bestehen Anzeichen dafür, daß man gerade durch Heranziehung sorbischer Bauern die Kultivierung zu fördern suchte.“
- 119 Für Brandenburg vgl. H.-D. Kahl, Slawen und Deutsche, a. a. O., S. 119 f., S. 339, bes. S. 442 f.; W. Vogel, der Verbleib der wendischen Bevölkerung, a. a. O., der sich generell gegen eine Vernichtung oder umfassende Vertreibung der slawischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg wendet.
- 120 Für Mecklenburg vgl. H. Witte 1905; daran anknüpfend F. Mager, Geschichte der Bodenkultur im Lande Mecklenburg. Berlin 1955, S. 31: „Die einst gehegte Auffassung, die deutsche Kolonisation habe die alte Bauernbevölkerung größtenteils verdrängt, hat sich als falsch herausgestellt“; Sachwörterbuch der deutschen Geschichte, Hg. H. Rössler u. G. Franz, München 1958, S. 717 (Mecklenburg): „Sie (d. h. die Ansetzung deutscher Siedler) geschah friedlich, nicht durch Beseitigung der slawischen Bevölkerung...“.
- 121 Vgl. W. Vogel, Der Verbleib der wendischen Bevölkerung, a. a. O., S. 41.
- 122 F. Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jh., Stuttgart 1963, S. 76.
- 123 CDB A I/19, Nr. 26 (1355); in einer Schenkung an Kloster Marienwalde in der Neumark werden u. a. 14 slawische Kossäten und 1 deutscher Kossäte erwähnt.



- 124 K. Bruns-Wüstefeld, *Die Uckermark in slawischer Zeit, ihre Kolonisation und Germanisierung*. Prenzlau 1919, S. 213.
- 125 CDB A I/18, Nr. 7 (1290).
- 126 W. Vogel, *Der Verbleib der wendischen Bevölkerung*, a. a. O., S. 43.
- 127 H. H. Scheffler, *Beiträge zur Geschichte der Kolonisation der Herrschaft Ruppin*. Würzburg 1936, S. 32.
- 128 Vgl. *Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375*, hg. von J. Schultze. Berlin 1940, S. 106 (Hönow, Kr. Strausberg).
- 129 Ebenda, S. 218, wo 8 Kossäten in Notterheide ihrem Herrn zu unbeschränkter Dienstleistung verpflichtet sind.
- 130 H. Witte 1905, S. 25, 35, 60; K. Bruns-Wüstefeld, *Die Uckermark in slawischer Zeit*, a. a. O., S. 213 f.
- 131 So irrig H. H. Scheffler, *Beiträge zur Geschichte der Kolonisation*, a. a. O., S. 42; dagegen schon J. Schultze, *Landbuch*, a. a. O., S. XVIII f.; W. Vogel, *Der Verbleib der wendischen Bevölkerung*, a. a. O., S. 41 f., der es weitgehend ablehnt, in den Kossäten vornehmlich Reste der teilweise vertriebenen slawischen Bevölkerung zu sehen; vgl. weiter W. Oelmann, *Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Stift Neuzelle*. Landshut 1950, S. 73, Anm. 224, S. 86, Anm. 255; nach Oelmann haben sich hier die Kossäten nach Abschluß der deutschen bäuerlichen Siedlung herausgebildet und erst jetzt Neuland gerodet. Das schließt m. E. aber nicht aus, in diesen Kossäten auch slawische Bewohner zu sehen.
- 132 Vgl. allgemein F. Mager, *Geschichte des Bauerntums und der Bodenkultur im Lande Mecklenburg*. Berlin 1955, S. 22 f.; R. Kötzschke, *Ländliche Siedlung und Agrarwesen in Sachsen*, hg. von H. Helbig. Remagen 1953, S. 202 ff., S. 224 ff.
- 133 Vgl. allgemein bei R. Ogrissek, *Dorf und Flur in der DDR*. Leipzig 1961, wo auch neuere siedlungsgeschichtliche Literatur verzeichnet ist.
- 134 Vgl. W. Maas, *Loi de Beaumont und Jus Theutonicum*. In: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 32, Stuttgart 1939; R. Kötzschke, *Die Anfänge des deutschen Rechts in der Siedlungsgeschichte des Ostens*, a. a. O.
- 135 Vgl. neuerdings W. Schlesinger, *Bäuerliche Gemeindebildung in den mittel-europäischen Ländern im Zeitalter der deutschen Ostbewegung*. In: ders., *Mitteldt. Beiträge zur dt. Verfassungsgeschichte des Mittelalters*, Göttingen 1961, S. 234 f.; B. Schwineköper, *Die mittelalterliche Dorfgemeinschaft in Elbstal und in den benachbarten Markengebieten*. In: *Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen*, Bd. 2 (Vorträge und Forschungen, hg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Bd. 8), Konstanz–Stuttgart 1964, S. 115 f.
- 136 Vgl. die *Heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels*, wo zu III/79, C. 1 (Anlage eines Dorfes) der Bauermeister, der den Siedlern bei der Neugründung eines Dorfes „von wilder wortelen“ (aus wilder Wurzel) vorsteht, in bäuerlicher Tracht mit gelbem Strohhut abgebildet ist. Dem Bauermeister wird von einem den feudalen Oberschichten angehörigen Herrn, der wohl der Grundherr des zu besiedelnden Landes ist, eine Urkunde überreicht. Wahrscheinlich handelt es sich um einen schriftlich fixierten Lokationsvertrag; vgl. auch H. Fehr, *Das Recht im Bilde*. Zürich 1923, S. 131 (zu Abb. 177).
- 137 Der folgende Abriß beschränkt sich darauf, im Anschluß an die ausführliche Behandlung der frühstädtischen Entwicklung bei den Slawen (S. 187 ff.) die Grundzüge der Entstehung der deutschrechtlichen Stadt in der Zeit des Hochfeudalismus im Untersuchungsgebiet herauszuarbeiten.

- 138 Die Entstehung der Stadt im slawischen Geschichtsbereich gehört zu den umstrittensten Problemen der mittelalterlichen Geschichte; vgl. S. Epperlein, Neuere Forschungen zur polnischen Geschichte des Mittelalters. In: ZfG 5, 1957, S. 429 f.; während die traditionelle deutsche bürgerliche, stark rechtsgeschichtlich orientierte Stadtforschung (repräsentativ H. Planitz, Die deutsche Stadtgemeinde. In: Z. der Savignystiftung für Rechtsgeschichte. Germ. Abt., 4, 1944, S. 2 ff.) bis in die Mitte des 20. Jh. hinein die Entstehung von Städten im westslawischen Raum im wesentlichen mit der Verteilung von Rechtsprivilegien beginnen ließ (so zuletzt noch H. Bollnow 1964; dazu kritisch J. Herrmann, in: Deutsche Literaturzeitung 88, 1967, Sp. 1108 f.), zeichnet sich seit etwa der Mitte der 50er Jahre ein Wandel ab. Vor allem durch die Ergebnisse der nach dem 2. Weltkrieg besonders in der Sowjetunion und in Polen betriebenen Grabungstätigkeit veranlaßt, wiesen namentlich H. Ludat (Vorstufen und Entstehung des Städtewesens in Osteuropa. Köln–Braunsfeld 1955; ders., Frühformen des Städtewesens in Osteuropa. In: Studien zu den Anfängen des europäischen Städtewesens (Reichenau – Vorträge), Konstanz 1958, S. 520 f.) und W. Schlesinger (Zur Frühgeschichte der europäischen Stadt. In: ders., Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Bd. 2, Göttingen 1963, S. 68 f.; ders., Über mitteleuropäische Städtelandschaften der Frühzeit, ebenda, S. 53 f.) auf die seit dem 10. Jh. im westslawischen Gebiet faßbare Existenz von Suburbien und ‚Burgmärkten‘ hin, die als ‚Frühformen des Städtewesens‘ angesprochen wurden. Doch maß man der Rechtsverleihung weiterhin konstitutive Bedeutung für die voll entwickelte Stadt bei, demgegenüber die vorhergehenden Stadien zu sehr als unvollkommene Vorstufen erschienen.
- Anders als die bürgerliche Forschung, die die ‚Stadt im Rechtssinn‘ oft einseitig in den Vordergrund stellte und isoliert untersuchte, fassen die marxistische Archäologie und Mediävistik (vgl. J. Herrmann 1968, besonders S. 226 f.) die Entstehung von Zentren des Gewerbes und des Handels als einen langen Prozeß auf, in dessen Verlauf die rechtliche Privilegierung einen, allerdings wichtigen Schritt auf dem Wege zur voll ausgebildeten Stadt darstellt, die auf der Grundlage einer Arbeitsteilung zwischen agrarischer Produktion und gewerblicher sowie kaufmännischer Tätigkeit entsteht – ein Vorgang, der nach Erreichung eines bestimmten Entwicklungsniveaus der Produktivkräfte sich in Westeuropa wie im westslawischen Raum in analoger Form vollzieht. Dabei verlieh im Gebiet zwischen Elbe und Oder die Ansiedlung deutscher Handwerker und Kaufleute der in slawische Zeit zurückreichenden Entwicklung nichtagrarischer Wirtschaftszentren wesentliche Impulse. W. Hensel 1967, S. 8 ff.
- 139 Vgl. J. Bilek, Die Herkunft der slawischen Minderheiten in den mittelalterlichen Städten Mecklenburgs. In: JBM 1959 (1961), S. 229 f.; M. Unger, Stadtgemeinde und Bergwesen Freibergs im Mittelalter. Weimar 1963, S. 6; vgl. auch K. Hoffmann, Die Stadtgründungen Mecklenburg-Schwerins in der Kolonisationszeit vom 12. bis zum 14. Jh. In: Jbb. des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 94, 1930, S. 8.
- 140 Vgl. Lübisches Mittelalter. Festgabe zum 800jährigen Bestehen Lübecks seit der Neugründung unter Heinrich dem Löwen 1159–1959 = Z. des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 39, 1959.
- 141 Helmold I/86.
- 142 Vgl. dazu das allerdings in der Zeit Friedrichs II. (1212–1250) verfälschte Privileg Friedrichs I. (1152–1190) für Lübeck. Die Urkunde ist angeblich 1188 aus-

- gestellt worden; vgl. H. Helbig, L. Weinrich, Urkunden und erzählende Quellen, a. a. O., Nr. 27 (1188) mit weiterer Literatur.
- 143 Vgl. G. Schubart-Fikentscher, Die Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Osteuropa. Weimar 1942, S. 380 f.; W. Ebel, Lübisches Recht im Ostseeraum. Köln–Opladen 1967.
- 144 Vgl. K. Hoffmann, a. a. O., S. 12 f.
- 145 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 67 (1218).
- 146 Vgl. K. F. Olechnowitz, Rostock von der Stadtrechtsbestätigung im Jahre 1218 bis zur bürgerlich-demokratischen Revolution 1848/49. Rostock 1968, S. 9 ff.; von der wirtschaftlichen Stärke der Stadt zeugt auch die von reichen Rostocker Kaufleuten eingeleitete Anlage von mit Rostocker Recht bewidmeten Städten (1250 Kröpelin, 1252 Ribnitz, 1253 Kalen, 1257 Gnoien, 1262 Sülze) und von Dörfern Anfang des 14. Jh.; vgl. K. Hoffmann, a. a. O., S. 56 f.; H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 79 (1311/12).
- 147 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 68 (1225).
- 148 Ebenda, Nr. 70 (1228).
- 149 Vgl. G. Schubart-Fikentscher, a. a. O., S. 388 f., 445 ff.
- 150 Ebenda, S. 388, 471 ff.
- 151 Vgl. K. Fritze, Die Hansestadt Stralsund. Die beiden ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte. Schwerin 1961, S. 15 ff.
- 152 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 75 (1244).
- 153 Vgl. G. Schubart-Fikentscher, a. a. O., S. 79 ff.
- 154 Ebenda, S. 79 f., 486 f.
- 155 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 87 (1234/1235).
- 156 Ebenda, Nr. 69 (1225/1226); Fürst Heinrich von Mecklenburg ließ im ‚Lande Parchim‘ Bauern (coloni) ansiedeln und eine Stadt erbauen, die rechtliche Privilegien erhielt. In Mecklenburg sind u. a. noch folgende Stadtgründungen nachweisbar: 1236 Malchin, Bützow, 1236/1250 Woldegk, 1238/1256 Sternberg, 1241 Boizenburg, 1242/43 Anklam, 1243 Stargard, 1248 Neustadt-Glewe, Goldberg, um 1249 Demmin, um 1250 Wesenberg, Neubukow, 1251/1279 Crivitz, 1252 Grabow, 1258 Damgarten, 1259 Dömitz, 1260/1270 Waren, um 1260 Grevesmühlen, 1263 Penzlin, vor 1285 Ratzeburg, 1298 Krakow am See, Marlow, 1309 Laage, 1318 Fürstenberg, 1325 Tessin, nach 1358 Hagenow; Stadtrechtsverleihungen: 1235 Malchow, 1243/1253 Stargard, um 1250 Pasewalk, vor 1252 Stavenhagen, 1255 Barth, vor 1272 Teterow, 1349 Strelitz.
- 157 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 32 (um 1160).
- 158 Vgl. E. Müller-Mertens 1955/56, S. 195 ff.
- 159 Vgl. E. Müller-Mertens 1955/56, S. 209 ff.; K. Zernack, Randbemerkungen zur Diskussion über die Anfänge Berlins. In: Festschrift für F. v. Zahn, Bd. 1, Zur Geschichte und Volkskunde Mitteldeutschlands. Köln–Graz 1968, S. 353 ff.
- 160 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 60 (1253). In Brandenburg sind u. a. noch folgende Stadtgründungen nachweisbar: 1179 Havelberg, um 1200 Perleberg, Anfang des 13. Jh. Crossen (Oder), um 1232 Kremmen, 1230/1267 Angermünde, 1245 Wittstock, vor 1250 Luckau, um 1250 Templin, Schwedt (Oder), Strasburg (Uckermark), Spremberg, 1252 Drossen, 1252/1258 Fürstenwalde, vor 1259 Oderberg; Stadtrechtsverleihungen: Erstes Drittel 13. Jh. Calau, um 1220 Lübben, 1228 Niemegk, um 1232 Bernau, 1219/1237 Lenzen, 1232 Strausberg (Oberbarnim), um 1232 Teltow, 1234 Prenzlau, 1235 Guben, 1245 Müncheberg, vor 1250 Wusterhausen (Dosse), Lebus, 1256 Pritzwalk, Neu-Ruppin.

- 161 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 13 (1174).
- 162 Ebenda, Nr. 12 (1159).
- 163 Ebenda, Nr. 50 (1185).
- 164 Vgl. W. Schlesinger, Forum, villa fori, ius fori. Einige Bemerkungen zu Marktgründungsurkunden des 12. Jh. aus Mitteldeutschland. In: ders., Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Göttingen 1961, S. 275 f.; der enge Zusammenhang zwischen bäuerlicher Siedlung und Stadtgründung läßt sich auch in der Lausitz nachweisen. So werden bei der Neuanlage von Kamenz 1225 in der Umgebung der Stadt mehrere, noch im Aufbau befindliche Dörfer erwähnt. Vgl. H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 52 (1225).
- 165 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 51 (1156/1170 oder um 1216). Vgl. weiter M. Unger, der Stadtbrief und der Bürgeraufstand von 1215/16. In: Arbeitsbericht zur Geschichte der Stadt Leipzig, Nr. 6, Leipzig 1964, S. 2 ff. (als Manuskript gedruckt).
- 166 M. Unger, Stadtgemeinde, a. a. O., S. 12 f.; in wettinischem Gebiet sind u. a. noch folgende Stadtgründungen nachweisbar: 1156/1190 Rochlitz, um 1170 Taucha, um 1180 Glauchau, 1186/1209 Geithain, 1190/1205 Meißen, 12. Jh. Bischofswerda, um 1200 Strehla, Grossenhain, Crimmitschau, Anfang 13. Jh. Wilsdruff, Colditz, 1210/1220 Döbein, um 1212 Dresden, 1215/1231 Leisnig, vor 1221 Löbau, 1226 Pegau, vor 1228 Dahlen, um 1228 Weißenberg, um 1230 Zittau, 1230/1240 Plauen, vor 1233 Frohburg, um 1240 Reichenbach i. V., 1243 Brandis, 1246 Oschatz, um 1250 Waldenburg, Radeburg, Roßwein, Sebnitz; Stadtrechtsverleihungen: um 1200 Zwickau, vor 1220 Grimma, 1234/1245 Pirna, 1240 Bautzen.
- 167 Vgl. W. Schlesinger, Die Anfänge der Stadt Chemnitz und anderer mitteldeutscher Städte. Untersuchungen über Königtum und Städte während des 12. Jahrhunderts. Weimar 1952; ders., Egerland, Vogtland, Pleißenland. Zur Geschichte des Reichsgutes im mitteldeutschen Osten. In: ders., Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Göttingen 1961, S. 188 f.
- 168 Vgl. G. Schubart-Fikentscher, a. a. O., S. 419 ff.
- 169 Vgl. W. Reisner, Die Einwohnerzahl deutscher Städte in früheren Jahrhunderten mit besonderer Berücksichtigung Lübecks. Phil. Diss. Halle 1902, S. 36.
- 170 Magdeburgs Wirtschaftsleben in der Vergangenheit. Bd. 1. Hg. von der Industrie- und Handelskammer zu Magdeburg. Magdeburg o. J. (1925), S. 56 f.
- 171 K. F. Olechnowitz, a. a. O., S. 53.
- 172 K. Fritze, a. a. O., S. 41.
- 173 Vgl. M. Unger, Der Stadtbrief, a. a. O., S. 11.
- 174 Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Bayern. Bearb. von K. Jordan, Weimar 1949, Nr. 63 b, S. 93.
- 175 PUB II, Nr. 625, S. 33.
- 176 Vgl. M. Unger, Der Stadtbrief, a. a. O., S. 13 ff.
- 177 Vgl. K. F. Olechnowitz, a. a. O., S. 82 f.
- 178 Vgl. J. Bilek, a. a. O., S. 230.
- 179 Vgl. K. Fritze, a. a. O., S. 26 ff.
- 180 J. Bilek, a. a. O., S. 233. Vgl. auch J. Bilek u. H. Schall, Slavische Siedlungstätigkeit im 14. Jh. auf Rügen im Spiegel der Ortsnamen. In: ZfSl 4, 1959, S. 379 ff.; O. Ahlers, Die Bevölkerungspolitik der Städte des „wendischen“ Quartiers der Hanse gegenüber den Slawen. Phil. Diss. Berlin 1939.
- 181 MUB Nr. 273 (1220/1226), S. 257.

- 182 H. Helbig, L. Weinrich, a. a. O., Nr. 36 (1247).
- 183 CDB A XIII, Nr. I, S. 165.
- 184 CDB A XXV, S. 356 § 90.
- 185 CDB A XXIII, S. 397. Vgl. zur Problematik W. Vogel, *Der Verbleib der wendischen Bevölkerung*, a. a. O., S. 133 ff.
- 186 Vgl. L. Stern u. E. Voigt 1964, S. 177 ff.
- 187 z. B. CDB A XIV, Nr. CCCXI, S. 241 (1428).
- 188 CDB A XX, Nr. XVI, S. 350; *UB der Stadt Magdeburg*, 2. Bd. (1403–1464), bearb. von G. Hertel. Halle 1894, Nr. 359, S. 494. Weitere Beispiele für die Mark Brandenburg vgl. W. Vogel, a. a. O., S. 121 ff.
- 189 Die älteren Lübeckischen Zunftrollen. Hg. von C. Wehrmann, Lübeck 1872, S. 490; O. Krause, *Die ältesten Zunftrollen der Stadt Greifswald. Jahresbericht über das städtische Gymnasium zu Greifswald 1897/98*, S. 11. Weitere Beispiele für die sog. „wendischen“ Hansestädte vgl. O. Ahlers, a. a. O., S. 35 ff.
- 190 Diese modifizierte Konzeption der westdeutschen Ostforschung auf dem Gebiet der mittelalterlichen Ostexpansion wurde von W. Schlesinger, dem führenden Vertreter der bürgerlichen Verfassungsgeschichte, in seinem programmatischen Aufsatz „Die geschichtliche Stellung der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung“ formuliert. Der Aufsatz erschien zuerst 1957 in der *Historischen Zeitschrift*, dem offiziellen Organ der bürgerlichen westdeutschen Geschichtsschreibung, und wurde danach wiederholt abgedruckt. In diesem Aufsatz liest man z. B.: „Von einer ‚kolonialisatorischen Großtat‘ des deutschen Volkes im Mittelalter werden wir nicht mehr sprechen wollen, eher von einem in der deutschen Mittellage zwischen West und Ost begründeten abendländischen Auftrag . . . Dieses Abendland hat sich in dauernden Kämpfen gestaltet, auch der abendländische Osten. Daß dieser Osten zugleich und nicht zuletzt in friedlicher Aufbauarbeit, in dem beharrlichen Zusammenwirken von Menschen verschiedenen Volkstums endgültig für das Abendland gewonnen worden ist, von Menschen, deren Namen eben deshalb, weil ihr Tun friedlich war, auf den Blättern der Geschichte nur selten einen Platz gefunden haben, das ist das Große an dem Vorgang der deutschen Ostsiedlung. Wir rühmen uns dessen nicht, aber wir stellen es fest. Wir sind der begründeten Überzeugung, daß es ein Abendland als geschichtliche Erscheinung und als geistiges Kraftfeld nicht gegeben hat und nicht geben kann ohne jenen deutschen und mitteleuropäischen Osten, der sich im Zeitalter der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung geformt hat . . . Wenn Europa, historisch gesehen, nicht zweigeteilt, sondern dreigeteilt war, wenn sich zwischen Westeuropa und Osteuropa, das sich zwischen dem Abendland und Asien zu einer Größe eigener Ordnung ausgestaltete, Mitteleuropa einschob, zu dem auch jener mitteleuropäische Osten gehört, von dem wir sprechen, so ist dies ohne die mittelalterliche deutsche Ostbewegung nicht denkbar . . . Was der Verlust dieser europäischen Mitte bedeutet, das zeigt sich heute mit aller Deutlichkeit. Die Weltstellung Europas ist ohnehin vorüber, dies ist eine Binsenwahrheit. Aber Europa ist nicht nur ohnmächtig, es ist krank. Es ist krank aus vielen Ursachen, es ist krank auch am Verlust dieser Mitte.“ (Zitiert nach W. Schlesinger, *Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters*. Göttingen 1961, S. 467 f. und 468 f.) Die von der „Abendlandidee“ beherrschte Richtung der Ostexpansionsforschung hat auch verstärkt Eingang in für größere Leserkreise bestimmte zusammenfassende Darstellungen und

Schulbücher gefunden. In einem für den Schulgebrauch empfohlenen „Abriss einer Geschichte Ostdeutschlands und seiner Nachbarländer“ von F. Gause, der im Geist des Revanchismus und militanten Antikommunismus geschrieben ist, werden politische Forderungen zur Heilung des „kranken Europas“ erhoben: „Der Osten ist einst von der europäischen Mitte aus aufgeschlossen und gestaltet worden. Es ist eine ernste Frage, die an die Existenz Europas greift, ob diese Epoche in der Geschichte des Ostens jetzt beendet ist und eine neue begonnen hat, in der eine fremde Macht den Osten in neuer, ihr gemäßer Weise ordnet und sich dienstbar macht als Vorstufe zu einer Beherrschung Europas. Unser alter Erdteil wehrt sich dagegen, ein Anhängsel Asiens zu werden, aber er kann dieser Gefahr nur Herr werden, wenn er auf den Osten nicht verzichtet. Ohne den Osten ist Europa ein verstümmelter Körper. Nur mit ihm kann es weiter leben und nur dann, wenn das deutsche Volk den Anteil am Osten zurückgewinnt, den es sich durch Arbeit und Leistung verdient hat.“

- 191 Die aktuellen politischen Konsequenzen aus solcher „neuen“ Betrachtung der Ostexpansion zog Franz Josef Strauß: Ein geeintes Westeuropa unter der Hegemonie Westdeutschlands solle die Vorstufe zu den Vereinigten Staaten von Europa sein, zu denen er auch „alle Völker Mittel- und Osteuropas rechnen möchte“. Die im Mittelalter gewordene deutsch-westslawisch-baltische „Schicksalsgemeinschaft“ soll wiederhergestellt werden, „sowohl durch die Einwirkung auf diese Länder wie in harten Verhandlungen mit Moskau“. „Geographisch und kulturhistorisch mag Europa vom Atlantik bis zum Ural reichen. Für jeden aber, der die geschichtlichen Veränderungen dieses Jahrhunderts wahrzunehmen bereit ist, kann Europa als politischer Begriff und als politische Möglichkeit über die heutige westliche Staatsgrenze der Sowjetunion nicht hinausreichen“ (zitiert nach F. J. Strauß, Entwurf für Europa, 2. Aufl., Stuttgart 1966). Die in dem imperialistischen Programm von Strauß formulierten Pläne hinsichtlich der Integration der europäischen sozialistischen Staaten in die kapitalistischen „Vereinigten Staaten von Europa“ führt Strauß in seiner Schrift „Herausforderung und Antwort. Ein Programm für Europa“ weiter, wenn er als Stufe zur Verwirklichung dieses Ziels die Schaffung eines „Zwischeneuropa“ als Gürtel zwischen der Sowjetunion und Westeuropa fordert. Diese den Frieden und die europäische Sicherheit gefährdenden Pläne werden nicht verwirklicht werden, da die ausersehenen Opfer neuer (west-)deutscher Ostexpansion sozialistische Staaten sind, die dem spätkapitalistischen Westdeutschland eine ganze Gesellschaftsformation voraus sind und heute ihrerseits den Lauf der Geschichte in Europa und der Welt bestimmen. Vgl. auch H. Barth, Bonner Ostpolitik gegen Frieden und Sicherheit. Berlin 1968.

**Anmerkungen zu Kapitel VIII:** Die Schichten und Klassen der slawischen Stammesgesellschaft im deutschen Feudalstaat und bei der Ethnogenese des deutschen Volkes

1 F. Engels, Die Mark. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 19, S. 326.

2 Ebenda, S. 326.

3 H. Witte 1905, S. 114.

4 Zu Mecklenburg vgl. J. Bilek, Die Herkunft der slawischen Minderheiten in den mittelalterlichen Städten Mecklenburgs. In: JBM 1959 (1961), S. 229 ff.; G.

- Labuda, Położenie średniowiecznego Rostocku. In: *Materiały Zachodnio-Pomorskie* 2, 1956, S. 245 ff.; zu Brandenburg u. a. W. Vogel, *Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg*. Berlin (W.) 1960. Zu den sorbischen Gebieten J. Brankač, in diesem Bd., S. 302; besonderen Ausdruck fand das deutsch-slawische Zusammenleben in der materiellen Kultur und Siedlungsweise – dazu u. a. S. Dušek 1968, S. 105 ff.; E. Nickel, *Deutsch-slawisches Zusammenleben im mittleren Elbgebiet* (auf Grund der Ausgrabungen in Magdeburg). In: *ZfA* 2, 1968, S. 50 ff.; K. Hohmann, *Die Beteiligung der slawischen Bevölkerung am mittelalterlichen Landesausbau im südlichen Teltow*. In: *ZfA* 2, 1968, S. 109 ff.; in den genannten Arbeiten weitere Literatur; desgl. bei J. Herrmann 1965.
- 5 H. Ludat, *Die ostdeutschen Kietze. Bernburg 1936*; B. Krüger 1962; H. Ludat, *Der Ursprung der ostdeutschen Wiekten*. In: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 29, 1936, S. 114 ff.
- 6 Beispiele dazu besonders bei J. Bilek, a. a. O.
- 7 CDB A IV, S. 241 f. zu 1428; W. Vogel, *Der Verbleib der wendischen Bevölkerung*, a. a. O., S. 121 ff. mit Belegen; G. D. Hopp, *Die Zunft und die Nichtdeutschen im Osten, insbesondere in der Mark Brandenburg*. Marburg 1954.
- 8 W. Vogel, *Der Verbleib der wendischen Bevölkerung*, a. a. O., S. 122 ff.
- 9 CDB A 14, S. 505.
- 10 CDB A 24, S. 503 f.
- 11 Die folgenden sprachgeschichtlichen Ausführungen gehen auf eine Ausarbeitung von T. Witkowski zurück.
- 12 Th. Frings, *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*. In: ders., *Sprache und Geschichte*, Bd. 2, Halle 1956, S. 1 ff., hier S. 16 (Mitteldt. Studien 17).
- 13 Ähnliches gilt auch für das Mittelniederdeutsche, das, bereits zu Beginn des 13. Jh. bezeugt, sich im Schriftverkehr des 14. Jh. gegenüber dem Lateinischen weitgehend durchzusetzen vermochte.
- 14 In der älteren, vor allem unter dem Einfluß K. Burdachs stehenden Forschung wurde der zweifellos vorhandene Einfluß der kaiserlichen Kanzlei Karls IV. in Prag überbetont. Die neuere Sprachforschung sieht demgegenüber, wie oben zu zeigen versucht wurde, in der meißnischen Gemeinsprache die Grundlage des Neuhochdeutschen als Schriftsprache, obgleich hinzugefügt werden muß, daß die Entstehung und Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache noch nicht in allen Einzelheiten aufgeheilt sind.
- 15 Aus der sehr umfangreichen Literatur zu diesem Fragenkomplex seien nur einige grundlegende Arbeiten genannt, die einen Überblick ermöglichen und zugleich weitere Literaturangaben enthalten: Th. Frings, *Sprache und Geschichte*. Bd. 3. Mit Beiträgen von K. Gleissner, R. Grosse, H. Protze, Halle 1956; A. Bach, *Geschichte der deutschen Sprache*. Heidelberg 1956, S. 178 ff.; E. Arndt, *Luthers deutsches Sprachschaffen*. Berlin 1962; K. Bischoff, *Über die Grundlegung der mittelniederdeutschen Schriftsprache*. In: *Jb. des Vereins für niederdt. Sprachforschung* 85, 1962, S. 9 ff.; H. J. Gernentz, *Niederdeutsch gestern und heute*. Berlin 1964; W. Fleischer, *Frühneuhochdeutsche Geschäftssprache und neuhochdeutsche Norm*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 88, 1967 (1966), S. 107 ff.; L. E. Schmitt, *Untersuchungen zu Entstehung und Struktur der „Neuhochdeutschen Schriftsprache“*, Bd. 1. Köln–Graz 1966.

- 16 Die Begriffe Ober- und Niederlausitz werden im folgenden als konstante historisch-geographische Bezeichnungen benutzt. Sie stammen aus dem 15./16. Jh. und sind mit den Bezeichnungen Uckermark, Prignitz und Altmark vergleichbar. Als politische Gebilde waren die späteren Markgrafentümer der Ober- und Niederlausitz wesentlich variabelere Größen mit sich z. T. beträchtlich ändernden Grenzen. Eine Lausitz im Sinne einer einzigen politischen Einheit hat es jedoch nicht gegeben.
- 17 W. Lippert, Über die Anwendung des Namens Lausitz auf die Oberlausitz im 14. Jahrhundert. In: Neues Archiv für sächsische Geschichts- und Altertumskunde 15, 1894, S. 41 ff. Die erste sicher nachweisbare Übernahme des Begriffes Lausitz auf das Bautzener Land auf dem Wege über die inzwischen geschaffene Siedlungsbrücke der mittleren Lausitz erfolgte im Jahre 1410 in den Matrikeln der Leipziger Universität (ebenda S. 57). Noch im Jahre 1396 bringen böhmische Quellen die Bezeichnungen Budyssynske zemye y Lužnyckye zemye (Budissiner Land und Lausitzer Land) (ebenda S. 44). L. datiert die früheste eventuell für eine Begriffsverschiebung deutbare Quelle in das Jahr 1390 (ebenda, S. 52).
- 18 Die Angaben sind dem Manuskript des Oberlausitzer Namenbuches von H. Walther und E. Eichler, Leipzig, entnommen, die es freundlicherweise dem Verfasser zur Benutzung zur Verfügung stellten. Die heute zur VR Polen gehörenden Gebiete des ehemaligen Milzener bzw. Bautzener Landes sowie ein kleines Teilgebiet von Senftenberg blieben bei der Zahlenangabe außerhalb der Betrachtung.
- 19 Ebenda.
- 20 So leben 1374 in Hausdorf, Kr. Kamenz, unter dem Matei Scultetus mit zwei Hufen ein Matei Supan mit einer und ein Andrej Supan mit zwei Hufen. W. Haupt und J. Huth 1957, S. 78. In Ralbitz, Kr. Kamenz, ist der Lehmann dem Scultetus gleichgestellt. W. Haupt und J. Huth 1957, S. 46. Dazu: J. Huth, Der sorbische Landesausbau klosterwasserabwärts. In: Lëtopis, Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, Reihe B, 12, 1965, S. 27 ff. Das prozentuale Verhältnis zwischen Hüfnern, Halbhüfnern und Gärtnern wurde aus dem Besitzstand und der Schichtung von 37 sorbischen Dörfern der Mariensterner Grundherrschaft errechnet (Zinslisten, Zehntlisten). Vgl. W. Haupt und J. Huth 1957, S. 119 ff.
- 21 Der Ort stand seit 1397 unter der Erb-, Lehn- und Gerichtsherrschaft der sorbischen Pfarrkirche zu Radibor, Kr. Bautzen. Vgl. M. Kral, Stawizniske powěšće z našich serbskich wsow, V. rjad, Budyšin 1937 (Serbska ludowa knihownja. ČO. 44), S. 86 f.
- 22 J. Schultze 1936. Dazu im einzelnen J. Huth, Der sorbische Landesausbau, a. a. O., S. 63 ff. (Anhang I, II); J. Brankač, 1964, S. 242 ff.
- 23 Ebenda.
- 24 M. Kral, Stawizniske powěšće, a. a. O., S. 149 f. Hier wird deutlich zwischen Vorwerk und Gärtnern unterschieden.
- 25 H. Knothe 1885, S. 236. Im einzelnen wurden Lähmung, Mord und Totschlag angeführt. H. Knothe verfügte nicht nur über solide Quellenkenntnis und eine gute Portion Gerechtigkeitsdenken, sondern auch über einen vortrefflichen Blick für soziale Probleme. K. schreibt (S. 236): „Auch in der Oberlausitz wird es an Bedrückung der Gutsunterthanen durch ihre Gutsherrschaften wohl zu keiner Zeit gefehlt haben.“



- 26 Ebenda, S. 245. Knothe zitiert die Fakten nach einem Aktenstück des Görlitzer Ratsarchivs und bezeichnet die Angaben als einen schaudervollen Bericht. So schlug ein Adliger einem Bauern 36 Wunden und durchstach ihn dann mit einem Speiß, ein anderer erschlug eine Wirtschafterin, die dem Herrn „nicht hat wollen zu Willen sein“, mit einem Holzschait.
- 27 Ebenda, S. 244.
- 28 Ebenda.
- 29 Vgl. P. Kunze, Betrachtungen zur Entwicklung von Handwerk und Gewerbe in der Oberlausitz vom 14.–16. Jahrhundert. Ungedruckte Diplom-Arbeit Leipzig, 1966, S. 23 (Jacoff der windische goltsmid, Wenzlas Brygil aurifaber).
- 30 CDLS I, Nr. 26, 52.
- 31 F. Mětsk, Přehlad stawiznow. In: Serbska šula 7, 1954, H. 5, S. 131.
- 32 So charakterisiert J. E. Huth, Geschichte der Stadt Altenburg. Altenburg 1829, S. 164, diese Maßnahmen. Für Sachsen-Anhalt vgl. CDA II/1, 747; R. Siebert, Elf ungedruckte Urkunden aus einem im Herzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst befindlichen Nienburger Copiale. In: Mitteilungen des Ver. für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde 9, 2, 1901, S. 190; für das Gebiet um Altenburg vgl. J. E. Huth, a. a. O., S. 164, für die anderen Bereiche: R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874, S. 143.
- 33 Auf die Beifügung von gesonderten Anmerkungen wurde in Anbetracht des Abrisfcharakters verzichtet. Aus der umfangreichen Literatur werden einige weiterführende Titel genannt:  
 B. Cyž, Časowa dokumentacija k najnowšim serbskim stawiznam, 1945–1960. Bautzen 1965; E. Hartstock, Die sorbische nationale Bewegung während der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49 in der sächsischen Oberlausitz. Ungedruckte phil.-Diss. Leipzig 1968; R. Jenč, Stawizny serbskeho pismowstwa. I–II. Bautzen 1954 und 1960 (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung 1 u. 12); M. Kasper, Ein faschistischer Plan zur Aussiedlung sorbischer Lehrer. In: Lětopis, Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, Reihe B, 8, 1961, S. 127 ff.; ders., Der Lausitzer Bauernbund. Ein Beitrag zur Geschichte der demokratischen Bauernbewegung in der Oberlausitz 1924–1932. Bautzen 1967 (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung 34); ders., Fašistické plány na likwidaci Lužických Srbů. In: Slovanský Přehled 3, 1967, S. 9 ff.; M. Kasper und J. Solta: Geheim. Aus Geheimakten nazistischer Wendenpolitik. Bautzen 1960; R. Lehmann, Quellen zur Lage der Privatbauern in der Niederlausitz im Zeitalter des Absolutismus. Berlin 1967 (Schriften des Instituts für Geschichte, Reihe II: Landesgeschichte 2); F. Mětsk, Der Anteil der Stände des Markgrafentums Oberlausitz an der Entstehung der obersorbischen Schriftsprache (1668–1728). In: ZfSlPh 27, 1959, S. 122 ff.; ders., Die brandenburgisch-preußische Sorbenpolitik im Kreise Cottbus. Vom 16. Jahrhundert bis zum Posener Frieden (1806). Berlin 1962 (Veröffentl. des Instituts für Slawistik 25); ders., Einige Erwägungen über die Auswirkungen der territorialen Veränderungen zu Beginn des XIX. Jh. auf die sorbische Nationalität. In: Lětopis, Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, Reihe B, 9, 1, 1962, S. 60 ff.; ders., Der kurmärkisch-wendische Distrikt. Ein Beitrag zur Geschichte der Territorien Bärwalde, Beeskow, Storkow, Teupitz und Zossen unter besonderer Berücksichtigung des 16. bis 18. Jahrhunderts. Bautzen 1964 (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung 24); ders., Forschungen zur Demographie und Statistik der Sorben in Gegenwart und Vergangen-

heit. In: *Létopis*, Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, Reihe B, 12, 1965, S. 256 ff. (mit Bibliographie S. 263 ff.); ders., Z działalności Zentralstelle für Wendenangelegenheiten (Wendenabteilung) w latach 1920 bis 1945. Przyczynek do polityki Rzeszy Niemieckiej wobec Serbołużyczan. In: *Przegląd Zachodni* 22, 3, Poznań 1966, S. 87 ff.; ders., Thesen zur sorbischen Geschichte in der Periode des Spätfeudalismus (Anfang des 16. Jahrhunderts bis 1789). In: *Létopis*, Jahresschrift des Institutes für sorbische Volksforschung, Reihe B, 14, 1967, S. 35 ff.; ders., Das Interesse der Ostforschung des westdeutschen Imperialismus an den Sorben. Ein Abriss über Tendenz, Methode und Taktiken im Zeitraum zwischen 1948 und 1967 unter Berücksichtigung der wissenschaftlichen und schöngeistigen Publikationstätigkeit sowie der Tagespresse Westdeutschlands. Bautzen 1968 (Schriftenreihe für Lehrer und Erzieher im zweisprachigen Gebiet 1); ders., Serbow rěčna přeštrěń a jich ličba w 19. lětstotku. In: *Rozhlad* 17, 1968, Nr. 4; ders., Die Stellung der Sorben in der territorialen Verwaltungsgliederung des deutschen Feudalismus. Ein Beitrag zur Rechts- und Verfassungsgeschichte des deutschen Feudalismus im Sorbenland. Bautzen 1968 (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung 43); ders., Verordnungen und Denkschriften gegen die sorbische Sprache und Kultur während der Zeit des Spätfeudalismus. Eine Quellensammlung. Bautzen 1969 (Schriftenreihe für Lehrer und Erzieher im zweisprachigen Gebiet 1); P. Nowotny, *Cišinskeho narodny program na zakładze jeho swětonahlada*. Bautzen 1960 (Schriftenreihe des Instituts für sorb. Volksforschung 13); ders., Die Bedeutung der slawischen Wechselseitigkeit für die Entwicklung der sorbischen Literatur und Wissenschaft, besonders in der 2. Hälfte des 19. Jh. In: *ZfSI* 8, 1963, S. 211 ff.; K. J. Schiller, Die Nationalitätenpolitik der SED gegenüber der sorbischen nationalen Minderheit in der Etappe der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung. In: *Beiträge zur sozialistischen Erziehung und Bildung im deutsch-sorbischen Gebiet V*, Nr. 3 und 4, 1963; ders., *Znaczenie demokratycznej reformy rolnej 1945 roku dla rozwoju Serbołużyczan w NRD*. In: *Śląski Kwartalnik Historyczny Sobótka* 20, 1965, S. 558 ff.; ders., *O kulturno-osvetovej práci medzi lužicko-srbským obyvatelstvom w NDR*. In: *Osveta*, 1966, H. 3, S. 41 ff.; J. Šolta, Die Ertragsentwicklung in der Landwirtschaft des Klosters Marienstern. Zur Entwicklung der Getreideerträge unter den Bedingungen des preußischen Weges der bürgerlichen Agrarrevolution. Bautzen 1958 (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung 7); ders., *Nacionalnaja politika Germanskoj Demokratičeskoj Respubliki po otnošeniju k lužickim serbam*. In: *Slavjano-germanskie issledovanija*. Moskva 1963, S. 228 ff.; ders., Die Bauern der Lausitz. Eine Untersuchung des Differenzierungsprozesses der Bauernschaft im Kapitalismus. Bautzen 1968 (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung 36); E. Wolfram, Die Rolle der Universität Leipzig bei der nationalen Wiedergeburt der slawischen Völker, besonders in der Periode des Vormärz. In: *Karl-Marx-Universitäts-geschichte*, 1. Bd., Leipzig 1959, S. 223 ff.; W. Zeil, Bolzano und die Sorben. Ein Beitrag zur Geschichte des „Wendischen Seminars“ in Prag zur Zeit der josefnischen Aufklärung und der Romantik. Bautzen 1967 (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung 38); H. Zwahr, Bauernwiderstand und sorbische Volksbewegung in der Oberlausitz (1900–1918). Bautzen 1966 (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung Nr. 25).

### Anmerkungen zu Kapitel IX: Anhang

- 1 Die sprachwissenschaftliche Beweisführung für die genannten Beispiele aus dem Slawischen stammender Wörter ist hier nur angedeutet. Die zitierten Wörter slawischer Sprachen sind nicht immer die direkte Quelle der deutschen Wörter, sondern sie weisen nur auf die Zugehörigkeit zum Slawischen hin (manche Wörter kommen in der slawischen Sprache, aus der sie ins Deutsche gelangten, heute nicht mehr vor). Diesem Hinweis dient besonders auch die Nennung russischer Wörter, da das Russische die in Deutschland am besten bekannte slawische Sprache ist. Die Bedeutungen der slawischen Wörter werden nicht genannt, wenn sie den deutschen einigermaßen gleichen. Genauere Darstellungen der hier genannten ins Deutsche gelangten Wörter sind in folgenden Arbeiten bzw. in den in ihnen zitierten Arbeiten enthalten: H. H. Bielfeldt, Slawische Wörter in den deutschen Mundarten der Niederlausitz und benachbarter Gebiete. In: ZfSl 7, 1962, S. 327 ff.; ders. 1963; ders., Die historische Gliederung des Bestandes slawischer Wörter im Deutschen. Sitzungsberichte der Dt. Akad. der Wiss. zu Berlin, Kl. für Sprachen, Literatur und Kunst, 1963, Nr. 4; ders. 1965; ders., Die Wege der Verbreitung slawischer Wörter im Deutschen nach ihrer Entlehnung. In: Muttersprache 77, 1967, S. 80 ff.; K. Bischoff, Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und der unteren Saale. Köln–Graz 1967 (Mitteldt. Forschungen 52). Darin „Slawische Reste“; E. Eichler, Etymologisches Wörterbuch der slawischen Elemente im Ostrmitteldeutschen. Bautzen 1965, 189 S. mit Kartenskizzen; H. Schönfeld, Slawische Wörter in den deutschen Mundarten östlich der unteren Saale. Sitzungsberichte der Sächsischen Akad. der Wiss. zu Leipzig, Philologisch-historische Kl. 108, Heft 1, 1963; H. Teuchert, Slawische Lehnwörter in ostdeutschen Mundarten. In: Z. für Mundartenforschung 26, 1958, S. 13–31.
- 2 W. Foerste, Zwei wendische Wörter im Niederdeutschen. In: Niederdeutsches Wort 6, 1966, S. 56.
- 3 H. Teuchert, Mecklenburgisch Lütinge ‚Lichtschein‘ – pomoranisch usw. Iuna. In: ZfSl 12, 1967, S. 505.

### Anmerkung zu Textabbildung 16 (S. 47)

Die Ortsnamen, die auf Pferdehaltung hinweisen, enthalten altpolab./altsorb. \**konь* ‚Pferd‘, \**kobyła* ‚Stute‘, \**koňaf* ‚Pferdehalter, -züchter‘, \**konetop* ‚Pferdeschwemme‘, altsorb. \**žrebę* ‚Fohlen‘.

Die Ortsnamen, die auf Rinderhaltung hinweisen, enthalten altpolab. \**karva* ‚Kuh‘, \**byk* ‚Bulle‘.

Die auf Schaf- oder Ziegenhaltung hinweisenden Ortsnamen sind Bildungen zu altpolab./altsorb. \**koza* ‚Ziege‘, \**kozel* ‚Ziegenbock‘, \**ovca* ‚Schaf‘ und zu altsorb. \**kozaf* ‚Ziegenhirt, -halter‘, \**ovčaf* ‚Schaffhirt, -halter‘, \**oveň* ‚Widder‘.

Die auf Schweinehaltung hinweisenden Ortsnamen enthalten altpolab./altsorb. \**svinaf* ‚Schweinehirt, -halter‘.

Die Ortsnamen, die auf Geflügelhaltung hinweisen, enthalten altpolab. \**kura* ‚Huhn‘, altsorb. \**gusa* ‚Gans‘, \**gusaf* ‚Gänsehalter, -hirt‘, \**golub* ‚Taube‘.

Unter den sonstigen Ortsnamen, die auf Viehzucht hinweisen, sind vereinigt Bildungen zu altpolab./altsorb. \**chlěv* ‚Stall‘, \**sěno* ‚Heu‘, altpolab. \**tvarog* ‚Quark‘, \**chomot* ‚Kummet‘, \**ňotaf* ‚Hirt‘, \**pašna* ‚Weide, Hütung‘, \**wygon*, \**pogon* ‚Austrieb, Viehtrift, Weide‘, altsorb. \**nuta* ‚Vieh‘, \**ogroza* ‚Hürde‘, \**žir* ‚Futter‘.

# XI. Nachweise

## 1. Abkürzungsverzeichnis

a. a. O.	am angeführten Ort	Jh.	Jahrhundert
Abb.	Abbildung	Kl.	Klasse
Abh.	Abhandlungen	Kr.	Kreis
Akad.	Akademie	Mus.	Museum
Anm.	Anmerkung	N.F.	Neue Folge
Ann.	Annales (Annalen)	N.R.	Neue Reihe
Aufl.	Auflage	N.S.	Neue Serie oder nova series
Ausg.	Ausgabe	o. g.	oben genannt
Bearb.	Bearbeitet	ON	Ortsnamen
Bl./Bil.	Blatt/Blätter	polab.	polabisch
Bd./Bde.	Band/Bände	poln.	polnisch
bulg.	bulgarisch	russ.	russisch
bzw.	beziehungsweise	Schr.	Schrift
c. (caput)	Kapitel	slaw.	slawisch
d. h.	das heißt	sorb.	sorbisch
Diss.	Dissertation	tschech.	tschechisch
dt.	deutsch (-er, -e, -es, -e)	u. a.	und andere/-es
erw.	erwähnt	Univ.	Universität
ff.	folgende	Urk.	Urkunde
FN	Flurname	urslaw.	urslawisch
Gem.	Gemeinde	usw.	und so weiter
H.	Heft	vgl.	vergleiche
Hg.	Herausgeber	Wiss.	Wissenschaft
hg.	herausgegeben	wiss.	wissenschaftlich
Hzt.	Herzogtum	Wg.	Wüstung
Inst.	Institut	Z.	Zeitschrift
Jb. (Jbb.)	Jahrbuch/Jahrbücher	z. B.	zum Beispiel
Jber.	Jahresbericht		* (hochgestellt) = erschlossene sprachliche
Jg.	Jahrgang	Form	

## 2. Sigelverzeichnis

AFD	Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege
AuF	Ausgrabungen und Funde
Bibl. rer. Germ.	Bibliotheca rerum Germanicarum

CDA	Codex diplomaticus Anhaltinus
CDB	Codex diplomaticus Brandenburgensis
CDSL	Codex diplomaticus Lusatae superioris
CDS	Codex diplomaticus Silesiae
CDSR	Codex diplomaticus Saxoniae regiae
CPD	Codex Pomeraniae diplomaticus
DArn.	Diplom (Urkunde) Arnulfs
DH I.	Diplom Heinrichs I.
D K	Diplom der frühen Karolinger (Karls des Großen)
D LdD.	Diplom Ludwigs des Deutschen
D Lo III.	Diplom Lothars III. und der Kaiserin Richenza
D O I.	Diplom Ottos I.
D O II.	Diplom Ottos II.
DSF	Deutsch-slawische Forschungen
EAF	Ethnographisch-Archäologische Forschungen
EAZ	Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
FuF	Forschungen und Fortschritte
HZ	Historische Zeitschrift
JBM	Bodendenkmalpflege in Mecklenburg, Jahrbuch
JmV	Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte
MG	Monumenta Germaniae historica
– Cap.	Capitularia regum Francorum (Kapitularien)
– DD	Diplomata (Urkunden)
– DD Karol.	Diplome der Karolinger
– DD reg. Germ. Karol.	Diplome der deutschen Karolinger
– Epp. sel.	Epistolae selectae (Ausgewählte Briefe)
– Form.	Formulae (Formeln)
– SS	Scriptores (Schriftsteller)
– SS rer. Germ. N.S.	Scriptores rerum Germanicarum, nova series
– SS rer. Germ. in us. schol.	Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum
– SS rer. Merov.	Scriptores rerum Merovingicarum
MIA	Materialy i issledovanija po archeologii SSSR
MUB	Mecklenburgisches Urkundenbuch
p. (pagina)	Seite
PA	Památky archeologické
PUB	Pommersches Urkundenbuch
PZ	Praehistorische Zeitschrift
SIA	Slovenská archeologia
UB	Urkundenbuch
Veröff.	Veröffentlichung
VMP	Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam
VPS	Vznik a počátky Slovanů
ZfA	Zeitschrift für Archäologie
ZfE	Zeitschrift für Ethnologie
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft
ZfSl	Zeitschrift für Slawistik
ZfslPh	Zeitschrift für slawische Philologie

### 3. Quellen- und Literaturverzeichnis

Nachstehend werden die benutzten und gekürzt zitierten Quellen und eine Auswahl der Literatur, die ein Einarbeiten in die in diesem Buch behandelten Fragen erlaubt, aufgeführt. Die umfangreiche weitere, in den Anmerkungen zitierte Literatur ist über das Autorenregister bzw. über den Sachzusammenhang, in dem sie zitiert wird, zu ersehen.

#### Quellen

Adam von Bremen.

Hamburgische Kirchengeschichte. MG SS rer. Germ. in us. schol., 3. Aufl., hg. von B. Schmeidler, Hannover 1917. Übersetzung zitiert nach: Quellen des 9. und 11. Jh. zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches. Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 11, Berlin 1961 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe).

Alpertus.

De diversitate temporum. In: MG SS IV, hg. von G. H. Pertz, Hannover 1841, p. 700 ff.

Ann. Altahenses maiores.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von E. von Oefele, Hannover 1891.

Ann. Augienses.

In: Bibl. rer. Germ. III, hg. von Ph. Jaffé, Berlin 1866, p. 700 ff.

Ann. Augustani.

In: MG SS III, hg. von G. H. Pertz, Hannover 1839, p. 123 ff.

Ann. Bertiniani.

Annales de Saint-Bertin, publiées par F. Grat, J. Vielliard et S. Clémencet, Paris 1964.

Ann. qui dicuntur Einhardi.

In: Annales regni Francorum, MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von F. Kurze, Hannover 1895.

Ann. Fuldenses.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von F. Kurze, Hannover 1891.

Ann. Hildesheimenses.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von G. Waitz, Hannover 1878.

Ann. Laureshamenses.

In: MG SS I, hg. von G. H. Pertz, Hannover 1826, p. 22 ff.

Ann. Magdeburgenses.

In: MG SS XVI, hg. von G. H. Pertz, Hannover 1859, p. 105 ff.

Ann. Mettenses priores.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von B. von Simson, Hannover und Leipzig 1905.

Ann. Patherbrunnenses.

Hg. P. Scheffer-Boichorst, Innsbruck 1870, S. 155 f.

Ann. Quedlinburgenses.

In: MG SS III, hg. von G. H. Pertz, Hannover 1839, p. 22 ff.

Ann. regni Francorum.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von F. Kurze, Hannover 1895.

Ann. Wratislavienses antiqui et Ann. Magistratus Wratislavienses.

In: MG SS XIX, Annales Silesiae, hg. von G. H. Pertz, Hannover 1864, p. 526 ff.

Böhmer/Mühlbacher. Siehe Regesta imperii.

Die Briefe des heiligen Bonifatius und Lullus, MG Epp. sel., hg. von M. Tangl, Berlin 1916.

Bruno, Liber de bello Saxonico.

Bruns Buch vom Sachsenkrieg. MG Deutsches Mittelalter II, hg. von H.-E. Lohmann, Leipzig 1937.

Bruno, Vita s. Adalberti.

In: MG SS IV, hg. von G. H. Pertz, Hannover 1841, p. 596 ff.

Chronicon Moissiancense.

In: MG SS II, hg. von G. H. Pertz, Hannover 1829, p. 257 ff.

Chronographus Corbeiensis.

In: Monumenta Corbeiensia, Bibl. rer. Germ. I, hg. von Ph. Jaffé, Berlin 1864.

Codex diplomaticus Anhaltinus, hg. von O. von Heinemann, Dessau 1869 ff.

Codex diplomaticus Brandenburgensis, hg. von A. Riedel, Berlin 1838 ff. (Abt. A).

Codex diplomaticus Lusatiae superioris, hg. von G. Köhler, Görlitz 1856, 1. Bd., 2. Aufl.

Codex Pomeraniae diplomaticus I.

Hg. K. F. W. Hasselbach und J. G. L. Kosegarten, Greifswald 1862.

Codex diplomaticus Saxoniae regiae, hg. von E. G. Gersdorf, Leipzig 1864 ff.

Codex diplomaticus nec non Epistolaris Silesiae, hg. von K. Maleczyński, Wrocław 1956 ff.

Continuator Reginonis (Adalbert).

In: Reginonis abbas Primienensis chronicon cum continuatione Treverensi, MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von F. Kurze, Hannover 1890, p. 154 ff.

Dobenecker, O.

Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae, Jena 1896 ff.

Ebo, Vita Ottonis Episcopi Bambergensis.

In: Monumenta Bambergensia, Bibl. rer. Germ. V, hg. von Ph. Jaffé, Berlin 1869.

Chronicarum quae dicuntur Fredegarii Scholastici libri IV cum Continuationibus.

In: MG SS rer. Merov. II, hg. von B. Krusch, Hannover 1888, S. 1 ff.

Helmold, Cronica Slavorum.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., 3. Aufl., hg. von B. Schmeidler, Hannover 1937. Übersetzung zitiert nach: Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 19, Berlin 1963 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe) und W. Wattenbach, Helmolds Chronik der Slaven, Leipzig 1894.

Ex Henrici Huntingdoniensis archidiaconi historia Angorum.

In: MG SS XIII, hg. von G. Waitz, Hannover 1881, p. 148 ff.

Herbord, Dialogus de vita Ottonis Episcopi Babenbergensis.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von G. H. Pertz, Hannover 1868.

Historia monasterii Rastedensis.

In: MG SS XXV, hg. von G. Waitz, Hannover 1880, p. 495 ff.

Ibn Khordādhbeh.

Kitāb al-masālik wa' l mamālik. In: Bibliotheca geographorum Arabicorum 6,

- Leiden 1889. Photomechanischer Nachdruck, Leiden 1967. Hg. M. J. de Goeje. Polnische Übersetzung: T. Lewicki, *Źródła arabski do dziejów słowiańszczyzny* I. Wrocław-Krakow 1956.
- Lampert von Hersfeld, *Annales*.  
In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von O. Holder-Egger, Hannover und Leipzig 1894.
- Monumenta Germaniae historica.  
Capitularia regum Francorum, Bd. I, hg. von A. Boretius, Hannover 1883.
- Diplomata Karolorum (Die Urkunden der Karolinger), Bd. I, hg. von E. Mühlbacher, Hannover 1906.
- Diplomata regum Germaniae ex stirpe Karolorum (Die Urkunden der deutschen Karolinger), Bd. 1, Die Urkunden Ludwigs des Deutschen, hg. von P. Kehr, Berlin 1934; Bd. 3, Die Urkunden Arnolfs, hg. von P. Kehr, Berlin 1940.
- Diplomata regum et imperatorum Germaniae (Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser), Bd. I, Die Urkunden Konrad I., Heinrich I. und Otto I., hg. von Th. Sickel, Hannover 1879-1884; Bd. II, 1, Die Urkunden Otto des II., hg. von Th. Sickel, Hannover 1888; Bd. VIII, Die Urkunden Lothars III. und der Königin Richenza, hg. von E. von Ottenthal und H. Hirsch, Berlin 1927.
- Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Bayern, hg. von K. Jordan, Weimar 1949.
- Formulae Merovingici et Karolini aevi, hg. von K. Zeumer, Hannover 1886.
- Monumenta Poloniae Historica II.  
Hg. von A. Bielowski, Lwów 1872.
- Otto von Freising, *Chronicon*.  
In: MG SS rer. Germ. in us. schol., 2. Aufl., hg. von A. Hofmeister, Hannover und Leipzig 1912.
- Otto von Freising und Rahewin, *Gesta Friderici I. imperatoris*.  
In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von B. von Simson, Hannover und Leipzig 1912. Deutsche Übersetzung von A. Schmidt, in: *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters*, Bd. 17, Berlin 1965 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe).
- Die Prüfeninger Vita des Bischofs Otto von Bamberg. Hg. von A. Hofmeister. In: *Denkmäler der pommerschen Geschichte I*, Greifswald 1924. Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg nach einem Prüfeninger Mönch. Übersetzt und eingeleitet von A. Hofmeister, Leipzig 1928 (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 96). Neue Ausgabe in: *Monumenta Poloniae Historica, Series nova*, t. VII, fasc. I (C. J. Wikarjak), Warszawa 1966.
- Regesta imperii.  
Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern. Hg. von J. F. Böhmer und E. Mühlbacher, 2. Aufl., Innsbruck 1908.
- Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Haus, hg. von H. Krabbo und G. Winter, Berlin-Dahlem 1955 (Veröff. des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg).
- Saxo Grammaticus, *Gesta Danorum*, hg. von J. Olrik und H. Raeder, 2 Bde., Kopenhagen 1931.
- Sidonis Epistola.  
In: *Helmoldi Cronica Slavorum*, MG SS rer. Germ. in us. schol., 3. Aufl., hg. von B. Schmeidler, Hannover 1937.



**Theophylactus Simocattes, Historiae.**

Ed. C. de Boor, Lipsiae 1887 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

**Thietmar von Merseburg, Chronicon.**

In: MG SS rer. Germ. N.S. 9, hg. von R. Holtzmann, Berlin 1935 oder: Kronika Thietmara, Biblioteka tekstów historycznych III, hg. von M. Z. Jedlicki, Poznań 1953. Deutsche Übersetzung: Thietmar von Merseburg. Chronik. Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 9, Berlin o. J. (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe).

UB des Bistums Halberstadt und seiner Bischöfe. Hg. G. Schmidt, Bd. 17/1, Leipzig 1883.

Hamburgisches UB I. Hg. J. M. Lappenberg, Hamburg 1907.

UB des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe 2.

Bearb. von H. Hoogeweg, Hannover 1901.

UB des Landes ob der Enns, Bd. 2, Wien 1856.

UB der Stadt Lübeck, Bd. 1, Lübeck 1843 (Codex diplomaticus Lubecensis. I. Abteilung).

UB des Erzstiftes Magdeburg I, N.R. 18, hg. von F. Israëli, Magdeburg 1937.

Mecklenburgisches UB, Schwerin 1863 ff.

UB des Hochstifts Naumburg I, bearb. von F. Rosenfeld, Magdeburg 1925 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt, N.R. 1).

Pommersches UB I. Hg. R. Klempin, Stettin 1868 ff.

Versus de vita Vicelini.

In: Helmold, Cronica Slavorum, MG SS rer. Germ. in us. schol., 3. Aufl., hg. von B. Schmeidler, Hannover 1937.

Vincentius Pragensis, Annales, hg. von W. Wattenbach. In: MG SS XVII, Hannover 1861, p. 658 ff.

Vita Anskarii.

In: MG SS in us. schol., hg. von G. Waitz, Hannover 1884. Deutsche Übersetzung in: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts. Zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches, Bd. 11, Berlin 1961 (Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe).

Widukind von Korvei, Rerum gestarum Saxoniarum libri tres.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., 5. Aufl., hg. von P. Hirsch und H.-E. Lohmann, Hannover 1935.

Wipo, Gesta Chuonradi II.

In: MG SS rer. Germ. in us. schol., hg. von H. Bresslau, Hannover 1878.

**Literatur**

- Bach, A. und H. 1967 Das slawische Skelettgräberfeld von Altlommatzsch, Kr. Meißen. Anthropologische Bearbeitung. Beitrag zur Anthropologie der Slawen. In: AFD 16/17, 1967, S. 419 ff.
- Bathe, M., Fischer, R. E., Schlimpert, G. 1970 Zur sorbisch-polabischen Sprachgrenze zwischen Elbe und Oder. In: Beiträge zum slawischen onomastischen Atlas III, Berlin 1970, S. 43 ff.
- Behm, G. 1941/42 Eine spätslawische Siedlung bei Berlin-Kaulsdorf. In: PZ 32/33, 1941/42, S. 260 ff.

- Bielfeldt, H. H.  
1963 Die slawischen eigentlichen Reliktwörter in den deutschen Mundarten. In: *ZfSl* 8, 1963, S. 155 ff.
- Bielfeldt, H. H.  
1965 Die Entlehnungen aus den verschiedenen slavischen Sprachen im Wortschatz der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: *Sitzungsberichte der Dt. Akad. der Wiss. zu Berlin, Kl. für Sprachen, Literatur und Kunst*, 1965, Nr. 1, 59 S.
- Bollnow, H.  
1964 Studien zur Geschichte der pommerschen Burgen und Städte im 12. und 13. Jh. Köln-Graz 1964.
- Brachmann, H.  
1969 Zur Geschichte der Slawen des Mittelelb-Saale-Gebietes im 6. bis 10. Jahrhundert (auf Grund archäologischer Quellen). Ungedruckte phil. Diss. Halle 1969.
- Brankačċ, J.  
1961 Einige Betrachtungen über Handwerk, Handel und Stadtentwicklung der Westslawen an der Ostseeküste vom 9. zum 12. Jh. In: *Hansische Studien*, H. Sproemberg zum 70. Geburtstag, Berlin 1961 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 8), S. 7 ff.
- Brankačċ, J.  
1964 Studien zur Wirtschafts- und Sozialstruktur der Westslawen zwischen Elbe-Saale und Oder aus der Zeit vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. Bautzen 1964 (Schriftenreihe des Inst. für sorb. Volksforschung in Bautzen 23).
- Brankačċ, J.  
1968 Betrachtungen zur politischen Geschichte der elbslawischen Stammesverbände im 9. Jahrhundert. In: *L'Europe aux IX<sup>e</sup>-XI<sup>e</sup> siècles. Aux origines des Etats nationaux*, Varsovie 1968, S. 391 ff.
- Bräuer, H.  
1961 Slavische Sprachwissenschaft. 1. Einleitung, Lautlehre. Berlin 1961 (Sammlung Götschen, Bd. 1191/1191 a).
- Brüske, W.  
1955 Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes. Deutschwendische Beziehungen des 10.-12. Jh. Münster/Köln 1955 (Mitteldeutsche Forschungen 3).
- Bulin, H.  
1957 Povstání polabských Slovanů na sklonku 10. století. In: *Slovanské historické studie* 2, 1957, S. 7 ff.
- Bulin, H.  
1958 Počátky státu obodrického. In: *Právněhistorické studie* 4, 1958, S. 5 ff.
- Bulin, H.  
1959 Počátky státu veletského. In: *Právněhistorické studie* 5, 1959, S. 5 ff.
- Bulin, H.  
1963 Polský přínos k dějinám polabských Slovanů (Der polnische Beitrag zur Geschichte der Elbslawen. Dt. Zusammenfassung). In: *VPS* 4, 1963, S. 49 f.
- Coblenz, W.  
1960 Zur Situation der archäologischen Slawenforschung in Sachsen. In: *Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder*, Gießen 1960, S. 1 ff.
- Comşa, M.  
1968 L'influence romaine provinciale sur la civilisation slave à l'époque de la formation des états. In: *Romanoslavica* 14, 1968, S. 447 ff.
- Curschmann, F.  
1906 Die Diözese Brandenburg. Untersuchungen zur historischen Geographie und Verfassungsgeschichte eines ostdeutschen Kolonialbistums. Leipzig 1906 (Veröff. des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg 4).

- Donnert, E.  
1964 Studien zur Slawenkunde des deutschen Frühmittelalters vom 7. bis zum beginnenden 11. Jh. In: Jb. für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder 8, 1964, S. 289 ff.
- Dowiat, J.  
1959 Ekspansja Pomorza zachodniego na ziemie wielecko-obodrzyckie w drugiej połowie XII wieku. In: Przegląd Historyczny 50, 1959, S. 698 ff.
- Dušek, S.  
1968 Die materielle Kultur der slawischen Dorfbewohner im deutschen Feudalstaat. In: ZfA 2, 1968, S. 104 ff.
- Eichler, E.  
1963 Zur Geographie und Chronologie der slawischen Namen in Nordostbayern. In: Slawische Namenforschung, Berlin 1963, S. 81 ff. (Veröff. des Inst. für Slawistik 29).
- Eichler, E.  
1964 Zur Herkunft der Slawen im Elbe-Saale-Gebiet. 1. Tschechisch-sorbische Parallelen in der Toponomastik. In: AFD 13, 1964, S. 285 ff.
- Eichler, E.  
1965 Studien zur Frühgeschichte slawischer Mundarten zwischen Saale und Neiße. Berlin 1965 (Dt.-slaw. Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 19).
- Eichler, E.  
1968 Grundsätzliche Bemerkungen zur Erforschung des vor-slawischen Substrats in der altsorbischen Onomastik. In: ZfA 2, 1968, S. 117 ff.
- Engels, F.  
1962 Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. In: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Bd. 21, Berlin 1962, S. 27 ff.
- Epperlein, S.  
1960 Bauernbedrückung und Bauernwiderstand im hohen Mittelalter. Zur Erforschung der Ursachen bäuerlicher Abwanderung nach Osten im 12. und 13. Jh., vorwiegend nach den Urkunden geistlicher Grundherrschaften. Berlin 1960 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 6).
- Fischer, R.  
1955 Slawisch-deutsches Zusammenleben im Lichte der Ortsnamen. Heidelberg 1955 (Beiträge zur Namenforschung 6).
- Fischer, R. E.,  
Witkowski, T.  
1967 Zur Geographie altpolabischer Namentypen (I). In: ZfSl 12, 1967, S. 670 ff.
- Fritze, W. H.  
1952 Untersuchungen zur frühslawischen und frühfränkischen Geschichte bis ins 7. Jh. Ungedruckte phil. Diss. Marburg 1952.
- Fritze, W. H.  
1960 Probleme der abodritischen Stammes- und Reichsverfassung und ihrer Entwicklung vom Stammesstaat zum Herrschaftsstaat. In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, Gießen 1960, S. 141 ff.
- Giesebrecht, L.  
1843 Wendische Geschichten aus den Jahren 780–1182, Bd. 1–3. Berlin 1843.
- Graus, F.  
1965 Die Entstehung der mittelalterlichen Staaten in Mitteleuropa. In: Historica 10, 1965, S. 5 ff.
- Grenz, R.  
1961 Die slawischen Funde aus dem hannoverschen Wendland. Neumünster 1961.
- Grimm, P.  
1958 Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle der Bezirke Halle und Magdeburg. Handbuch vor- und frühgeschicht-

- licher Wall- und Wehranlagen, Teil 1. Berlin 1958 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 6).
- Haupt, W. und Huth, J. 1957 Das Zinsregister des Klosters Marienstern. Bautzen 1957 (Schriftenreihe des Inst. für sorb. Volksforschung 6).
- Hensel, W. 1966 La naissance de la Pologne. Wrocław—Warszawa—Kraków 1966.
- Hensel, W. 1967 Anfänge der Städte bei den Ost- und Westslawen. Bautzen 1967 (Schriftenreihe des Inst. für sorb. Volksforschung 30).
- Herrmann, J. 1960 Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle Groß-Berlins und des Bezirkes Potsdam. Handbuch vor- und frühgeschichtlicher Wall- und Wehranlagen, Teil 2. Berlin 1960 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 9).
- Herrmann, J. 1962 Köpenick. Ein Beitrag zur Frühgeschichte Groß-Berlins. Berlin 1962 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 12).
- Herrmann, J. 1963 Kultur und Kunst der Slawen in Deutschland vom 7. bis 13. Jh. Hg. aus Anlaß des Internationalen Kongresses für Slawische Archäologie vom 14. bis 18. September 1965 in Warschau. Berlin 1965.
- Herrmann, J. 1966 Tornow und Vorberg. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Lausitz. Berlin 1966 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 21).
- Herrmann, J. 1967 Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Burgenbau der slawischen Stämme westlich der Oder. In: ZfA 1, 1967, S. 206 ff.
- Herrmann, J. 1968 Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder/Neiße und Elbe. Studien auf der Grundlage archäologischen Materials. Berlin 1968 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 23).
- Herrmann, J. 1971 Die germanischen und slawischen Siedlungen und das mittelalterliche Dorf von Tornow, Kr. Calau. Berlin (in Vorbereitung).
- Heßler, W. 1957 Mitteldeutsche Gaue des frühen und hohen Mittelalters. Berlin 1957 (Abh. der Sächsischen Akad. der Wiss. Leipzig, philologisch-historische Kl. 49, 2).
- Historia Pomorza 1969 Historia Pomorza. Opracowanie zbiorowe pod redakcją Gerada Labudy. Tom I, Część 1/2. Poznań 1969.
- Holtzmann, R. 1955 Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (900–1024). Berlin o. J. (1955).
- Horák, B. und Trávníček, D. 1956 Descriptio civitatum ad septentrionalem plagam Danubii. In: Rozprawy Československé Akad. Věd 66, 2, 1956.
- Jacob, G. 1927 Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstentümer aus dem 9. und 10. Jh. Berlin—Leipzig 1927.
- Jankuhn, H. 1956 Haithabu. Ein Handelsplatz der Wikingerzeit. Neumünster 1956.

- Kiersnowscy, T. und R. 1959 *Wczesnośredniowieczne skarby srebrne z Pomorza. Materiały.* Warszawa—Wrocław 1959 (Polskie badania archeologiczne 4).
- Kiersnowski, R. 1964 *Wczesnośredniowieczne skarby srebrne z Połabią. Materiały.* Wrocław—Warszawa—Kraków 1964 (Polskie badania archeologiczne 11).
- Knorr, H. A. 1937 *Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder.* Leipzig 1937 (Mannus-Bücherei 58).
- Knothe, H. 1885 *Die Stellung der Gutsunterthanen in der Oberlausitz zu ihren Gutsherrschaften von den ältesten Zeiten bis zur Ablösung der Zinsen und Dienste.* In: Neues Lausitzisches Magazin 61, 1885, S. 159 ff.
- Koroljuk, V. D. 1964 *Zapadnye slavjane i Kievskaja Rus v X—XI vv.* Moskva 1964.
- Kostrzewski, J. 1964 *Grzechotki wczesnośredniowieczne bez polewy.* In: Archeologia Polski 13, S. 211 ff. (Les crécelles sans glaçure du haut Moyen Age, a. a. O., S. 218 ff.).
- Krüger, B. 1962 *Die Kietzsiedlungen im nördlichen Mitteleuropa. Beiträge der Archäologie zu ihrer Altersbestimmung und Wesensdeutung.* Berlin 1962 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 11).
- Krüger, B. 1967 *Dessau-Mosigkau. Ein frühslawischer Siedlungsplatz im mittleren Elbegebiet.* Berlin 1967 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 22).
- Kudrnač, J. 1966 *Die slawischen eingetieften Wohnstätten.* In: VPS 5, 1966, S. 197 ff.
- Labuda, G. 1947 *Powstania Słowian połabskich u schyłku X. wieku.* In: Slavia occidentalis 18, 1947, S. 153 ff.
- Labuda, G. 1960 *Fragmenty dziejów słowiańszczyzny zachodniej, Bd. 1.* Poznań 1960.
- Labuda, G. 1962 *Organizacje państwowe Słowian zachodnich w okresie kształtowania się państwa polskiego (od VI do połowy X wieku).* In: Początki państwa polskiego, Poznań 1962, S. 43 ff.
- Labuda, G. 1963 *Wschodnia ekspansja Niemiec w Europie środkowej.* Poznań 1963 (Studium niemecoznawcze Instytutu zachodniego 5).
- Lange, E. 1971 *Die Ergebnisse der pollenanalytischen Untersuchungen in Tornow.* In: J. Herrmann 1971.
- Leciejewicz, L. 1962 *Pozątki nadmorskich miast na Pomorzu Zachodnim.* Wrocław—Warszawa—Kraków 1962.
- Leciejewicz, L. 1968 *Miasta Słowian północnopołabskich.* Wrocław—Warszawa—Kraków 1968.
- Lowmiański, H. 1953 *Podstawy gospodarcze formowania się państw słowiańskich.* Warszawa 1953.
- Marciniak, R. 1966 *Ustrój polityczny związku obodryckiego do połowy XI wieku.* In: Materiały zachodniopomorskie 12, 1966, S. 481 ff.
- Marx, K. 1963 *Zur Kritik der politischen Ökonomie.* In: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Bd. 15, Berlin 1963.

- Marx, K.  
1962 Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, 1. Bd., Buch I, 3. Kap. In: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962.
- Mětk, F.  
1968 Die Stellung der Sorben in der territorialen Verwaltungsgliederung des deutschen Feudalismus. Ein Beitrag zur Rechts- und Verfassungsgeschichte des deutschen Feudalismus im Sorbenland. Bautzen 1968 (Schriftenreihe des Inst. für sorb. Volksforschung 43).
- Müller-Mertens, E.  
1955 Das Zeitalter der Ottonen. Berlin 1955.
- Müller-Mertens, E.  
1955/56 Untersuchungen zur Geschichte der brandenburgischen Städte im Mittelalter I. In: Wiss. Z. der Humboldt-Univ. Berlin 5, Gesellsch.- u. sprachwiss. Reihe, 1955/56, S. 191 ff.
- Müller-Mertens, E.  
1963 Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Freien. Berlin 1963 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 10).
- Muśianowicz, K.  
1948/49 Kabłączki skroniowe próba typologii i chronologii. In: Światowit 20, 1948/49, S. 115 ff.
- Nadolski, A.  
1954 Studia nad uzbrojeniem polskim w X, XI i XII wieku. Łódź 1954 (Acta archaeologica universitatis Lodziensis 3).
- Nalepa, J.  
1967 Słowiańszczyzna północno-zachodnia. Podstawy jedności i jej rozpad. Lund 1967 (Akad. avh. Lunds univ.).
- Neugebauer, W.  
1955 Eine Drechslerwerkstatt in Alt-Lübeck aus der Zeit um 1100. In: Hammaburg 4, 1955, S. 71 ff.
- Neugebauer, W.  
1964/65 Der Burgwall Alt-Lübeck. Geschichte, Stand und Aufgaben der Forschung. In: Offa 21/22, 1964/1965, S. 127 ff.
- Neugebauer, W.  
1968 Übersicht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Alt Lübeck. In: ZfA 2, 1968, S. 75 ff.
- Pitterová, A.  
1964 K problému slovanské expanze. In: VPS 5, 1964, S. 165 ff.
- Pošvár, J.  
1958 Počátky mince u polabských a pobaltských Slovanů. In: VPS 2, 1958, S. 121 ff.
- Procházka, V.  
1969 Die Stammesverfassung der Elbslawen. In: ZfA 3, 1969, S. 36 ff.
- Rempel, H.  
1959 Die sorbische Keramik in Thüringen. In: PZ 37, 1959, S. 175 ff.
- Rempel, H.  
1966 Reihengräberfriedhöfe des 8. bis 11. Jahrhunderts aus Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen. Berlin 1966 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 20).
- Rörig, F.  
1952 Magdeburgs Entstehung und die älteste Handelsgeschichte. Berlin 1952 (Dt. Akad. der Wiss. zu Berlin. Vorträge und Schriften 49).
- Schlesinger, W.  
1960 Die Verfassung der Sorben. In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, Gießen 1960, S. 75 ff.
- Schmidt, B.  
1961 Die späte Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland. Halle 1961 (Veröff. des Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte 18).
- Schneider, J.  
1967 Altslawische Siedlungsfunde von Grieben, Kr. Tangerhütte. In: JmV 51, 1967, S. 305 ff.

- Schott, L.  
1960 Zur Anthropologie des slawischen Gräberfeldes von Gustävel, Kr. Sternberg. In: JBM 1960 (1962), S. 169 ff.
- Schuchhardt, C.  
1926 Arkona, Rethra, Vineta. Berlin 1926.
- Schuldt, E.  
1956 Die slawische Keramik in Mecklenburg. Berlin 1956 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 5).
- Schuldt, E.  
1963 Die Ausgrabungen im Gebiet der „Alten Burg“ von Sukow, Kr. Teterow. In: JBM 1963 (1964), S. 217 ff.
- Schuldt, E.  
1964 Slawische Töpferei in Mecklenburg. Schwerin 1964.
- Schuldt, E.  
1965 Behren-Lübchin. Eine spätslawische Burganlage in Mecklenburg. Berlin 1965 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 19).
- Schultze, J.  
1936 Das Landregister der Herrschaft Sorau von 1381. Berlin 1936 (Brandenburgische Landbücher 1).
- Ślaski, K.  
1960 Podziały terytorialne Pomorza w XII–XIII wieku. Poznań 1960.
- Stern, L.,  
Bartmuss, H. J.  
1963 Deutschland in der Feudalepoche von der Wende des 5./6. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh. In: Lehrbuch der dt. Geschichte, Berlin 1963 (insbesondere die Beiträge von J. Brankač, S. 33 ff., 116 ff. und 189 ff.).
- Stern, L.,  
Gericke, H.  
1964 Deutschland in der Feudalepoche von der Mitte des 11. Jh. bis zur Mitte des 13. Jh. In: Lehrbuch der dt. Geschichte, Berlin 1964.
- Stern, L.,  
Voigt, E.  
1964 Deutschland in der Feudalepoche von der Mitte des 13. Jh. bis zum ausgehenden 15. Jh. In: Lehrbuch der dt. Geschichte, Berlin 1964.
- Struve, K. W.  
1959/61 Die slawischen Burgen in Wagrien. In: Offa 17/18, 1959/1961, S. 57 ff.
- Tokarew, S. A.  
1968 Die Religion in der Geschichte der Völker. Berlin 1968.
- Trautmann, R.  
1948 Die slawischen Völker und Sprachen. Leipzig 1948.
- Trautmann, R.  
1948/49 Die elb- und ostseeslawischen Ortsnamen, Teil 1: 1948; Teil 2: 1949. Register bearbeitet von H. Schall 1950. Berlin 1948/1949 (Abh. der Dt. Akad. der Wiss. zu Berlin, Philosophisch-historische Kl., Jg. 1947, Nr. 4 und 7).
- Trautmann, R.  
1950 Die slawischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins. Berlin 1950 (Abh. der Sächsischen Akad. der Wiss. zu Leipzig, Philosophisch-historische Kl., Bd. 45/3).
- Tymieniecki, K.  
1958 Uwagi o smerdach (smardach, smurdach) słowiańskich. In: Studia Historica. W 35-Lecie pracy naukowej H. Lowmiańskiego, Warszawa 1958, S. 105 ff.
- Ullrich, H.  
1969 Interpretation morphologisch-metrischer Ähnlichkeiten an ur- und frühgeschichtlichen Skeletten in verwandtschaftlicher Hinsicht. In: ZfA 3, 1969, S. 48 ff.
- Ullrich, H.  
1969 a Das spätslawische Gräberfeld von Sanzkow, Kr. Demmin. In: AuF 14, 1969, S. 205 ff.

- Unverzagt, W. und  
Schuld, E.  
1963 Teterow. Ein slawischer Burgwall in Mecklenburg. Berlin 1963 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 13).
- Uslar, R. von  
1964 Studien zu frühgeschichtlichen Befestigungen zwischen Nordsee und Alpen. Köln—Graz 1964.
- Váňa, Z.  
1958 Slované v Bavorsku podle archeologických dokladů. In: VPS 2, 1958, S. 183 ff.
- Váňa, Z.  
1960 Die Keramik der slawischen Stämme in Ostdeutschland. In: VPS 3, 1960, S. 123 ff.
- Vogt, H.-J.  
1968 Zur Kenntnis der materiellen Kultur der Sorben im Elster-Pleiße-Gebiet. In: ZfA 2, 1968, S. 1 ff.
- Wachowski, K.  
1950 Słowiańszczyzna zachodnia. Bd. 2. Wstępem poprzedził G. Labuda. Poznań 1950.
- Walther, H.  
1956 Siedlungsentwicklung und Ortsnamengebung östlich der Saale im Zuge der deutschen Ostexpansion und Ostsiedlung. In: Vom Mittelalter zur Neuzeit. Sproemberg-Festschrift, Berlin 1956, S. 77 ff.
- Walther, H.  
1963 Deutsche und slawische Siedlung im oberen Maingebiet. In: Slawische Namenforschung, Berlin 1963, S. 106 ff. (Veröff. des Inst. für Slawistik 29).
- Walther, H.  
1965 Bedeutung und Methodik namenkundlich-siedlungsgeschichtlicher Forschungen. In: ZfG 13, 1965, S. 770 ff.
- Witkowski, T.  
1968 Der Namen der Redarier und ihres zentralen Heiligtums. In: Symbolae philologicae in honorem Witoldi Taszycki, Wrocław—Warszawa—Kraków 1968, S. 405 ff.
- Witte, H.  
1905 Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg. Stuttgart 1905.
- Zak, J.  
1967 Die Beziehungen zwischen Skandinaviern und den slawischen Stämmen westlich der Oder im Lichte der Bodenfunde des 9.—11. Jh. In: ZfA 1, 1967, S. 305 ff.
- Zernack, K.  
1967 Die burgstädtischen Volksversammlungen bei den Ost- und Westslaven. Studien zur verfassungsgeschichtlichen Bedeutung des Věče. Wiesbaden 1967.

#### 4. Abbildungsnachweis

Zeichnungen: Charlotte Heinze und Brigitta John.

Fotos: Klaus Hamann (außer Abb. 5b, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 19, 21b, 48, 85, 88, 92, 114a).

Folgende Museen und Institute stellten dankenswerterweise z. T. unveröffentlichte Funde für den Abbildungsteil dieses Bandes zur Verfügung:

Heimatmuseum Angermünde

Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, Bereich Ur- und Frühgeschichte (nachstehend abgekürzt: DAW Berlin)

Märkisches Museum Berlin

Staatliche Museen zu Berlin

Kreisheimatmuseum Brandenburg

Angermuseum Erfurt



Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale)  
 Prignitzmuseum Havelberg  
 Kreisheimatmuseum Neubrandenburg  
 Kreisheimatmuseum Neuruppin  
 Museum für Ur- und Frühgeschichte Potsdam  
 Museum der Stadt Rostock  
 Museum für Ur- und Frühgeschichte Schwerin  
 Heimat- und Schloßmuseum Sondershausen  
 Kulturhistorisches Museum Stralsund  
 Müritz-Museum Waren  
 Museum für Ur- und Frühgeschichte Thüringens Weimar

- Abb. 1 (nach S. 8): Entwurf E. Gringmuth-Dallmer nach Beilage in diesem Band.  
 Abb. 2 (S. 15): Nach J. Herrmann 1965, Abb. 2.  
 Abb. 3 (S. 16): Nach J. Herrmann 1968, Abb. 5, mit Ergänzungen von H. Brachmann.  
 Abb. 4 (S. 17): Wie Abb. 3.  
 Abb. 5 (nach S. 22): a) Nach J. Herrmann 1966, Taf. 38; b) nach E. Schuldt in J. Herrmann 1965, Abb. 58.  
 Abb. 6 (nach S. 22): a) Foto J. Herrmann; b) P. Grimm 1958, Taf. 8 c.  
 Abb. 7 (nach S. 22): a) J. Herrmann, AuF 13, 1968, Taf. 29b; b) nach E. Schuldt in J. Herrmann 1965, Abb. 48.  
 Abb. 8 (nach S. 22): J. Herrmann 1966, Taf. 2a, 4b.  
 Abb. 9 (S. 27): Entwurf E. Gringmuth-Dallmer nach H. Walther, Z. Váňa 1958 und H. Jakob, FuF 32, 1958, S. 304 ff.  
 Abb. 10 (S. 36): Entwurf T. Witkowski nach M. Bathe — R. E. Fischer — G. Schlimpert 1970 und E. Kaiser, Untersuchungen zur Geschichte des Stammsilbenvokalismus im Dravänopolabischen, München 1968.  
 Abb. 11 (nach S. 38): a) J. Herrmann 1966, Taf. 11 c.  
 b) E. Schuldt 1965, Taf. 60 b.  
 Abb. 12 (nach S. 38): S. Albert und W. Timpel in J. Herrmann 1965, Abb. 66.  
 Abb. 13 (nach S. 38): Foto Museum Weimar.  
 Abb. 14 (nach S. 38): a—b) Rekonstruktion H. Ullrich; c—d) DAW Berlin.  
 Abb. 15 (S. 46): Entwurf E. Gringmuth-Dallmer nach der Beilage in diesem Band.  
 Abb. 16 (S. 47): Entwurf E. Gringmuth-Dallmer nach T. Witkowski, G. Schlimpert, R. E. Fischer, F. Hintze, H. Walther.  
 Abb. 17 (S. 51): Mus. Neuruppin.  
 Abb. 18 (S. 53): Entwurf K.-D. Jäger in J. Herrmann 1966, S. 174, Abb. 1.  
 Abb. 19 (nach S. 54): E. Schuldt 1965, Taf. 87.  
 Abb. 20 (nach S. 54): DAW Berlin.  
 Abb. 21 (nach S. 54): a) Mus. Potsdam; b) K. Grebe, AuF 12, 1967, Taf. 32 a.  
 Abb. 22 (nach S. 54): a) Mus. Schwerin; b—c) DAW Berlin.  
 Abb. 23 (S. 55): Nach R. Breddin, AuF 4, 1959, S. 87, Abb. 1.  
 Abb. 24 (S. 55): Nach W. Szafranski, Archeologia Polski 1, 1957, S. 159, Abb. 13.  
 Abb. 25 (S. 56): Nach B. Gediga, Sprawozdanie Archeologiczne 19, 1968, S. 283, Abb. 16.  
 Abb. 26 (S. 58): Entwurf E. Lange und H.-H. Müller.  
 Abb. 27 (S. 60): Entwurf H.-H. Müller.  
 Abb. 28 (S. 61): Entwurf H.-H. Müller.

- Abb. 29 (S. 65): Entwurf H.-H. Müller.
- Abb. 30 (S. 70): Rekonstruktion Ch. Heinze.
- Abb. 31 (S. 76): J. Herrmann 1968, Abb. 16.
- Abb. 32 (S. 77): Nach P. Butzmann, AuF 4, 1959, S. 84, Abb. 2.
- Abb. 33 (S. 80): Entwurf H. A. Knorr.
- Abb. 34 (S. 83): Wie Abb. 16 und J. Herrmann 1968, Abb. 14; H. A. Knorr.
- Abb. 35 (S. 88): a) Alt-Lübeck (W. Neugebauer 1964/65, S. 230, Abb. 55); b, c, h) Neu-Nieköhr (E. Schuldt, Die slawischen Burgen von Neu-Nieköhr/Walkendorf, Schwerin 1967, Taf. 14, 19, 14h); d, e, f, k) Teterow (W. Unverzagt — E. Schuldt 1963, Taf. 37b, 39m, 40b, 31d); g) Rostock-Dierkow (Mus. Rostock); i) Liessow (JBM 1964, S. 349).
- Abb. 36 (S. 89): Entwurf H. A. Knorr.
- Abb. 37 (S. 92): Entwurf H. A. Knorr.
- Abb. 38 (S. 94): Entwurf H. A. Knorr.
- Abb. 39 (S. 97): Nach R. Barnycz-Gupieniec, Naczynia drewniane z Gdańska w X—XIII wieku, Łódź 1959, Abb. 20.
- Abb. 40 (S. 98): J. Herrmann, AuF 11, 1966, S. 220, Abb. 6.
- Abb. 41 (S. 99): J. Herrmann, AuF 11, 1966, S. 220, Abb. 7.
- Abb. 42 (S. 110): Entwurf E. Gringmuth-Dallmer nach M. Strömberg, Untersuchungen zur jüngeren Eisenzeit in Schonen, Bonn/Lund 1961, S. 167; P. Grimm, in: Probleme des frühen Mittelalters, Berlin 1966, S. 67, Abb. 3; B. Krüger 1967; P. Herbert, AuF 12, 1967, S. 213 ff.; J. Herrmann 1968, S. 137, Abb. 22.
- Abb. 43 (S. 114): Entwurf E. Faust.
- Abb. 44 (S. 116): Entwurf E. Faust.
- Abb. 45 (S. 118): Nach J. Herrmann 1968, Abb. 18, mit Ergänzungen durch E. Faust.
- Abb. 46 (nach S. 118): a, b) Mus. Schwerin; c) DAW Berlin.
- Abb. 47 (nach S. 118): Mus. Schwerin.
- Abb. 48 (nach S. 118): Foto Staatliche Museen zu Berlin.
- Abb. 49 (nach S. 118): a, b) Mus. Neubrandenburg; c) Mus. Stralsund.
- Abb. 50 (S. 120): J. Herrmann, AuF 11, 1966, Taf. 28b.
- Abb. 51 (S. 127): Nach B. Krüger 1967, S. 40, Abb. 20.
- Abb. 52 (S. 128): Nach B. Krüger 1967.
- Abb. 53 (S. 129): Nach F. Engel, Deutsche und slawische Einflüsse in der Dobbertiner Kulturlandschaft, Kiel 1934, Abb. S. 24.
- Abb. 54 (S. 131): Nach J. Herrmann, AuF 13, 1968, S. 201, Abb. 2.
- Abb. 55 (S. 133): J. Herrmann, AuF 13, 1968, S. 203, Abb. 3.
- Abb. 56 (S. 134): J. Herrmann 1971.
- Abb. 57 (S. 135): J. Herrmann 1971.
- Abb. 58 (S. 136): J. Herrmann 1971.
- Abb. 59 (S. 137): J. Herrmann 1971.
- Abb. 60 (S. 139): Entwurf P. Donat und B. Krüger.
- Abb. 61 (S. 142): Nach J. Herrmann 1971.
- Abb. 62 (S. 144): W. Coblenz, Zur Frühgeschichte der Meißner Burg, Meißen 1961, S. 29 (Zeichnung Pietzsch).
- Abb. 63 (S. 151): Entwurf H. Brachmann.
- Abb. 64 (S. 152): a—d) J. Herrmann 1968, Abb. 281, b, Abb. 29 a, f; e) nach E. Schuldt, Die slawischen Burgen von Neu-Nieköhr/Walkendorf, Schwerin 1967. f) J. Herrmann 1968, Abb. 3d.

- Abb. 65 (S. 153): a–f) J. Herrmann 1968, Abb. 29a, 29f, 27c, 25r, 29l, 27m; g) P. Grimm 1958, Abb. 16g; h) J. Herrmann 1967, Abb. 3d.
- Abb. 66 (S. 155): J. Herrmann 1967, Abb. 10a, 12b, 10c.
- Abb. 67 (S. 156): W. Coblenz, *Slavia Antiqua* 10, 1963, S. 269, Abb. 19.
- Abb. 68 (S. 157): J. Herrmann, *AuF* 13, 1968, S. 199, Abb. 1.
- Abb. 69 (S. 160): J. Herrmann 1967, Abb. 5a, b.
- Abb. 70 (S. 162): Nach J. Herrmann 1966, Abb. 53.
- Abb. 71 (S. 163): Nach J. Herrmann 1966, Abb. 54.
- Abb. 72 (S. 164): a) P. Grimm, *Tilleda* 1, Berlin 1968, Abb. 12d; b) J. Herrmann 1967, S. 208, Abb. 1g; c) P. Grimm 1958, Abb. 16b; d) J. Herrmann 1967, Abb. 1g.
- Abb. 73 (S. 168): Entwurf H. Brachmann nach J. Herrmann 1968, Abb. 30.
- Abb. 74 (S. 171): J. Herrmann 1962, Abb. 34.
- Abb. 75 (S. 174): W. Neugebauer, *ZfA* 2, 1968, Abb. 2.
- Abb. 76 (S. 175): Nach W. Neugebauer 1964/65, S. 179, Abb. 24.
- Abb. 77 (S. 176): E. Schuldt 1965, Abb. 47.
- Abb. 78 (S. 176): E. Schuldt 1965, Abb. 51.
- Abb. 79 (S. 177): J. Herrmann 1967, Abb. 9.
- Abb. 80 (S. 179): J. Herrmann 1967, Abb. 6a.
- Abb. 81 (S. 184): Nach W. Petzsch, *PZ* 21, 1930, S. 263, Abb. 16.
- Abb. 82 (S. 187): L. Leciejewicz, *ZfA* 3, 1969, Abb. 3.
- Abb. 83 (S. 189): a) VEB Ingenieurvermessung Rostock, Bereich Wismar; b) Nach K. W. Struve 1959/1960, S. 72, Abb. 11.
- Abb. 84 (S. 192–193): a) Nach U. Schoknecht, *AuF* 13, 1968, S. 205, Abb. 1; b) nach P. Herfert, *AuF* 12, 1967, S. 214, Abb. 1; c) Entwurf A. Leube; d) nach J. Herrmann, *VMP* 2, 1963, S. 93, Abb. 5.
- Abb. 85 (nach S. 198): a) U. Schoknecht, *ZfA* 1, 1967, S. 330, Abb. 1; b) P. Herfert, *AuF* 13, 1968, H. 4, Umschlagbild.
- Abb. 86 (nach S. 198): a) DAW Berlin (J. Herrmann 1966, Taf. 16b); b) Mus. Schwerin.
- Abb. 87 (nach S. 198): Mus. Schwerin.
- Abb. 88 (nach S. 198): Mus. Waren (Foto K. Kraschewski).
- Abb. 89 (S. 203): Entwurf J. Herrmann.
- Abb. 90 (S. 213): Entwurf J. Herrmann und H. Brachmann.
- Abb. 91 (S. 220): Entwurf J. Herrmann.
- Abb. 92 (nach S. 230): Fotos K. Grebe.
- Abb. 93 (nach S. 230): a) Mus. Potsdam; b) Mus. Schwerin.
- Abb. 94 (nach S. 230): a) Mus. Schwerin; b) DAW Berlin; c) Mus. Potsdam.
- Abb. 95 (nach S. 230): a) Mus. Potsdam; b) Mus. Waren.
- Abb. 96 (nach S. 230): Mus. Stralsund.
- Abb. 97 (nach S. 230): a) DAW Berlin; b) Mus. Potsdam; c) Mus. Neubrandenburg; d) Mus. Stralsund.
- Abb. 98 (nach S. 230): a) Mus. Potsdam; b, c) Mus. Stralsund; d) Mus. Sondershausen; e) DAW Berlin.
- Abb. 99 (nach S. 230): a) Mus. Halle; b, c) DAW Berlin.
- Abb. 100 (nach S. 230): a) Mus. Schwerin; b) Mus. Potsdam.
- Abb. 101 (nach S. 230): a, b) Mus. Waren; c) Mus. Neubrandenburg; d) DAW Berlin.

- Abb. 102 (S. 234): Nach „Der Sachsenspiegel“, Bilder aus der Heidelberger Handschrift. Eingeleitet und erläutert von Eberhard Freiherrn von Künßberg (Insel-Bücherei Nr. 347), Bild 13–15.
- Abb. 103 (S. 236): J. Herrmann 1965, Abb. 29.
- Abb. 104 (S. 238): Nach K. Grebe, AuF 14, 1969, S. 159, Abb. 5.
- Abb. 105 (S. 239): Nach W. Laur, Offa 21/22, 1964/1965, Taf. 35, 8.
- Abb. 106 (S. 242): Nach J. Kostrzewski, *Slavia occidentalis* 20, 1960, H. 2, S. 60 Abb. 1 und S. 63 Abb. 6.
- Abb. 107 (S. 246): a) Öttern, b) Bad Dürrenberg, c) Zöllnitz (H. Rempel 1966, Abb. 8 f, Taf. 6 L, Abb. 8 r); d) Berlin-Zehlendorf, e) Berlin-Kladow, f) Melzow (H. A. Knorr); g) Alt Bartelsdorf, h) Gadebusch (Mus. Schwerin).
- Abb. 108 (nach S. 262): a–c) Mus. Rostock; d) Mus. Potsdam; e) Mus. Neuruppin.
- Abb. 109 (nach S. 262): a) Mus. Waren; b) Mus. Neubrandenburg; c) Mus. Schwerin.
- Abb. 110 (nach S. 262): a) Mus. Waren; b) Mus. Rostock; c) Mus. Neubrandenburg; d) Mus. Halle.
- Abb. 111 (nach S. 262): Mus. Rostock.
- Abb. 112 (nach S. 294): a) Mus. Schwerin; b) Mus. Angermünde; c) Mus. Waren.
- Abb. 113 (nach S. 294): a) Mus. Potsdam; b) Mus. Schwerin; c) Mus. Stralsund; d, e) DAW Berlin.
- Abb. 114 (nach S. 294): a) Foto Staatliche Museen zu Berlin; b, c) Mus. Schwerin.
- Abb. 115 (nach S. 294): a) Mus. Havelberg; b) Mus. Waren; c) Mus. Stralsund; d) Mus. Schwerin.
- Abb. 116 (nach S. 342): a) Mus. Stralsund; b) Mus. Waren.
- Abb. 117 (nach S. 342): a) Mus. Halle; b–f) Mus. Erfurt; g) DAW Berlin; h–n) Mus. Potsdam.
- Abb. 118 (nach S. 342): Märkisches Mus. Berlin.
- Abb. 119 (nach S. 342): a) DAW Berlin; b) Mus. Waren.
- Abb. 120 (S. 362): Wie Abb. 102, Bild 87 u. 88.
- Abb. 121 (nach S. 374): Staatliche Museen zu Berlin.
- Abb. 122 (nach S. 374): Altenkirchen, Kirche.
- Abb. 123 (nach S. 374): Wolgast, Petrikerkirche.
- Abb. 124 (nach S. 374): DAW Berlin.
- Abb. 125 (S. 385): Entwurf J. Brankačk.
- Abb. 126 (S. 394): Entwurf F. Mětšk.
- Abb. 127 (S. 396): Entwurf F. Mětšk.
- Abb. 128 (S. 405): Entwurf F. Mětšk nach A. Muka, ergänzt nach Mori.
- Abb. 129 (S. 409): Entwurf K.-J. Schiller.
- Tafel 1 (nach S. 112): Mus. Stralsund.
- Tafel 2 (nach S. 248): Märkisches Mus. Berlin.
- Tafel 3 (nach S. 286): Mus. Brandenburg.
- Beilage: Entwurf E. Gringmuth-Dallmer.

Quellen für die Fundkarte: Gebiet zwischen Elbe und Oder: J. Herrmann 1968, Abb. 1; Hannoversches Wendland: R. Grenz 1961; Altmark: H. A. Knorr, H.-J. Stoll; Bezirke Halle und Magdeburg außer Altmark: H. Brachmann 1969; Thüringen: H. Rempel; Mittel- und Westsachsen: H.-J. Vogt; Ostsachsen: W. Coblenz; Wolin: W. Filipowiak, *Wolniane I, Szczecin 1962*; Kreise Szczecin und Gryfice: H. J. Eggers, *Baltische Studien N. F. 42, 1960 Tab. 1*; Woj. Zielona Góra: *Studia nad początkami i rozplanowaniem miast, T. I, Zielona Góra 1967, Abb. 11 u. 12*; Schlesien: *Historia Śląska I, Wrocław*.

Quellen für Ortsnamen: Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Wendland, polnisches Odergebiet: T. Witkowski; Uckermark: F. Hintze; Altmark und Havelgebiet: R. E. Fischer; Zauche: R. E. Fischer, Die Ortsnamen der Zauche, Weimar 1967; Teltow, Barnim, Lebus, Beeskow-Storkow: G. Schlimpert; Jerichow: M. Bathe; Südgebiet: Forschungskollektiv Namenkunde, Sektion Sprachwissenschaft der Karl-Marx-Universität Leipzig.

## XII. Register

Zahlen hinter dem Schrägstrich geben Hinweis auf die Anmerkung der genannten Seite (z. B. „Epperlein, S. 468/53“).

In das Ortsregister wurden historische Namen aufgenommen, soweit sie sich auf Orte und slawische Stammes- und Gaunamen beziehen. Flurnamen erscheinen nur insoweit, als sie im Zusammenhang mit bedeutenden Fundstellen und historischen Plätzen stehen.

Im Autorenregister weisen die kursiven Ziffern auf den vom Autor verfaßten Text dieses Bandes hin.

### 1. Orts- und Stammesnamen

- Aachen 267, 283  
Aarhus 284  
Abdingshof 468/54  
Adelhardswinden (Wüstung), Kr. Höchststadt a. d. Aisch 28  
Ahrenshoop, Kr. Ribnitz-Damgarten 432  
Alexanderhof, Kr. Prenzlau 448/13; Abb. 43b  
Alistedt, Kr. Sangerhausen 29, 227  
Alsleben, Kr. Bernburg 29  
Alt Bartelsdorf, Stkr. Rostock 433/53; Abb. 37g, 107g  
Alt Bork, Kr. Belzig 32  
Alt Bukow, Kr. Bad Doberan 43, 429/70  
Alt Garz s. Rerik, Kr. Bad Doberan  
Alte Burg s. Sukow, Kr. Teterow  
Altenburg 55, 75, 109, 149, 303, 368, 370, 392, 459/105  
Altenkirchen, Kr. Rügen 248, 249; Abb. 122  
Altentreptow 109, 342  
Alt Fresenburg, Kr. Stormarn 108  
Altengroitzsch, Kr. Borna 439/7  
Altfriesack, Kr. Neuruppin 21, 236, 248, 252; Abb. 121  
Alt Käbelich, Kr. Strasburg 431/19  
Alt-Ladoga s. Staraja Ladoga  
Altommatzsch, Kr. Meissen 41, 42, 428/66  
Alt Lübeck 13, 67, 91, 93, 95, 96, 97, 101, 103, 107, 109, 111, 115, 117, 122, 147, 173, 175, 177, 183, 188, 189, 190, 196, 198, 199, 212, 214, 218, 219, 238, 243, 244, 245, 261, 315, 316, 318, 319, 324, 332, 338, 365, 433/53, 434/68, 441/50, 443/61, 447/5, 450/29, 461/2; Abb. 35a, 75, 76, 105  
Alt Placht, Kr. Templin 430/11  
Alt Ruppin, Kr. Neuruppin 63, 108, 242, 434/68  
Alt Spandau s. Berlin-Spandau  
Amberg 293  
Angermünde 253, 475/160  
Anklam 191, 199, 475/156  
Anligk, Kr. Borna 430/12  
Ansbach 28  
Arensdorf, Kr. Fürstenwalde 111  
Arkona, Gem. Putgarten, Kr. Rügen 72, 111, 115, 122, 124, 147, 180, 181, 183, 184, 191, 217, 218, 220, 234, 236, 248, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 259, 332, 333, 334, 338, 343, 433/53; Abb. 6a, 81  
Arneburg, Kr. Stendal 226, 288  
Arnoltitz, Kr. Meissen 32  
Artlenburg, Kr. Lüneburg 318  
Aschersleben 29, 303  
Bad Doberan 332, 343, 366, 471/91  
Bad Dürrenberg Abb. 107b

- Baderitz, Kr. Döbeln 149  
 Baderitz, Kr. Oschatz 51, 149  
 Bad Freienwalde 56  
 Bad Muskau, Kr. Weißwasser 13  
 Bad Oldesloe, Kr. Storman 75, 109  
 Bad Segeberg 319, 320, 343  
 Balberge 470/77  
 Ballenstedt, Kr. Quedlinburg 351  
 Ballhausen, Kr. Langensalza 32  
 Bamberg 9, 26, 27, 28, 32, 249, 384, 458/73  
 Bamme, Kr. Rathenow 161, 183  
 Banz, Gem. Weingarten, Kr. Staffelstein 26  
 Barby, Kr. Schönebeck 29  
 Bardowick, Kr. Lüneburg 30, 113, 119, 288  
 Bardowiek s. Bardowick, Kr. Lüneburg  
 Barth, Kr. Ribnitz-Damgarten 475/156  
 Bartschendorf, Kr. Kyritz Abb. 108e  
 Bartzlin s. Lübbenau, Kr. Calau  
 Baruth, Kr. Zossen 73  
 Barz, Kr. Teterow 73  
 Barzig, Kr. Calau 73  
 Basedow, Kr. Hzt. Lauenburg 109  
 Bautzen 119, 194, 197, 290, 295, 309, 384, 386, 388, 390, 391, 392, 399, 400, 401, 402, 403, 411, 443/66, 476/166  
 Bayreuth 27  
 Beeskow 371  
 Behren-Lübchin, Kr. Teterow 44, 57, 69, 74, 85, 86, 96, 97, 99, 100, 117, 146, 173, 177, 179, 181, 183, 185, 186, 196, 243, 252, 340, 434/65, 435/79, 435/81, 440/20, 441/49, 441/51, 442/52, 443/68, 447/4, 447/5; Abb. 5b, 11b, 19, 27, 29, 35c, 77, 78, 79, 87b, 93b, 94a, 100a, 112a  
 Belcengau 30  
 Belizi s. Belzig  
 Belzig 215  
 Bergen, Kr. Rügen 147, 149, 181, 236, 248, 341  
 Berlin 75, 261, 367, 383, 405, 411, 420, 424  
 Berlin-Cölln 367  
 Berlin-Grünau 108  
 Berlin-Kaulsdorf 102, 137, 145, 237, 246  
 Berlin-Köpenick 20, 49, 59, 60, 63, 66, 67, 69, 71, 95, 102, 103, 119, 161, 170, 172, 183, 197, 199, 244, 261, 286, 336, 337, 367, 376, 434/68, 447/10; Abb. 27, 29, 74  
 Berlin-Lichterfelde 72  
 Berlin-Mahlsdorf 127, 144  
 Berlin-Spandau 197, 199, 367, 428/66, 434/68; Abb. 27, 107e  
 Berlin-Zehlendorf Abb. 107d  
 Bernau 475/160  
 Bernburg 29, 154  
 Bersenbrück 345  
 Besunzanen 7, 8, 10, 202  
 Bethenici 7, 8, 202  
 Beutig, Kr. Döbeln 430/11  
 Bibow, Kr. Sternberg 436/101  
 Biere, Kr. Schönebeck 470/77  
 Birka 121  
 Bischofswerda 391, 476/166  
 Bitterfeld 29  
 Bleckede, Kr. Lüneburg 30  
 Bliedersedt, Kr. Sondershausen Abb. 98d  
 Blumenhagen, Gem. Blumenholz, Kr. Neustrelitz 108  
 Bobbau, Kr. Bitterfeld 430/11  
 Boblas, Kr. Naumburg 430/11  
 Bockedra, Groß-, Klein-, Kr. Stadtroda 429/5  
 Bodelwitz, Kr. Pößneck Abb. 117b  
 Böbelin 355  
 Bölkow, Gem. Mühl Rosin, Kr. Güstrow 173  
 Bogumilsdorf s. Bommelsdorf, Kr. Gräfenhainichen  
 Boitin, Gem. Neuleben, Kr. Grevesmühlen 320  
 Boizenburg, Kr. Hagenow 320, 475/156  
 Bommelsdorf, Kr. Gräfenhainichen 32  
 Borna 304  
 Bornhöved, Kr. Segeberg 335  
 Bosau, Kr. Zeitz 305, 349  
 Braak, Kr. Eutin 246, 252, 450/39  
 Brachwitz, Saalkreis Abb. 6b  
 Brandenburg VIII, 56, 63, 71, 79, 92, 95, 96, 97, 107, 113, 115, 119, 120, 122, 147, 166, 167, 170, 172, 180, 194, 196, 197, 198, 199, 212, 215, 216, 219, 238, 240, 242, 243, 244, 251, 257, 258, 261, 273, 276, 277, 282, 284, 286, 287, 288, 293, 299, 318, 323, 324, 336, 343, 352, 353, 367, 376, 380, 381, 434/68, 439/16, 443/69, 445/16, 447/5, 457/58, 465/27, 470/81; Abb. 84d

- Brandenburg, Domininsel 95, 97, 166, 197,  
 215, 439/15; Abb. 21, 92, 93a, 94c, 95a,  
 98a, 100b, 104, 113a, 117h-n  
 Brandenburg, Harlungerberg 197, 251,  
 261, 336  
 Brandenburg-Neuendorf 71, 111, 145,  
 447/5; Abb. 95a  
 Brandenburg, Parduin 147, 196, 199, 261,  
 367, 381  
 Brandenhuse s. Oldenburg  
 Brandis, Kr. Wurzen 476/166  
 Brembach, Groß-, Klein-, Kr. Sömmerda  
 32  
 Bremen 283, 284, 319, 329, 341, 421  
 Bresch, Kr. Perleberg 137  
 Breslau s. Wrocław  
 Brest 294  
 Březno, Kr. Chomutov 23  
 Briehouua 215  
 Britz, Kr. Eberswalde 470/90  
 Brizanen 315, 323, 327, 338, 380, 445/16,  
 462/3  
 Broda, Kr. Neubrandenburg 113  
 Brohna, Kr. Bautzen 165, 183; Abb. 27  
 Brügge 365  
 Brüsewitz, Kr. Schwerin 356  
 Budyšink s. Kleinbautzen, Kr. Bautzen  
 Bützow 475/156  
 Burg 35, 65  
 Burg Stargard, Kr. Neubrandenburg 188,  
 367, 475/146, 475/156  
 Byzanz 20, 105, 120, 454/14  
  
 Calau 309, 310, 391, 400, 411, 475/160  
 Calvörde, Kr. Haldensleben Abb. 42  
 Camburg, Kr. Jena 28, 29  
 Camina, Gem. Radibor, Kr. Bautzen 388  
 Cannewitz, Kr. Grimma 431/19  
 Carpin, Kr. Neustrelitz 432/31  
 Carwitz, Kr. Neustrelitz Abb. 113b  
 Časlavendorf s. Zaschendorf  
 Cauerwitz, Kr. Naumburg 93, 244  
 Chemnitz s. Karl-Marx-Stadt  
 Choren, Kr. Döbeln 429/5  
 Chorin, Kr. Eberswalde 353, 470/90  
 Chorvati 10  
 Chotémershusen s. Kettmannshausen,  
 Kr. Arnstadt  
 Chuntari 10  
 Chu(n)tici 10  
 Ciani 172, 290, 441/35  
 Citici 10, 460/112  
 Clade (Wüstung), Kr. Grimma 429/5  
 Clesten (Wüstung), Kr. Neustrelitz 432/31  
 Clevena, Kr. Bützow 431/20  
 Clieben, Kr. Meißen 431/20  
 Clodra, Kr. Greiz 429/5  
 Clöswitz (Wüstung), Kr. Rudolstadt  
 430/11  
 Closewitz, Kr. Jena 430/11  
 Coblenz, Kr. Bautzen 194  
 Coblowe (Wüstung), Kr. Neustrelitz  
 431/19  
 Coburg 28  
 Cocarescemiorum, urbs 278, 456/42  
 Cölln, s. Berlin-Cölln  
 Cöstitz, Kr. Köthen 154, 194, 268; Abb. 65 g  
 Colditz, Kr. Grimma 10, 74, 476/166  
 Colodici 9, 10, 113, 203, 268, 269, 440/25  
 Compiègne 267  
 Conemiz (Wüstung) bei Dargun, Kr.  
 Malchin 431/19  
 Conerove (Wüstung) bei Altentreptow  
 431/19  
 Conewitz (Wüstung) bei Dargun, Kr. Mal-  
 chin 431/19  
 Connewitz, Kr. Leipzig 431/19  
 Conow, Kr. Neustrelitz; Kr. Ludwigslust  
 431/19  
 Constappel, Kr. Meißen 431/19  
 Coppanz, Kr. Jena 429/5  
 Corvey 465/26  
 Cotrone 284  
 Cotibus 113, 197, 307, 385, 392, 393, 395,  
 397, 398, 399, 400, 401, 410, 411  
 Crawinkel, Kr. Arnstadt 55, 75, 109;  
 Abb. 42  
 Creußen, Kr. Pegnitz 28, 227  
 Crimmitschau, Kr. Werdau 476/166  
 Crivitz, Kr. Schwerin 475/156  
 Crölpa, Kr. Naumburg 429/5  
 Crossen/Oder s. Krosno Odrzańskie  
 Cunnewitz, Kr. Kamenz 431/19  
 Czerwieńsk, Kr. Zielona Góra 393  
 Cziczani 172



- Dabergotz, Kr. Neuruppin 50, 429/6;  
Abb. 17
- Dabrun, Kr. Wittenberg 51, 59; Abb. 27,  
29
- Dadošanen 19, 64
- Dahlen, Kr. Oschatz 476/166
- Dahme, Kr. Luckau 395
- Dahmen, Gem. Rothenmoor, Kr. Teterow  
130, 166, 448/13
- Daleminzien 9, 23, 55, 74, 110, 170, 206
- Daleminzier 7, 9, 19, 33, 64, 68, 109, 112,  
202, 203, 251, 264, 269, 272, 273, 274
- Dambeck, Gem. Bütow, Kr. Röbel 71
- Damerow, Kr. Demmin, Kr. Havelberg;  
Kr. Lübz; Kr. Parchim; Kr. Pasewalk;  
Kr. Waren 37
- Damgarten, s. Ribnitz-Damgarten
- Damm, Kr. Rostock 95, 428/66, 433/53;  
Abb. 108 b/c
- Dankwitz, Kr. Bautzen 73
- Dannenberg, Kr. Lüchow-Dannenberg 30
- Dargun, Kr. Malchin 119, 154, 166, 173,  
195, 334, 341, 356, 471/108, 472/109;  
Abb. 64 f
- Deetz, Kr. Brandenburg 71
- Demmin 86, 107, 113, 119, 121, 180, 191,  
219, 221, 222, 240, 265, 321, 322, 327, 331,  
334, 337, 342, 369, 438/5, 440/28, 475/156
- Dessau 29
- Dessau-Mosigkau 13, 24, 53, 59, 61, 66, 68,  
74, 76, 126, 128, 130, 131, 133, 136, 138,  
139, 140, 145, 201, 233, 235, 436/7, 439/9;  
Abb. 27, 29, 51, 52, 60, 99 a, 110 d
- Desseri s. Doxanen
- Deusne s. Teutschenthal, Saalkreis
- Deutsch-Bork s. Alt Bork, Kr. Belzig
- Deutsch-Luppa, Kr. Oschatz 32
- Devstorf (Wüstung), Kr. Lübz 128;  
Abb. 53
- Dierkow, Stkr. Rostock 102, 103, 433/53;  
Abb. 35 g, 108 a
- Diesdorf, Kr. Salzwedel 469/73
- Dobbin, Kr. Lübz, s. Devstorf
- Doberan s. Bad Doberan
- Doberlug-Kirchhain, Kr. Finsterwalde  
290
- Dobin s. Flessenow, Kr. Schwerin
- Dobrilugk s. Doberlug-Kirchhain, Kr.  
Finsterwalde
- Dobrošovici 207
- Döbeln 476/166
- Dömitz, Kr. Ludwigslust 475/156
- Dornburg, Kr. Zerbst 145
- Dortmund 444/73
- Doxane(n) 8, 10, 11, 13, 215
- Drawehn 11, 30, 38
- Drawehnpolaben 11, 35, 37
- Drense, Kr. Prenzlau 166, 190
- Dresden 15, 18, 151, 154, 384, 391, 395, 411,  
460/114, 476/166; Abb. 66 c
- Drevänen 8, 30
- Drogelitz s. Tröglitz, Kr. Zeitz
- Drossen, s. Osno, Kr. Sulęcin
- Dubie 215
- Dubrau, Kr. Calau, Kr. Forst, Kr. Baut-  
zen 37
- Düpow, Kr. Perleberg 108
- Eichfeld, Gem. Keilhau, Kr. Rudolstadt  
32
- Eilenburg 350
- Eldena s. Greifswald
- Elstertrebnitz, Kr. Borna 310, 461/121
- Engerda, Kr. Rudolstadt 28
- Erfurt 28, 32, 113, 119, 169, 199, 228;  
Abb. 117 c-f
- Erlangen 27
- Ertheneburg 31
- Esesfelthburg 266
- Espenfeld, Kr. Arnstadt 40, 111, 228,  
428/66; Abb. 12, 13
- Esrom/Seeland 334
- Eutersdorf, Groß-, Klein-, Kr. Jena 32
- Eutin 173
- Eythra, Kr. Leipzig 23
- Fahner, Groß-, Klein-, Kr. Erfurt 32
- Fahrland, Kr. Potsdam 43
- Farve, Kr. Oldenburg/Holst. 108
- Feldberg, Kr. Neustrelitz 19, 20, 59, 66, 69,  
71, 124, 130, 131, 133, 136, 141, 145, 147,  
156, 158, 181, 183, 201, 253, 443/14;  
Abb. 7 a, 27, 29, 30, 54, 55, 65 a, 68
- Fergitz, Kr. Templin 72, 120, 180, 183, 244,  
434/68; Abb. 101 d

- Fermersleben, Stkr. Magdeburg 227  
 Festenberg s. Baderitz, Kr. Oschatz  
 Finowfurt, Kr. Eberswalde 127, 141  
 Finsterwalde 385  
 Fischerinsel s. Neubrandenburg, Fischerinsel  
 Flemmingen, Kr. Naumburg 349  
 Flessenow, Kr. Schwerin 326, 327, 330  
 Forchheim 27, 119  
 Forst 411  
 Frankfurt/M. 267  
 Frankfurt/Oder 35, 54, 119, 145, 367, 371, 439/17; Abb. 23  
 Franzburg, Kr. Stralsund 341  
 Freesdorf, Kr. Luckau 167  
 Fresendorf, Gem. Roggentin, Kr. Rostock 78, 87, 190; Abb. 46a  
 Freiberg 368  
 Friedland, Kr. Neubrandenburg 367, 381, 434/65  
 Friedrichsruhe, Kr. Parchim 166, 167, 431/19  
 Friendstedt, Kr. Erfurt 227  
 Friesack, Kr. Nauen 327  
 Frohburg, Kr. Geithain 476/166  
 Frohse, Gem. Schönebeck/Elbe 227  
 Fürstenberg, Kr. Gransee 475/156  
 Fürstenwalde 475/160  
 Fulda 28, 32, 226, 234  
 Fyrkat 179  
  
 Gadebusch 320, 367; Abb. 107h  
 Gahma, Kr. Lobenstein 432/20  
 Gahro, Kr. Finsterwalde 109  
 Gamehl, Kr. Wismar Abb. 37 c, 114 c  
 Gana, s. Jahna, Kr. Riesa  
 Gardelegen 371  
 Gar(t)z, Kr. Angermünde, Kr. Neuruppin, Kr. Rathenow, Kr. Rügen, Kr. Salzwedel, Kr. Seehausen 37  
 Garz, Kr. Rügen 37, 81, 181, 218, 234, 249, 251, 334  
 Gaustadt, Kr. Bamberg 26  
 Gdańsk 102, 144  
 Gehmen, Kr. Jessen 432/29  
 Gehren, Kr. Luckau 170  
 Geithain 476/166  
 Gellenthin, Gem. Usedom, Kr. Wolgast 108  
 Geltow, Kr. Potsdam 215  
 Gera 9  
 Gesau, Kr. Glauchau 432/31  
 Gieba, Kr. Schmölln 429/5  
 Gieckau, Kr. Naumburg 60, 429/5; Abb. 27  
 Gifhorn 30  
 Glauchau 476/166  
 Glebitzsch, Kr. Bitterfeld 431/20  
 Gleina, Gem. Buchenwalde, Kr. Bautzen 388  
 Glewe, Kr. Rathenow 431/20  
 Glewe (Wüstung), Kr. Havelberg 431/20  
 Glewest, Kr. Waren 431/20  
 Glewitz, Kr. Grimmen, Kr. Rügen 431/20  
 Glienicke s. Jabel, Kr. Wittstock  
 Glogów 19  
 Glomac 9, 10  
 Glomuzi s. Lommatzsch, Kr. Meißen  
 Gnesen s. Gniezno  
 Gniezno 298  
 Gnoiien, Kr. Teterow 475/146  
 Göbeln, Gem. Commerau, Kr. Bautzen 401  
 Gömmigk, Kr. Belzig 430/11  
 Gömnitz, Kr. Eutin 430/11  
 Gömtow s. Friedrichsruhe, Kr. Parchim  
 Göritz, Kr. Prenzlau 247  
 Görke, Kr. Anklam 111, 240, 243, 258, 433/53, 450/29; Abb. 101 b, 110 a  
 Görlitz 119, 147, 197, 385, 386, 389, 390, 391  
 Golchen, Kr. Altentreptow 109  
 Goldberg, Kr. Lübz 475/156  
 Gommern, Kr. Burg 194  
 Goseck, Kr. Weissenfels 226  
 Goslar 329  
 Goyatz, Kr. Lützen 401  
 Grabow, Kr. Ludwigslust 37, 475/156  
 Graitschen a. d. Höhe, Kr. Eisenberg 439/7  
 Grammdorf, Gem. Wangels, Kr. Oldenburg/Holst. 162  
 Greifswald 334, 341, 367  
 Grevesmühlen 475/156  
 Grieben, Kr. Tangerhütte 30, 140, 438/7  
 Grimma 476/166  
 Grimmen 130, 439/9

- Grobe, Kr. Wolgast 195, 341  
 Grochewitz, Gem. Serno, Kr. Roßlau 430/11  
 Grochlitz, Kr. Naumburg 430/11  
 Grochwitz, Kr. Herzberg, Kr. Roßlau, Kr. Schleiz 430/11  
 Gröditz, Kr. Bautzen, Kr. Riesa 37  
 Grotzsch, Kr. Borna Abb. 29  
 Großenhain 395, 429/5, 476/166  
 Groß Görnow, Kr. Sternberg Abb. 65 b  
 Großkorbetha, Kr. Weißenfels 425  
 Großpaschleben, Kr. Köthen Abb. 42  
 Groß Plasten, Kr. Waren 430/11  
 Groß Sarau, Kr. Hzt. Lauenburg 137  
 Groß Strömkendorf, Gem. Benz, Kr. Wismar 130, 439/9; Abb. 86 b  
 Groß Wusterwitz s. Wusterwitz, Kr. Brandenburg  
 Groswin 113, 191  
 Guben s. Wilhelm-Pieck-Stadt Guben  
 Güstrow 367, 369  
 Gützkow, Kr. Greifswald 96, 103, 143, 144, 180, 195, 219, 242, 251, 252, 322, 434/68; Abb. 106  
 Gumperda, Kr. Jena 28  
 Gumnitz, Kr. Ueckermünde 430/11  
 Gustävel, Kr. Sternberg 40, 428/66; Abb. 14a/b
- Hagenow 475/156  
 Haina, Kr. Gotha 32  
 Haithabu 111, 113, 115, 121, 167, 199, 437/129  
 Halberstadt 227, 292, 301  
 Halle 29, 55, 90, 109, 117, 119, 169, 197, 225, 303, 304, 405  
 Hallstadt, Kr. Bamberg 26, 27, 113, 119, 227  
 Hamburg 189, 191, 199, 205, 283, 284, 287, 289, 336, 341, 458/68  
 Hammer, Kr. Hzt. Lauenburg 109  
 Hannover 421  
 Harlungerberg s. Brandenburg, Harlungerberg  
 Hasela, Kr. Meißen 350, 363  
 Hasegau 225, 226  
 Hausdorf, Kr. Kamenz 480/20
- Havelberg VIII, 52, 119, 191, 194, 195, 197, 251, 259, 261, 277, 282, 284, 286, 288, 299, 315, 318, 321, 323, 324, 326, 327, 352, 353, 381, 445/16, 457/58, 470/87, 475/160; Abb. 115 a  
 Heidü 32  
 Heilingen, Kr. Rudolstadt 28  
 Herthaburg bei Stubbenkammer, Gem. Saßnitz, Kr. Rügen 147, 181  
 Hersfeld 28, 32, 225, 226  
 Herzberg 397  
 Heveller VII, 7, 8, 10, 20, 22, 57, 64, 66, 81, 91, 93, 113, 159, 166, 170, 187, 202, 215, 216, 221, 222, 245, 251, 261, 273, 276, 287, 288, 293, 298, 315, 323, 325, 327, 338, 367, 462/3  
 Hiddensee, Kr. Rügen 35, 121, 247; Taf. 1  
 Hildagsburg bei Wolmirstedt 169, 226, 441/40; Abb. 72 c  
 Hildesheim 296  
 Hitzacker, Kr. Lüchow-Dannenberg 30, 169, 441/42  
 Höfgen, Kr. Meißen Abb. 66 b  
 Höhbeck bei Lenzen, Kr. Ludwigslust 169, 226, 266, 441/42  
 Hönow, Kr. Straußberg 473/128  
 Hohbucki s. Höhbeck bei Lenzen, Kr. Ludwigslust  
 Hohendorf, Kr. Eisenberg 140  
 Hohen Sprenz, Kr. Güstrow 71  
 Hof 29  
 Hollenstedt, Kr. Harburg 265  
 Holm (civitas) s. Landsberg, Saalkreis  
 Hoyerswerda 390, 400, 411  
 Hwerenofelda s. Warnenfeld
- Ilow, Gem. Hageböök, Kr. Wismar 173, 330, 335, 338  
 Ingelheim, Kr. Bingen 267  
 Isaar, Kr. Hof 429  
 Issigau, Kr. Naila/Obfr. 429/5  
 Itera s. Eythra, Kr. Leipzig  
 Itil 119
- Jabel, Kr. Wittstock 165; Abb. 72  
 Jabelheide, Kr. Ludwigslust 380  
 Jahna, Kr. Riesa 273  
 Jarina s. Gehren, Kr. Luckau

- Jasmund, Kr. Rügen Abb. 37f  
 Jena 28, 147, 151, 154, 156; Abb. 66a  
 Jerusalem 332  
 Jüterbog 292, 332, 367, 391  
 Jumne s. Wolin
- Kabelitz, Kr. Havelberg 431/19  
 Kablow, Kr. Königs Wusterhausen  
 431/19  
 Kahren, Kr. Cottbus 429/5  
 Kalbe/Milde 226, 285, 458/68  
 Kalen s. Neukalen, Kr. Malchin  
 Kallmünz, Kr. Burglengenfeld 28  
 Kaltenborn 228  
 Kamel (Wüstung), Kr. Burg 430/11  
 Kamenz 386, 391, 411, 476/164  
 Kamień, Kr. Złotow 430/12  
 Kamień Pomorski 50, 51, 195, 322  
 Kammin (Cammin) s. Kamień Pomorski  
 Kanekow (Wüstung), Kr. Burg 431/19  
 Kanena, Stkr. Halle 431/19  
 Kankel, Kr. Güstrow 430/11  
 Karft, Kr. Hagenow 11  
 Karl-Marx-Stadt 14, 368  
 Karpin, Kr. Ueckermünde 432/31  
 Karpow (Wüstung), Kr. Kyritz 432/31  
 Karrin, Gem. Hollendorf, Kr. Wolgast  
 108  
 Kaukelau, Kr. Hzt. Lauenburg 430/11  
 Kaupa, Kr. Bautzen 401  
 Kaupang 111, 120  
 Kemnath 28, 227  
 Kertschütz, Kr. Glauchau 429/5  
 Kertzsch, Kr. Glauchau 429/5  
 Kesigesburch s. Cösitz, Kr. Köthen  
 Kessin, Kr. Rostock 173, 190, 251, 317, 318  
 Kessiner 8, 20, 91, 202, 205, 210, 212, 274,  
 284, 297, 300, 315, 317, 318, 323, 328, 338,  
 339, 442/51  
 Kettmannshausen, Kr. Arnstadt 32  
 Ketzin, Kr. Nauen 44, 71  
 Klebitz, Kr. Döbeln 429/5  
 Kiel 336  
 Kieritzsch, Kr. Borna 429/5  
 Kiew 119, 197, 258  
 Kirchmöser, Stkr. Brandenburg 470/81  
 Kirschkau, Kr. Schleich 429/5
- Kitzern (Wüstung), Kr. Hohenmölsen  
 429/5  
 Kitzscher, Kr. Borna 429/5  
 Kladow s. Berlin-Spandau  
 Klaistow, Gem. Busendorf, Kr. Potsdam  
 432/31  
 Klebe, Kr. Lübz 431/20  
 Kleeste, Kr. Perleberg 432/31  
 Kleesten, Kr. Lübz 432/31  
 Kleinbautzen, Kr. Bautzen 34  
 Kleinhettstedt, Gem. Hettstedt, Kr. Arn-  
 stadt 32  
 Klein Niendorf, Kr. Bützow Abb. 87a  
 Kleinweika, Kr. Bautzen 411  
 Klessen, Kr. Rathenow 432/31  
 Kleutsch, Kr. Dessau 351  
 Klevenow, Kr. Grimmen 431/20  
 Kliestow, Stkr. Frankfurt/Oder 146, 162,  
 Abb. 65c  
 Kloden (Wüstung), Kr. Pirna 429/5  
 Klöden, Kr. Jessen 429/5  
 Klöden (Wüstung), Kr. Zerbst 429/5  
 Kloschwitz, Kr. Plauen; Kr. Saalkreis  
 430/11  
 Klossa, Kr. Jessen 430/11  
 Kloster Zinna, Kr. Jüterbog 332, 343, 353  
 Kmehlen, Kr. Großenhain; Kr. Senften-  
 berg 430/11  
 Knau, Kr. Pößneck; Kr. Altenburg 429/5  
 Kneden, Kr. Storman 444/4  
 Knehdn, Gem. Templin 444/4  
 Kneese, Stkr. Schwerin 444/4  
 Knezegranica, Kr. Malchin 444/4  
 Koblack (Wüstung), Kr. Stendal 431/19  
 Koblenz, Kr. Pasewalk 431/19  
 Köbbelitz, Kr. Klötze 431/19  
 Köhra, Kr. Grimma 429/5  
 Köln 365  
 Könderitz, Kr. Zeitz 431/19  
 Königsee, Kr. Rudolstadt 32  
 Könitz, Kr. Saalfeld 431/19  
 Köthen 309, 438/7  
 Kohren, Gem. Kohren-Sahlis, Kr. Geit-  
 hain 429/5  
 Kolba (Wüstung), Kr. Jena; Kr. Leipzig  
 432/31  
 Kolba, Kr. Pößneck 432/31  
 Kolbacz, Kr. Gryfino 334, 341

- Kolbatz s. Kołbacz  
 Kolberg s. Kołobrzeg  
 Kolobrzeg 20, 102, 109, 115, 219, 261, 322  
 Konau, Kr. Hagenow; Kr. Uelzen 431/19  
 Konerow, Gem. Pritzwald, Kr. Wolgast  
 431/19  
 Konow, Kr. Bad Doberan 431/19  
 Konritz, Kr. Wolmirstedt 431/19  
 Koppatz, Kr. Cottbus 429/5  
 Kopschin, Gem. Nuckvitz, Kr. Kamenz  
 194  
 Korbetha, Kr. Merseburg; Kr. Weißen-  
 fels 10  
 Kostrzyn, Kr. Gorzów Wielkopolski 125  
 Krakau, Kr. Magdeburg 351  
 Krakow am See, Kr. Güstrow 71, 475/156  
 Krakow 119  
 Kralapp, Kr. Rochlitz 428/5  
 Krampnitz, Gem. Fahrland, Kr. Potsdam  
 51, 147  
 Kremitz, Kr. Jessen 78; Abb. 32  
 Kremen/Mark, Kr. Oranienburg 475/160  
 Kretschau-Groitzschen, Kr. Zeitz 61, 165,  
 169, 440/33; Abb. 27, 29, 72a  
 Krölpä, Kr. Pößneck; Kr. Zeulenroda  
 429/5  
 Kröpelin, Kr. Bad Doberan 475/146  
 Krolipp (Wüstung), Kr. Jena 429/5  
 Krosno Odrzańskie 119, 290, 294, 432/31,  
 475/160  
 Krossen, Kr. Eisenberg; Kr. Luckau; Kr.  
 Rochlitz 432/31  
 Kruszwica, Kr. Inowrocław 238  
 Kühren, Kr. Wurzen 349, 429/5  
 Küstrin s. Kostrzyn, Kr. Gorzów Wielko-  
 polski  
 Kublank, Kr. Strasburg 431/19  
 Kuhblank, Kr. Perleberg 431/19  
 Kunneritz, Kr. Görlitz 431/19  
 Kunow, Kr. Kyritz 431/19  
 Kunrau, Kr. Klötze 431/19  
 Kyritz 327  
 Laage, Kr. Güstrow 475/156  
 Laas, Kr. Oschatz 429/5  
 Laasan, Kr. Jena 429/5  
 Laasen, Kr. Saalfeld 429/5  
 Laasow, Kr. Lützen 429/5  
 Lancken-Granitz, Kr. Rügen 43, 433/53;  
 Abb. 14c  
 Landeskrone s. Görlitz  
 Landsberg, Saalkreis 44, 154, 156, 194;  
 Abb. 63  
 Langen Jarchow, Kr. Sternberg 430/11  
 Laskau, Kr. Pößneck 429/5  
 Laske, Kr. Kamenz 429/5  
 Lassen, Kr. Wolgast 137, 195  
 Lastau, Kr. Rochlitz 74  
 Lauban s. Lubań  
 Lauenburg, Kr. Hzt. Lauenburg 30, 53  
 Lebus, Kr. Seelow 1, 54, 119, 127, 172, 256,  
 261, 294, 322, 326, 337, 338, 475/160  
 Lechfeld 278  
 Leegebruch, Kr. Oranienburg 20, 161  
 Leest, Kr. Potsdam 434/65  
 Lehnin, Kr. Brandenburg 353  
 Leichnam, Kr. Bautzen 401  
 Leipzig 51, 140, 303, 368, 369, 370, 381, 384,  
 392, 402, 403, 405, 411, 424, 438/7  
 Leisnig, Kr. Döbeln 476/166  
 Leitzkau, Kr. Zerbst 290, 294, 465/27  
 Lenst (Wüstung), Kr. Malchin 430/11  
 Lenzen, Kr. Ludwigslust 166, 167, 169,  
 173, 194, 226, 240, 261, 266, 274, 278,  
 441/37, 475/160  
 Leubingen, Kr. Sömmerda 428/66; Abb.  
 117a  
 Lichstedt, Kr. Rudolstadt 32  
 Lichtenfels 27  
 Liebenwerda 395  
 Lienewitz, Kr. Potsdam 432/31  
 Liede, Kr. Eberswalde 240  
 Liepen, Gem. Thelkow, Kr. Rostock 158;  
 Abb. 7b, 64b  
 Liessow-Bau, Kr. Güstrow Abb. 351  
 Liezizi 8, 64, 113  
 Linau, Kr. Hzt. Lauenburg 432/31  
 Linonen 7, 8, 112, 166, 202, 205, 315, 442/51  
 Linow, Kr. Neuruppin 432/31  
 Lipani 30  
 Liubusua 166, 167, 170, 194, 199, 209, 274,  
 441/36  
 Löbau 386, 391, 393, 476/166  
 Löbnitz, Kr. Delitzsch 368  
 Löbsal s. Seußlitz-Diesbar, Kr. Riesa  
 Lohsa, Kr. Hoyerswerda 402

- Loitz, Kr. Demmin 195  
 Lommatzsch, Kr. Meißen 1, 251  
 Losa, Kr. Reichenbach; Stkr. Plauen 429/5  
 Lubań 385, 390  
 Luckau 167, 170, 194, 199, 274, 391, 397,  
 475/160  
 Luckenwalde Abb. 108 d  
 Ludwigslust 37, 380  
 Lübeck 13, 79, 121, 173, 182, 188, 190, 198,  
 319, 320, 327, 330, 332, 336, 365, 366, 367,  
 369, 371, 374, 383, 474/142; Abb. 27  
 Lübben 304, 398, 411, 475/160  
 Lüchow, Gem. Alt Kalen, Kr. Teterow  
 119  
 Lüchow, Kr. Lüchow-Dannenberg 30  
 Lüneburg 30, 288, 300, 421  
 Lund 218  
 Lunow, Kr. Eberswalde 240; Abb. 112 b  
 Lützensburg, Kr. Plön 173, 319, 320, 328  
 Lützen, Kr. Weißenfels 251  
 Luppä, Kr. Bautzen; Kr. Oschatz 429/5  
 Lusizer (Lusici) 7, 8, 10, 13, 19, 33, 49, 64,  
 68, 76, 84, 112, 113, 159, 166, 187, 202,  
 210, 215, 223, 274, 276, 280, 293, 303, 384,  
 460/114  
 Lutizen s. Wilzen  
 Lynow, Kr. Luckenwalde 432/31  
 Lynow (Wüstung), Kr. Plön 432/31
- Magdeborg s. Magdeburg  
 Magdeborn, Kr. Leipzig 73  
 Magdeburg 3, 9, 29, 35, 64, 71, 112, 113,  
 115, 117, 119, 169, 180, 191, 196, 197, 198,  
 199, 215, 225, 232, 275, 282, 283, 287, 292,  
 303, 314, 322, 326, 327, 337, 341, 348, 351,  
 369, 371, 374, 383, 437/129, 441/40, 444/73,  
 462/3  
 Magnopolis s. Mecklenburg, Kr. Wismar  
 Mahlsdorf s. Berlin-Mahlsdorf  
 Mainz 119, 277, 282  
 Malchin 475/156  
 Malchow, Kr. Waren 251, 327, 330, 331,  
 342, 475/156  
 Malkendorf, Gem. Stockelsdorf, Kr. Eutin  
 121  
 Mankmoos, Kr. Sternberg 430/11  
 Mankmuß, Kr. Wittstock; Kr. Perleberg  
 430/11
- Mansfeld, Kr. Hettstedt 316  
 Marčane 7, 113, 202, 215  
 Marienstern bei Kamenz 387, 388, 401  
 Marlow, Kr. Ribnitz-Damgarten 247,  
 475/156  
 Markröhlitz, Gem. Goseck, Kr. Weißen-  
 fels 430/11  
 Mayen 58, 109  
 Mecklenburg, Kr. Wismar 86, 112, 113,  
 115, 117, 119, 147, 166, 167, 169, 173, 180,  
 183, 186, 189, 190, 198, 212, 219, 240, 261,  
 279, 329, 330, 331, 335, 338, 437/129,  
 441/35, 442/51, 442/58, 443/59; Abb. 83 a,  
 113 e  
 Medeburu s. Magdeborn, Kr. Leipzig  
 Medewitz, Kr. Bischofswerda 73  
 Medow, Kr. Anklam 73, 191  
 Medow s. Wiek, Kr. Rügen  
 Meißen 22, 59, 64, 67, 68, 69, 71, 143, 170,  
 172, 197, 209, 239, 261, 273, 274, 282, 283,  
 285, 303, 307, 308, 309, 310, 349, 381, 384,  
 392, 443/71, 445/11, 476/166; Abb. 27, 29, 62  
 Mellin, Kr. Klötze 434/65  
 Melzow, Kr. Prenzlau Abb. 107 f  
 Memleben, Kr. Nebra 227  
 Menkendorf, Kr. Ludwigslust Abb. 65 d  
 Menzlin, Gem. Ziethen, Kr. Anklam 87,  
 121, 191, 233, 287, 257, 433/53, 448/13,  
 451/53; Abb. 84 a, 85 a, 88, 101 a, 109 a,  
 112 c, 115 b, 119 b  
 Merschwitz, Gem. Pretzsch/Elbe, Kr. Wit-  
 tenberg 18  
 Merseburg 29, 109, 115, 117, 119, 197, 199,  
 226, 236, 256, 273, 274, 282, 293, 295, 296,  
 299, 309, 323, 324, 393, 443/72, 458/73  
 Meseritz s. Międzyrzecz  
 Metz 335  
 Michelenburg s. Mecklenburg  
 Michendorf, Kr. Potsdam 107  
 Międzyrzecz 260  
 Milotići 207  
 Milzener 7, 8, 10, 13, 19, 33, 34, 49, 64, 68,  
 112, 159, 170, 187, 202, 210, 223, 273, 274,  
 276, 303, 310, 384, 480/18  
 Mittenwalde, Kr. Königs Wusterhausen  
 337, 376, 447/10  
 Mödnitz, Gem. Großgrimma, Kr. Hohen-  
 mölsen 73

- Möllendorf, Kr. Finsterwalde 109  
 Mönchenholzhausen, Kr. Erfurt 32  
 Moriciani 8, 460/112  
 Mosigkau s. Dessau-Mosigkau  
 Most 117  
 Mügeln, Kr. Oschatz 55, 74  
 Mühlberg, Kr. Bad Liebenwerda 393, 395  
 Müncheberg, Kr. Strausberg 475/160  
 Müritzer 7, 8, 13, 20, 64, 463/13  
 Müssen, Kr. Hzt. Lauenburg 109  
 Muskau s. Bad Muskau, Kr. Weißwasser
- Nadelitz, Gem. Putbus, Kr. Rügen 434/65  
 Nächstneuendorf, Kr. Zossen 448/17  
 Nantrow, Kr. Wismar 431/21  
 Naumburg 309, 349  
 Naundorf, Kr. Dessau 351  
 Nebra 29  
 Nehms, Kr. Segeberg 31  
 Nelětici 8, 9, 10, 11, 113, 215, 280  
 Neubrandenburg 71, 158, 190, 198, 199, 367, 451/47; Abb. 27  
 Neubrandenburg, Fischerinsel 72, 190, 233, 244, 247, 252; Abb. 46 a, b, 97 c, 101 c, 109 b, 110 c, 124  
 Neubukow, Kr. Bad Doberan 475/156  
 Neuburg-Steinhausen, Kr. Wismar 189  
 Neucencamp s. Franzburg, Kr. Stralsund  
 Neukalen, Kr. Malchin 475/146  
 Neukloster, Kr. Wismar 355  
 Neumünster 319  
 Neu Nieköhr, Gem. Groß Nieköhr, Kr. Teterow 60, 69, 102, 103, 117, 158, 166, 435/81, 441/49, 448/17; Abb. 27, 29, 35 b, 35 h, 46 b, 64 e, 109 c  
 Neuruppin 475/160  
 Neustadt, Kr. Oldenburg 466/31  
 Neustadt-Glewe, Kr. Ludwigslust 431/20, 475/156  
 Neustrelitz 475/156  
 Neuzelle, Kr. Eisenhüttenstadt 109, 405  
 Nezena s. Warder, Gem. Rohlstorf, Kr. Bad Segeberg  
 Nicici 8, 10, 64, 280, 460/112  
 Niederlandin, Kr. Angermünde 247; Abb. 118, Taf. 2  
 Niederpöbel, Gem. Schmiedeberg, Kr. Dippoldiswalde 429/5
- Niemcza, Kr. Dzierżonów 295  
 Niemeck, Kr. Belzig 475/160  
 Niemitzsch s. Polanowica, Kr. Gubin  
 Niemtsch, Kr. Senftenberg 31  
 Nienburg, Kr. Bernberg 68, 71, 305, 351, 470/77  
 Nienburg 215  
 Nienkamp 471/107  
 Niesky 411  
 Nimbschen, Kr. Grimma 31  
 Nimptsch s. Niemcza, Kr. Dzierżonów  
 Nisane(n) 9, 10, 19, 33, 64, 68, 112, 170  
 Nizane s. Nisane(n)  
 Nordhausen 29, 227  
 Notterheide 473/129  
 Nowgorod 120, 144, 253, 365, 383  
 Nürnberg 384  
 Nutnitz, Kr. Riesa 431/20
- Oberhaid, Kr. Bamberg 32  
 Obodriten VI, VII, 7, 8, 10, 13, 20, 21, 31, 37, 48, 49, 81, 91, 112, 113, 115, 121, 158, 159, 166, 167, 180, 182, 187, 188, 190, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 212, 216, 217, 221, 222, 237, 238, 240, 243, 245, 250, 254, 256, 260, 261, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 275, 276, 277, 278, 280, 283, 284, 285, 287, 288, 295, 296, 297, 299, 300, 301, 302, 315, 318, 319, 320, 323, 325, 326, 327, 328, 330, 331, 332, 333, 338, 339, 347, 353, 354, 425/23, 442/51, 443/58, 453/1, 458/68  
 Oderberg, Kr. Eberswalde 117, 337, 475/160  
 Oderwitz, Kr. Borna; Kr. Löbau; Kr. Zittau 429/5  
 Oederan, Kr. Flöha 429/5  
 Ödernitz, Kr. Niesky 429/5  
 Öttern, Kr. Weimar Abb. 107 a  
 Ogrosen, Kr. Calau 431/20  
 Oldenburg 20, 109, 113, 165, 166, 167, 173, 188, 190, 198, 202, 212, 250, 254, 255, 261, 283, 287, 288, 319, 320, 328, 329, 343, 365, 438/133, 442/57, 443/58, 457/58; Abb. 27, 83 b  
 Oldesloe s. Bad Oldesloe  
 Olsborg s. Plön  
 Opole 111, 144, 233, 234

- Oppeln, Kr. Löbau 429/5; Abb. 25  
 Oppeln s. Opole  
 Oppelhain, Kr. Finsterwalde 429/5  
 Orlamünde, Kr. Jena 64  
 Oschatz 303, 392, 429/5, 476/168  
 Oschitz, Gem. Schleiz 429/5  
 Osmünde, Saalkreis 430/11  
 Osnabrück 345  
 Ośno, Kr. Sulęcin 475/160  
 Ossek s. Großenhain  
 Ossig, Kr. Delitzsch; Kr. Görlitz; Kr. Zeitz  
 429/5  
 Osterburg 434/68  
 Owrutsch 233
- Pannowitz, Kr. Kamenz 127, 137, 145  
 Parchim 367  
 Parduin s. Brandenburg  
 Paretz, Kr. Nauen 108  
 Paris 429/5  
 Paschleben s. Großpaschleben, Kr. Kö-  
 then  
 Pasewalk 113, 195, 337, 475/156  
 Paska, Kr. Pößneck 429/5  
 Pauritz, Kr. Altenburg 149  
 Pazne (Wüstung), Kr. Wismar 431/21  
 Paußnitz, Kr. Riesa 63, 257  
 Pechau, Kr. Schönebeck 351, 352  
 Peenemünde, Kr. Wolgast 247, 450/36  
 Pegau, Kr. Borna 476/166  
 Peitz, Kr. Cottbus 365  
 Penkow, Kr. Röbel 429/5  
 Penkwitz, Kr. Zeitz 429/5  
 Pennigsberg s. Mittenwalde, Kr. Königs-  
 Wusterhausen  
 Pennrich, Kr. Dresden 429/5  
 Penzig s. Pieńsk, Kr. Zgorzelec  
 Penzlin, Kr. Waren 475/156  
 Peres, Kr. Borna 429/5  
 Perleberg 475/160  
 Peronzowa s. Tröglitz, Kr. Zeitz  
 Phöben, Kr. Potsdam 69, 109  
 Pieńsk, Kr. Zgorzelec 429/5  
 Pinkowitz, Kr. Meißen 429/5  
 Pinnowitz, Kr. Meißen 429/5  
 Pinnow, Kr. Guben 429/5  
 Pirna 303, 476/166  
 Pirow, Kr. Perleberg 430/11
- Plachtina (Wüstung), Kr. Anklam 430/11  
 Placktitz (Wüstung), Kr. Leipzig 430/11  
 Plagwitz, Kr. Leipzig-Stadt; Kr. Wurzen  
 430/11  
 Plastau, Kr. Gifhorn 430/11  
 Platkow, Kr. Seelow 51  
 Plaue, Stkr. Brandenburg 197  
 Plauen 12, 476/166  
 Plisni 9, 10  
 Plön 60, 69, 173, 212, 250, 319, 320;  
 Abb. 27  
 Plößnitz, Saalkreis 430/11  
 Plöwen, Kr. Pasewalk 166; Abb. 64  
 Ploni 8, 49, 113, 215  
 Podegradicz s. Baderitz, Kr. Döbeln  
 Podegradyz s. Baderitz, Kr. Oschatz  
 Podegradoci, in Altenburg; in Zeitz 149  
 Pöbel s. Niederpöbel, Gem. Schmiede-  
 berg, Kr. Dippoldiswalde  
 Pöhlde, Kr. Osterode 298  
 Pöllnitz, Kr. Pößneck 429/5  
 Pöplitz, Kr. Gräfenhainichen 429/5  
 Pöppeln, Kr. Gera 429/5  
 Pörsten, Kr. Weißenfels 430/11  
 Pogeez, Kr. Hzt. Lauenburg 355  
 Pohla, Kr. Bischofswerda 429/5  
 Polaben 7, 8, 11, 13, 166, 190, 202, 250,  
 297, 315, 320, 338, 442/51  
 Polanowica, Kr. Gubin 31, 68  
 Polenz, Kr. Meißen; Kr. Sebnitz; Kr.  
 Wurzen 429/5  
 Polenzko, Kr. Zerbst 429/5  
 Poplitz, Gem. Beesenlaublingen, Kr.  
 Bernburg 429/5  
 Poppel, Kr. Naumburg 429/5  
 Forst, Kr. Köthen 430/11  
 Posen s. Poznań  
 Possek, Kr. Oelsnitz 429/5  
 Potsdam 71, 109, 111, 120, 215, 246,  
 437/110; Abb. 27  
 Potzlow, Kr. Renzlau 119, 166  
 Poznań 4, 119, 144, 260, 261, 283, 291, 298  
 Prag 105, 115, 117, 273, 289, 399, 403, 405,  
 437/129, 479/14  
 Prelog (FN) bei Kamień, Kr. Złotow  
 430/12  
 Prenzlau 99, 100, 113, 180, 195, 198, 199,  
 367, 435/79, 475/160; Abb. 40, 41, 50



- Prerow, Kr. Ribnitz-Damgarten Abb. 43a  
 Presehnchen, Gem. Schlabendorf, Kr. Luckau 64  
 Pressel, Kr. Eilenburg 430/11  
 Priemern, Gem. Losse, Kr. Seehausen 430/11  
 Priesa, Kr. Meißen 430/11  
 Priester, Kr. Delitzsch; Saalkreis 430/11  
 Priorna 197  
 Prisannewitz, Kr. Rostock Abb. 37a—b  
 Pritzerbe, Kr. Brandenburg 215, 241; Taf. 3  
 Pritzwalk 475/160  
 Prützke, Kr. Brandenburg 18, 24, 248, 257; Abb. 114a  
 Prussen 260  
 Putgarde s. Putgarten, Kr. Rügen  
 Püggen, Kr. Salzwedel 431/21  
 Pürsten, Kr. Borna 430/11  
 Puhlitz, Kr. Rügen 41  
 Puonzowa 9  
 Putgarten, Kr. Rügen 149  
 Pyritz s. Pyrzyce  
 Pyrzyce 219, 261, 322, 342  
  
 Quedlinburg 199, 290  
 Querfurt 29  
 Quetzin, Gem. Plau, Kr. Lütz 173, 330, 331  
 Quilitz, Kr. Wolgast 108, 448/13  
  
 Rabensgrün s. Radvanov, Kr. Falknov nad Ohří  
 Radeburg, Kr. Dresden 476/166  
 Radibor, Kr. Bautzen 480/21  
 Radobyl' 34  
 Radogošč 34  
 Radomyšl' 34  
 Radvanov, Kr. Falknov nad Ohří 32  
 Radvansgrün s. Radvanov  
 Räbel, Kr. Seehausen 208  
 Ragow, Kr. Calau 448/13  
 Ralbitz, Kr. Kamenz 480/20  
 Ralswiek, Kr. Rügen 63, 93, 100, 106, 111, 121, 191, 239, 242, 244, 257, 433/53, 434/65, 438/137, 451/53; Abb. 49c, 84b, 85b, 96, 98b, c, 113c, 115c  
 Ramin, Kr. Pasewalk 79  
 Ranen VI, 3, 8, 10, 22, 91, 100, 105, 107, 115, 121, 122, 181, 182, 214, 216, 217, 218, 219, 222, 252, 255, 256, 282, 274, 278, 315, 317, 318, 333, 338, 339, 445/19, 450/42, 452/63, 461/2  
 Rappin, Kr. Rügen 430/11  
 Rassau, Kr. Uelzen 447/10  
 Rastede, Kr. Ammerland 345  
 Rattey, Kr. Stralsburg 430/11  
 Ratzeburg, Kr. Hzt. Lauenburg 166, 173, 190, 261, 302, 319, 320, 331, 355, 356, 471/98, 475/156  
 Rauba, Kr. Meißen 429/5  
 Ravenna 282  
 Ravensburg, Kr. Neubrandenburg 116, 190  
 Raxa 216  
 Rěčanen 8, 11, 49, 215  
 Redarier 8, 11, 20, 112, 190, 202, 210, 211, 273, 274, 275, 279, 280, 281, 284, 290, 322, 337  
 Redigost s. Rethra  
 Reetzow, Kr. Wolgast 108  
 Regensburg 28, 202, 228, 292  
 Reibitz, Kr. Delitzsch 432/31  
 Reichenau, Kr. Konstanz 458/73  
 Reichenbach/Vogtl. 476/166  
 Reinfeld, Kr. Stormarn 355, 471/101  
 Reinstädt/Gumperda, Kr. Jena 28  
 Reipisch, Kr. Merseburg 432/31  
 Reitwein, Kr. Seelow 154, 158; Abb. 64d  
 Reppen, Kr. Oschatz 430/11  
 Reppina, Kr. Meißen 430/11  
 Reppis, Kr. Riesa 430/11  
 Rererger 188, 442/51, 442/58, 443/58  
 Reric 113, 115, 117, 120, 122, 167, 188, 189, 266, 440/35, 441/35, 442/58, 443/58  
 Rerik, Kr. Bad Doberan 67, 440/35  
 Rethra 11, 210, 211, 223, 248, 250, 252, 254, 258, 259, 260, 262, 293, 301, 322, 343  
 Rheinsberg, Kr. Neuruppin 63  
 Ribe 284, 300  
 Ribenitz (Wüstung), Kr. Anklam 432/31  
 Ribnitz-Damgarten 247, 346, 432/31, 475/146, 475/156  
 Riebau, Kr. Salzwedel 432/31  
 Rieben, Kr. Potsdam 432/31  
 Riedegošt s. Rethra

- Riepke, Kr. Neubrandenburg 432/31  
 Riesa 119  
 Riga 383  
 Robaw, Kr. Zeitz 208  
 Robelj s. Räbel, Kr. Seehausen  
 Rochelinze 9, 22, 23  
 Rochlitz 55, 74, 350, 476/166; Abb. 42  
 Röbel 208  
 Röhlitz (Mark-) s. Markröhlitz, Gem. Goseck, Kr. Weißenfels  
 Römerschanze s. Krampnitz, Kr. Potsdam  
 Römnitz, Kr. Hzt. Lauenburg 355  
 Roeskilde 334  
 Rötha, Kr. Borna 51  
 Roßwein, Kr. Döbeln 476/166  
 Rom 282  
 Rostock 91, 95, 251, 359, 366, 369, 370, 381, 433/53  
 Rothenburg s. Czerwieńsk, Kr. Zielona Góra  
 Rothenmoor, Kr. Teterow 166  
 Roztoc s. Rostock  
 Ruben, Kr. Cottbus 429/5  
 Rudolstadt 32  
 Rugard s. Bergen, Kr. Rügen  
 Rugianer s. Rugier  
 Rugier 10, 22, 248, 464/17  
 Rutenberg, Kr. Templin 93, 244  
 Rybeniz (Wüstung), Kr. Wismar 432/31
- Saalfeld 28, 29, 227, 309  
 Sacrow, Kr. Potsdam 146  
 Särchen, Kr. Bautzen; Kr. Hoyerswerda 429/5  
 Särichen, Kr. Niesky 429/5  
 Särka, Kr. Bautzen 429/5  
 Sagan s. Żagań  
 Sagar, Kr. Weißwasser 429/5  
 Sagel s. Rothenmoor, Kr. Teterow  
 Salzwedel 30, 371, 382, 421  
 Sangerhausen 29  
 Santok, Kr. Gorzów Wielkopolski 149  
 Sanzkow, Kr. Demmin 40, 42, 43, 44, 237, 239, 428/66, 447/8, 447/10; Abb. 14d, 97a, 113d, 117g, 119a  
 Satow, Kr. Bad Doberan 471/106  
 Satzkorn, Kr. Potsdam 247
- Scharstorf, Kr. Plön 162, 183; Abb. 27, 72d  
 Schezla 113, 119  
 Schkeitbar, Gem. Röpitz, Kr. Leipzig 251  
 Schkorlopp, Kr. Leipzig 429/5  
 Schlema, Kr. Aue 429/5  
 Schleswig 113, 199, 318  
 Schlieben, Kr. Herzberg Abb. 65e  
 Schmellwitz, Kr. Cottbus 430/11  
 Schmilau, Kr. Hzt. Lauenburg 302, 343  
 Schönebeck 29  
 Schorba, Kr. Jena 429/5  
 Schraplau, Kr. Querfurt 29, 169  
 Schulenburg, Kr. Osterburg 226  
 Schulzendorf, Kr. Gransee 448/13  
 Schwaan, Kr. Bützow 121, 199, 448/13; Abb. 47  
 Schwabhausen, Groß-, Klein-, Kr. Weimar 32  
 Schwedt 71, 95, 107, 111, 115, 117, 180, 195, 236, 244, 475/160; Abb. 103  
 Schwennenz, Gem. Grambow, Kr. Pasewalk 91, 434/65  
 Schwerin 115, 117, 167, 173, 182, 189, 190, 212, 297, 330, 331, 332, 355, 366  
 Schwerinsburg, Kr. Anklam 240; Abb. 116a  
 Sebnitz 476/166  
 Segeberg s. Bad Segeberg  
 Sehlis, Kr. Leipzig 78  
 Selpoli 8, 9, 10, 19, 64, 303, 384  
 Senftenberg 480/18  
 Senin (Wüstung), Kr. Wolgast 431/21  
 Senzig, Kr. Königs Wusterhausen 431/21  
 Senzke, Kr. Nauen 430/11  
 Serbitz, Kr. Altenburg; Gem. Zaasch, Kr. Delitzsch 429  
 Serimunt 8, 9, 10, 113, 280, 460/112  
 Sermuth, Kr. Grimma 10  
 Seußlitz-Diesbar, Kr. Riesa 151  
 Siegburg, Siegburgkreis 345  
 Siethen, Kr. Zossen 431/11  
 Sirksfelde, Kr. Hzt. Lauenburg 31  
 Siusler 7, 9, 33, 459/105  
 Siusli 10, 113, 280  
 Sixdorf, Kr. Bernburg 43  
 Smeldinger 7, 8, 202, 205, 266  
 Sömmerda 32

- Sörnzig, Gem. Steudten, Kr. Rochlitz 75  
 Soest 444/73  
 Sora, Kr. Bautzen 350  
 Sora, Kr. Meißen 363, 429  
 Sorau s. Żary  
 Sorben VI, VII, IX, 4, 7, 9, 13, 18, 19, 21,  
 23, 26, 29, 33, 48, 49, 84, 112, 113, 159,  
 165, 202, 203, 204, 205, 206, 221, 224, 237,  
 250, 260, 266, 267, 268, 269, 272, 274, 275,  
 282, 285, 303, 311, 349, 354, 384, 390, 391,  
 392, 393, 395, 396, 398, 399, 400, 402, 403,  
 405, 407, 408, 409, 410, 411, 453/1,  
 459/103, 460/114, 472/118  
 Sorbnzig, Kr. Oschatz 74  
 Spaal (Wüstung), Kr. Rudolstadt 429/5  
 Spandau s. Berlin-Spandau  
 Spauditz (Wüstung), Kr. Torgau 430/11  
 Spitzhäuserwall s. Zehren, Kr. Meißen  
 Spitzkuhn, Kr. Röbel 423/31  
 Spohla, Kr. Hoyerswerda 429/5  
 Spremberg 400, 411, 475/160  
 Sprewanen 8, 11, 37, 66, 159, 215  
 Staffelstein, Kr. Lichtenfels 27  
 Stahlbrode, Gem. Reinberg, Kr. Grimmen  
 466/39  
 Staraja Ladoga 120, 144  
 Stargard s. Burg Stargard, Kr. Neu-  
 brandenburg  
 Staßfurt 29  
 Staupitz, Kr. Finsterwalde; Kr. Torgau  
 432/29  
 Stavenhagen, Kr. Malchin 475/156  
 Steinhausen s. Neuburg-Steinhausen, Kr.  
 Wismar  
 Steinkirchen, Gem. Lübben Abb. 97b  
 Steindal 337, 367, 369, 381  
 Sternberg 475/156  
 Stettin s. Szczecin  
 Stodoranen 8, 10, 22, 166, 380, 445/16  
 Stolpe, Kr. Angermünde 195  
 Stolpe, Kr. Anklam 341  
 Storkow, Kr. Beeskow 395  
 Stralow s. Stralsund  
 Stralsund 37, 367, 369, 370, 371, 381  
 Strausberg 475/160  
 Strausberg 475/160  
 Strehla, Kr. Pirna 37  
 Strehla, Kr. Riesa 37, 476/166  
 Strelitz s. Neustrelitz  
 Sülze, Kr. Ribnitz-Damgarten 475/146  
 Süssel, Kr. Eutin 173  
 Suhl 32  
 Sukow, Kr. Teterow 20, 96, 99  
 Sulpize 64  
 Sumte, Kr. Hagenow 432/31  
 Surbi 10  
 Surnezec s. Sornzig, Kr. Oschatz  
 Sventanafeld 265  
 Szczecin 92, 93, 115, 117, 119, 122, 219,  
 220, 221, 232, 251, 252, 253, 255, 261, 321,  
 322, 326, 327, 334, 337, 342, 343  
 Taft, Großen-, Kr. Hünfeld; Wenigen-,  
 Kr. Bad Salzungen 32  
 Tangermünde, Kr. Stendal 236  
 Tartosa 113  
 Taubenheim, Kr. Meißen 350, 363  
 Taucha, Kr. Leipzig 140, 349, 381, 439/7,  
 476/166  
 Techin, Gem. Lassahn, Kr. Hagenow 37  
 Teichel, Kr. Rudolstadt 32  
 Teltow, Kr. Potsdam 22, 475/160  
 Templin 371, 475/160  
 Tessin, Kr. Rostock 475/156  
 Teterow 57, 62, 71, 117, 179, 183, 240,  
 435/79, 435/81, 475/156; Abb. 22a, 27, 29,  
 35d, e, f, k, 80, 114b, 115d  
 Teuchern, Kr. Hohenmölsen 194  
 Teutschenthal, Saalkreis 228  
 Thandandorp 353  
 Thale, Kr. Quedlinburg 31  
 Tilleda, Kr. Sangerhausen 227  
 Toitenwinkel, Stkr. Rostock 190  
 Tollenser 8, 11, 20, 49, 190, 202, 210, 211,  
 284, 322, 337  
 Torgau 113, 154, 194, 381  
 Tornow, Kr. Calau 20, 24, 49, 51, 53, 54,  
 56, 60, 61, 63, 64, 67, 74, 77, 82, 84, 109,  
 122, 128, 133, 136, 138, 141, 145, 146, 160,  
 161, 162, 164, 165, 166, 172, 183, 186, 194,  
 201, 207, 208, 209, 235, 433/50, 438/6,  
 447/4; Abb. 5a, 8, 11a, 18, 20, 22b, c, 27,  
 29, 46c, 56, 57, 58, 59, 61, 65f, 69a, 70,  
 71, 86a, 94b, 96e, 99b, c  
 Tramnitz, Gem. Schönberg, Kr. Kyritz 82  
 Travnjane 8

- Treben, Kr. Altenburg 429/5  
 Trebnitz, Kr. Gera; Kr. Hohenmölsen;  
 Kr. Merseburg; Kr. Riesa; Kr. Zeitz  
 429/5  
 Trelleborg 179  
 Treptow s. Altentreptow  
 Triebes, Kr. Zeulenroda 429/5  
 Tribsees, Kr. Stralsund 93, 195, 335, 357  
 Trittelwitz, Gem. Schönfeld, Kr. Demmin  
 Abb. 116b  
 Tröglitz, Kr. Zeitz 194  
 Trójca, Kr. Zgorzelec 389  
 Troitschendorf s. Trójca, Kr. Zgorzelec  
 Trünzig, Kr. Werdau 429/5  
 Trumpsitz (Wüstung), Kr. Wolmirstedt  
 227  
 Truppen, Kr. Bautzen 429/5  
 Truso 120  
 Trzebiatów, Kr. Gryfice 253  
 Tucharin 9, 10  
 Tützpatz, Kr. Altenburg 431/21  
  
 Uckro, Kr. Luckau 390, 397  
 Uelzen 30  
 Uetz, Kr. Potsdam 51  
 Uhlstädt, Kr. Rudolstadt 28  
 Uhyst, Kr. Bischofswerda; Kr. Hoyers-  
 werda 429/5  
 Ujście, Kr. Chodzież 144  
 Uklei, Kr. Eutin 20  
 Ukranen 8, 11, 20, 49, 190, 215, 274, 277, 323  
 Ullendorf, Gem. Taubenheim, Kr. Mei-  
 ßen 350, 363  
 Unterhaid, Kr. Bamberg 32  
 Unterwiederstedt, Kr. Hettstedt 227  
 Usedom, Kr. Wolgast 107, 113, 117, 119,  
 180, 185, 195, 198, 199, 219, 220, 262, 322,  
 381, 443/67; Abb. 84c, 97d  
 Ústí nad Labem 117  
 Ustiure s. Wolmirstedt  
 Utrecht 348, 352, 380  
  
 Varbelvitz, Kr. Rügen 439/9  
 Verchen, Kr. Demmin 329, 331, 342  
 Verdun 119, 268  
 Vilminitz, Kr. Rügen Abb. 37d, e  
 Vipperow, Kr. Röbel 54, 63, 143, 144, 146,  
 244, 450/29; Abb. 95b  
 Visby 383  
  
 Vitt, Gem. Putgarten, Kr. Rügen 72  
 Vitte, Gem. Hiddensee, Kr. Rügen 72  
 Volkstedt, Gem. Rudolstadt 28  
 Vorberg, Kr. Calau 60, 61, 64, 67, 109, 161;  
 Abb. 27, 29, 69b  
 Vorwerk, Kr. Demmin 159, 440/28, 449/25  
 Vossberg, Gem. Usedom, Kr. Wolgast  
 Abb. 43c  
  
 Wagrier 7, 8, 13, 20, 49, 115, 166, 188, 190,  
 250, 275, 280, 281, 297, 300, 315, 339,  
 442/51, 443/58, 457/58  
 Wagon, Kr. Malchin 431/21  
 Walbeck, Kr. Hettstedt 290  
 Waldenburg, Kr. Glauchau 476/166  
 Walkendorf, Kr. Teterow 434/55  
 Wallhausen, Kr. Sangerhausen 227  
 Walsleben, Kr. Osterburg 273  
 Wangern (Insel Poel), Kr. Wismar 432/31  
 Wanzlow 195  
 Warder, Gem. Rohlstorf, Kr. Bad Sege-  
 berg 165  
 Waren 241, 475/156  
 Warnenfeld 10, 22  
 Warnower 7, 8, 10, 22, 166, 190, 202  
 Weggun, Kr. Prenzlau 244, 431/21, 450/29  
 Weidahaburg s. Wettaburg, Kr. Naumburg  
 Weideroda, Kr. Borna 439/7  
 Weinberg s. Hitzacker, Kr. Lüchow-Dan-  
 nenberg  
 Weisdin, Kr. Neustrelitz 111, 258  
 Weißenberg, Kr. Bautzen 476/166  
 Weißwasser 411  
 Welfesholz 316  
 Wellgrad s. Mecklenburg/Kr. Wismar  
 Wendisch-Bork s. Alt Bork, Kr. Belzig  
 Wendisch-Luppa, Kr. Oschatz 32  
 Werben, Kr. Osterburg 226, 291, 297  
 Werla, Kr. Goslar 281  
 Werle, Kr. Bützow 119, 173, 190, 199, 318,  
 330, 338, 369; Abb. 110d, 111  
 Werschen, Kr. Hohenmölsen 432/31  
 Wesenberg, Kr. Neustrelitz 475/156  
 Weta 9, 10  
 Wettaburg, Kr. Naumburg 194  
 Wichmar, Kr. Jena 28  
 Wiek, Kr. Rügen 73, 191

- Wiersdorf (Wg.), Kr. Wolmirstedt 227  
 Wigon (Wg.), Kr. Neubrandenburg 431/21  
 Wilhelm-Pieck-Stadt Guben 68, 117, 119, 240, 411, 475/160  
 Wilsdruff, Kr. Freital 476/166  
 Wilzen VI, VII, VIII, 2, 7, 8, 11, 13, 20, 21, 37, 77, 112 f., 115, 121, 160, 182, 187, 190, 200, 202–207, 210, 213, 216, 221, 223 f., 250, 252, 255, 260–262, 265–268, 272–280, 284–302, 315, 321 f., 325 f., 335, 338, 347, 354, 448/17, 450/42, 452/63, 453/1, 458/73, 463/15, 463/16  
 Windischholzhausen, Kr. Erfurt 32  
 Wismar 95, 367  
 Wittenberg 320, 398, 421  
 Wittenburg, Kr. Hagenow 356  
 Wittichenau, Kr. Hoyerswerda 381, 399  
 Wittstock 475/160  
 Wöpel, Kr. Salzwedel 430/11  
 Wogastisburg 28, 264  
 Wokuhl, Kr. Neustrelitz 432/31  
 Wokuhl (Wüstung), Kr. Waren 432/31  
 Woldegk, Kr. Strasburg 475/156  
 Wolgast 67, 113, 117, 180, 191, 195, 198, 199, 219, 220, 240, 249, 252, 259, 322, 333, 381; Abb. 123  
 Wolin (Wollin) 102, 103, 107, 111, 115, 119, 120, 121, 140, 188, 189, 191, 195, 197, 218, 220, 261, 281, 322, 334, 343, 436/101  
 Wolkow, Gem. Warrenzin, Kr. Demmin 119  
 Wolmirstedt 29  
 Wortislava s. Wrocław  
 Wrangelsburg, Kr. Greifswald 166  
 Wrocław 119, 286, 403  
 Wuhsen, Kr. Meißen 429/5  
 Wuischke, Gem. Gröditz, Kr. Bautzen; Gem. Meschwitz, Kr. Bautzen 429/5  
 Wünschendorf, Kr. Gera; Kr. Glauchau; Kr. Marienberg; Kr. Merseburg; Kr. Pirna 30, 31  
 Würschnitz, Kr. Großenhain; Kr. Karl-Marx-Stadt 432/31  
 Wurzen 115, 117, 295  
 Wusterhausen a. d. Dosse, Kr. Kyritz 197, 327, 475/160  
 Wusterwitz, Kr. Brandenburg 367, 368, 470/81  
 Wustrow, Kr. Lüchow-Dannenberg 39  
 Zachow, Kr. Nauen 18  
 Zadel, Kr. Meißen 244, 249  
 Zagań 385, 393  
 Zahren, Kr. Waren 232  
 Zamzizi 8, 215  
 Zemzigi 8  
 Żary 388, 393, 395, 402  
 Zaschendorf, Kr. Dresden; Kr. Hohenmölsen; Kr. Meißen; Kr. Sternberg 32  
 Zechinen s. Techin  
 Zeckritz, Kr. Torgau 429/5  
 Zeesen, Kr. Königs Wusterhausen 432/31  
 Zehdenick, Kr. Gransee 143, 144, 145  
 Zehren, Kr. Meißen, Burgberg 51, 59, 62, 67, 69, 183; Abb. 27, 29, 67  
 Zehren, Kr. Meißen, Spitzhäuserwall 156, 172; Abb. 65 h  
 Zeitz 149, 261, 282, 283, 303, 307, 309, 349  
 Zeptritz (Wüstung), Kr. Apolda 429/5  
 Zerbst 194  
 Zerwisti 8, 10, 113, 215, 460/112  
 Zibühl, Kr. Bützow 430/11  
 Zickeritz, Kr. Bernburg 429/5  
 Ziethen, Kr. Anklam 113, 191  
 Zirzipanen 8, 11, 13, 20, 62, 68, 112, 190, 202, 205, 210, 212, 241, 274, 284, 300, 315, 317, 326, 338, 339, 442/51  
 Zirzipanien 107, 173, 177, 178, 334, 441/51, 442/51, 466/38  
 Zischkowitz, Gem. Coblenz, Kr. Bautzen 37  
 Zislów, Kr. Röbel 130, 131, 141, 158; Abb. 64 a  
 Zittau 384, 386, 390, 430/11, 476/166  
 Zlivini 10  
 Zoblitz, Kr. Löbau 432/29  
 Zöblitz, Kr. Marienberg 432/29  
 Zöllnitz, Kr. Jena Abb. 107 c  
 Zörbig, Kr. Bitterfeld 194  
 Zorneske s. Sörnzig, Gem. Steudten, Kr. Rochlitz  
 Zossen 376, 393, 395, 430/11  
 Zschepa, Kr. Riesa; Kr. Wurzen 432/31  
 Zschetzsch, Kr. Grimma 429/5  
 Zschöpperitz, Kr. Schmölln 429/5  
 Zwickau 304, 368, 392, 476/166

## 2. Personennamen

- Absalon, Bischof von Roeskilde 217, 333  
 Adalbert, Erzbischof von Magdeburg 282  
 Adalbert, Bischof von Prag 260  
 Adalbert von Taubenheim 350, 363  
 Adam, Erzbischof von Bremen 220, 248, 296  
 Adolf I. von Schauenburg, Graf von Holstein 317, 318  
 Adolf II. von Schauenburg, Graf von Holstein 319, 320, 326, 327, 328, 329, 331, 347, 348, 354, 365, 466/33, 471/97  
 Adolf III. von Schauenburg, Graf von Holstein 335  
 Agnes von Braunschweig-Lüneburg, Gemahlin Wizlavs II. von Rügen 414  
 Albrecht I., genannt der Bär, Markgraf von Brandenburg 216, 261, 317, 319, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 336, 337, 338, 339, 341, 347, 348, 352, 353, 367, 376, 380, 413, 414, 465/27  
 Albrecht II., Markgraf von Brandenburg 352, 413  
 Albrecht von Bardewiek 381  
 Alfred der Große, König in England 7, 8  
 Alpertus (Alpert von Metz), Mönch 458/75  
 Anno, Erzbischof von Köln 345  
 Ansgar, Erzbischof von Hamburg-Bremen 112, 260  
 Anselm, Bischof von Havelberg 326, 327, 353, 470/88  
 Arnulf von Kärnten, König und Kaiser 225, 228  
 Arnulf, Herzog von Bayern 273  
 Barnim I., Herzog von Pommern-Stettin 222, 367, 413, 467/42  
 Barnuta 414  
 Bart, Arnošt 406  
 Bart-Cišinski, Jakob, sorbischer Dichter 405  
 Beda Venerabilis 8  
 Bern, Abt des Klosters Reichenau 458/73  
 Bernd, Paul 390  
 Bernhard, Grenzgraf 274  
 Bernhard von Clairvaux 325  
 Bernhard II., Herzog von Sachsen 296, 297, 300, 301  
 Bernhard von Anhalt, Herzog von Sachsen 414  
 Bernhard, Bischof von Oldenburg 296, 297  
 Berno, Bischof von Schwerin 330  
 Bilek, Anton 381  
 Bogislaw I., Herzog von Pommern 222, 331, 332, 333, 335, 340, 344, 413  
 Bogislaw II., Herzog von Pommern 413  
 Bogislaw IV., Herzog von Pommern 414  
 Boleslav I., Herzog von Böhmen 278, 279, 281  
 Boleslav II., Herzog von Böhmen 285, 286, 287  
 Boleslaw I., Chrobry (der Kühne), König von Polen 170, 172, 209, 215, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 298, 304, 448/17  
 Boleslaw II., Szczodry (der Freigiebige), König von Polen 301  
 Boleslaw III., Krzywousty (Schiefmund), Herzog von Polen 219, 261, 321, 322, 323, 464/17  
 Boliliut 288  
 Bonifatius, Erzbischof von Mainz 227  
 Borwin s. Heinrich Borwin  
 Břetislav I., Herzog von Böhmen 298, 299  
 Brun von Querfurt 283, 289, 301, 458/73  
 Brunward, Bischof von Schwerin 355, 357  
 Budar, J. M., sorbischer Advokat 400  
 Budivoj, Fürst der Obodriten 212, 300, 412  
 Burchard II., Bischof von Halberstadt 255, 301  
 Butue s. Budivoj  
 Cealadrag, Fürst der Wilzen 203, 206, 267  
 Cimusclo, Fürst der Colodiel 203, 268  
 Cšicibor, Fürst der Sorben 203, 205, 269  
 Conrad, Bischof von Hildesheim 468/54

- Conrad, Graf von Lauenrode 468/54  
 Cyž, Jan 408
- Dagobert I., König der Franken 264  
 Daso, Holste 318  
 Dedo, Graf von Groitzsch 350  
 Dejka, Jan 402  
 Dervan, sorbischer Herzog 7, 202  
 Dietrich, Markgraf von Meißen 368, 370  
 Dietrich von Haldensleben, Markgraf der  
 sächsischen Nordmark 280, 281, 284,  
 291, 457/60  
 Dietrich II. von Wettin, Markgraf der  
 Lausitz 298  
 Dobemysl, König der Obodriten 204, 270  
 Domiszlaus 219, 342  
 Dotilo, Bischof von Brandenburg 284  
 Dragomira, Gemahlin des böhmischen  
 Fürsten Vratislav 215  
 Dragowit, König der Wilzen 159, 191, 203,  
 265, 267, 453/8  
 Dražko, Fürst der Obodriten 167, 204,  
 265, 266, 442/58  
 Dürer, Albrecht 62  
 Dumar, Fürst der Kessiner 317
- Ebo, Erzbischof von Mainz; Bischof von  
 Hildesheim 219, 251, 322  
 Eckbert 278, 279  
 Egward, Bischof von Oldenburg 457/58  
 Einhard 9, 18  
 Ekkehard, Markgraf von Meißen 209,  
 285, 286, 291  
 Erich I., König von Dänemark 318
- Folcmar 309  
 Folcward, Bischof von Oldenburg 287  
 Folkmar, Bischof von Brandenburg 284  
 Fredegar 7, 18, 23  
 Frencelius, A. 395  
 Friedrich I., genannt Barbarossa, Kaiser  
 314, 329, 330, 332, 335, 368, 474/142  
 Friedrich II., Kaiser 335, 337, 370, 466/40,  
 474/142  
 Friedrich, Erzbischof von Bremen und  
 Hamburg 349  
 Friedrich, Bischof von Halberstadt 350,  
 469/73  
 Friedrich, Erzbischof von Köln 348
- Gernand, Bischof von Brandenburg 353  
 Gero, Markgraf 210, 275, 276, 277, 278,  
 279, 280, 282, 460/111  
 Gerold, Bischof von Oldenburg 329,  
 471/97  
 Gerung, Bischof von Meißen 349, 350,  
 469/67  
 Giseler, Erzbischof von Magdeburg 285,  
 286, 288  
 Goethe, Johann Wolfgang von 38  
 Göttrik, König von Dänemark 113, 167,  
 265  
 Gostemysl, Fürst der Obodriten 204, 206,  
 270  
 Gottschalk, Fürst der Obodriten 169, 173,  
 179, 190, 196, 205, 211, 212, 223, 254, 255,  
 261, 299, 300, 412, 442/51  
 Gottschalk, sächsischer Priester 217  
 Günther, Missionar 260, 295  
 Gunzelin von Hagen, Graf von Schwerin  
 190, 330, 331
- Harald VII. (Blauzahn), König von Däne-  
 mark 280  
 Heinrich I., König VII, 167, 170, 261, 270,  
 271, 272, 273, 274, 275, 276, 278, 280, 283,  
 285, 358, 455/24  
 Heinrich II., Kaiser VIII, 210, 256, 289,  
 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298,  
 299, 458/72, 458/73  
 Heinrich IV., Kaiser 73, 301, 304, 314,  
 461/3  
 Heinrich V., Kaiser 316, 322, 461/3, 462/3  
 Heinrich, König der Obodriten 45, 107,  
 112, 147, 173, 175, 182, 189, 190, 211, 212,  
 214, 216, 217, 218, 223, 255, 261, 300, 302,  
 315, 316, 317, 318, 319, 321, 323, 324, 339,  
 340, 342, 412, 445/16, 462/4, 464/18,  
 467/43  
 Heinrich Borwin I., Fürst von Mecklen-  
 burg 221, 332, 335, 340, 356, 366, 412,  
 475/156  
 Heinrich Borwin II., Fürst von Mecklen-  
 burg 367, 412  
 Heinrich Borwin III., Fürst von Rostock  
 412  
 Heinrich von Brandenburg s. Pribislaw/  
 Heinrich

- Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern VIII, 30, 109, 112, 221, 320, 326, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 337, 339, 340, 341, 342, 347, 353, 354, 355, 356, 358, 365, 376, 414
- Heinrich X., genannt der Stolze, Herzog von Bayern und Sachsen 319, 320, 414
- Heinrich der Zänker, Herzog von Bayern 285, 286
- Heinrich II. von Stade, Markgraf der Nordmark 414
- Heinrich von Badwide, Graf von Ratzeburg 319, 320, 354
- Heinrich, Graf von Schaten 330
- Helmold von Bosau 45, 51, 52, 214, 218, 248, 255, 256, 260, 296, 297, 315, 318, 319, 320, 321, 323, 324, 326, 328, 334, 336, 343, 348, 352, 354, 365, 366, 377, 380
- Helmold, Graf von Schwerin 471/101
- Helperich von Plötzkau, Markgraf der Nordmark 414
- Herbord 219, 240
- Hermann Billung, Herzog von Sachsen 275, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 284, 294, 295
- Hermann, Markgraf des Milzenerlandes 292
- Hildiward, Bischof von Halberstadt 285
- Himmler, Heinrich 408
- Hitler, Adolf 407
- Hodo, Markgraf der sächsischen Ostmark 280, 285
- Homer 257
- Hórnik, Michal 405
- Hosed 279
- Ibn Khordádhbeh 119
- Ibrahim ibn Jacob al Israeli at-Tartuši 53, 62, 73, 105, 113, 211, 240, 241, 279
- Innocenz III., Papst 352
- Jacoff, „wendischer“ Goldschmied 390, 481/29
- Jakubica, M. 399
- Jaromar I., Fürst von Rügen 107, 181, 218, 221, 334, 335, 414
- Jaromar II., Fürst von Rügen 414
- Jaromar III., Fürst von Rügen 414
- Jaromar, Sohn Fürst Wizlaws III. von Rügen 221, 414
- Jaromir, Herzog von Böhmen 292
- Jaroslav, genannt der Weise, Großfürst von Kiew 294, 295, 298
- Jaxa von Köpenick 107, 172, 216, 240, 261, 336, 413
- Jessen, Christian Hennig von 39
- Joachim I., Kurfürst von Brandenburg 382
- Johann I., Fürst von Mecklenburg 412
- Johann I., Markgraf von Brandenburg 367, 368, 413
- Johann XIII., Papst 282, 283
- Johann, Bischof von Mecklenburg 189, 258
- Jordan, Jan Pêtr 403
- Kantzow, Thomas 37
- Karl Martell 453/8
- Karl I., der Große, Kaiser VII, 7, 26, 31, 112, 158, 203, 205, 225, 226, 260, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 272, 273, 452/1, 453/14, 454/14
- Karl IV., Kaiser 479/14
- Kasimir I., Herzog von Pommern-Demmin 331, 333, 413
- Kasimir II., Herzog von Pommern-Stettin 413
- Kizo 287, 288
- Knud Laward, Herzog von Schleswig, König der Obodriten 318, 412, 462/5, 462/7
- Knut der Große, König von Dänemark und Norwegen 296, 300
- Knut IV., König von Dänemark 334
- Konrad II., Kaiser VII, 210, 256, 298, 299, 458/72
- Konrad III., König 325, 327, 353, 368
- Konrad der Rote, Herzog von Lothringen 277
- Konrad von Plötzkau, Markgraf der Nordmark 366, 414
- Konrad von Wettin, Markgraf von Meissen 317, 349, 350
- Kruto, Fürst der Wagrier 212, 300, 302, 343



- Lampert von Hersfeld 301  
 Lehmann, Hans 398  
 Leibnitz, Gottfried Wilhelm von 38  
 Leo III., Papst 454/14  
 Liub, Fürst der Wilzen 203, 206, 267  
 Liudolf, Herzog von Schwaben 278  
 Lothar III., Graf von Supplinburg 216,  
 314, 315, 316, 317, 318, 319, 321, 322,  
 323, 324, 325, 342, 368, 414, 462/4, 462/5,  
 462/7, 462/9, 463/15, 463/16, 465/26,  
 466/40  
 Lubjeński, Handrij 402  
 Ludolf, Vogt von Braunschweig 330  
 Ludolf von Peine 330  
 Ludwig I., genannt der Fromme, Kaiser  
 VII, 206, 263, 266, 267, 268, 269, 452/1  
 Ludwig II., genannt der Deutsche, König  
 VII, 268, 269, 270  
 Luther, Martin 479/15  
 Magnus I., König von Dänemark 300  
 Magnus Billung, Herzog von Sachsen  
 302, 414  
 Margarete, Gemahlin Bogislaws IV. von  
 Pommern 414  
 Maricho 309  
 Martinus, Abt von Neuzelle 398  
 Mathilde, Gemahlin Heinrich Borwins I.  
 412  
 Mauritius 282  
 Meinfried, Fürst von Brandenburg 216,  
 323, 324, 342, 413, 445/16, 464/18  
 Meinhard, Bischof von Halberstadt 350  
 Mieszko I., Herzog von Polen 170, 279,  
 280, 281, 283, 285, 286, 289, 291, 457/63  
 Mieszko II., König von Polen 293, 294,  
 298, 299, 304  
 Mike 251  
 Milegost, Fürst der Wilzen 203, 206, 267  
 Miliduch, Fürst der Sorben 203, 444/6  
 Mistue, Fürst der Obodriten 315, 412  
 Mizlav, Fürst von Gützkow 342  
 Moyko von Stolpen 309  
 Mstislav, Fürst der Obodriten 112, 167,  
 182, 189, 211, 212, 223, 241, 296  
 Mstivoj, Fürst der Obodriten 218, 284,  
 285, 287  
 Müntzer, Thomas 389  
 Nakon, Fürst der Obodriten 189, 211,  
 212, 241, 278, 279, 281  
 Niels, König von Dänemark 107  
 Niklot, Fürst der Obodriten 221, 318, 319,  
 320, 326, 327, 328, 330, 331, 332, 338, 339,  
 340, 343, 356, 366, 412  
 Niklot, Fürst von Rostock 332, 335, 340,  
 412  
 Niklot, Fürst von Werle 412  
 Norbert von Xanten 322, 324, 341, 342  
 Oberländer, Theodor 407  
 Oda, Gemahlin Mieszkos I. 291  
 Oda von Meissen, Gemahlin Boleslaws I.,  
 Chrobry 172  
 Olga, russische Großfürstin von Kiew  
 282  
 Otimar, Fürst der Zirzipanen 178, 179,  
 340, 466/38  
 Otto I., genannt der Große, Kaiser VI,  
 215, 216, 227, 261, 270, 271, 275, 276, 277,  
 278, 279, 280, 281, 282, 283, 456/38  
 Otto II., Kaiser VII, 62, 211, 241, 275, 285,  
 286, 291, 457/61  
 Otto III., Kaiser 285, 286, 287, 288, 289,  
 457/61, 458/72  
 Otto, Herzog von Sachsen 272  
 Otto I., Markgraf von Brandenburg 324,  
 325, 334, 337, 367, 413  
 Otto II., Markgraf von Brandenburg 335,  
 337, 413  
 Otto III., Markgraf von Brandenburg  
 367, 413  
 Otto, Bischof von Bamberg 219, 248, 251,  
 261, 322, 324, 341, 342, 343, 463/13,  
 463/16  
 Otto, Bischof von Halberstadt 350  
 Otto der Reiche, Markgraf von Meissen  
 350, 363, 368, 469/70  
 Otto von Northeim, Herzog von Bayern  
 301  
 Perztanus 391  
 Petrisa, Gemahlin des Pribislaw/Hein-  
 rich 107, 336, 413, 465/27  
 Pippin der Jüngere, König der Franken  
 264

- Poppo von Babenberg, Markgraf der Sorbenmark 226  
 Preischwitz, P. von 391  
 Přemysl, Fürst der Böhmen 45  
 Pribislaw/Heinrich von Brandenburg 107, 196, 216, 261, 324, 325, 336, 338, 340, 342, 413, 465/27  
 Pribislaw, Fürst der Obodriten 261, 318, 319, 320, 329, 329, 377, 412  
 Pribislaw von Mecklenburg 330, 331, 332, 333, 339, 340, 342, 343, 356, 412  
 Pribislaw I. von Parchim 412  
 Prislaw, Fürst von Mecklenburg 412  
 Pruzlica, P. 391  
 Radulf, Herzog von Thüringen 28, 264  
 Ratibor, Fürst der Obodriten 300  
 Ratibor I., Herzog von Pommern 327, 413  
 Regelindis, Gemahlin Markgraf Hermanns 292  
 Rikdag, Markgraf von Meißen 265  
 Robert, Graf von Flandern 348  
 Rochel, slawischer Fürst im Lande Oldenburg 328, 343  
 Rudolf I. von Stade, Markgraf der Nordmark 414  
 Samo 26, 203, 264  
 Saxo Grammaticus 178, 179, 196, 248, 251, 344, 445/19  
 Schultze, Johann Farum 38, 39  
 Šedrag, Fürst der Obodriten 204, 206, 266, 267  
 Semela, Fürst der Daleminzier 203, 264  
 Sido, Probst von Neumünster 467/43  
 Siegfried, Graf von Merseburg 274, 275  
 Sigibert III., König der Franken 264  
 Sigrid, Gemahlin des Gottschalk 300, 412  
 Slavomir, Fürst der Obodriten 204, 266, 267  
 Smoler, Jan Arnošt 403  
 Stoignew, Fürst der Obodriten 211, 241, 278, 279  
 Supan, Andrej 480/20  
 Supan, Matei 480/20  
 Sven Estridson, König von Dänemark 296, 300  
 Sventipolk, Fürst der Kessiner 317  
 Sventipolk, Fürst der Obodriten 318, 319, 342, 412, 462/5  
 Swinike, Fürst der Obodriten 318, 412, 462/5  
 Śwjela, Bogumił 405  
 Śwjela, Kito 405  
 Tagino, Erzbischof von Magdeburg 292  
 Takulf, Markgraf der sorbischen Mark 226, 269  
 Tezlaw, Fürst von Rügen 181, 218, 221, 334, 414  
 Thankmar, Graf 275  
 Theophano, Gemahlin Kaiser Ottos II. 286  
 Thessemar, slawischer Grundherr in Wagrien 329, 340, 441/49  
 Thiedrich, Markgraf 278, 284, 285  
 Thietmar, Bischof von Merseburg 22, 73, 167, 239, 248, 250, 255, 256, 274, 280, 285, 286, 290, 291, 292, 293, 295, 296  
 Tugumir, Fürst der Heveller 215, 273, 276, 277  
 Tunglo, Fürst der Sorben 267, 268  
 Twarnuschki, G. 390  
 Udalrich, Herzog von Böhmen 293  
 Udo II. von Stade, Markgraf der Nordmark 301  
 Udo III. von Stade, Markgraf der Nordmark 461/3  
 Udo IV. von Stade, Markgraf der Nordmark 414  
 Unwan, Erzbischof von Bremen 297  
 Vinzenz von Prag 326  
 Vizelin, Bischof von Oldenburg 319, 329, 341, 342, 489  
 Vratislav I., Fürst von Böhmen 215, 286  
 Wago, Bischof 208  
 Waldemar I., genannt der Große, König von Dänemark 330, 331, 333, 334, 466/38  
 Waldemar II., König von Dänemark 335, 336  
 Walram, Bischof von Naumburg 349  
 Wartislaw I., Herzog von Pommern 321, 340, 342, 413, 463/16

- Wartislaw III., Herzog von Pommern-Demmin 222, 367, 413  
 Wartislaw IV., Herzog von Pommern-Wolgast 221, 414  
 Wenzel I., Herzog von Böhmen 273  
 Werner, Bischof von Merseburg 309  
 Wertislaw, Fürst von Mecklenburg 330, 331, 332, 339, 340, 412  
 Wibald, Abt von Corvey 326  
 Wibald, Abt von Stablo 470/88  
 Wichmann, Erzbischof von Magdeburg 349, 351, 363, 367, 376, 469/67, 470/77, 470/81  
 Wichmann II. Billung 275, 278, 279, 281  
 Widukind 215, 248, 250, 273, 274, 276, 279, 280, 281  
 Wigger, Bischof von Brandenburg 465/27  
 Wiprecht von Groitzsch, Markgraf von Meißen 303, 306, 348, 349, 363  
 Wirikind von Havelberg 324, 325, 338, 342, 343  
 Wirtschachus 342  
 Witzan, Fürst der Obodriten 204, 265  
 Wizlaw I., Fürst von Rügen 357, 367, 414  
 Wizlaw II., Fürst von Rügen 414  
 Wizlaw III., Fürst von Rügen 221, 414  
 Woldemar, Fürst der Obodriten 315, 412  
 Zacharias, Papst 227  
 Zejler, Handrij 402, 407  
 Żelibor, Fürst der Wagrier 281, 284, 457/58

### 3. Autoren

- Abb, G. 456/37  
 Adam v. Bremen 431/18, 437/116, 438/131, 438/135, 441/38, 442/51, 442/57, 442/58, 443/60, 445/14, 445/19, 450/42, 452/58, 455/36, 456/58, 457/58, 457/60, 458/84, 459/87, 459/95, 486  
 Ahlers, O. 476/180, 477/189  
 Alpertus 486  
 Andersch, H. 428/66  
 Andree, R. 491/32  
 Ansgar 437/115, 489  
 Antoniewicz, J. 424/1, 448/18  
 Apel, G. 428/66  
 Arbman, H. 438/136, 448/18  
 Arndt, E. 479/15  
 Artler, G. 455/23  
 Asmus, R. 428/66  
 Aßmann, E. 466/39  
 Aubin, H. 452/1, 467/50  
 Augustanus 459/97, 486  
 Bach, Adelheid 428/66, 489  
 Bach, Adolf 424/7, 479/15  
 Bach, H. 428/66, 489  
 Bächthold, H. 438/136  
 Baethgen, F. 452/1  
 Barnycz-Gupieniec, R. 435/73  
 Barraclough, G. 472/117  
 Barthold, F. W. 466/40  
 Bartmuss, H. J. 456/44, 495  
 Bastian, W. 432/33  
 Bathe, M. 427/48, 489  
 Baumann, W. 435/85, 439/7  
 Behm, G. 435/87, 439/14, 439/18, 489  
 Beltz, R. 436/97, 440/17  
 Bentzien, U. 428/6, 430/10  
 Berlekamp, H. 449/27  
 Bernhardi, W. 463/16  
 Bertianus 454/16, 486  
 Beumann, H. 455/23, 455/25  
 Beyer, W. G. 452/59  
 Bielfeldt, H. H. IX, 415—423, 424/1, 483/1, 490  
 Bilek, J. 474/139, 476/178, 476/180, 478/4, 479/6  
 Bischoff, K. 427/49, 427/55, 470/84, 479/15, 483/1  
 Böhmer, J. F. 446/26, 487  
 Bollnow, H. 446/22, 486/40, 474/138, 490  
 Bonifatius 446/37, 453/8, 487  
 Bork, R. 455/32  
 Bosl, K. 454/17  
 Brachmann, H. 425/16, 425/18, 425/19, 438/7, 440/25, 440/33, 447/1, 447/7, 450/30, 451/53, 490  
 Brackmann, A. 453/14, 454/14

- Bräuer, H. 427/46, 490  
 Brandt, O. 462/10  
 Brankack, J. VIII, IX, 302–312, 384–393,  
 424/1, 433/36, 433/42, 437/114, 438/133,  
 444/1, 444/5, 444/7, 445/12, 445/21, 453/1,  
 453/2, 453/7, 455/20, 460/107, 460/108,  
 461/2, 480/22, 490  
 Breddin, R. 439/17  
 Brückner, A. 450/42  
 Brüske, W. 424/3, 424/8, 441/51, 445/14,  
 445/15, 445/17, 445/19, 454/20, 455/23,  
 455/26, 455/35, 456/42, 456/44, 456/48,  
 456/50, 457/61, 458/67, 458/69, 458/77,  
 458/85, 459/101, 461/2, 464/17, 490  
 Bruno 459/100, 487  
 Bruns-Wüstefeld, K. 473/124, 473/130  
 Bünding, M. 455/23  
 Bünding-Naujoks, M. 464/22  
 Bukowski, Z. 450/31  
 Bullin, H. 424/1, 454/20, 455/20, 457/61,  
 490  
 Bullough, D. 452/1  
 Busse, H. 428/66  
 Butzmann, P. 433/46  
 Chronographus Corbeiensis 431/18, 432/  
 28, 487  
 Coblenz, W. VI, 147–186, 425/16, 439/16,  
 440/20, 440/31, 441/45, 443/71, 490  
 Comsa, M. 425/20, 450/31, 490  
 Curschmann, F. 424/3, 445/17, 452/59,  
 456/37, 463/15, 464/22, 490  
 Cyž, B. 481/33  
 Dame, C. 460/113  
 Dannenberg, H. 436/104  
 Dieck, A. 458/37, 457/58  
 Dobenecker, O. 426/35, 431/25, 432/34,  
 444/10, 446/25, 446/29, 446/35, 448/11,  
 460/115, 487  
 Donat, P. VI, 138–147  
 Donnert, E. 455/22, 491  
 Dowiat, J. 466/40, 491  
 Duby, G. 468/50  
 Dunkel, R. 439/7  
 Dunker, H. 441/40, 449/21  
 Dušek, S. 437/109, 446/41, 450/34, 479/4,  
 491  
 Dvornik, F. 452/1  
 Dyggve, E. 451/42  
 Ebel, W. 475/143  
 Ebo 429/3, 448/17, 449/19, 449/28, 450/42,  
 452/58, 463/13, 463/15, 487  
 Eggert, O. 445/19, 466/36  
 Eichler, E. V, 9–11, 22–25, 33–39, 424/4,  
 425/11, 425/18, 426/26, 427/47, 440/23,  
 444/8, 445/11, 460/105, 483/1, 491  
 Einhard 444/6, 453/6, 453/9, 453/10, 486  
 Eisner, J. 451/56  
 Elbracht, K. 426/36  
 Endler, C. A. 467/50  
 Engel, E. VI, VIII, IX, 200–224, 313–344,  
 364–375, 412–414, 445/14  
 Engel, F. 128, 425/16  
 Engels, F. 440/21, 444/7, 478/1, 491  
 Ennen, E. 442/56  
 Epperlein, S. VII, VIII, 263–302, 344 bis  
 371, 454/14, 456/46, 459/99, 468/51, 468/  
 53, 468/54, 469/55, 472/109, 474/138, 491  
 Erdmann, C. 455/25  
 Ernst, A. 436/102  
 Ernst, F.-J. 433/50  
 Ernst, H. 357, 472/112  
 Fabricius, C. G. 432/30  
 Fehr, H. 473/136  
 Fischer, R. 424/1, 427/45, 491  
 Fischer, R. E. 425/12, 427/48, 427/50, 489,  
 491  
 Fleischer, W. 426/26, 479/15  
 Fock, J. 431/17  
 Fock, O. 437/113  
 Foerste, W. 483/2  
 Folkers, J. U. 467/50  
 Franz, G. 472/120  
 Fredegar 426/30, 453/2, 453/3, 453/4, 453/5,  
 487  
 Frei, H. 433/50  
 Frenzel, W. 443/66  
 Freytag, H. J. 455/32  
 Frings, Th. 424/1, 479/12, 479/15  
 Fritze, K. 475/151, 476/172, 476/179  
 Fritze, W. H. 424/1, 444/1, 444/2, 444/4,  
 444/9, 445/11, 445/15, 445/17, 446/28,  
 453/1, 453/11, 454/19, 454/20, 455/27,

- 456/44, 457/61, 458/68, 458/69, 459/101,  
462/5, 471/94, 491  
Füllner, W. 443/72, 455/22
- Gaebel, G. 427/52  
Gandert, O.-F. 434/58, 447/7  
Gause, F. 478/190  
Gebhardt, B. 457/58, 458/68, 472/117  
Gerasimov, M. M. 40, 428/67  
Gericke, H. 467/50, 495  
Gernentz, H. J. 479/15  
Giesebrecht, L. 3, 357, 491  
Gieysztor, A. 456/46  
Gleissner, K. 479/15  
Grabski, A. F. 458/77  
Grandauer, G. 465/23  
Graus, F. 446/23, 455/21, 492  
Grebe, K. 433/47, 434/69, 435/71, 435/76,  
439/15, 439/16, 447/3, 447/5, 451/53, 451/55  
Grenz, R. 427/43, 451/53, 451/57, 492  
Grieg, S. 437/111  
Grimm, P. 437/112, 440/20, 440/25, 440/33,  
441/39, 441/43, 442/56, 443/72, 446/24,  
449/25, 491  
Grosse, R. 479/15  
Grundmann, H. 472/117  
Gumpert, R. 428/66  
Guttenberg, E., Freiherr v. 446/27
- Haak, D. 431/17  
Haas, A. 451/42  
Hamann, C. 446/23  
Hartstock, E. 481/33  
Hatz, G. 436/102  
Hauck, A. 457/58  
Haupt, W. 480/20, 492  
Havlík, L. 424/2  
Heinrich, W. 425/15  
Helbig, H. 459/105, 467/50, 473/132, 475/  
142, 475/145, 475/146, 475/147, 475/152,  
475/155, 475/157, 475/160, 476/161, 476/  
164, 476/165, 477/182  
Helbig, K. 435/85  
Hellmann, M. 453/13, 455/26, 459/97  
Helmold v. Bosau 429/2, 430/7, 430/8,  
430/9, 432/32, 436/96, 436/100, 437/117,  
437/119, 437/120, 437/125, 438/131, 438/  
132, 438/133, 441/38, 441/48, 441/49, 442/  
51, 442/54, 443/58, 443/61, 445/16, 445/18,  
445/19, 449/18, 450/42, 451/45, 451/48,  
451/49, 451/51, 451/52, 452/58, 452/61,  
457/58, 458/86, 459/88, 459/96, 459/101,  
459/102, 461/1, 461/2, 462/3, 462/5, 462/6,  
462/8, 462/11, 463/12, 465/24, 465/25,  
465/28, 466/30, 466/31, 466/32, 466/33,  
466/34, 466/35, 466/37, 467/44, 467/45,  
469/59, 471/93, 471/97, 471/105, 474/141,  
487, 488, 489  
Hennig, E. 434/60  
Hennig, S. 439/7, 439/8  
Henricus Huntingdonensis 458/85, 487  
Hensel, W. 425/23, 442/56, 445/20, 492  
Herbord, 431/18, 437/118, 437/124, 447/6,  
448/17, 449/19, 449/28, 450/42, 451/46,  
452/58, 463/16, 487  
Herder, J. G. 3  
Herfert, P. 433/48, 435/83, 437/111, 438/  
137, 439/9, 443/63, 451/54  
Herrmann, J. V, VI, VII, IX, 7-9, 11-21,  
45-57, 57-72, 72-73, 104-122, 123-138,  
147-186, 187-199, 200-224, 229-262,  
376-384, 424/3, 425/16, 425/17, 425/20,  
425/21, 425/22, 426/33, 426/36, 429/5,  
429/6, 430/13, 430/15, 433/38, 433/40,  
433/41, 433/42, 433/44, 433/51, 434/56,  
434/62, 435/80, 435/88, 436/90, 436/92,  
436/97, 436/105, 437/107, 438/134, 438/4,  
438/5, 438/6, 439/10, 439/11, 439/12, 440/  
20, 440/27, 440/28, 440/30, 440/34, 441/36,  
441/46, 441/51, 442/51, 442/53, 442/58,  
443/64, 443/67, 443/68, 444/1, 444/7,  
445/14, 445/20, 446/23, 447/1, 447/2,  
447/3, 447/4, 447/5, 448/12, 448/17, 449/  
18, 449/20, 449/25, 449/26, 450/29, 450/38,  
451/47, 451/53, 451/55, 453/1, 457/63, 464/  
18, 474/138, 479/4, 492  
Hertel, G. 477/189  
Heßler, W. 424/3, 492  
Heyden, H. 465/26, 467/49  
Hilczarówna, Z. 437/108, 448/15, 449/21  
Hilzheimer, M. 125  
Hoffmann, K. 474/139, 475/146  
Hoffmann, R. 451/53, 451/54, 475/146  
Hofmeister, A. 462/9, 462/10, 465/26  
Hohmann, K. 479/4  
Hollnagel, A. 438/2, 439/13, 449/25, 451/47

- Hoitz, A. 450/40  
 Holtzmann, R. 454/20, 455/34, 456/40, 457/58, 492  
 Hopp, G. D. 479/7  
 Horák, B. 424/1, 444/3, 492  
 Hoyer, S. 469/62  
 Hucke, K. 427/44, 450/29  
 Huth, J. 480/20, 480/22, 492  
 Huth, J. E. 481/32  
  
 Ibn Khordâdbeh 438/136, 487  
 Ibrahim ibn Jacub al Israeli at-Tartuši 437/129  
  
 Jacob, G. 436/95, 437/126, 437/129, 448/14, 448/16, 492  
 Jacob, H. 450/41  
 Jaeger, K.-D. 430/15  
 Jammer, V. 436/101, 437/121  
 Jankuhn, H. 425/16, 427/44, 437/107, 437/111, 438/136, 448/18, 450/39, 492  
 Jedlicki, M. Z. 456/48, 458/74  
 Jenč, R. 481/33  
 Jesse, W. 436/103  
 Jessen, Ch. H. v. 428/80  
 Jordan, K. 476/174  
  
 Kahl, H.-D. 436/102, 436/104, 445/16, 445/17, 452/59, 452/62, 458/38, 461/3, 464/18, 464/19, 464/22, 465/22, 465/27, 467/41, 467/43, 472/119  
 Kaiser, E. 428/57, 428/58  
 Kamińska, J. 447/10  
 Kasper, M. IX. 406—411, 481/33  
 Kiekebusch, A. 125  
 Kiersnowscy, T. u. R. 436/97, 450/36, 450/37, 493  
 Kiersnowski, R. 436/97, 450/36, 450/37, 493  
 Kindscher, F. 449/19  
 Kleemann, O. 449/23  
 Knorr, H. A. VI, 73—103, 434/67, 436/97, 447/1, 447/8, 449/23, 449/26, 450/36, 451/56, 493  
 Knothe, H. 480/25, 481/26, 493  
 Koch, G. 457/61, 460/112  
 Kötzschke, R. 452/1, 455/29, 467/50, 470/84, 472/118, 473/132, 473/134  
 Kolnikowa, E. 451/55  
  
 Koroljuk, V. D. 459/92, 493  
 Koschaker, P. 454/14  
 Kossak, G. 441/51  
 Kostrzewski, J. 449/24, 450/33, 451/56, 493  
 Kowalenko, W. 457/63  
 Kowalski, T. 437/129  
 Krabbo, H. 441/37, 441/44, 445/17  
 Krahe, H. 23, 426/24  
 Kral, M. 480/21, 480/24  
 Kralovánszky, A. 450/31  
 Krause, O. 477/189  
 Krenzlin, A. 430/10  
 Krüger, B. V, 22—25, 138, 425/17, 425/23, 426/31, 431/15, 433/37, 433/43, 438/3, 438/4, 438/7, 447/1, 447/10, 448/12, 449/26, 479/5, 493  
 Krzemienska, B. 432/29  
 Kudrnač, J. 438/7, 439/17, 493  
 Küas, H. 438/7  
 Kunze, P. 481/29  
 Kuraszkievicz, W. 428/57  
  
 Labuda, G. 444/1, 444/6, 453/2, 455/20, 457/61, 458/68, 479/4, 493  
 Lammers, W. 427/44  
 Lammert, F. 461/2  
 Lampert v. Hersfeld 459/99, 488  
 Lampe, W. 443/72  
 Lange, E. 425/14, 425/15, 493  
 Langhammer, L. 438/7  
 Leciejewicz, L. 424/1, 436/97, 437/126, 438/133, 442/56, 442/58, 443/68, 445/20, 445/21, 463/14, 493  
 Lehmann, E. 439/14  
 Lehmann, R. 472/118, 481/33  
 Lehr-Splawiński, T. 427/56, 428/57  
 Leube, A. 443/67  
 Leubuser Mönch 472/109  
 Lewicki, T. 425/23  
 Lintzel, M. 453/5, 453/8  
 Lippert, W. 480/17  
 Lisch, G. C. F. 442/52  
 Ljapuškin, I. I. 439/17  
 Löwe, H. 454/14  
 Lowmiański, H. 453/1, 493  
 Lucht, D. 446/23  
 Ludat, H. 432/29, 457/80, 458/72, 458/80, 467/42, 474/139, 479/5

- Lüpke, S. 455/32  
 Lütge, F. 446/30, 472/122  
 Lukas, G. 457/61  
 Lullus 487  
  
 Maas, W. 473/134  
 Mager, F. 472/120, 473/132  
 Maleczyński, K. 457/63  
 Marciniak, R. 444/1, 493  
 Marx, K. 436/98, 436/99, 493, 494  
 Mayer, Th. 452/1, 453/14  
 Meibeyer, W. 427/42  
 Meriggl, B. 452/83  
 Mětsk, F. IX, 393—400, 460/107, 461/120,  
 481/31, 481/33, 494  
 Möbius, G. 440/31  
 Morawe, F. 448/18  
 Moszyński, K. 447/9  
 Mühlbacher, E. 446/26, 487  
 Müller, A. v. 448/18  
 Müller, H.-H. V, VI, 57—72, 431/16, 440/31.  
 Müller-Mertens, E. 443/69, 455/34, 475/  
 158, 475/159, 494  
 Musianowicz, K. 450/31, 494  
  
 Nadolski, A. 448/17, 448/18, 449/19, 449/  
 20, 494  
 Nagel, W. 448/18  
 Nahlik, A. 447/10  
 Nalepa, J. 426/27, 427/47, 494  
 Neugebauer, W. 434/63, 434/66, 435/72,  
 435/73, 435/74, 435/84, 436/89, 441/50,  
 443/61, 447/5, 450/29, 494  
 Nickel, E. 444/73, 479/4  
 Nießen, P. v. 466/40  
 Nietzsche, H. 429/5  
 Nottrot, L. 460/110  
 Nowotny, P. 492/33  
  
 Oelmann, W. 473/131  
 Ogrissek, R. 473/133  
 Olechnowitz, K. F. 475/146, 476/171, 476/  
 177  
 Olesch, R. 428/59, 428/61, 428/62, 428/65  
 Ołreński, J. 424/9  
 Otto v. Freising 464/20, 488  
  
 Pašuto, V. T. 459/92  
 Patze, H. 469/65  
  
 Pauls, V. 462/9  
 Paulsen, P. 449/19, 450/35  
 Peters, H. G. 434/64  
 Petersen, J. 448/18  
 Petzsch, W. 439/13  
 Piaskowski, J. 433/50, 433/52  
 Pitterová, A. 439/15, 494  
 Planitz, H. 442/56, 474/138  
 Pleiner, R. 433/50, 436/93  
 Pleinerová, I. 426/28  
 Ploetz 459/104  
 Poklewski, T. 447/7  
 Polański, K. 428/65  
 Pošvát, J. 436/101, 436/103, 494  
 Prange, W. 430/14  
 Preidel, H. 448/18  
 Procházka, V. 444/1, 445/12, 445/15, 494  
 Prosnak, M. 438/137  
 Protze, H. 479/15  
 Prüfeninger Mönch 448/17, 449/28, 450/  
 42, 452/58, 488  
  
 Quirin, H. 469/57  
  
 Rahewin 464/20, 488  
 Rajewski, Z. 435/85  
 Rappoport, P. A. 442/55  
 Redlich, F. 433/36  
 Reisner, W. 476/169  
 Rempel, H. 426/36, 434/59, 434/61, 434/68,  
 447/1, 448/17, 449/21, 449/23, 450/31, 450/  
 32, 450/34, 450/37, 451/53, 494  
 Renn, B. G. 464/17  
 Richter, J. 435/85  
 Rörig, F. 437/121, 444/73, 494  
 Rost, P. 428/65  
 Rothert, H. 468/54  
  
 Saxo Grammaticus 442/52, 445/19, 449/28,  
 450/42, 451/42, 451/50, 452/58, 467/49,  
 488  
 Schall, H. 476/180  
 Scheffler, H. H. 473/127, 473/131  
 Scheil, U. 446/23  
 Schieffer, Th. 458/72  
 Schiller, K. J. IX, 406—411, 482/33  
 Schlesinger, W. 429/1, 433/36, 443/65, 445/  
 11, 446/39, 453/1, 455/29, 456/37, 460/106,

- 464/17, 464/19, 464/22, 465/22, 465/27,  
470/87, 472/117, 472/118, 473/135, 474/  
138, 476/164, 476/167, 477/190, 494
- Schlimpert, G. 427/48, 489
- Schmaltz, K. 446/23
- Schmid, H. F. 445/12, 456/37
- Schmid, W. P. 426/24
- Schmidt, B. 426/29, 494
- Schmidt, O. E. 461/121
- Schmidt, R. 465/26
- Schmitt, L. E. 479/15
- Schneider, J. 426/41, 438/7, 494
- Schönfeld, H. 483/1
- Schoknecht, U. 433/53, 435/85, 439/13, 443/  
62, 448/13, 451/54
- Schott, L. 428/66, 495
- Schubart-Fikentscher, G. 475/143, 475/  
149, 475/153, 476/168
- Schuchhardt, C. 445/14, 445/20, 495
- Schübler, H. 439/13
- Schuldt, E. 425/21, 425/22, 434/54, 434/55,  
434/57, 435/75, 435/77, 435/78, 435/82,  
435/86, 436/91, 439/9, 439/19, 440/20, 440/  
29, 441/51, 442/52, 443/68, 447/1, 447/3,  
447/4, 447/5, 448/17, 449/25, 449/26, 495 f.
- Schulenburg, O. 436/101
- Schultze, J. 457/61, 457/64, 462/4, 464/19,  
464/22, 465/27, 466/29, 467/42, 473/128,  
473/131, 480/22, 495
- Schulze, E. O. 454/20
- Schuster-Šewc, H. 444/10
- Schwartz, E. 463/16
- Schwarz, E. 424/5, 424/6, 426/34, 446/  
27
- Schwebe, J. 428/64
- Schwineköper, B. 473/135
- Sehnert, J. A. 428/65
- Sido v. Neumünster 467/43, 488
- Siebert, R. 481/32
- Skjølsvold, A. 437/111
- Skovmand, R. 450/36
- Ślaski, K. 466/40, 495
- Ślawnski, F. 428/57
- Šolta, J. IX, 400—406, 481/33, 482/33
- Sponsel, J. S. 461/121
- Sprockhoff, E. 441/42
- Stará, M. 433/42, 448/10
- Steinbrück, K. 426/38
- Stern, L. 456/44, 467/50, 477/186, 495
- Stoob, H. 461/2
- Strauß, F. J. 478/191
- Struve, K. W. 440/20, 440/32, 442/57, 466/  
31, 466/32, 495
- Stuhr, F. 443/59
- Sturmhoefel, K. 460/110
- Suhle, A. 436/103, 436/104
- Szymański, W. 437/108
- Tabaczyński, S. 436/105
- Teichert, M. 431/17
- Teichert, H. 470/84, 483/1, 483/4
- Theobald, W. 435/70, 435/73
- Theophil, Mönch 435/70
- Theophylactus Simokattes 425/23, 489
- Thietmar 426/39, 441/38, 441/45, 441/46,  
443/70, 443/72, 445/11, 445/13, 445/14,  
448/17, 449/28, 450/42, 451/43, 451/44,  
451/52, 455/22, 455/28, 456/44, 456/48,  
456/51, 457/62, 457/64, 457/65, 458/68,  
458/71, 458/73, 458/74, 458/76, 458/77,  
458/78, 458/79, 458/81, 458/83, 489
- Timpel, W. 428/66
- Tokarew, S. A. 450/42, 495
- Trautmann, O. 460/113, 460/114
- Trautmann, R. 425/10, 427/49, 427/50, 427/  
51, 432/35, 440/23, 444/4, 495
- Trávníček, D. 424/1, 444/3, 492
- Třeštík, D. 432/29
- Tymieniecki, K. 444/10, 495
- Uhlirz, K. 457/61
- Ullrich, H. V, 39—44, 428/66, 428/67, 428/  
68, 429/69, 429/70, 495
- Unger, M. 465/22, 474/139, 476/165, 476/  
166, 478/173, 476/176
- Unverzagt, W. 426/32, 439/17, 448/17, 449/  
25, 450/38, 495
- Urbańczyk, St. 425/9
- Uslar, R. v. 440/20, 496
- Váňa, Z. 450/31, 496
- Vaněček, V. 454/17
- Vasmer, M. 436/94
- Vinzenz v. Prag 465/23, 489
- Vitense, O. 446/23
- Vitt, V. O. 431/17



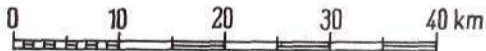
- Vogel, W. 427/53, 470/83, 470/90, 472/119, 472/121, 473/126, 473/131, 477/185, 477/188, 479/4, 479/7, 479/8
- Vogt, H.-J. 425/19, 433/45, 433/40, 437/110, 439/7, 496
- Vogt, H. W. 462/4
- Voigt, E. 477/186, 495
- Volz, W. 452/1, 472/116
- Wachowski, K. 445/19, 452/1, 454/20, 496
- Walther, H. V, VII, 25—32, 224—228, 426/34, 426/35, 427/45, 444/8, 459/104, 480/18, 496
- Warnke, Ch. 437/126, 437/129, 438/136, 456/46
- Wasowiczówna, T. 438/136
- Wattenbach, W. 468/51
- Wauer, S. 427/49
- Wehrmann, C. 477/189
- Wehrmann, M. 446/23
- Weickmann, F. 429/69
- Weinrich, L. 467/50, 475/142, 475/145, 475/146, 475/147, 475/152, 475/155, 475/157, 475/160, 476/161, 476/164, 476/165, 477/182
- Weitzmann-Fiedler, I. 447/7
- Wenskus, R. 457/59, 458/73
- Wentz, G. 456/37
- Wenzel, W. 427/49
- Wesche, H. 428/63
- Wetzlar, K. 450/32
- Widera, B. 459/99
- Widukind 441/37, 455/23, 455/24, 455/26, 455/30, 455/31, 455/33, 455/35, 456/39, 456/41, 456/42, 456/43, 456/44, 456/45, 456/47, 456/49, 456/50, 456/51, 456/52, 489
- Wienecke, E. 447/9, 451/42, 451/57, 452/63
- Wipo 459/89, 489
- Witkowski, T. V, 9—11, 22—25, 33—39, 424/1, 425/11, 425/12, 425/13, 426/25, 427/50, 429/5, 479/11, 491, 496
- Witte, W. 358, 380, 471/104, 472/115, 472/116, 472/120, 473/130, 478/3, 496
- Wojciechowski, Z. 456/38
- Wolfgram, E. 482/33
- Wurschi, H. 428/66
- Zak, J. 436/97, 437/130, 438/136, 448/15, 448/18, 449/22, 496
- Zander, M. 451/55
- Zeil, W. 482/33
- Zernack, K. 445/11, 445/13, 467/42, 475/159, 496
- Zühlsdorff, W. 427/54
- Zwahr, H. 482/33

#### 4. Anschriften der Autoren

- Bielfeldt, Hans Holm, Prof. Dr. phil. habil., Akademienmitglied, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bereich Sprachgeschichte, 108 Berlin, Zimmerstr. 94.
- Brankack, Jan, Doz. Dr. phil. habil., Sorbisches Institut der Karl-Marx-Universität, 701 Leipzig, Fritz-Mistel-Str. 198 b.
- Coblenz, Werner, Dr. phil., Landesmuseum für Vorgeschichte, 806 Dresden, Japanisches Palais.
- Donat, Peter, Dr. phil., Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bereich Ur- und Frühgeschichte, 106 Berlin, Leipziger Str. 3—4.
- Eichler, Ernst, Doz. Dr. phil. habil., Sektion theoretische und angewandte Sprachwissenschaft der Karl-Marx-Universität Leipzig, Forschungskollektiv Namenkunde, 701 Leipzig, Peterssteinweg 2—8.
- Engel, Evamaria, Dr. phil., Zentralinstitut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Wissenschaftsbereich Deutsche Geschichte, 108 Berlin, Clara-Zetkin-Str. 26.

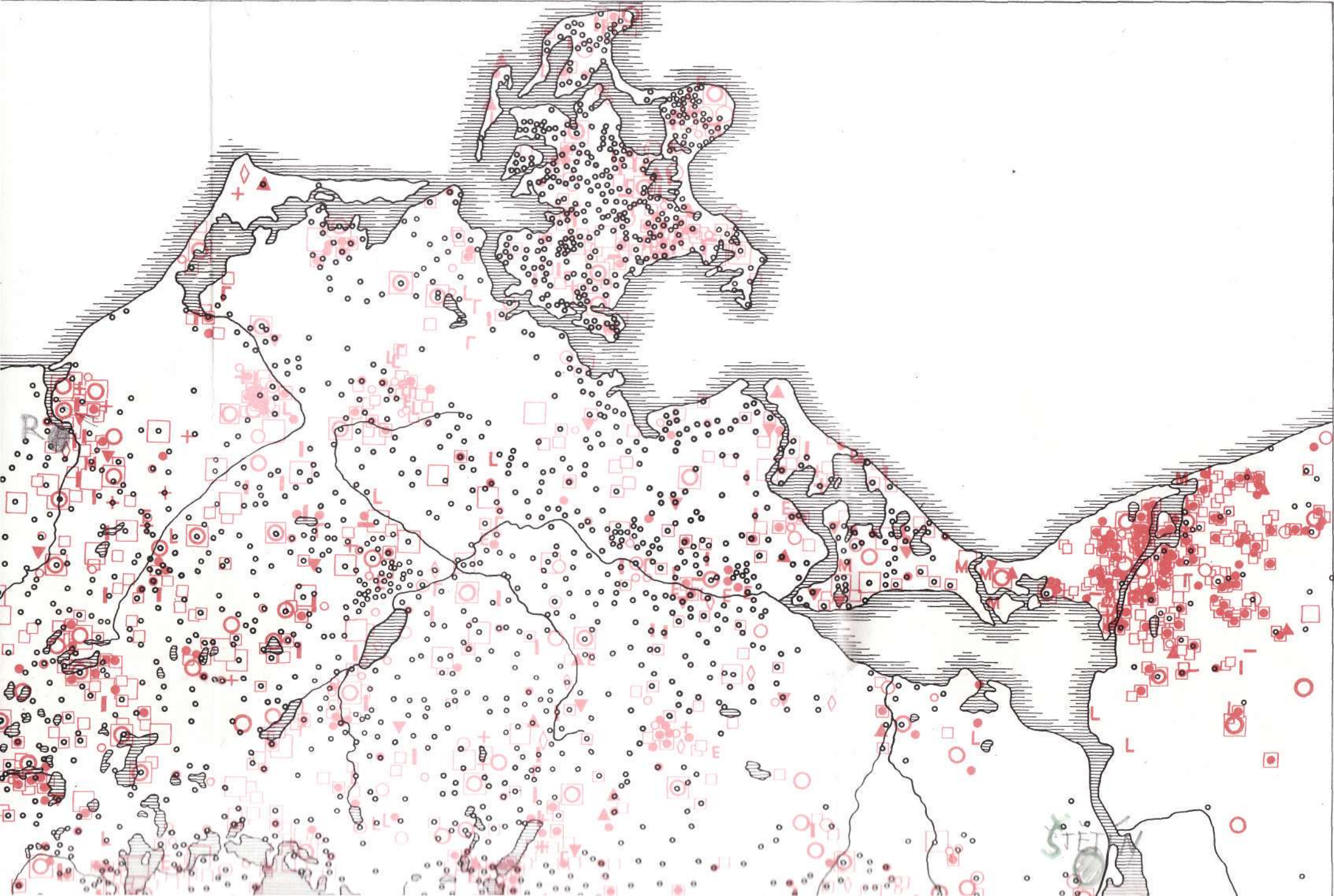
- Epperlein, Siegfried, Dr. phil. habil., Zentralinstitut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Wissenschaftsbereich Deutsche Geschichte, 108 Berlin, Clara-Zetkin-Str. 26.
- Herrmann, Joachim, Prof. Dr. phil. habil., Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 108 Berlin, Leipziger Str. 3-4.
- Kasper, Martin, Dr. phil., Institut für Sorbische Volksforschung beim Zentralinstitut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 86 Bautzen, Ernst-Thälmann-Str. 6.
- Knorr, Heinz Arno, Prof. Dr. phil., Sektion Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig, Bereich Urgeschichte und Alte Geschichte, 701 Leipzig, Peterssteinweg 2-8.
- Krüger, Bruno, Dr. phil., Zentralinstitut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bereich Ur- und Frühgeschichte, 108 Berlin, Leipziger Str. 3-4.
- Mětšk, Frido, Dr. phil. habil., Institut für Sorbische Volksforschung beim Zentralinstitut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 86 Bautzen, Ernst-Thälmann-Str. 6.
- Müller, Hanns-Hermann, Dr. rer. nat., Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bereich Ur- und Frühgeschichte, 108 Berlin, Leipziger Str. 3-4.
- Schiller, Klaus-Jürgen, Dr. phil., Institut für Sorbische Volksforschung beim Zentralinstitut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 86 Bautzen, Ernst-Thälmann-Str. 6.
- Solta, Jan, Dr. rer. oec., phil. habil., Institut für Sorbische Volksforschung beim Zentralinstitut für Geschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 86 Bautzen, Ernst-Thälmann-Str. 6.
- Ullrich, Herbert, Dr. rer. nat., Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bereich Ur- und Frühgeschichte, 108 Berlin, Leipziger Str. 3-4.
- Walther, Hans, Dr. phil. habil., Sektion theoretische und angewandte Sprachwissenschaft der Karl-Marx-Universität Leipzig, Forschungskollektiv Namenkunde, 701 Leipzig, Peterssteinweg 2-8.
- Witkowski, Teodolius, Dr. phil., Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bereich Sprachgeschichte, 108 Berlin, Zimmerstr. 94.

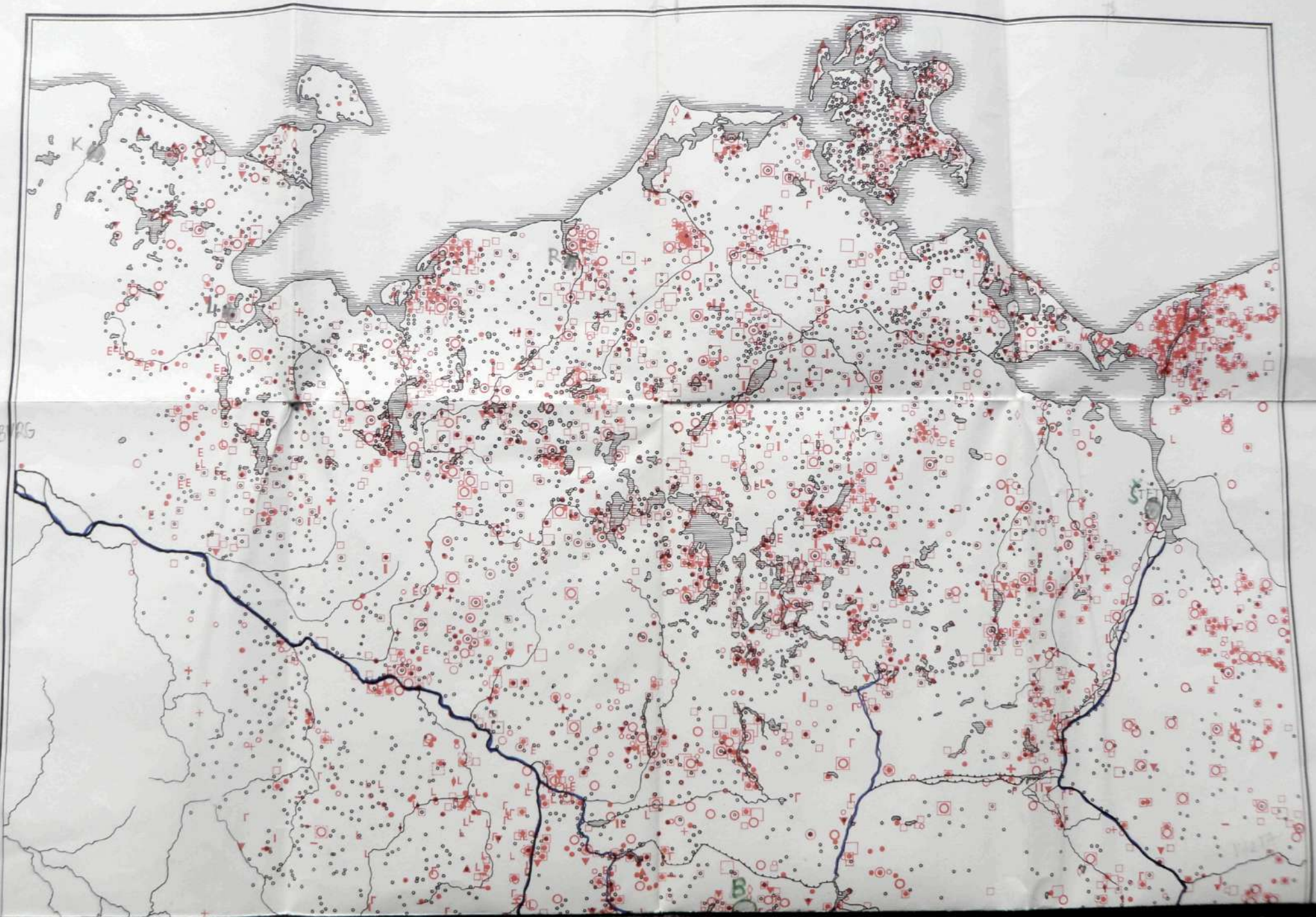
# SLAWISCHE BODENFUNDE UND ORTSNAMEN

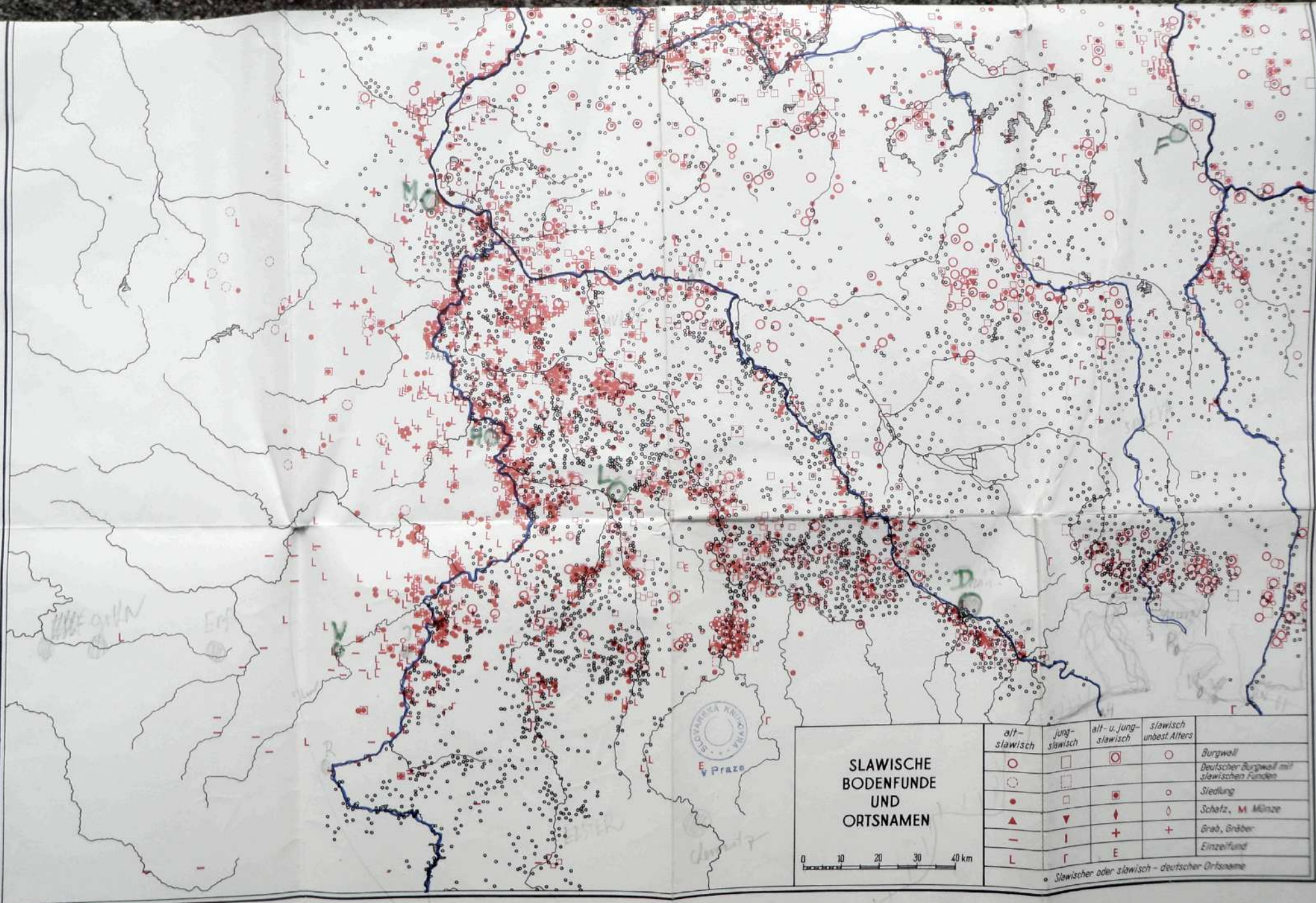


<i>alt- slawisch</i>	<i>jung- slawisch</i>	<i>alt- u. jung- slawisch</i>	<i>slawisch unbest. Alters</i>	
○	□	◻	○	<i>Burgwall</i>
○	□			<i>Deutscher Burgwall mit slawischen Funden</i>
●	□	◻	○	<i>Siedlung</i>
▲	▼	◆	◇	<i>Schatz, M Münze</i>
—		+	+	<i>Grab, Gräber</i>
L	Г	E		<i>Einzelfund</i>

◦ *Slawischer oder slawisch - deutscher Ortsname*







**SLAWISCHE  
BODENFUNDE  
UND  
ORTSNAMEN**

alt- slawisch	jung- slawisch	alt- u. jung- slawisch	slawisch unbest. Alters	
○	□	◐	○	Burgwall
◌	◌	◌	◌	Deutscher Burgwall mit slawischen Funden
●	◻	◼	○	Siedlung
▲	▼	⬇	⬇	Schatz, M Münze
-		+	+	Grab, Gräber
L	Γ	E		Einzelfund
				• Slawischer oder slawisch-deutscher Ortsname

